Hahn-Hahn

Bilder

aus der

Geschichte der Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Dritter Band.

Die Kirchenväter.

Erste Abtheilung.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1859.

Die Kirchenväter.

Erste Abtheilung:

Väter der orientalischen Kirche.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1859.

Mainz,
Druck von F. Kupferberg.

Vorwort.

Mit größter Zaghaftigkeit lasse ich diesen dritten Band von Bildern aus der christlichen Kirche erscheinen, weil ich mehr noch als früher die Größe des Gegenstandes und die Schwäche der Feder fühle, die sich an ihn wagte. Aber er gehört in den Kreis meiner Aufgabe und so mußte ich in Gottes Namen fortsetzen, was ich in Gottes Namen angefangen habe. Es war nicht möglich, diese großen, reichen, glänzenden Gestalten in den engen Rahmen und die kleinen Umrisse der früheren Bilder zu bringen; denn in ihrer Hand, in ihrem Herzen, laufen zu viele Fäden der Geschichte ihrer Zeit zusammen, um diese unberücksichtigt zu lassen. So habe ich mich in dieser Sammlung auf die allerberühmtesten Väter der katholischen Kirche im Orient beschränkt — den Occident späteren Tagen überlassend — und ich hoffe, daß ihre großartige Schönheit, die zugleich so erhaben und so lieblich ist, sich durch die Unvollkommenheit meiner Feder hindurch Bahn brechen werde. Das katholische Herz frohlockt bei der Betrachtung dieser Männer, welche die Säulen seiner Kirche und folglich der gesammten Gesittung

und Entwickelung der Menschheit sind; denn mit dem Glauben der Kirche hielten sie die Frucht der Erlösung, das christliche Leben aufrecht, deren Zusammenhang nur der Unglaube läugnet. So ein Athanasius trägt, wie ein anderer Atlas, die christliche Welt auf seinen Schultern! Die früheren Bilder zeigten die Nachfolge Christi in seinen Heiligen, den Martyrern und den Einsiedlern, mehr von der duldenden Seite; ihnen war die blutige Passion von Golgatha und die stille Passion des Herzens am Oelberge zur Aufgabe geworden. Die heiligen Kirchenväter folgen dem lehrenden Leben Jesu nach, und dabei haben denn auch wahrlich die Leiden ihnen so wenig gefehlt, als ihrem göttlichen Meister! Wie oft heißt es auch bei ihnen: „Und er verbarg sich;" oder: „Man hob Steine auf, um ihn zu tödten." Kreuz und Dornenkranz sind das gemeinschaftliche Erbgut aller Heiligen, gleichviel ob auf dem Patriarchensitz oder in der Einöde; darin finden sie sich Alle zusammen als ächte und rechte Kinder des Reiches Gottes, das sie auf Erden verkündigen und ausbreiten. Nicht vielen Menschen ist die Gnade geworden, so Großes für das Reich Gottes zu wirken, wie diesen Männern, und deshalb mußten sie sich durch heilige Ascese tief in den mystischen Tod des Gekreuzigten mit einbegraben, um Theil zu haben an seinem übernatürlichen Leben, welches die Seele der geistigen Welt ist.

Die Uebersetzungen der Schriften der Kirchenväter und ihre Biographien, die zu Kempten erscheinen, aber bis jetzt noch nicht über Basilius hinausgehen; dann die Kirchengeschichten von Tillemont und von dem gelehrten Benedictiner Remy Ceillier, drei bändereiche Werke, habe ich hauptsächlich gelesen und, was den Chrysostomus betrifft, den Benedictiner Vital Mösl. Immer auch die kirchengeschichtlichen Schrif-

ten von Stolberg, Möhler und Döllinger, die mit ihrem Geiste, ihrer Wissenschaft, ihrer Frömmigkeit dem Leben, dem Wesen und der Lehre der Kirche einen so herrlichen Ausdruck zu geben vermögen. Den Fleury habe ich nicht mehr benützt; er wird hie und da durch einen Anhauch von Gallicanismus gestreift, folglich beengt und erkältet. Wem aber der große, freie, warme, ächtkatholische Herzschlag gelähmt ist, den kann ich, troß all' seiner übrigen Vorzüge, nun einmal nicht brauchen; am wenigsten bei einem Werke wie dieses, in welchem es sich herausstellt, daß der Felsen Petri zu Rom und die Treue zu ihm den alleinzigen Schwerpunkt einer Welt ausmacht, die nur allzu geneigt ist, in die Schwankungen, Verneinungen, Widersprüche und endliche Auflösung der Häresie und des Schisma's sich zu stürzen.

Welch' einen furchtbar verderblichen Einfluß die verfälschte Glaubenslehre unter dem Protectorat gewisser Kaiser auf das Glaubensleben übte, das zeigt sich am grellsten in einigen Concilien, namentlich im öcumenischen vom Jahre 381 zu Constantinopel; und deshalb habe ich den katholischen Herzen den Schmerz nicht ersparen wollen, die Völker nicht nur, sondern auch die geistlichen Hirten der Völker, in babylonischer Verwirrung zu sehen. Sie werden umsomehr Gott danken und preisen, daß selbst in diesen colossalen Unordnungen, durch Erleuchtung des heiligen Geistes, die Mehrzahl das gottentstammte Kleinod des geoffenbarten Glaubensschatzes, welches der Obhut des Stellvertreters Christi in der sichtbaren Kirche anvertraut ist, erkannte und bekannte. Sie werden auch jetzt, in unseren vielfach betrübten Zeiten, einen übernatürlichen Trost darin finden, daß die heilige Kirche schon so früh, so heftig, so gewaltsam, von Innen und Außen, von Unglaube, Häresie, Schisma und weltlichen Machthabern,

gemeinschaftlich bedroht und bestürmt wurde und gerade aus aller Trübsal immer geläutert und frisch erblühend hervorging. Findet aber eine Seele in den nachfolgenden Blättern durch Gottes Gnade diesen Trost, so schenke sie liebreich der meinen einen anderen: das willkommene Almosen ihres frommen Gebetes.

Mainz, am Tage der heiligen Apostel Petrus und Paulus,
29. Junius 1859.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Der heilige Athanasius der Große, Patriarch von Alexandrien.

das Serapeum. Das christliche Alexandrien: der Evangelist St. Marcus, die Katechetenschule, Pantänus, Clemens, Origenes. Letzter geistiger Aufschwung des Polytheismus in der neuplatonischen Philosophie. Große geistige Bewegung zu Anfang des vierten Jahrhunderts. Athanasius geboren um 296 zu Alexandrien. Fast gar keine Nachrichten über seine Jugend; Zögling des heiligen Bischofs Alexander, dann des heiligen Antonius in der Thebais. Um 319 Diakon und Schriftsteller. Arius und seine Irrlehre. Sie verbreitet sich; und warum. Das Concil von Nicäa, 325. Athanasius begleitet den Patriarchen Alexander dahin. Conferenzen mit Arius. Das Credo von Nicäa. Verdammung des Arianismus. Verbannung des Arius. Athanasius Patriarch von Alexandrien, 326. Constantia gewinnt sterbend Constantin für die Arianer. Arius zurückberufen. Arianische Verläumdungen des Athanasius. Arianersynode zu Tyrus. Athanasius rechtfertigt sich; wird dennoch abgesetzt; von Constantin nach Trier verbannt, 336. Arius stirbt. Constantin stirbt, 337. Athanasius kehrt nach Alexandrien zurück, 338. Die Arianer sammeln sich um Kaiser Constantius. Der Arianerbischof Gregor durch Waffengewalt in Alexandrien eingeführt, 341. Athanasius nach Rom, zum Papst Julius. Zwei gleichzeitige Zeugnisse für den Primat des römischen Stuhles in kirchlichen Angelegenheiten. Athanasius macht Rom bekannt mit dem ascetischen Leben. Asella und Marcella, seine Schülerinnen. Ihr Einfluß in Rom. Concil zu Sardica, 347, untersucht die Sache des Athanasius, erkennt seine Unschuld an. Constantius versöhnt sich zum Schein mit ihm. Athanasius kehrt nach Alexandrien zurück, wird frohlockend empfangen von der Gemeinde. Neue Ränke der Arianer und neue Verfolgung des Constantius gegen glaubenstreue Bischöfe. Concil zu Rimini, 359. Athanasius flieht in die Wüste, verfaßt zahlreiche Schriften gegen den Arianismus. Constantius stirbt, 361. Kaiser Julian, der Apostat. Athanasius kehrt nach Alexandrien zurück; muß sich verbergen. Julian stirbt, 363. Kaiser Jovian, gut katholisch, ehrt Athanasius, stirbt 364. Kaiser Valens, arianisch. Athanasius schreibt das Leben des heiligen Einsiedlers Antonius; Wirkung dieser Schrift. Valens verbannt Athanasius auf kurze Zeit, 367. Wirksamkeit des Athanasius in der ganzen Kirche. Briefe des Basilius. Schriften des Athanasius gegen die Irrlehre des Apollinaris. Tod des Athanasius um das Jahr 373. S. 52—182.

Der heilige Basilius der Große, Erzbischof von Cäsarea. Der heilige Gregor von Nazianz, Patriarch von Constantinopel. Der heilige Gregor, Bischof von Nyssa.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebenzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Soli Deo Gloria.

Einleitung.

Wie wunderbar schön ist das Werk der Schöpfung und wie wunderbar erhaben wird es in der Genesis beschrieben. Ueber einen Abgrund von werdenden Dingen, die in ihren Grundstoffen aber ungestalten und ungeschieden aus dem Nichts hervorgerufen waren, schwebt der Geist Gottes. Da spricht Gott: „Es werde Licht.“ Und also geschieht es. Und das ganze sichtbare Universum tritt auf das Wort Gottes in die Ordnung, die Bestimmung, die Regelmäßigkeit, das Gesetz hinein, wonach es sich im Ganzen und jeder einzelne Bestandtheil im Besonderen, zum Gottesplane der Schöpfung zusammenfügt. „Und es ward Abend und Morgen; der sechste Tag. Also ward vollendet Himmel und Erde, und all' ihre Zier.“ Seitdem bewegt sich das Universum in der ihm angewiesenen Bahn durch die Jahrtausende als eine Offenbarung der Allmacht, der Weisheit, der Kraft Gottes. Die großen Himmelskörper und die kleinen Naturgebilde, das Sonnensystem und der Grashalm, sind seitdem im Wesentlichen unverändert geblieben. Ueber den kleinen Erdball kamen Natur-Revolutionen, die dessen Oberfläche umgestalteten oder die eine und die andere Form des organischen Lebens vernichteten; aber auf den Gang und die Ordnung des Ganzen hatten diese äußeren Umwälzungen nicht den mindesten Ein-

fluß, denn Gott hatte das Gesetz der Erhaltung nicht aufgehoben. Nach wie vor verkünden Himmel und Erde seine Macht; denn ob die Sonne sich verfinstere, ob Kometen zwischen die Gestirne hineinfliegen und verschwinden, ob Vulkane aufflammen und erlöschen, ob Erdbeben weite Landstrecken erschüttern und Städte verschlingen, immer wechseln Tag und Nacht friedlich mit einander ab, immer steigen und sinken die verschiedenen schönen Himmelslichter und noch nie ist der Frühling ausgeblieben. Jedes Gebilde der Natur, möge es ein organisches Leben oder ein unorganisches Dasein haben, wird in seiner Eigenthümlichkeit entwickelt oder erhalten; jedes findet die Elemente, die Gesetze, nach denen es sich bildet und gestaltet. Tief unter den Meereswellen wächst die Coralle wie ein versteinertes Dornengeflecht. In der rauhen unschönen Muschel bildet sich die köstliche Perle; in den Eingeweiden der Erde edles Metall und im Schoße der Felsen Edelgestein. Als werdende Weltkörper, sagen die Astronomen, schießen die Irrsterne durch die Lufträume; die kriechende Raupe verwandelt sich in den schwebenden Schmetterling, der auf den Sommerlüftchen gaukelt; der Adler steigt empor in die Lüfte, hoch und immer höher und schwebt auf breiten Flügeln, fast unbeweglich, als ein dunkler Punkt im blauen Aether. Alles Geschaffene hat Maß und Spielraum, und füllt seinen Platz aus ohne zu verkümmern und ohne Anderes zu beeinträchtigen, in der großen harmonischen Einheit des Weltalls. Das bewundert David in den Psalmen, wenn er lobpreisend ausruft: „Die Himmel verkünden die Ehre Gottes!" und: „Ein Tag erzählt dem anderen Gottes Herrlichkeit!" Denn **das** ist's: die Ehre Gottes, die Herrlichkeit Gottes, spricht sich aus in dieser schönen Schöpfung. Sie hat nur Werth, weil sie aus seinem Worte hervorgegangen ist, weil seine Hand sie lenkt und leitet, weil sie in ihrer Sichtbarkeit die Offenbarung von etwas Unsichtbarem und Höherem ist. Wäre das Universum nicht die Schöpfung Gottes, so wäre es ein Unsinn, denn es wäre zwecklos, so eine große Maschine von Sand und Wasser und Luft mit deren

Producten zusammen zu häufen und fortrollen zu lassen. Sie wäre ein riesenhaftes Spielzeug und nicht besser als jedes andere, das die Hand eines neugierigen Kindes zerbricht, um zu sehen, was darin steckt, und das es dann gleichgiltig fortwirft, weil es nichts darin findet. Aber weil die Schöpfung ein Liebesgedanke Gottes ist und weil sich diese Liebe in ihrer Erhaltung und Leitung täglich neu offenbart: deshalb hat sie Sinn und Werth. Wer mag mit Vergänglichem sich befassen, wenn nicht Ewiges dahinter verschleiert ist?

Der schönste Liebesgedanke Gottes in seiner schönen Schöpfung war der Mensch — der paradiesische Mensch, mit dem Er sich würdigte zu wandeln in dem abendlichen Garten Eden. Gott schuf den Menschen „nach Seinem Bild und Gleichniß," gab ihm alle Schönheit der vernünftigen Creatur, allen Schmuck der Gnade, Erkenntniß, reinen Willen, Unschuld, Gerechtigkeit und die Anwartschaft auf ein seliges, unsterbliches Leben. Ein Abbild der heiligen Dreifaltigkeit war dieser glückselige Mensch. Er hatte das Sein, wie der Vater; die Intelligenz, wie der Sohn; die Liebe, wie der heilige Geist. Er war vollkommen in seinem Wesen, in seiner Vernunft, in seiner Liebe. Die Gnade verherrlicht diese schöne Natur und die Glorie soll dereinst sie vollenden und krönen. Aber die Liebe kennt keinen Zwang. Sie hat wohl ein Reich, sie hat wohl Unterthanen, sie begehrt wohl beides; allein jenes ist kein Gefängniß und diese sind keine Sklaven. Gott war nicht des Menschen Zwingherr, der in äußeren Ketten seine Knechte mit sich schleppt, sondern aus eigener Wahl und mit freiem Willen sollte sein Liebling ihm folgen. Gott hätte den Menschen nicht „nach Seinem Bilde" geschaffen, wenn Er ihm nicht die Freiheit des Willens gegeben hätte. Gott konnte den Menschen nicht höher ehren, als indem Er, der Schöpfer, von ihm, dem Geschöpfe, freiwilligen Gehorsam, Unterwerfung aus Liebe verlangte; denn ein zwiefaches Band — das des Gehorsams und der dankbaren Liebe — knüpfte es an Ihn und durch den Mund seiner Propheten hat Er das ausgesprochen. Das Geschöpf ist Sein. „Fürchte dich

nicht; du bist Mein." (Isaias 43, 1.) Und Er liebt dies Geschöpf: „Mit ewiger Liebe liebe ich dich!" (Jeremias 31, 3.) Was wäre auch das Geschöpf, wenn es nicht Gottes wäre? Um es an diese süße Abhängigkeit zu erinnern, gab ihm Gott ein ganz leichtes, kaum bemerkbares Verbot. Die Untersagung war so gering zwischen der Fülle von Freuden und seligem Genügen; die damit verknüpfte Androhung: „Wenn du vom Baume der Erkenntniß issest, wirst du des Todes sterben," war so ernst, daß sich die zärtlichste Vaterliebe in der leichten Prüfung ausspricht. Und doch bestand der Mensch sie nicht. Der erste Empörer gegen Gott, der fürchterliche abgefallene Engel, welcher sich freiwillig aus dem ewigen Lichte in die ewige Finsterniß gestürzt hat, fühlte zwar seine Unmacht gegen Gott unmittelbar; allein das Werk Gottes, das im Menschen so schön, rein, glücklich und vollkommen dem traurigen König des Bösen entgegen strahlte — das getraute er sich anzugreifen, um mittelbar seine Empörung gegen Gott fortzusetzen. Hatte Satan aus den Reihen der Engel ganze Schaaren in seinen Abfall hinein reißen können, warum sollte er nicht denselben Versuch bei dem Menschen machen? Der Versuch gelang. Vom Throne der heiligmachenden Gnade, um den die ganze Schöpfung sich lagerte, um ihrem Herrn, dem Menschen, zu dienen, sank der unselige Mensch in das Reich der Sünden hinein. Der Satan wußte schlau mit einem „Warum?" Zweifel an Gott auszusäen. Ist das höchste Gut nicht ein vollkommenes Gut für den Menschen, erfüllt es ihm nicht Herz, Vernunft, Geist mit solchem Vertrauen, solcher Ruhe, solcher Kraft der Liebe, daß der Zweifel überall den Eingang versperrt findet, wenn er je anklopfen sollte: so bemeistert er sich bald der Seele, indem er nach und nach mit seinem „Warum?" Gott aus ihr verdrängt. Aber an irgend Etwas muß die Seele ihre Freude haben, ihr Genügen finden. Ist sie leer von Gott, so ist sie voll von Selbstsucht, und in dem Maße, als sie minder an Gott hängt, gibt sie mehr der Selbstgefälligkeit sich hin. Der Zweifel ist so recht die giftige Schlange, die klein

und geschmeidig in die schmalste Spalte zu schlüpfen weiß, aber allmählig so riesenhaft wächst, daß sie mit ihren widerlichen Ringeln und Windungen Alles in ihrem Bereich ertödtet.

Der Zweifel war der erste Schritt zum Falle des unglückseligsten Weibes; hochmüthige Selbstgefälligkeit, die durch das Schmeichelwort der Schlange: „Wie Götter werdet ihr sein" erwachte, war der zweite Schritt; und der dritte folgte schnell und führte zur That. Es war die böse Begier, die sich an der Selbstgefälligkeit entzündete und die Sünde vollbrachte. Der Baum der Erkenntniß trug dem ersten Menschenpaare genau das, was Gott gesagt hatte: die Unterscheidung des Guten und Bösen, indem in der freien That, die verbotene Frucht zu essen, eine freiwillige Zuwendung zum Bösen sich aussprach; und den Tod. Zuerst den Seelentod, da das Band, welches die Seele mit Gott verbindet, die heiligmachende Gnade, von ihnen zerrissen wurde. Die Trennung von Gott beraubte sie des übernatürlichen Lebens und ließ sie in der Verwesung der Sünde. Es war nur eine unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes, daß er diesen jammervollen Geschöpfen die irdische Unsterblichkeit dann auch nahm. So waren denn die Stammeltern des Menschengeschlechtes dessen Mörder; denn die Todeswunde an ihrer Seele, die Sünde, pflanzten sie mit der bösen Begierlichkeit auf alle ihre Nachkommen fort. Mit der Erbsünde behaftet, durch sie gestempelt als eine Frucht des Abfalles von Gott, trat fortan der Mensch in das Leben dieser Erde als ein Kind des Zornes und ein Gegenstand der Ungnade Gottes hinein. Mit getrübter Erkenntniß, mit gebrochenen Kräften, mit versagendem Willen, gelähmt für das Gute, geneigt zum Bösen, suchte er sein Glück in der Sinnenwelt, die er begriff; die übernatürlichen Güter hatte er vergessen bis auf eine schwache Erinnerung. Was diese Erinnerung wach in ihm hielt, war nicht sowohl die Sehnsucht nach einem ewigen Gut, zu der er sich nicht erheben konnte, als vielmehr die dumpfe Unbefriedigtheit, die ihn in all' seinem Thun und Treiben verfolgte, und die er spürte, ohne sich Rechenschaft

von ihr zu geben. Heilige und selige Gotteskinder waren die ersten Menschen; sie wollten aber noch mehr sein; wie Götter wollten sie sein und sie wollten es werden wider den Willen Gottes durch den Genuß des Irdischen. Die Strafe entsprach ihrer Empörung: die Sünde machte aus den Gotteskindern Sklaven des Irdischen. Statt zu gelangen zum Göttlichen ward das Irdische der Gott, der Abgott, der Götze des Menschen. Hochmuth und Sinnlichkeit wurden allmählig so übermächtig und überwältigend, daß die getrübte Erkenntniß sie zu Sinnbildern höherer Kräfte machte und ihnen Altäre, Tempel und Opfer weihte. Indem die Menschen ihnen huldigten, huldigten sie eigentlich dem Bösen, das in ihnen selbst war, und so machten sie sich gleichsam zu ihren eigenen Göttern. Die Verheißung der Schlange an Eva war somit grauenvoll erfüllt.

„Mit ewiger Liebe liebe Ich dich!" tönt es durch die liebeleeren Jahrtausende. — Hat denn Gott nicht vergessen seiner ewigen Liebe? Spricht der heilige Geist durch den Mund des Isaias umsonst: „Wenn eine Mutter ihr Kind vergessen könnte, so will Ich doch deiner nicht vergessen?" Geht in dem heiligen Strafgericht göttlicher Gerechtigkeit nicht die göttliche Barmherzigkeit unter? Ist der Mensch, weil er frevelte gegen das väterliche Gesetz, gleichsam gegen das Hausgesetz Gottes: „Mein bist du" — ist er nun ganz losgerissen von aller Gnade? Ach, es ist wahr, er verdient sie nicht! Er hat ein Majestätsverbrechen begangen wider den König der Ewigkeit, der aus dem Nichts ihn rief, auf die Stufen seines Thrones ihn stellte, zu seinem Freund und Liebling ihn erkor, einen hohen Adel und Würden, Reichthümer, Ehrenbezeugungen, Macht und Ansehen ihm verlieh. Und statt diesem guten König dankbar zu sein, verachtet er dessen Willen und Gesetze, wird ein Ueberläufer zu dessen Feinden und tritt in die Reihen eines empörten Heeres ein. Nun trifft ihn die Verbannung, ihn mit Weib und Kind und Nachkommen, Verlust des Adels, der Würden und aller Güter. Das ist billig; er hat sich ja selbst aus seiner Stellung verbannt, als er ein

Empörer wurde, und der allmächtige König, der ein Recht gehabt hätte ihn zu vernichten, thut es nicht, sondern vollzieht nur das Urtheil, welches er sich selbst gesprochen hat. Aber es ist eine fürchterliche Verbannung! Sibiriens erstarrende Eisgefilde und die ertödtende Sonnengluth von Cayenne sind Denen unerträglich, die zur Strafe dahin geschickt werden, und sie behalten eine namenlose Sehnsucht nach ihrer Heimath, obwohl eine Handvoll Jahre oder Tage dem Leben auf fremdem, wie auf heimischem Boden ein Ende macht. Aber die Verbannung vom Könige der Ewigkeit ist ewig, wie Er, und schließt für ewig aus von seinem himmlischen Reiche. Da ist mit Ihm keine Vereinigung mehr durch die Gnade und folglich kein seliges Anschauen seiner Herrlichkeit in der Glorie. Die Verbannung von seinem göttlichen Angesicht schließt die Beraubung von jeglichem Gut in sich; denn Er ist das Urgut, das Urlicht, die Urwahrheit, die Urliebe, das Urleben, die Urseligkeit, das Urmeer jeglicher Vollkommenheit; und wie silberne und kristallene Bächlein, welche aus jenem Urmeer fließen, durchrieselt die heiligmachende Gnade die Seelen und trägt ihnen Schönheit, Glanz und Glück zu. Die Sünde ist die Abwendung der Seele von dem Urgut; da versiegen ihr die himmlischen Bronnen und Bächlein — denn weil sie sich von Gott zurückzieht, so zieht sich Gott auch von ihr zurück und überläßt sie dem Gegenstande ihrer Wahl; und nun findet sie Elend statt Glück, Finsterniß statt Licht, Lüge statt Wahrheit, Haß statt Liebe, Tod statt Leben, Verdammniß statt Seligkeit — auf ewig! auf ewig! — Das ist die Verbannung von Gott.

Aber Er, der Urselige, hatte schon, während Er Gerechtigkeit übte, ein göttliches Erbarmen mit diesem Elend, welches so groß und so vernichtend war, daß sein Auge allein es ermessen und umfassen konnte. Er strafte, aber um zu heilen; er verbannte, aber um zu begnadigen; er entzog, aber um reichlicher zu geben; er war streng, aber um barmherzig zu sein; er war gerecht, aber um zu segnen; er nahm das Paradies, aber er versprach den Himmel.

Bei der kläglichen Flucht aus dem Paradiese nahmen schon die ersten Menschen die göttliche Verheißung mit, daß der Todfeind, dem sie so erbärmlich erlegen waren, und dessen Nachstellungen sie fortan ausgesetzt blieben, dereinst besiegt werden würde von einem Nachkommen des Weibes. Das war ihr Trost, ihre Hoffnung, ihr Glaube. Das Menschengeschlecht vergrößerte, verbreitete und verzweigte sich nun, ging in Familien, in Stämme, in Völker auseinander, bildete Nationen, gründete Reiche und Throne; all' überall ging die Sünde mit, all' überall klaffte die ungeheilte Todeswunde des Abfalles von Gott; allein die Erinnerung an jene göttliche Siegesverheißung ging nicht unter. Das israelitische Volk war ihr Wächter und es führte sie, wie einen goldenen Faden, an den sich die Erlösung dereinst knüpfen sollte durch die Jahrtausende.

Oft schien der zarte Faden abgerissen zu sein, lag am Boden, wurde nichtachtend mit Füßen getreten; immer nahmen starke, reine, fromme Hände, Propheten und Seher, ihn wieder auf, riefen zurück zum Dienste des Einen Gottes, der seinen Gesalbten als Retter senden werde, und eiferten gegen die Greuel des Götzendienstes, dem die Menschheit verfallen war und dem auch die Kinder Israels allzusehr sich zuneigten. Warnend, drohend, zürnend — jedoch aus Liebe, und deshalb segenspendend, — die Massen zwingend; Einzelne mit unaussprechlichen Gnaden heimsuchend, wie Abraham, Moyses, David und die Propheten, die bei keinem Volke der Erde ihres Gleichen haben, waltete Gott über diesem auserwählten Volke Israels, damit es, wenn die Verheißung zur Erfüllung wurde, den Lohn der Treue, der Beharrlichkeit und des Glaubens empfangen möge. Der Zweig vom Stamme Jesse sollte ihm zum Kranze und zur Krone werden, die Fülle der Freuden und der Ehren ihm geben. Viertausend Jahre, vor Gott nicht länger als ein Augenblick, flossen dahin als Vorbereitung auf das neue große Werk der Offenbarung Gottes. In dieser langen Zeit gaben fortwährend Weissagungen, Gesichte und Anordnungen, die auf höhere Eingebung statt-

fanden, Zeugniß und Vorbilder ab für das noch verschleierte und unverstandene Heil der Zukunft. Das jüdische Volk war dieser Zeugnisse Träger und oft ein sehr widerwilliger. Dennoch genügten sie, um bei ihm die Anbetung Jehova's nicht untergehen zu lassen, während die übrige Welt in Irrthum und Wahn, diesen unvermeidlichen Gefährten der Sünde, versunken, von dem Einen Gott nur noch eine dämmernde Ahnung in ihren größten und besten Menschen aufbewahrte. Daß die Menschheit sich nicht von selbst und aus eigener Kraft aus den Grabtüchern des geistigen Todes loswickeln konnte, geht daraus hervor, daß vier Jahrtausende ihr zu weiter nichts gedient hatten, als sich mehr und immer mehr von der ewigen Wahrheit zu entfernen.

Der ganze Apparat heidnischer Bildung, griechischer Philosophie, ägyptischer Weisheit, orientalischer Poesie machte die wunden Seelen nicht heil; denn von irdischen Berührungen gesundet kein himmlischer Geist, und die Gaben der Natur, mögen sie noch so glänzend, bunt und blendend sein, den Verstand beschäftigen und der Phantasie schmeicheln, schöpfen sie aber nicht Erleuchtung am Urquelle des Lichtes, so können sie selbstverständlich auch kein Licht in die übernatürliche Welt hineinwerfen und den Menschen nicht aufklären, was das für ein unstillbarer Durst sei, der ihn mitten in allen Genüssen quält, und was für eine Unruhe, die ihm keine Rast gönnt bei Dem, was er erreicht hat, und was für ein unerklärlicher Widerwille, der ihn plötzlich gegen ersehntes und erlangtes Glück befällt, und was für ein räthselhafter Zwiespielt tief und heimlich im Gemüthe zwischen Wollen und Vollbringen, und was sie überhaupt sei, diese ganze geheimnißvolle Existenz, die zwischen den zwei engen Pforten einer Wiege und eines Grabes so schnell, so dunkel und so spurlos sich verläuft. Von dem Allen wußte sie nichts, die götzendienerische alte Welt, trotz ihrer großen Helden, Gesetzgeber, Künstler, Eroberer, Weisen, Gelehrten und Dichter, die einen solchen Zauber um sich verbreiten, daß noch jetzt ein mit dem Alterthum bekannter Geist, wenn er nur hört die Namen Homer, Sophokles,

Platon, Phidias, sogleich an etwas Schönes denkt. Aber trotz der Schönheit ihres Genies waren alle diese glänzend begabten Menschen elend, weil auch sie schwammen in dem breiten Strome des Verderbens, der sich über die Menschheit ausgoß und der nichts Anderes war, als die von Gott ab- und der Creatur zugewendete Liebe: die Sünde. Dieser Verkehrtheit des Lebensprinzips konnte sich Niemand entziehen, Niemand das Ziel erreichen, welches doch seine ewige Bestimmung gewesen wäre, denn Niemand kannte die ewige Wahrheit, und Niemand wußte, daß alle Tugend und alles Glück darin bestehe, sie zu erkennen und zu lieben. Die Einzelnen waren „wie Götter," angebetet von ihren Schülern, ihren Anhängern, ihren Bewunderern, ihren Heeren, ihren Sklaven; die Massen lebten ihr sinnliches Dasein in mehr oder minder gesteigerter Verfeinerung oder Versumpfung aus; Alle waren irdisch und zugewendet dem Irdischen durch das Gift der Selbstvergötterung, wie die Wurzel es war, aus der sie stammten. Die böse Begier wucherte bald in dieser Form und bald in jener, aus einer Generation in die andere hinein, als klägliches Erbtheil sämmlicher Kinder Adams.

Die vier Jahrtausende, welche Gott zur Entwickelung des ersten Abfalles in all' seinen Folgen zugelassen hatte, gingen zu Ende. Dies Labyrinth von geistiger Gefangenschaft sollte sich endlich öffnen, ein Geheimniß durch ein höheres Geheimniß gelichtet werden und das Räthsel des ewigen Todes im Worte des ewigen Lebens seine Lösung finden. Alle Weissagungen und Hoffnungen, alle Prophezeiungen und Erwartungen, alle Schriften und äußere Ereignisse, die ganze sittliche und politische Gestaltung der Welt, die ganze Richtung des in sich selbst zerfallenden Heidenthums, Alles und Jedes stimmte zusammen zu dem einen Moment, da der ewige Rathschluß Gottes, das Werk der Erlösung, in die Zeit hineintrat. Er war nun da, der verheißene Schlangenzertreter, der Nachkomme des Weibes, der Erlöser vom Bösen, Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch; Gott in der

Ewigkeit, Mensch in der Zeit; eingeborener Sohn des himmlischen Vaters auf dem Throne der heiligen Dreifaltigkeit, eingeborener Sohn Maria's, der Jungfrau, im Stalle von Bethlehem. Die Menschwerdung Gottes brachte der Menschheit ihre Gottesebenbildlichkeit zurück. Das Ewige Wort machte sich zum Menschensohn, um den Menschen wieder zum Kinde Gottes zu machen. Er nahm das Fleisch an, um dem Vater gegenüber zu sühnen, was das Fleische gesündigt hatte, und dem Menschen gegenüber den Wandel im Fleisch zu heiligen. Er, die ewige Wahrheit, das Licht der Welt, vereinigte sich mit dem Gebilde des Staubes, um dieses zur Höhe der ewigen Wahrheit und des seligen Lichtes erheben zu können. Seine Erniedrigung war die Wiederaufrichtung des Menschen, indem er die unendliche Sühne für eine unendliche Beleidigung als Stellvertreter der Menschheit Gott darbrachte, durch ihre Adern ein neues, in seiner Gottheit gereinigtes Blut goß und dann des himmlischen Vaters versöhntes Antlitz einer Menschheit zuwendete, deren Strafe er gelitten hatte, deren Bruder im Leiden und im Tode er geworden war, und die fortan in der Kindschaft der Gnade die Züge des Sohnes der Glorie trug.

Die Menschwerdung Gottes ist das liebliche, wonnevolle, selige Geheimniß, in welchem der Ausruf Gottes: „Mit ewiger Liebe liebe ich dich!" ihren vollkommenen Ausdruck findet. Die ewige Liebe theilt unser Loos auf ewig, denn ihr Lieben ist ein ewiges, ihr Thun, ihr Wirken ist ein ewiges, weil sie Selbst das ewige Sein ist. Die Menschwerdung Gottes ist die Axe, um welche sich das Werk der Erlösung des gefallenen Menschengeschlechtes wie das Planetensystem um seine Sonne bewegt. Keine natürlichen Gaben und Kräfte reichten hin, um die Kluft des Abfalles auszufüllen; keine Opfer waren würdig, die Beleidigung auszulöschen, denn Alles trug den Stempel der Nichtigkeit, der Beflecktheit, der Endlichkeit, trug das Gepräge des sündigen Stammvaters, und so lange sich die Menschheit nur in Adam Gott darstellte, konnte Er ihr nicht die Gnadensonne seines Angesichtes zuwenden. Wenn die Propheten in

ihrer tiefsinnigen, wunderbaren Sprache von dem Schmerze, der Klage und der Trauer Jehova's um sein treuloses Volk mit so herzzerschneidenden Ausdrücken reden, so sind das freilich nur menschliche Worte und irdische Bilder für die Erkenntniß, die der heilige Geist ihnen über die unerhörte Missethat einer Gottesbeleidigung gab, und wir wissen wohl, daß der urselige Gott in der Allvollkommenheit der heiligen Dreifaltigkeit kein Leid kennen kann. Aber weil das arme unvollkommene Menschenherz eine Liebe ohne Leiden nicht kennt und die Größe der Liebe nach der Größe ihrer Schmerzen zu messen pflegt, so daß ihm beide untrennbar erscheinen, und weil „Gott also die Welt geliebt hat, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für sie hingab," so erschauert es vor dem unermeßlichen Weh, welches dem Ausbruch einer solchen Liebe vorhergegangen sein muß, nicht in Gott, sondern in der Menschheit; aber sie erkannte es nicht und Er kannte es! Der Urselige gönnte ihr so gern die Seligkeit, allein es gibt keine Brücke zwischen ewigem Leben und ewigem Tode, zwischen Dreimalheilig und Sünde. Da fand Gott in dem holdseligsten Geheimniß seiner unendlichen Liebe ein Auskunftsmittel, um die Menschheit nicht mehr in Adam, dem Repräsentanten des Abfalles, zu sehen.

Die zweite Person der heiligen Dreifaltigkeit, der göttliche Sohn, das ewige Wort, welches das Werk der Schöpfung vollzog, vollbrachte nun das Werk der Erlösung. Er trat vor den Schlund der Hölle, dem die Menschheit zutaumelte, und fing die sinkende auf in seinen ausgespannten Armen und sprach zum Vater: Wende ihnen wieder Dein Antlitz zu! gib ihnen wieder das Leben! alle ihre Strafen nehme ich auf mich! alle ihre Sünden wasche ich ab in meinem Blute! der göttlichen Gerechtigkeit gebe ich eine göttliche Genugthuung! in Deinem ersten Geschöpf sind sie gefallen, laß sie auferstehen im Erstgeborenen Deiner neuen Schöpfung! Und der Vater ging den Tausch ein: für die Beleidigung Gottes durch den Menschen nahm er das Leiden eines Gottmenschen an. Wohin nun der Vater schaue, die Menschheit tritt ihm entgegen im

Sohne, der mit ausgespannten Armen auf dem Calvarienberge vor der Hölle steht und ihm seine blutfließenden Wunden zeigt und ihm sagt: So bin ich Dir gehorsam gewesen. Die Menschheit aber, als sie den Sohn Gottes in solcher Erniedrigung ihretwegen vor der Hölle stehen sah, wich schaudernd vor dem Abgrunde zurück; der Strom des Verderbens, der seit viertausend Jahren immer breiter, immer schlammiger demselben sich zugewälzt hatte, stockte, die Sünde erstarrte, durch das Herz der Menschheit ergoß sich eine neue, eine lebendige Kraft: die heiligmachende Gnade, deren Quell das Herz des menschgewordenen Gottes, Jesus Christus, war. Mensch mußte Er werden, um leiden zu können und um geliebt zu werden. In seiner Allmacht hätte Er das Werk der Erlösung gerade so gut wie das der Schöpfung durch sein: „Es werde!" vollbringen können und seine Liebe wäre darum nicht geringer gewesen. Allein das Menschenherz, das zugleich so hart und so schwach ist, will gerührt und berührt sein, um sich in Liebe hinzugeben. Der unleidende, unsichtbare Gott war ihm fremd, unverständlich und fern; der menschgewordene, leidende, sichtbare, der Genosse seiner Schmerzen, der Gefährte seiner Mühseligkeiten, der Mitpilger seiner Dornenwege, den begriff, den umfaßte das Menschenherz und ließ sich von Ihm, der sichtbaren Liebe, zur Liebe des Unsichtbaren emporleiten.

Offenbarte zwar das Werk der Schöpfung in erhabenen Bildern, in großartigen Umrissen einen göttlichen Urheber, so fehlte dieser materiellen Schöpfung, weil sie von niederer Ordnung war, dennoch Dasjenige, woran die Menschenseele sich entwickeln konnte. Erhabene und liebliche Naturschauspiele können zu Bewunderung und Entzücken hinreißen, können zu Vernunftschlüssen über einen allweisen Schöpfer führen, können im Herzen süße, friedliche, tröstende Empfindungen wecken; allein durch Sinn für das Schöne und durch gesunde Vernunft und weiches Gefühl ist man noch lange nicht Gott wohlgefällig. Und darum eben handelte es sich in der Menschheit! Viele heidnische Völker besaßen im hohen

Grade jene Gaben und standen dennoch, was die Vollkommenheit betrifft, in ihrer Sittenlehre, ihrer Tugend und ihrem religiösen Cultus nicht höher, als minderbegabte. Das Werk der Erlösung aber, das durch die Menschwerdung Gottes seine zweite, höhere, übernatürliche Offenbarung war: das entsprach genau der geistig sinnlichen Natur des Menschen, indem es auch liebliche Bilder, auch süße Gefühle, auch Anregung des Verstandes gab, jedoch in einer ganz anderen himmlischen Richtung, durch einen göttlichen Lehrer, der eine übernatürliche Lehre offenbarte, ein übernatürliches Beispiel gab und zugleich die übernatürlichen Kräfte brachte, um jene anzunehmen und diesem nachzufolgen. Der Lehrer war Christus; die Lehre das Christenthum; die Kräfte Glaube und Liebe, aber als Tugenden, nicht als Instinct oder als Neigung, sondern als himmlische, aus der Gnadenwirkung, die dem Erlösungswerke immanent ist, hervorgehende, auf Gott ihren Ursprung, auf Gott ihr Endziel gerichtete Tugend. Glauben, was Christus lehrt, weil Er Gott ist; lieben, wie Christus liebt, weil Er Gott ist: das ist der Inbegriff aller Vollkommenheit, aller Heiligkeit, aller Glückseligkeit. Auf diesen beiden in göttlicher Wahrheit wurzelnden Säulen bildet die heiligmachende Gnade die Menschheit zu dem wunderbaren mystischen Bau aus, in welchem der heilige Geist selbst wie in einem Tempel wohnen will, so daß sie in die geheimnißvolle Vereinigung eingeht mit dem Gott, an den sie glaubt und den sie liebt, und dadurch das übernatürliche Leben wiederfindet, das sie durch den Sündenfall verlor, als sie aufhörte an Gott zu glauben und Gott zu lieben.

Die Thatsache, daß die Seele, welche in die Frucht und Folge des Erlösungswerkes, in die bis zur Heiligkeit gesteigerte Heiligung eingeht, in die Gemeinschaft mit Gott tritt, gab dem Glauben einen unermeßlichen Schwung, der Liebe eine unberechenbare Macht und der Lehre eine unvergleichliche Erhabenheit. Die Thatsache, daß Gott Selbst, die menschliche Natur mit der göttlichen verbindend, leibhaft und wahrhaft während drei und dreißig Jahren auf der Erde als

Mensch gelebt hatte, Mensch, als Kind in den Windeln, Mensch, als Mann in den Grabtüchern; aber eben so wahrhaft auch Gott! Das Kind in der Krippe eines Stalles — Gott! der Mann in Josephs von Arimathia's Gruft — Gott! die Thatsache kehrte die Welt nach der anderen Seite um. Jetzt offenbarte sich nicht Gott allein in seiner Weisheit und Allmacht, wie in der Schöpfung, sondern zugleich sein ganzes Verhältniß zum Menschen in dessen tausendfachen Beziehungen, denn in all' diese Beziehungen trat Christus ein, deutete sie mit dem Lichte seiner Lehre und seines Beispieles, und forderte zur Nachfolge auf. Dieser seelensuchende Gott machte die Menschen zu gottsuchenden Seelen. Eva zweifelte, als sich der Satan in Schlangengestalt ihr nahte, und sie verlor Gott. Die Menschheit glaubte, als sich der Gottessohn als Mensch ihr nahte, und sie fand Gott wieder.

Welch' ein wunderbares Leben war es, als Er voll Gnade und Wahrheit unter den Menschen wohnte und wandelte, ein Leben, in welchem sich Alles, was lieblich und rührend, demüthig und unschuldig ist, mit dem Großartigsten und Erhabensten verschmilzt! Ueberall die freiwillige Erniedrigung, bestrahlt vom Glanze der Gottheit. Dies Kind, schon vor seiner Geburt so verstoßen von der Welt, daß es ärmer als ein Bettler in sie hinein tritt, während die Engel ihm Gloria singen! Dies Kind, von dem das in Bethlehem so zahlreich versammelte jüdische Volk nichts wissen will und dem der geheimnißvolle Stern die anbetenden Könige mit ihren Schätzen zuführt. Dies Kind, für welches seine heiligste Mutter, wie der ärmsten eine, im Tempel ein Paar Turteltauben opfert, während der Greis Simeon in Lob Gottes ausbricht und es nennt das „Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung des Volkes Israel." Dieser kleine Zimmermannsknabe, um den Niemand sich kümmert, der bis in sein zwölftes Jahr unbeachtet in Nazareth aufwächst, und dann plötzlich als ein Wunder von himmlischer Weisheit zu Jerusalem im Kreise der Schriftgelehrten steht. Und nun diese langen Jahre eines unscheinbaren Lebens, in welchen er nichts übt,

als die schlichte Tugend des Gehorsams gegen seine Eltern, aber in so vollkommener Weise, daß das Evangelium, welches berichtet: „Er war ihnen unterthan,“ keiner anderen Tugend erwähnt; und mit Recht! In dieser Werkstatt, in diesem Häuschen, in diesem Landstädtchen, in diesen geringen Verhältnissen, dreißig Jahre der Mutter, dem Pflegevater unterthan zu sein, und Gott zu sein, das ist eben göttlich. Nun ist er Mann und begibt sich in das öffentliche Leben. Tritt er nun anders auf? O nein! immer dieselbe Vernichtigung seiner Gottheit und immer dasselbe strahlende Zeugniß, das die Gottheit für ihn ablegt. Wo erscheint er zuerst? Vor Johannes dem Täufer, der das Volk Israels zur Buße ruft und es im Jordan tauft, die Taufe vorbildend, welche erst aus dem göttlichen Blut über das entsetzliche Kreuz fließen soll. Da steht der Sohn Gottes in den Reihen der Sünder, als wäre er Einer von ihnen. Aber der Täufer, dessen heiliges Auge durch nichts Irdisches geblendet und befangen ist, weicht demüthig zurück vor dem Allreinen, der, noch tiefer sich demüthigend, um die Taufe bittet, damit „alle Gerechtigkeit erfüllt werde,“ alle Gerechtigkeit des himmlischen Vaters vollzogen werde an ihm, dem Lamme Gottes, das freiwillig die Sünden der Welt trägt. Und während er sich beugt unter dieser mystischen furchtbaren Last, öffnet sich der Himmel über ihm und im Lichtfeuer des heiligen Geistes schwebt die geheimnißvolle Taube herab und eine übernatürliche Stimme erklärt ihn für den vielgeliebten Sohn.

Er aber flieht in die Wüste, in die schauerliche Gebirgsöde voll zertrümmerter Felsen und übereinander geworfener Steinblöcke, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Grashalm, ohne Quelle, ohne Brunnen, wo nur Schakale hausen. Da lebt er vierzig Tage zwischen den wilden Thieren; allein die Engel dienen ihm dort. Nun geht er unter die Menschen, und weil er unter ihnen lebt, so leben sie in Wundern, wie man im Frühling unter Blüthen lebt, weil die Sonne sie aus dem starren Baum und Boden lockt: wo er erscheint, wirkt er seiner göttlichen Natur nach, was und wie und wann er will,

wie eben nur Gott wirken kann, nämlich unabhängig von den Gesetzen und Schranken, innerhalb welcher das Geschaffene und Endliche sich bewegt. In Gott ist das Leben; darum stehen die Todten auf und wandeln, wie der Jüngling von Nain, wie Lazarus, wenn aus Seinem göttlichen Herzen, das mit dem Leide jeder Creatur Mitleid hat, Leben in die Todten sich ergießt, so daß die trostlose Mutter ihren Sohn und die betrübten Schwestern ihren Bruder gleichsam neugeboren umarmen. Gott ist der Herr der Elemente: darum kann er sie zersetzen, verbinden, verwandeln, beherrschen; das Wasser wird Wein bei jenem Hochzeitsfeste, das Er mit seiner Gegenwart begnadet, um zu zeigen, wie die irdischen Freuden zu heiligen sind. Sturm und Wellen beschwichtigen sich und eine große Stille legt sich über die aufgewühlten Fluthen, als Er es ihnen auf die Bitte der geängstigten Jünger gebietet. Auf dem See von Genesareth wandelt Er sicheren Fußes zum Nachen, denn keine irdische Schwere bindet seinen Schritt an den festen Boden. In die Unsichtbarkeit Gottes tritt Er ein, um seinen Feinden sich zu entziehen, weil noch nicht seine Stunde gekommen ist; und in die Verklärung Gottes tritt Er ein vor seinen wonneberauschten Jüngern auf Thabor.

In Gott ist Heil und Heilung für Alles: Der die Seelen gesund macht, kann auch die Körper herstellen; Krankheiten und Gebrechen schwinden spurlos vor der Berührung oder in der Nähe dieser Urkraft des Heiles. Gott ist das Genügen aller Creatur: mit wenigen Broden speist er Tausende, die unbekümmert um leibliche Nahrung ihn aufgesucht hatten, um seine wunderbare Lehre zu hören; und Er sättigt sie vorbereitend auf jene himmlische Speise der Seelen, die jeden Hunger stillt in Ewigkeit und die Er Selbst ist. Gott ist der Feind und Richter des Bösen: die Macht der bösen Geister wurde durch die Luft des übernatürlichen Lebens, die aus dem Erlösungswerke strömt, gefesselt und beschränkt; aber bis dahin herrschten sie über die Menschen in tausend und tausend Formen, deren eine die Besessenheit war. Durch sie nahm der Böse in geheimniß-

voller Weise Besitz von irgend einem Unglücklichen und unterwarf ihn namenlosen, geheimnißvollen Qualen, dem Leibe wie der Seele nach. Aber der Anhang des traurigen Fürsten der Finsterniß und Lüge mußte weichen aus den armen Gepeinigten, als göttliches Licht und ewige Wahrheit in Christus ihnen entgegen strahlte. Ueberall gaben die Besessenen ein Zeugniß seiner Gottheit ab, so daß es nicht umsonst in heiliger Schrift heißt: „Die Teufel glauben auch, aber zitternd;" liebend nicht. Liebend zu glauben ist das selige Vorrecht des Menschen.

Und welche Wunder wirkt Er in den Seelen. Da ist Er ein Gast des stolzen Pharisäers Simon, der wohl nur aus Hochmuth und Neugier den jungen Rabbi, von dem so Manches gesagt und gehört wurde, an seine Tafel zog, denn mit größter Geringschätzung behandelt er ihn. Mild läßt sich der göttliche Heiland die Vernachlässigung gefallen; da beginnt ein Auftritt ganz erstaunlicher Art! In den Speisesaal tritt zur grenzenlosen Verwunderung der Gäste wie des Hausherrn ein schönes, traurig bekanntes, durch sündhaften Wandel gebrandmarktes Weib, und ohne zu fragen oder zu sprechen oder sich umzuschauen, sondern ganz weltvergessend, wie die großen Schmerzen sind, kniet die Sünderin weinend zu den Füßen des Allheiligen nieder und salbt mit köstlicher Narde und trocknet mit ihrem aufgelösten Haar die göttlichen Füße, die sich würdigen, die harte Erde zu berühren — und steht auf und schweigt und geht von dannen und durch's fernere Leben als eine Heilige. Da sitzt Levi in seinem Zollhäuschen am Thore, gehaßt und verachtet vom Volke, weil der Zoll, der ja immer dem gemeinen Mann besonders drückend und widerwärtig erscheint, den römischen Herrschern zufiel und folglich an die Fremdherrschaft erinnerte. Daß ein Jude für die Römer dies Amt übernahm, empörte noch mehr. Christus geht an dem Häuschen vorüber, sein Blick fällt auf Levi, sein Wort ruft ihn, und der arme, verachtete Zöllner steht auf, verläßt sein Geschäft, seinen Dienst, sein Haus — und wird der Apostel und Evangelist Matthäus. Welch' ein liebliches Bild vor dem Thore von Sichar, der

Jacobsbrunnen mit seinem rieselnden Wasser unter den Tamarisken! Da setzt Christus sich ein wenig nieder, ganz allein, und wartet. Der Sohn Gottes wartet auf ein armes samaritisches Weib, das leichtsinnig nach ihren verkehrten Neigungen dahinlebt. Sie kommt, sie spricht mit ihm, sie glaubt, sie wird eine Bekehrte und eine Bekehrerin ihres Volkes.

Und welch' ein Wunder ist seine Heiligkeit! Will der Mensch erhaben sein, wie leicht wird er hochmüthig; will er sich herablassen, wie leicht streift er an Niedrigkeit. Aber Christus ist göttlich erhaben in seiner unaussprechlichen Milde und Herablassung gegen die größten Sünder, und göttlich demüthig in seiner Verklärung bei seinen herrlichsten Wundern und bei der grenzenlosen Dienstfertigkeit, mit der Er Tag und Nacht für Andere lebt, sei es lehrend, helfend, rathend, sorgend, heilend, betend. Ist Er am Tage von einem Orte zum anderen gegangen, ohne Labung — denn Er bat das samaritische Weib um Wasser und seine Jünger aßen die rohen Getreidekörner — und langt Er Abends an, müde von der Wanderung, der Sonnengluth, dem Staube: so kann Er nicht ausruhen, denn Menschenschaaren umlagern seine Herberge, bittend, flehend, schreiend, zudringlich, ungestüm. Die Einen tragen Gelähmte und schwer Erkrankte in ihren Betten herbei; er soll sie heilen. Andere führen Blinde ihm zu: er soll ihnen das Augenlicht geben. Mütter kommen mit ihren Kindern und Säuglingen: er soll sie segnen. Leidende kommen, um den Saum seines Gewandes zu berühren oder um für sich selbst oder für die Ihrigen ein Trostwort zu hören. Heilsdurstige kommen, um sich ihm anzuschließen oder um ihn zu befragen. Auch Neugierige kommen, auch Spötter, um ihn durch ihre Fragen zu verwirren; auch Uebelwollende, um ihn wo möglich auf einem falschen Schritt oder Wort zu ertappen. Alles Elend der Menschheit umwogt ihn, weil er es mildert; alles Leid, weil er es theilt. Nie wird er unmuthig, und wenn die Jünger wegen der übermäßigen Belästigung einmal die Geduld verlieren und wenigstens Die wegjagen, welche nicht zu den Hilfsbedürftigen gehören, wie

einst die Mütter mit den Kleinen: so verweist er es ihnen, und läßt Jene zurückrufen, um auch deren Wunsch zu erfüllen und die Kinder mit unaussprechlicher Zärtlichkeit zu segnen.

Nun verläuft sich die Menge endlich, froh über die Wunder, die sie geschaut hat, während Einzelne gläubig und dankbar den göttlichen Wunderthäter als den Messias preisen. Nun wird es still; allein in der Stille der Nacht kommt noch Nicodemus und gewiß mancher andere „Meister in Israel," um ungestört — vielleicht auch unbemerkt von Standes- oder Gesinnungsgenossen — über Jehova's Verheißung und Erfüllung Zweifel sich lösen zu lassen. Dann endlich tritt Ruhe ein! vielleicht schläft Er; aber dann „wacht doch sein Herz." Seine süßeste Ruhe ist die des Gebetes. Um sie ungestört zu finden, flüchtet er sich oft in klaren Sternennächten auf irgend einen einsamen Hügel des hügelreichen Palästina's und setzt in seinen überhimmlischen Gesprächen mit dem Vater das Opfer der Hingebung zur Erlösung der Welt fort. In der Frühe des nächsten Tages tritt er dann wieder sein Lehramt an, und in diesen Mühseligkeiten verfließen die drei Jahre seines öffentlichen Lebens unter rastloser, unvergleichlich geduldiger Thätigkeit. Wird die Ehre Gottes aus frecher Habgier mit Füßen getreten, dann sieht man ihn zürnen und die Wechsler und Krämer aus dem Tempel verjagen; sonst nie. Mit tiefer Bosheit führen ihm einst die Pharisäer das unglückliche Weib vor, das nach jüdischem Gesetze für ihre Schuld den Tod durch Steinigung verdiente. Er hatte die Nacht im Gebete am Oelberge zugebracht und saß, umgeben vom Volke, lehrend im Tempel. Alles horcht lautlos und gespannt auf seine Worte; da nahen sich lärmende Stimmen und Schritte; Pharisäer und Schriftgelehrte mit Anklägern und Zeugen stören die ruhige Versammlung, indem sie eine arme Sünderin, die auf böser That überrascht ist, mitten in den Kreis vor Jesus stellen und, mit satanischer Bosheit auf seine wohlbekannte Milde rechnend, die Sache ihm vortragen und dann lauernd fragen: „Was sagst denn Du?" — Sie hoffen, er werde das Weib freisprechen; aber sie hoffen es

nicht aus Erbarmen mit ihr, sondern um den Heiland als einen Verächter des mosaischen Gesetzes anklagen zu können. Kein Schatten von Unmuth oder Vorwurf wegen einer so tiefen Verdorbenheit gibt sich kund in seiner milden Antwort, die das Gesetz unberührt läßt: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie.“ Alle verstummen. Die Ankläger, die Zeugen, die Schriftgelehrten, die Pharisäer — Alle ziehen schweigend sich zurück. Das unglückliche Weib, zitternd vor Angst und Beschämung, steht allein vor Jesus und harrt, was er nun zu ihr sagen werde, denn sie weiß wohl, daß sie nach dem Gesetz eine todeswürdige Verbrecherin ist; und das Volk und die Jünger harren mit ihr. Er fragt sie: „Hat dich Niemand verdammt?“ — „Niemand, Herr.“ — „So will auch ich dich nicht verdammen. Geh'! aber sündige nicht mehr.“ Und dann wendet Er sich wieder ruhig zum Volke, und nachdem er das Weib zur Bekehrung und die Anklagenden zur Selbsterkenntniß aufgefordert und die ganze Versammlung zu verstärkter Liebe und Bewunderung dieser Weisheit und dieser Barmherzigkeit hingerissen hat, spricht er: „Ich bin das Licht der Welt.“ O wie leicht war das den Augenzeugen solcher Begebenheiten zu glauben! solche Auftritte machten den Ausruf des Psalmensängers wahr: „Gerechtigkeit und Friede umarmen sich auf seinen Lippen.“ Und immer bleibt er in dieser friedlichen Milde. Die Jünger quälen ihn mit ihren verkehrten Ansichten und ihren unverständigen Fragen; Manche lassen sich belehren und folgen dennoch nicht ihm nach; Manche folgen ihm nach, unwiderstehlich angezogen von dem Zauber seiner Persönlichkeit und seiner Rede, aber nicht fest im Glauben an die göttliche Wahrheit seiner Lehre, und sie fallen ab.

Endlich kommen die unerhörten Seelenleiden seiner letzten Stunden: ein Jünger verräth ihn, ein Jünger verläugnet ihn; Hohe und Niedere mißhandeln ihn an Leib und Seele; das Volk, dem er nur wohlgethan hat, verkriecht sich scheu und furchtsam und läßt einer Rotte von Bösewichtern freie Hand, statt sich zusammen zu schaaren und ihn von Pilatus zu fordern. Mit Bitterkeiten wird sein Herz

zum Ueberfließen getränkt, und nie äußert sich dies göttliche Herz anders, als durch namenlose Milde! Diese herzzerschmelzenden Tugenden und dies rührende Leben eines Gottes bewirken denn auch, daß es keinen leidenden Menschen auf Erden gibt, der sich nicht zu Ihm hingezogen fühlt. Es gibt nur ein Mittel, um Ihn nicht zu lieben, und das ist — Ihn nicht zu kennen.

Aber welch' ein Wunder von Göttlichkeit ist seine Lehre. Religionssysteme und Sittenlehren außerhalb des Christenthums können etwas Gutes und Weises haben, wie einzelne Goldkörner im breiten Strome schwimmen; sie können auch einzelnes Gute und Kluge hervorrufen; aber den Menschen in seinem innersten Wesen gut und weise machen, das können sie nicht, weil sie eben nicht in der Offenbarung der Güte Gottes, der Wahrheit Gottes wurzeln. Sie sind Erfindungen, oft recht künstliche, des Menschengeistes, der innerhalb gewisser Grenzen wohl scharf, doch über sie hinaus nichts wahrnimmt. Kommt ihm an jener Grenze nicht die Offenbarung entgegen, nimmt er sie nicht als ein übernatürliches Licht mit dem Auge des Glaubens voll und innig in sich auf, bleibt er in seiner natürlichen Erkenntniß beschränkt und befangen: so hält er seine Träumereien und Spitzfindigkeiten für Erleuchtung und verwirrt durch sie das natürlich Gute und Kluge, was sein System etwa haben konnte. Daher diese unglaublichen, unsinnigen Widersprüche, Verkehrtheiten, Albernheiten in den vorchristlichen oder unchristlichen Lehrsystemen eines Zoroaster oder Muhamed, indischer oder griechischer oder moderner Weltweisen. Neben einem schönen Bilde, einem tiefen Gedanken taucht plötzlich ein Zerrbild auf und eine Posse. Einen Augenblick ist man gefesselt worden, um desto schärfer abgestoßen sich zu fühlen. Je mehr man nach Einheit und Vollkommenheit sucht, desto mehr vermißt man sie. Um so mehr man sich bemüht, ein harmonisches Ganze aus den einzelnen Theilen zusammen zu setzen, desto gründlicher wird man gewahr, daß es unmöglich ist, weil sich aus Bruchstücken von Marmor, Lehm, Holz und

Steinen kein fester Bau aufführen läßt. Je tiefer sich der Mensch in diese Welt der Trümmer und der Dämmerung versenkt, desto unklarer und unbefriedigter wird er selbst. Aber bei der Lehre Jesu ist es gerade umgekehrt; die wird, wie der Sternenhimmel, immer schöner, lichter, glanzvoller, erhabener, je länger man sie betrachtet und still in ihre geheimnißvolle Herrlichkeit sich verliert; und ihre Einheit, ihre Vollkommenheit übt eine solche Gewalt, daß sie die Seele ergreift, durchdringt, belebt, beflügelt und in dem Maße als diese sie in sich aufnimmt, sie zu den höchsten Höhen des Geistes und der Heiligkeit emporhebt. Das Göttliche dieser Lehre Jesu ist eben, daß Gott sie offenbart und sie Ihn. Was Gott im Alten Bunde zu dem Priestergeschlechte des israelitischen Volkes, zu den Leviten sprach, die im Tempel zu dienen hatten: „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig;" (III Mos. 11, 45.) das entwickelt sich im Neuen Bunde zur Forderung an die ganze christliche Menschheit, die durch Christus zu einem mystischen Priesterthum und zu einem Königreiche geweiht ist (Off. 1, 6.), worin der alte sündige Mensch nicht mehr vor dem Angesichte Gottes erscheinen, nicht mehr zur Herrschaft kommen darf. Der Wiedergeborene darf nicht entarten. Darum machte sich das ewige Wort Selbst zur Lehre des Menschen, als Christus sprach: „Folge Mir nach." Nicht bloß zum Lehrer, der Vorschriften gibt, und allenfalls Anleitung wie sie zu befolgen sind; sondern zur wesentlichen Lehre macht sich das ewige Wort, indem es die Nachfolge verlangt, und weiter nichts; aber es ist die Nachfolge des menschgewordenen Gottes!! Dadurch ist der Menschheit ein übernatürliches Tugendziel gesetzt worden: die Heiligkeit. Um es ihr für ewig ebenso unvergeßlich als anschaulich zu machen und es in einem Höhepunkt zusammen zu drängen, liegt der Calvarienberg da, wo Christus „gehorsam bis zum Tode am Kreuze" sein wollte, um, „wenn Er von der Erde erhöhet sein werde, Alles an sich zu ziehen." Und die christliche Menschheit, diese mystische Braut des Hohenliedes „eilt dem Duft der Salbungen des Vielgeliebten

nach," dem Duft, der aus dem göttlichen Blute himmlisch berauschend vom Kreuze herabströmt und sie unwiderstehlich drängt und lockt und zieht, sich sündenrein zu baden in diesem Blute, sich unterzutauchen in diesem Strom von Heiligkeit und sich durch Nachbildung und Nachahmung, zufolge des unveränderlichen Gesetzes der Liebe, dem Vielgeliebten ähnlich zu machen und das Ideal, das Er ist und das Er aufstellt, in sich zu verwirklichen. Welch' eine unerhörte Macht, welch' eine Gottesoffenbarung liegt darin: seit fast zweitausend Jahren am Kreuze zu hängen, verachtet, mißhandelt, gehöhnt, entstellt, durchbohrt, und gerade in dieser erbarmenswerthen Gestalt nicht bloß als der Erlöser dankbar angebetet zu werden, sondern das Ideal zu sein, nach welchem sich jede gute, edle, reine, christliche Seele zu bilden sucht. Welche Erziehungspläne nach sorgsam erklügelten Gesetzen hat nicht Menschenweisheit, abgelöst von Gott, schon ersonnen und in Anwendung gebracht! In irgend einem Winkel der Erde führte der Erfinder sie aus und wenn nach seinem Tode eine Generation oder zwei noch danach gebildet wurden, so war bereits so viel Neues und Fremdes hinzugekommen, daß das Alte unversehens entschwunden war, ein Schicksal, dem übrigens sehr bald das alternde Neue ebenfalls unterliegt. Menschen, die das Unglück hatten, nach solchen Principien erzogen zu werden, wissen im Alter nichts mehr von dem Ideal ihrer Jugend, oder verabscheuen es, oder verleugnen es, oder hatten überhaupt niemals eines. Aber Christus am Kreuze ist der Bildner und Erzieher der vergangenen wie der zukünftigen Jahrtausende, für Jugend und Alter, für Reiche und Arme, für Könige und Bettler, für Weise und Einfältige; und trotz der Höhe, auf welcher er das Ideal hingestellt hat, schreckt er Niemand von dem Bestreben ab, es zu erreichen, nicht den größten Sünder, nicht das gebrechlichste Weib. Seine Vorschriften sind doch sehr entschieden und lassen keine Ausflüchte. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über Alles." Wie hart ist das für den egoistischen Menschen, der nur sich, und für den Sinnenmenschen, der nur Sichtbares lieben mag!

Aber Er hängt ja am Kreuze, weil Er dieser Vorschrift zuerst nachkam und, die Ehre Gottes über Alles liebend, die Sünde des Nächsten sühnend auf sich nahm. Oder: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, als Mich, ist Meiner nicht werth.“ Welch ein Griff ins Herz hinein ist das! welch ein Opfer schöner und reiner Bande wird da begehrt! Durfte Er es begehren, Er, der da am Kreuze hängt, wenn Er nur Mensch wäre, und würde sich dann nicht jedes Menschenherz wider Ihn empören? Nun aber ist Er Gott, und jedes Menschenherz fühlt, daß es der Ewigen Liebe mehr angehöre und mehr sich ihr hingeben müsse, als irgend einer vergänglichen Liebe hienieden; und so tritt es denn getrost seinen Kreuzweg an, den unübersehbaren, wundersamen, den Millionen gewandelt sind und den Millionen wandeln werden, und auf dem Jeder zu seinem mystischen Calvaria gelangt, wo sein Kreuz steht unter dem Kreuze seines Gottes. Nicht bloß die Martyrer, nicht bloß die gewaltigen Büßer, die stillen Einsiedler der ersten Zeiten des Christenthums haben Alles verlassen, haben Alles Irdische geopfert, sogar das Leben, um diesen Kreuzweg zu gehen und Gott allein zu lieben: sondern unzählige Christen, ganze Heere von Missionären, von Priestern, von Ordensleuten beiderlei Geschlechtes, von stillen, demüthigen Seelen, deren Namen die Welt nie gekannt oder längst vergessen hat, und die zu allen Zeiten nach Tausenden zählen, tausend mehr, tausend weniger, immer nach Tausenden, sie gehen auf diesem wundersamen Kreuzwege, dessen Dornen ihnen lieblicher sind als Rosen und dessen Myrrhen ihnen süßer schmecken „als Honig und Honigseim,“ zur stillen Verwirklichung ihres Ideals aus. Weil Er Gott ist, der da am Kreuze hängt, so ist Er treu, so gibt Er Kraft, um Das zu erfüllen, was Er verlangt und fordert, und diese Kraft ist die heiligmachende Gnade.

Das christliche Ideal ist die Heiligkeit und sie besteht in der durch göttliche Kraft getragenen und entwickelten menschlichen Vollkommenheit in allen Tugenden. Dahin zu streben, ist des Strebens einer Seele werth, die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist. Dafür zu leben,

ist des Lebens eines Menschen werth, der für ein ewiges Leben bestimmt ist. Und dies Streben wird geweckt unter den widersprechendsten Verhältnissen, und dies Leben wird befolgt unter den schwierigsten, mühseligsten Bedingungen, weil der menschgewordene Gott am Kreuze hängt. Wo sind die Machthaber der Erde, die sich eines solchen Triumphes ihrer Gesetze rühmen dürfen? die eine solche Einheit der Bewegung nach einem übernatürlichen, allen irdischen Neigungen entgegengesetzten Ziele hervorgerufen hätten? Und welche Einheit der Liebe verbindet die christliche Menschheit seit zweitausend Jahren! Was ist die menschliche Liebe, abgelöst von Gott? eine traurige Leidenschaft, ein blinder Egoismus, Sünde. Was ist die menschliche Liebe, als bloß natürliche Tugend, die nur den irdischen Beziehungen sich zuwendet? ach, sehr wenig! sie hält kaum aus für's Leben zweier Freunde, zweier Gatten; sie hält eine Familie zusammen kaum so lange die Eltern leben, höchstens noch die Kinder, die Geschwister; allein deren Kinder fühlen sich schon durchaus nicht mehr unter einander verbunden als Glieder einer und derselben Familie, und die Blutsverwandtschaft hat fortan mehr Geltung für den Stammbaum, die Succession, die Erbschaft, als für die Einheit des Lebens.

Aber die übernatürliche Liebe, d. h. die Liebe als Tugend, wie sie Christus gelehrt, geübt und in's Herz der christlichen Menschheit gegossen hat, macht aus ihr seit zweitausend Jahren eine Familie von Brüdern, in der sich Jeder als ein Glied eines und desselben mystischen Leibes fühlt und als solches seinen Antheil empfängt an allen dessen übernatürlichen Freuden und Schmerzen, Beraubungen und Tröstungen, Kämpfen und Niederlagen oder Siegen. Diese Liebe ist eine Kette, in welche sich die zahlreiche gesegnete Familie, wie der einzelne verwaiste Mensch zu jeder Zeit, unter jedem Himmelsstriche, auf jeder Stätte des Erdbodens hinein schlingt; ist eine Kette, welche eine Generation von der anderen empfängt, an welcher Jahrhundert auf Jahrhundert einen neuen Ring bildet, und in welche Millionen auf Millionen sich freudig schmiegen, die sich unter einander

nie gekannt, nie gesehen haben, in Zeit und Raum sich auch nie sehen können, und dennoch aus dieser wundersamen unwandelbaren Einheit die Kraft ihres Lebens schöpfen und die Liebe ihres Herzens in sie hineingießen. Als ein Glied dieser Liebeskette liebt der Missionär die Seelen jenseits des Oceans, unter dem Aequator und dem Nordpol, und geht heroisch für sie dem blutigen Martertode zu; liebt der Priester seine Heerde und nimmt in Demuth stille unsägliche Marter an, wenn seine traurigen Blicke auf so manches Schäflein fallen, das unter die Dornen der Verirrung gerathen ist; liebt die barmherzige Schwester den armen Kranken, dem sie die Pflege der Schwester, und das verwaiste Kind, dem sie die Zärtlichkeit der Mutter ersetzt; liebt der Ordensmann die ganze Menschheit, wenn er lehrend, predigend, die Sacramente spendend, unermüdlich von einem Orte zum anderen sich schicken läßt, um den Seelen zu dienen; liebt die Trappistin, die Carmelitesse die ganze Menschheit, wenn sie ihr Leben Tag und Nacht in Buße und Gebet verzehrt für die Seelen, welche nicht Buße thun und nicht beten; liebt der schlichte, einfache, unbekannte Christ die ganze Menschheit, wenn er ein barmherziger Samaritan an seinem leidenden Nächsten wird und dessen Wunden an Leib oder Seele mit dem Oele frommer Liebe zu heilen sucht. Welcher Machthaber, Gesetzgeber, Monarch hätte eine solche Einheit der Liebe nicht bewerkstelligt, o nein, nur angeregt! Keinem ist je so etwas eingefallen. Sie ist die Erfindung eines Gottes, die That eines Gottes. Wie der Vater in ihm war, so wollte Christus in den Seinen sein. Das sagte Er und Er hielt Wort. Er gab sein Blut hin zur Genugthuung für einen Jeden; dadurch wurden Alle Erlöste und befähigt für die Einheit der Liebe. Er goß sein Blut durch die Sacramente in jedes Herz, das nach der Frucht der Erlösung, nach der Heiligung verlangt; dadurch wurde es ein lebendiges Glied in der Liebeseinheit; so daß deren Centrum das Herz eines Gottes, und deren Kitt das Blut eines Gottes ist. Wie könnte sie wohl sonst bestehen von jener ersten

Gemeinde zu Jerusalem an, „die ein Herz und eine Seele war," bis zur heutigen Stunde? und darüber hinaus bis zum Ende der Tage?

So war Christus Gott und offenbarte es in seinem Leben, in seiner Lehre, in seinen Wundern auf die Natur und in den Seelen. Er war es in seinem Tode, bei all' dessen schauerlichen, herzzerreißenden Umständen und in jedem Augenblicke seines bitteren Leidens! Als die Schergen ihn in Gethsemane aufsuchen, gibt Er sich selbst zu erkennen und gefangen; sie aber stürzen zu Boden wie angedonnert von der unsichtbaren Gottheit. Einfach und ruhig bejaht Er die beschwörende feierliche Frage des Kaiphas durch sein „Du sagst es;" denn Er selbst hatte ja schon wie oft gesagt, daß Er der Sohn Gottes sei. Dann versenkt Er die ganze Majestät der Gottheit in den Abgrund eines unaussprechlichen, unerhörten, übermenschlichen Leidens, der so tief wie die Sünde ist und der den Entsündiger gleichsam begräbt in der Essenz der Qualen, welche einzeln die Sünde in jedem Einzelnen des Menschengeschlechtes strafen sollten. Dann verscheidet Er am Kreuze, und die Natur versinkt in Trauer über die Missethat. Die Sonne zieht ihre Strahlen vor dem Gottesmorde scheu zurück. Die Felsen spalten sich voll Entsetzen über die Herzenshärte der Menschen. Die Gräber öffnen sich vor dem Ueberwinder des ewigen Todes und die Todten erwachen und wandeln vor dem sterbenden Herrn des Lebens. Nach drei Tagen aber geht in verklärter Menschheit der Gott aus dem Grabe, und nach vierzig Tagen mit ihr in den Himmel hinauf; und jetzt erweist Er seine Gottheit in dem Alles neu gestaltenden Einflusse auf die Menschheit, die nun liebt, was sie früher gehaßt hat: Niedrigkeit, Armuth und Entsagung; die nun verachtet, was sie früher werthgeschätzt hat: Freuden der Sinnlichkeit, Genüsse des Hochmuthes, vergängliche Güter.

Aber wie, aber wodurch übt Er diesen ungeheueren Einfluß? Er ist hinweg! Er wandelt nicht mehr in bekannter vertrauter Menschengestalt auf Erden und spricht nicht mehr

mit Menschenlippen und Menschenwort. Wie kann dieser weltumgestaltende Einfluß durch die Jahrhunderte dauern und welch' Organ findet er, um rein die Offenbarung wiederzugeben? Oder ist das Werk der Erlösung damit abgethan, daß Er während drei und dreißig Jahren auf Palästina's Fluren wandelte und dann litt und starb zur Genugthuung für die Beleidigungen Gottes durch die Sünde? — Der Gott, der da mit unerschöpflicher Güte Sorge trägt, daß im Werke der Schöpfung kein Wurm, kein Vögelchen beeinträchtigt werde und kein Sandkorn aus dem Geleise rolle und kein Sonnensystem in das erste Chaos zurückstürze, der Gott wird das größere, wunderbarere, herrlichere Werk der Erlösung mit unaussprechlicher Liebe, wie Er es begonnen hat, fortführen. Denn es ist nicht damit abgethan und abgeschlossen, daß das ewige Wort Mensch wurde und für die Sünden der Menschheit genug that; sondern weil Er für seine göttliche Person das Fleisch annahm, so befähigte Er das Fleisch überhaupt, wiederum das Göttliche anzunehmen und sich dem Göttlichen einzuverleiben. Das wie? das wodurch? mußte der Menschheit gelehrt werden durch Wort und That. Damit dies Wort nie verstumme und nie lüge, und die That nie aufhöre und nie wesenlos werde, bildete Er selbst die Anstalt, der Er durch stellvertretende Gehilfen unter der Leitung des heiligen Geistes die Fortsetzung seines Werkes bis zum Ende der Tage anvertraute. Gerade so demüthig und unscheinbar wie sein Eintritt ins irdische Leben gewesen war, sollte auch der Beginn dieser göttlichen Stiftung sein. Die Auserlesensten seiner Jünger, nur zwölf Männer, die Er gewählt, belehrt, geheiligt hatte, bestimmte Er zu deren ersten sichtbaren Trägern und zu seinen Nachfolgern im Lehramte, im Hohenpriesteramte; und übergab ihnen zur Fortsetzung sein Wort und seine That. Das Wort ist die Predigt des Evangeliums; die That ist die Darbringung des ewigen Opfers, des unblutigen Kreuzopfers, in welchem Gott immer wieder und wieder die Gestalten der Sichtbarkeit annimmt, um zugleich seine Menschwerdung und seinen Erlösungstod in geheim-

nißvoller Weise zu erneuern und um durch seine fortgesetzte Verabgründung in irdische Gebilde, das Gebilde von Fleisch und Blut, den Menschen, an Sich zu ziehen, in Sich zu verabgründen, in Sich umzubilden. Dies Opfer, diese ewige Liebesthat Gottes, ist die Grundlage und das Ziel der Predigt des Evangeliums; Grundlage: die Vernichtigung des Gottessohnes aus Gehorsam und Liebe zum Vater und zu den Menschen — die Erlösung; Ziel: die Vernichtigung des natürlichen Menschen im liebeentflammten, opferwilligen Glauben an diesen Erlöser — die Heiligung. „Wer Mein Fleisch ißt und Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm;" diese Verheißung hatte Er gegeben, folglich wollte Er sie erfüllen und die Weise, wie das geschehen solle, zeigte Er beim heiligen Nachtmahl, vor seinem bitteren Leiden an, als Er sprach: „Dies ist Mein Leib" und den Jüngern das gesegnete Brod zum Genuß reichte. Wie Er die Apostel zu seinen Nachfolgern in der Predigt des Evangeliums machte, so weihete Er sie auch zu seinen Nachfolgern im hohenpriesterlichen Amte, um auf dem Altare das Opfer darzubringen, das Er selbst ist, worin Er sich zugleich Gott und den Menschen hingibt, Gott zur Sühne, den Menschen zur Entsündigung und wodurch Er seine Verheißung vollzieht „in ihnen zu bleiben" oder auch, wie Er an einer anderen Stelle sagt: „zu kommen und mit dem Vater bei ihnen Wohnung zu nehmen." Die Apostel waren die Organe, welche Er zur Verbreitung seiner Lehre, und die Werkzeuge, welche Er zur Vermittelung seines Opfers durch das heilige Sacrament des Altares für alle Völker und Zeiten der Welt einsetzte; eine Einsetzung, die selbstverständlich eine Uebertragung und Weiterführung des Apostolates unter mannigfachen, an heilige Weihen gebundenen Gnadengaben des heiligen Geistes in sich schließt. Eine derselben ist die wechsellose Unfehlbarkeit der geoffenbarten Lehre. Christus verhieß dem samaritischen Weibe diese Lehre als ein „Wasser des ewigen Lebens." Der heilige Geist erfüllt die Zusage, indem er über diesem Lebensquell, den das Apostolat bewahrt, schwebt und ihn durch

göttliche Kraft rein erhält von jeder Trübung, Fälschung und Vermischung mit irdischer Zuthat des menschlichen Geistes. Wer von diesem reinen Wasser trinkt, d. h. an die Lehre glaubt, und wer das Fleisch des Gottessohnes genießt, das im heiligen Opfer ihm dargeboten wird, der gehört zum mystischen Leibe Christi, wie die Rebe zum Weinstock, und ist ein Glied dieses wunderbar herrlichen Leibes, der sich durch Zeit und Raum immer größer, immer gliederreicher ausbreitet, jeder Ordnung des Lebens ihre genügende und angemessene Wirksamkeit einräumt, vom Apostelfürsten an bis zum schlichtesten Gläubigen herab, und der einst alle diejenigen Glieder, die hienieden im Glauben und in der Gnade ihrem unsichtbaren Haupte Christus treu gewesen sind, in die Glorie erhebt und in die Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht versetzt.

Dieser vielgegliederte mystische Leib Christi, über den Er alle seine Liebe ausgegossen und die Er, wie ein Bräutigam die Vielgeliebte, mit einer Ueberfülle von Gaben geschmückt hat, ist die heilige Kirche. Sie ist die zweite Schöpfung, die Gnadenschöpfung Gottes. Sie ging hervor, nicht wie die erste Schöpfung, aus den Wassern: sondern aus dem Blute des menschgewordenen Gottes. Hat nun die erste Schöpfung nichts zu fürchten von einigen Orkanen, Erdbeben, Kometen oder anderen Naturerschütterungen, um wie viel weniger wird diese zweite Schöpfung für ihre ungetrübte Fortdauer zu fürchten haben, wenn auch durch ihr Reich, die sittliche Welt, Stürme brausen, Vulkane sich ergießen und Irrsterne fliegen sollten. Gott Selbst hat ihr die Bestimmung, die Vollmacht, die Kräfte gegeben, den Plan seiner Liebe für die Menschheit auszuführen; folglich muß sie bestehen bis zu jenem Tage, wo der Herr als Weltrichter erscheinen und unsere Erde ihren Untergang finden wird. Die erste Schöpfung geht nicht zu Grunde, denn Gott hält und trägt sie. Die zweite Schöpfung kann noch viel weniger zu Grunde gehen; denn nicht nur, daß Gott auch sie hält und trägt: sie trägt und hält sacramentalischer Weise ihren Gott und Herrn; sie trägt und hält den zarten heiligen Frohn=

leichnam auf ihren Altären, in ihren Tabernakeln, in den Herzen ihrer Gläubigen durch die Jahrtausende, bis Er einst die Schleier der hinsterbenden Aschenwelt hebt, und die Braut, die ihn hienieden leidend und liebend getragen und umfangen hat, triumphirend in das Reich der Ewigkeit einführt. Der heilige Frohnleichnam ist das Siegel Gottes, womit er die Lehre Christi zu einer göttlichen Urkunde stempelt. Wo diese vom ewig frischen, reinen, lebendigen Hauche des heiligen Geistes durchathmet und beseelt, als Offenbarung geglaubt und mit allen ihren Consequenzen angenommen wird, da ist die christliche Kirche, die Gemeinschaft aller Gläubigen an den menschgewordenen Gottessohn Christus. Dieser Glaube ist die Bedingung des ewigen Heiles für die ganze Menschheit. Als Christus auf Erden wandelte, knüpfte Er fast immer alle Gnaden, die Er spendete, an den Glauben. „Dir geschehe, wie du geglaubt hast." Oder: „Dein Glaube hat dir geholfen." Oder auch verweisend: „O ihr Kleingläubigen!" das sind Worte, mit denen der göttliche Erlöser häufig seine Wunder begleitet, noch bevor Er ausdrücklich spricht: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden." Es entsprach also nur seiner Liebe, daß Er eine Veranstaltung traf, welche diesen einen, zur Seligkeit nothwendigen Glauben über alle Wandelbarkeit feststellte. Er knüpfte diese Veranstaltung ganz einfach an das apostolische Lehramt unter dem Gnadenbeistande des heiligen Geistes. Die Apostel waren seine Nachfolger in dem Amte, alle Gnadenquellen zu spenden, welche Er geöffnet hatte und deren Umfang, Inhalt, Wirkung, Geheimniß und Bedeutung sie kannten. Indem sie dies Amt mit jener übernatürlichen Vollkommenheit vollzogen, welche die heidnische Welt zu christlichen Heiligen umzauberte, wurden sie, als die Urheber dieses neuen geistigen Lebens, die Väter der Gläubigen, und, da die Gemeinschaft der Gläubigen die Kirche ist, die Väter der Kirche. Väterlich liebend, belehrend, zurechtweisend, anordnend, rathend, ermahnend, mit väterlichem Herzen Sorge und Kummer, Schmerz und Aengste um ihre übernatürlichen,

durch das Evangelium ihnen geschenkten Kinder tragend, leben sie das Opferleben ihres Meisters, sterben seinen Opfertod und bilden die Wurzel des großen, majestätischen Stammbaumes, der sich seitdem mit tausend und tausend Aesten, aber dennoch in heiliger, wechselloser Einheit, über den ganzen Erdboden und durch alle Generationen der Menschheit verbreitet und dem damals, wie jetzt und wie dereinst, alle apostolischen Väter der Gläubigen, alle Vorsteher der Kirche angehören.

Es ist durchaus keine willkürliche Annahme, daß die ersten Apostel darauf bedacht waren, sich Nachfolger zu bestellen, die für denselben Beruf und mit derselben apostolischen Weihe, Gewalt und Vollmacht ausgestattet, in ununterbrochener Reihe das Apostolat fortsetzten. Ohne dasselbe wäre die junge Pflanzschule der Kirche verkümmert untergegangen. Sollte sie bestehen für ewige Zeiten: so mußte sie auch ihre apostolischen Väter, Lehrer und Hirten für ewige Zeiten haben. Der Schüler und Nachfolger des heiligen Petrus, Clemens von Rom, von dem der heilige Paulus in seinem Briefe an die Philipper sagt, sein Name sei in das Buch des Lebens verzeichnet; dieser heilige Clemens schrieb um das Jahr 68, nach der großen Neronianischen Christenverfolgung, einen Brief an die Gemeinde zu Corinth, um in derselben unruhige, neidische Gesinnungen der Laien gegen ihre Priester zu beschwichtigen. In diesem Schreiben, das noch nach Jahrhunderten in solchem Ansehen stand, daß es wie die apostolischen Sendschreiben beim christlichen Gottesdienste vorgelesen wurde, sagt Clemens unter Anderem: „So war der Wille Gottes: er sandte Christus und Christus die Apostel. Durch das Wort Gottes gestärkt, im Glauben überzeugt durch die Auferstehung des Herrn, erleuchtet durch den heiligen Geist, gingen sie in die Welt hinaus, nachdem sie den Auftrag empfangen hatten, und verkündeten die Ankunft des Reiches Gottes. Sie predigten auf dem Lande und in den Städten das Evangelium und setzten die Erstlinge der Bekehrten, Bischöfe und Diakonen, über die Gläubigen. Erleuchtet durch

unseren Herrn Jesum Christum, erkannten die Apostel, daß möglicher Weise wegen der Wahl eines Bischofes in der Folge Uneinigkeit entstehen könne; deshalb stellten sie selbst Bischöfe als ihre Nachfolger auf und setzten für die Zukunft die Regel der Nachfolge fest, daß man an die Stelle der Verstorbenen andere bewährte Männer von reinem Wandel, Demuth, Uneigennützigkeit, Friedensliebe und musterhaften Sitten zu Nachfolgern im Amte erwählen solle. Theils wurden diese von den Aposteln, theils von anderen ausgezeichneten Männern mit Einwilligung der ganzen Kirche erwählt, um der Heerde Christi vorzustehen. Der Hohepriester (Bischof) hat sein Amt, den Priestern ist ihr Platz angewiesen, die Diakonen haben ihre Obliegenheiten und der Laie hat seine Pflichten zu erfüllen. Der Herr wollte nicht, daß sein Opfer ohne Ordnung dargebracht werde."

Nach Clemens geben die ältesten Quellen der christlichen Kirche eine Menge Zeugnisse, daß das apostolische Vorsteheramt mit der größten Umsicht besetzt wurde. Hatte der Tod einen Bischof von seiner Gemeinde abgerufen, so ging eine sorgfältige Berathung befreundeter und benachbarter Bischöfe mit Priestern und Diakonen vorher, zu der auch das christliche Volk gezogen wurde, das zu seinem Hirten eben in dem innigen Verhältniß zärtlicher und ehrerbietiger Kinder zum Vater stand. Auf die Berathung folgte eine wohlgeordnete Wahl und dann die heilige Consecration oder Ordination, die durch drei Bischöfe verrichtet wurde durch Auflegung der Hände und Gebet nach langem und strengen Fasten. Zuweilen vollzogen auch noch mehr Bischöfe die heilige Feier; aber wegen der unruhigen, drangsalvollen Zeiten, welche die Vereinigung mehrerer Bischöfe manchmal unmöglich machten, war auch die Consecration durch einen einzigen gestattet. So pflanzte sich das Apostolat mit der Kirche und in ihr fort. Von diesem Ursprunge stammen alle Bischöfe ab, die in rechtmäßiger, vorgeschriebener Weise gewählt und geweiht sind. Durch die Händeauflegung erhalten sie die Gnade des heiligen Geistes, Hirten, Lehrer und Väter ihrer Kirchen zu sein. Und da jede

besondere Kirche der großen Gemeinschaft und Einheit der ganzen Kirche angehört; und da die Leitung und Regierung derselben eine ganz milde, väterliche, liebevolle ist: so ist jeder Bischof, der jüngste wie der älteste, im neunzehnten Jahrhundert wie im ersten, eben darum auch ein Kirchenvater. In früheren Zeiten gaben ihm auch die Christen keinen anderen Namen als Vater, ehrwürdiger Vater, heiliger Vater, und für Denjenigen, der als Nachfolger des Apostelfürsten auf dem Bischofsstuhle des heiligen Petrus in Rom sitzt und als solcher der Vater der ganzen Christenheit, der Hirten und Heerden, der Bischöfe und Kirchen ist, für den Papst hat sich die liebliche Benennung „heiliger Vater" bis zur Stunde bei allen Völkern erhalten. Sie ist der ächte Ausdruck für das ursprüngliche Verhältniß, das zwischen den Gläubigen der ersten Jahrhunderte und ihrem geistlichen Oberhirten bestand und das, wie Alles, was in Christus gegründet ist, eine idealische Vollkommenheit hatte. Als der herrliche Cyprian, Bischof von Karthago, zum Martertode geführt wurde, rief seine ganze Gemeinde, die alle Straßen und Zugänge seines Hauses umlagerte, einstimmig mit schmerzlicher Begeisterung: „O kommt! wir wollen mit ihm sterben!" So recht wie die Liebe des heiligen Geistes selbst, flammend und rein, und ein Abglanz der Liebe, die Christus mit seiner Kirche verband, war die Verbindung des Bischofs mit der ihm anvertrauten Heerde, für deren übernatürliche Innigkeit jener Ausruf ein glänzendes Zeugniß ablegt. Sie war die Blüthe der Einheit im Glauben. Der Vermittler und Lehrer dieses einen, reinen Glaubens, des abgeschlossenen Ganzen, was Christus gewirkt, offenbart und zu glauben befohlen hat, und zugleich der sichtbare Mittelpunkt der Einheit, war jeder Bischof in seiner Kirche. Die Apostel theilten die Glaubenslehre ihren Jüngern mit, diese wiederum ihren Schülern, und solche Männer, die von den ersten Nachfolgern der Apostel in der Heilslehre unterwiesen waren, wählte man vorzugsweise gern zum bischöflichen Amte, weil sie dem Urquelle aller Wahrheit der Zeit nach näher standen. Diese

wählten und weihten zu Mitarbeitern Presbyter und Diakonen, aus denen später ihre Nachfolger wurden, und so ging die heilige Ueberlieferung der Offenbarung in Wort und Schrift, getragen auf den Flügeln des heiligen Geistes, mit der demüthigen, zarten Ehrerbietung behandelt, welche dem Göttlichen gebührt, unangetastet von einem Vater der Kirche auf den anderen über. Ein Jeder war wie ein Stern, der sein Licht von der Sonne Christus empfängt, und wie das ganze Planetensystem nur durch die Sonne existirt und leuchtet: so lebten und webten diese Sterne der Erde in dem Gnadenstrahle, den der heilige Geist ihnen zutrug, damit sie dies übernatürliche Licht in dem Kreise verbreiteten, den jeder von ihnen zu erleuchten hatte: in seiner Kirche. Auf solche Weise war es dem geheiligten Sinn, dem gottzugewendeten Herzen nicht schwer, die überlieferte Glaubenslehre treu zu bewahren: die Uebereinstimmung mit der apostolischen Tradition war ihr Prüfstein, und diese apostolische Tradition in vollkommener Unversehrtheit bewahrte diejenige Kirche, welcher der vom Herrn so hoch begnadete Apostel Petrus vorstand: Rom. Sie wurde, weil sie die Kirche des Petrus war, von dem ganzen christlichen Alterthume als die Mutterkirche des Christenthums betrachtet, welche die Obliegenheit hat, wie eine edle, hochherzige Mutter die heiligen Traditionen der gesammten christlichen Familie zu bewahren. Einige Jahrzehente nach dem Tode des armen Fischers von Galiläa in der Hauptstadt der Imperatoren, während aller Drangsale der Verfolgung und aller Unsicherheit der Zustände und Verhältnisse, stand dies eine, der Vorrang Roms, schon so fest, daß Ignatius, Bischof von Antiochien, sein Schreiben an die Römer mit dem Gruße beginnt: „An die Kirche, welche durch die Herrlichkeit des allerhöchsten Vaters und durch seines einzigen Sohnes Jesu Christi Barmherzigkeit, in Rom Vorsteherin des Liebesbundes der Christenheit ist."

Ignatius war ein Schüler des Apostels Johannes, war Bischof derjenigen christlichen Kirche, der Petrus zuerst und früher als der römischen vorgestanden hatte; er wird wohl gewußt

haben, was er sagte, und warum, indem er der römischen Kirche den Vorrang gab vor Antiochien. Er schrieb auch nicht der christlichen Gemeinde zu Rom, um ihr zu schmeicheln oder um sie für sich zu gewinnen; sondern er schrieb mit Ketten an der Hand auf dem langen, langen Marterwege, den er zu machen hatte, um in Rom vor die Löwen geworfen zu werden; und sein Schreiben hat gar keinen anderen Zweck, als den, die römischen Christen zu bitten, nur ja keine Schritte zu thun, welche sein Marterthum verzögern könnten; also ganz einfach gibt er der Kirche zu Rom die Ehre, welche ihr in den Augen der Christenheit schon damals zukam. In den anderen Briefen, die Ignatius auf dieser Reise an verschiedene Gemeinden richtet, um sie im Glauben zu bestärken und sie vor aller Neuerungssucht, die dem unruhigen Menschenherzen anklebt, zu warnen, weist er immer auf die Einheit der Gemeinde mit dem Bischofe und der Bischöfe unter einander in der Einheit der apostolischen Ueberlieferung, als dem Ecksteine des wahren Glaubens an Jesus Christus hin. „Wie Jesus Christus seinem Vater folgte, so folget Alle dem Bischofe,“ schreibt er, „und versammelt euch um ihn zu einer Gemeinde, wie die katholische (allgemeine) Kirche sich um Christus sammelt. Ehret den Bischof als den, welcher des Vaters Abbild ist, und die Presbyter wie den Rath Gottes und den Verein der Apostel, und ebenfalls die Diakonen als solche, welche den Dienst Christi versehen. Ohne diese Alle gibt es keine Kirche. Keiner wage es, in kirchlichen Dingen etwas zu thun ohne Beiziehung des Bischofes, denn nur das, was er billigt, ist Gott wohlgefällig. Nur jene Eucharistie werde als gültig angesehen, welche der Bischof selbst, oder ein Anderer, dem er den Auftrag ertheilte, ausspendet. — Der Herr empfing eine Salbe auf seinem Haupte, um seiner Kirche Unvergänglichkeit zuzuduften. Seid also unzertrennlich in Jesu Christo von dem Bischofe und den Befehlen der Apostel und haltet euch innerhalb des Altares: dann werdet ihr rein im Glauben sein.“ Dieser Vertraute der ersten Glaubensboten, dieser Jünger des Lieblingsjüngers, dieser

Zögling und Lehrer des Evangeliums trägt ahnungsvoll Gegenwart und Zukunft im Herzen und sieht den Sturz des Menschengeistes in die Tiefen, wenn er sich ablöst von der Tradition, deren Vertreter die Väter der Kirche sind, die ihr Oberhaupt und ihren Mittelpunkt zu Rom haben.

Und wieder einige Jahrzehnte später besiegte der heilige Blutzeuge Polykarp, Bischof von Smyrna, einige Irrlehrer in Rom nur dadurch, daß er ihnen bewies, ihre Lehre sei deshalb falsch, weil sie nicht mit der apostolischen übereinstimme. Hingegen habe er selbst von den Aposteln Alles vernommen, was die Kirche als Wahrheit lehre, und er könne daher bezeugen, daß sie die reine Lehre Jesu Christi vortrage. Somit war die Richtschnur für eine unverfälschte Fortpflanzung des Evangeliums in einfachster Weise gegeben und die Gewißheit über den wahren Glauben in eine beseligende Sicherheit gebracht. Wer mit Rom zusammenhing, hing mit Christus zusammen; und wer nicht, der hatte sich von Christus getrennt. Den Zusammenhang mit Rom wies jeder Bischof ganz leicht durch die Glaubensgemeinschaft nach, die er, als Erblehre in seiner Kirche vorgefunden, festgehalten, verbreitet und fortgepflanzt, und die sein Nachfolger wiederum unangetastet von ihm vorzufinden hatte. Das glänzendste Zeugniß für die Nothwendigkeit dieses Zusammenhanges im Glauben mit Rom, legt der große Bischof von Lyon, Irenäus, ab, der um das Jahr 120 in Asien geboren, ein Schüler des heiligen Polykarp war und um das Jahr 202 den Martyrertod fand. Dieser Jünger eines Johannesjüngers schrieb ein Werk gegen die Irrlehren der Gnostiker, worin sich jene berühmte Stelle findet, welche jede Häresie auf ihr Nichts zurückführt. Sie heißt:

„Jedermann, der die Wahrheit zu erkennen wünscht, kann die Ueberlieferung der Apostel, die der ganzen Welt verkündet ist, in jeglicher Kirche einsehen; und ich kann die Bischöfe, welche von den Aposteln in die Kirchen eingesetzt worden sind, und ihre Nachfolger bis auf uns aufzählen. Weil es aber sehr weitläufig wäre, alle diese Vorsteher aller Kirchen aufzu-

zählen, so führe ich nur die der größten, ältesten, allbekannten Kirche an, welche von den zwei ruhmvollsten Aposteln Petrus und Paulus zu Rom gegründet und errichtet wurde, welche die apostolische Ueberlieferung und den der Menschheit verkündeten Glauben empfing, der durch die Aufeinanderfolge der Bischöfe auf uns gekommen ist, und beschäme Alle, die entweder aus eigenen Ansichten, oder aus eitler Ruhmsucht, aus Blindheit oder in böser Absicht anders lehren. Zu dieser Kirche, in welcher die Tradition der Apostel von allen Bischöfen immer erhalten worden ist, muß sich wegen ihres größeren Vorranges die ganze Kirche, d. h. die Gemeinschaft aller Gläubigen der Erde, werden und halten."

Dann führt Irenäus die römischen Bischöfe von den Aposteln bis auf Eleutherius, zwölf an der Zahl, an und setzt zum Schluß hinzu: „Durch diese Ordnung und Folge kam die Tradition der Apostel in der Kirche, und die Verkündigung der Wahrheit bis zu uns. Und dies ist der vollkommenste Beweis, daß nur ein und derselbe belebende Glaube sei, welcher in der Kirche seit den Aposteln bis auf den heutigen Tag aufbewahrt und in Wahrheit gelehrt wurde."

Die Bischöfe waren also die eigentlichen Glaubenswächter, die das Amt hatten, das Brod des Lebens zu brechen und dafür zu sorgen, daß es nicht vergiftet werde; und Priester, welche sie gewählt und geweiht, und welche nur durch diese Weihe und Sendung ihren priesterlichen Charakter hatten, unterstützten sie in ihrem mühseligen Berufe. Wie die natürlichen Väter darauf bedacht sind, ihren Kindern gesunde, kräftige Nahrung für ihr leibliches Gedeihen zu verschaffen und dafür nicht Mühe und Arbeit scheuen dürfen: so mußten diese Väter nach der Ordnung der Gnade darauf bedacht sein, das Gnadenleben ihrer geistlichen Kinder frisch und blühend, und deshalb die Bedingung zu erhalten, woran dasselbe geknüpft ist: den wahren Glauben. Und sie waren darauf bedacht! Riesenkämpfe kämpften sie, Uebermenschliches litten, wirkten und leisteten sie, damit nicht ein Atom der Lehre, die der Sohn Gottes mit seinem Blute als eine göttliche besie-

gelt hat, verloren gehe oder verderbt werde. Die Häupter der Adelsfamilien setzen ihre Ehre darein, daß das Fideicommisgut ungeschmälert von Vater auf Sohn übergehe. Sie dürfen nicht nach Belieben damit schalten und walten; es ist ein Vermögen ihrer Treue anvertraut, wie schon die Benennung zeigt, von dem sie die Nutznießung haben, und das sie nicht berühren dürfen, damit sich von einer Generation auf die andere vererbe der Besitz und mit demselben der Reichthum, das Ansehen, die irdische Wohlfahrt der Familie. Der Glaube ist ein übernatürliches Fideicommis, welches Christus der Treue seiner Braut, der Kirche, anvertraut hat, und welches die Oberhäupter dieser mystischen Familie mit einer Gewissenhaftigkeit zu verwalten haben, die um so größer sein muß, als es sich hier nicht um Geld und Gut, um Glanz und Ehren handelt, sondern um himmlische Schätze und die ewige Seligkeit; und als der Verlust dieses göttlichen Erbgutes nicht den weltlichen Untergang einer Familie, wohl aber den Untergang der zweiten Schöpfung nach sich ziehen würde. Der Glaube ist das Verbindungsmittel zwischen ihr und der Menschheit. Hörte der Glaube auf, so wäre der Canal abgeschnitten, der die heiligmachende Gnade aufnimmt, durch den sie auf die Menschheit wirkt. Das Erlösungswerk behielte dann nur eine objective Kraft; die subjective, welche der Glaube im Gläubigen in Bewegung setzt, um sich die Erlösung mit ihren Früchten der Heiligung zu eigen zu machen, würde ersterben; durch Verschmähung der heiligen Sacramente würde das Blut Jesu nicht mehr in und über die sündenkranken Seelen gegossen. Baden sie sich aber nicht rein und gesund im Blute Jesu, so kommen sie um in der Verwesung und dem Pestqualm ihrer Todeswunden. Die Sünde wuchert üppig, wo die heiligmachende Gnade verloren ging und die menschlichen Zustände würden dann wieder ein Greuel vor Gott, wie im Heidenthume werden; oder ärger noch, weil bei den Heiden nur ein Abfall von der natürlichen Offenbarung Gottes stattfand, welche durch die Schöpfung und durch das Gewissen des Menschen sich kund gibt. Hier

aber wäre es ein Abfall von der übernatürlichen Offenbarung, auf die Gott ein solches Gewicht legte, daß er den Eingeborenen Sohn Mensch werden und in die Krippe und an's Kreuz gehen ließ, damit sie mit der höchsten Eindringlichkeit verkündet werde. Hält man diese unleugbare Thatsache fest im Auge, so ist es leicht zu begreifen, daß eine heilige Seele, ein großes Herz und eine erhabene Intelligenz, die so häufig in den Vätern der Kirche vereinigt gefunden werden, die Riesenkämpfe, zu denen ihre Zeit sie berief, mit himmlischer Zuversicht unternahm, mit heiliger Unbeugsamkeit führte und mit ruhiger Gelassenheit zu Ende brachte. Absetzung, Kerker, Verbannung, schmachvolle Verleumdung, jede Art von Kränkung, in der Fremde und im Elende umzukommen, sich aufzureiben in der anhaltenden geistigen Anstrengung, unsägliche Aengste, namenlose Trübsal, nichts war diesen Gewaltigen im Reiche Gottes, diesen Helden des Evangeliums, diesen Herolden der Offenbarung zu schwer und zu hart, um ein einziges Wort, einen einzigen Buchstaben der christlichen Heilslehre unangetastet zu erhalten. Warum? weil die ganze Lehre von Gott kam, in ihrer Ganzheit göttlich und folglich die Veränderung eines Buchstabens schon ein Sacrilegium war. Durfte man ihr einen Buchstaben rauben, so durfte man auch weiter gehen und ihr ein Wort, einen Satz, eine Lehre nach der anderen rauben wollen. Und wer den einen Buchstaben nicht vertheidigte, hatte das Recht verloren, endlich eine angefochtene Grundwahrheit zu vertheidigen. Der Buchstabe war wie die Masche eines Netzes: ist sie zerrissen, so lösen sich nach und nach alle Maschen auf, und die Fäden des Netzes rieseln zu einem unbrauchbaren Gewirr zusammen. Das Netz muß fest sein, damit der von Christus befohlene und gesegnete Fischzug des Petrus in mystischer Weise fort und fort erneuert werde.

Kirchenväter im engeren Sinne heißen vorzugsweise jene großen heiligen Männer, welche nicht bloß ihrer besonderen Heerde, sondern der Gesammtheit der Kirche, und auch nicht bloß ihrer Zeit, sondern der ganzen christlichen Nachkommen=

schaft große Dienste leisteten und große Beispiele gaben; Männer, deren hoher Geist die Vollkommenheit ihrer Tugend noch mehr hervorhebt, deren Genie mit ihrer Heiligkeit um die Wette leuchtet, und deren Schriften im Einklange mit ihrem persönlichen Wirken stehend, die Nachwelt belehren, kräftigen, nähren, begeistern, und ein lebendiges Zeugniß ihrer erhabenen Wirksamkeit für die Mitwelt ablegen. Unter ihnen nehmen auch solche Männer Platz, die, ohne Bischöfe zu sein, durch Leben und Schriften einen starken, heiligenden Einfluß übten, wie Hieronymus, Ephrem der Syrer, Johannes Climacus u. A. Weil aber der Vater seinen Kindern das Leben der Seele zu geben und zu erhalten hat, und weil dies Leben aus dem wahren Glauben entspringt: so wurden andererseits manche ausgezeichnete Männer nicht als Kirchenväter anerkannt, obwohl sie durch ihre Intelligenz, Wissenschaft und geistvolle Schriften der Kirche große und wesentliche Dienste leisteten. Allein der Vater soll in jeder Beziehung den Kindern als Beispiel vorleuchten; und da bei diesen Männern die Heiligkeit des Wandels nicht so entschieden anerkannt, und ihre Darstellung oder Erklärung oder Auffassung der überlieferten Glaubenslehre nicht immer und überall im Geiste und Sinne der Kirche war: so bewies sie ihnen zwar ihre dankbare Anerkennung, indem sie zu den kirchlichen Schriftstellern sie rechnete, wies ihnen aber nicht den höchsten Ehrenplatz in den Reihen der Väter an. Dazu gehören z. B. die beiden berühmten, einflußreichen, frommen Lehrer an der Katechetenschule zu Alexandrien, Clemens und Origenes; ferner Tertullian; auch der berühmte Geschichtschreiber Bischof Eusebius von Cäsarea und der gelehrte Rufinus, Presbyter von Aquileja. Kein Glanz der Verdienste und der Berühmtheit ersetzt die leiseste Trübung der Glaubensreinheit. Die Reihe der Kirchenväter schließen Einige mit dem siebenten Jahrhundert ab; Andere mit dem ersten Jahrtausend; noch Andere setzen sie bis in's zwölfte Jahrhundert fort. Eines ist gewiß: dem Wesen nach hören sie in der Kirche niemals auf. Nur das Maß der Gnaden,

der Heiligkeit, des hinreißenden Einflusses, welches eine ganze Epoche beherrscht, der ganzen Menschheit eine Wendung gibt, der ganzen Strömung einer Zeit Einhalt thut, ist eine besondere Gabe des heiligen Geistes für den Auserwählten, den Gott dazu bestimmt hat, ein Vorkämpfer in den Schlachten zu sein, die Sein Reich am weitesten ausbreiten und am tiefsten begründen.

An diesen Schlachten hat es nicht gefehlt im Reiche Gottes. Die erste derselben lieferte Christus selbst gegen den uralten Todfeind, und was sie ihn gekostet habe, zeigt sein Leben und Sterben, seine Menschwerdung und Kreuzigung, und Alles was dazwischen liegt, vom Krippenstroh bis zum blutigen Angstschweiß; zeigt mehr noch, was darüber hinaus liegt: das Kommen vom ewigen Vater und das Gehen zum ewigen Vater. Diese Selbstentäußerung des Gottessohnes, durch die er sich so unbegreiflich erniedrigte, zeigte der Menschheit den Weg an, auf welchem sie sich von ihrem Falle in Adam wieder erheben konnte: die bittere Arzenei der Verdemüthigung und des Leidens war das heilsame Gegengift für das tödtliche Gift des Hochmuthes und der Sinnlichkeit, das die Schlange dargeboten hatte. Eine durch und mit Satan erhöhte Menschheit mußte von ihrem Ziele so gewiß abfallen, als eine durch und mit Christus sich verdemüthigende Menschheit sich wieder zu demselben erheben mußte. Nun ist aber diese Verdemüthigung für den Einzelnen die Sache seines freien Willens, seines eigenen Entschlusses. Nichts und Niemand zwang Adam zum Abfall: die Selbstsucht trieb ihn zum Ungehorsam. Nichts und Niemand zwang den Sohn Gottes; nur die Liebe drängte ihn zur Selbstentäußerung. So ist auch jedem Christen die Wahl frei gegeben, ob er ein Nachfolger seines Gottes oder dessen Widersacher sein will. Die Jacobsleiter ist gleichsam vor seinen Augen zwischen Himmel und Erde aufgerichtet, und wie die Engel auf ihr hinab- und heraufstiegen, so schickt ihm Gott Gnaden und Gnadenmittel herab, die ihm lieblich winken und ihm behilflich sind, Sprosse um Sprosse zu erklimmen. Aber frei-

willig, von Liebe zum Himmlischen getrieben, muß er den Fuß auf die erste Sprosse der Himmelsleiter stellen: so ist das Gesetz im Reiche der Gnade! er muß mit voller, innerster Entschiedenheit sagen: „ich will glauben!" dann wird er gewiß bald ausrufen: „ich glaube!" Das ist der Jubelruf der Erlösten und die Bedingung, unter welcher sie theilhaft werden des Erlösungswerkes: glauben wollen, was Christus gelehrt hat, Alles und Jedes, die Grundlehren und die heiligen Geheimnisse, die Gebote und die Rathschläge, die Worte und die Thaten; und das Alles glauben in dem Umfange, mit der Deutung, in dem Zusammenhange und in der Beziehung, wie das apostolische Lehramt, kraft göttlicher Vollmacht und Sendung, es zu glauben vorstellt. So zu glauben, das ist ein entschiedener Act eines freien und guten Willens, der zum rastlosen Kampfe gegen Zweifelsucht, Neuerungsgelüste, Spiele der Phantasie und Selbstklügelei im religiösen Leben, und gegen alle natürlichen Leidenschaften und bösen Neigungen im sittlichen Leben auffordert und waffnet. Im Gehorsam des Willens und des Verstandes gläubig der Lehre der Kirche sich zu unterwerfen, das sieht sehr leicht aus, weil sie ja eine göttliche Offenbarung ist, und ist dennoch dem Menschen sehr schwer; wird ihm nur leicht in dem Maße, als er in sein natürliches Nichts sich verdemüthigend, vom Lichtmeere der Gnade sich tragen und bewegen läßt; denn alle seine von Adam ererbten Neigungen und Instincte sind durchaus gegen die Verdemüthigung. Hochmuth, Sinnlichkeit, Habgier, Eitelkeit, Ehrgeiz, Eigenliebe, Selbstsucht, Alles widersetzt sich mit äußerster Anstrengung, Alles wehrt sich gegen die Verdemüthigung. Die geheimnißvolle Wunderkraft des heiligen Geistes, die der Lehre Jesu unberechenbare Eindringlichkeit und Macht verleiht, kann allein immer wieder und wieder eine solche Umwandlung bewirken, und den empörten Willen in einen unterwürfigen Willen umzaubern. Wohl ein himmlischer Zauber gehört dazu, um den abgefallenen Willen in seiner Axe zu ergreifen und ihn geschmeidig zu machen zur Umkehr zu Gott; und

dieser Zauber geht aus von der Menschwerdung Gottes, von der Verbindung der göttlichen Natur mit dem Fleische. Denn dies Fleisch, das um der Sünde willen gemartert, gegeißelt, verwundet und gekreuzigt wurde, ging durch seine Verbindung mit der göttlichen Natur in deren Verklärung ein und versenkt sich nun durch das göttliche Liebeswunder der heiligen Eucharistie, glorificirt aber wesenhaft, als die Nahrung des übernatürlichen Menschen in jede christliche Seele, die, wie Ignatius von Antiochien sagt, glaubenstreu zum Altare sich hält. Der Sündenfall Adams hat die Menschheit zu Wildlingen des Lebens gemacht. Die Menschwerdung Gottes senkt ein Christusreis in diese entarteten Gebilde und sie, die bisher nur bittere und schädliche Früchte der Sünde trugen, schmücken sich mehr und mehr mit den Gnadenfrüchten der Tugenden. Dies eben so geheimnißvolle als wahrhafte Verbleiben des Göttlichen im Menschen, nicht von Natur, sondern aus Gnaden, diese Folge der Verheißung Christi, in Demjenigen zu bleiben, der Sein Fleisch ißt: bewirkt die Heiligung, die Umkehr des Willens von der Eigenliebe zur Liebe Gottes. Wie er sich früher fort und fort seinem Selbst zuwendete, so wendet er sich nun Gott zu. Zwischen dieser ersten entschiedenen Wendung zum Himmlischen und jener unzerstörbaren, ebenso erhabenen als kindlichen Ruhe in Gott, welche das Wahrzeichen der Heiligkeit ist, liegen unzählige Stufen und auf jeder Stufe ist der Rückfall in den bösen Willen möglich; und nicht jeder Beharrliche gelangt zur allerhöchsten, weil das Maß der Gnaden verschieden ist. Aber die entschiedene Wendung und die Beharrlichkeit in dieser Richtung beweisen, daß das christliche Ideal wenigstens verstanden und angestrebt wird, und daß der ehemalige Wildling sich umzubilden sucht zur Heiligkeit, gemäß dem Christusreis, das sich seiner Seele einsenkte. Mit demselben kann Fleisch und Welt und Irdischkeit unterjocht werden, denn Christus hat sie besiegt und hilft zum Siege und zur Freiheit des Geistes. Ohne dasselbe bleibt der Mensch in der Schmach, welche die Knechtschaft durch niedrige Tyrannen ihm aufwälzt. Durch Erlö-

sung und Heiligung stellt die Menschwerdung Gottes Alles in die Ordnung zurück, was seit dem Sündenfalle in Unordnung gerathen, bringt Alles ins rechte Geleis, was abgewichen, richtet Alles auf, was gesunken ist. Welcher Christ, dem sein ewiges Heil am Herzen liegt, möchte den Glauben an dies beseligende Mysterium aufgeben? Welcher gute Hirt seiner Heerde dürfte dulden, daß seine Schäflein von diesen „Wassern der Erquickung" in die Wüste hinweggeführt würden? Und doch erhoben sich schon in den frühesten christlichen Zeiten Irrlehren über dasselbe, denn es hat für den natürlichen Menschen eine entsetzliche Herbheit. Diese Verdemüthigung des Gottmenschen predigt ihm Demuth und immer Demuth! dies Leiden des Gottmenschen Buße und immer Buße! das sind Worte, welche nur der Liebe süß, dem Stolz aber hart klingen und die Sinnlichkeit empören. Ueberdies liebt die Eitelkeit des Verstandes ihre Klügeleien und möchte die unergründlichen Geheimnisse der Offenbarung nach ihrer umdämmerten Einsicht erklären oder nach den Träumereien ihrer Phantasie deuten.

Daraus entstanden schon sehr früh eine große Menge der wunderlichsten und zum Theil bösartigsten Irrlehren. Cerinthus, der in Ephesus noch mit dem Apostel Johannes zusammen lebte, lehrte: es habe sich der himmlische Logos mit dem Menschen Jesus bei der Taufe im Jordan vereinigt. Die zahlreichen gnostischen Secten, gefährliche Widersacher der Kirche, stimmten sämmtlich darin überein, daß sie die Materie als das Princip des Bösen, und dieses als eine selbstständige Macht betrachteten, der die sichtbare Schöpfung angehöre. Dieser gegenüber nahmen sie eine Lichtwelt an, aus der die verschiedenen Kräfte des göttlichen Urwesens als Aeonen emanirten. Ein solcher Aeon war auch Christus, den sie bald mit einem Scheinleib bekleidet, bald mit dem Menschen Jesus vereinigt darstellten. In künstlich phantastischen Systemen überbot ein gnostischer Lehrer den anderen. Carpocrates und sein Sohn Epiphanes, Basilides, Valentinus, Cerdon, die sämmtlich in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, meistens in Alexandrien und Rom,

lebten und lehrten, waren Stifter der bekanntesten und zahlreichsten gnostischen Secten, deren Lehren zwar immer besiegt wurden, aber immer wieder und wieder, gleich der Pest, auftauchten, z. B. die Gütergemeinschaft und die Gemeinschaft der Weiber, die Epiphan lehrte. Die verschiedenen manichäischen Secten kann man gar nicht mehr christlich nennen, obwohl sie einen Christus, als die Lichtseele der ganzen Natur, hatten, und sich sehr in das Christenthum einzuschleichen und, wie die Gnostiker, schwärmerische Gemüther zu gewinnen suchten. Die Montanisten lehrten, daß die göttliche Offenbarung hinsichtlich des Glaubens zwar durch Christus und die Apostel vollendet und abgeschlossen, hinsichtlich des christlichen Lebens aber nicht durch sie geregelt sei, sondern eine Entwickelung durch neue Offenbarungen bedürfe und erwarte. Ihr Haupt, Montanus und zwei von ihm fanatisirte, reiche, vornehme, prophezeiende Frauen, Priscilla und Maximilla, die ihre Ehemänner verließen und sich ihm anschlossen, sollten die Organe sein, durch welche der heilige Geist das christliche Leben zur Vollendung führen wolle. Ein Gerber von Byzanz, Theodotus, machte die Erfindung und begründete darauf eine Secte, daß Christus ein bloßer Mensch gewesen sei. Dasselbe lehrte auch der Bischof von Antiochien, der berüchtigte Paul von Samosata, der um das Jahr 270 auf einer Synode zu Antiochien abgesetzt und von der Kirche ausgeschlossen wurde. Die Lehre des Sabellius, der in Afrika um das Jahr 225 auftrat, verwarf das christliche Dogma von dem dreipersönlichen Gott und löste das Geheimniß von der heiligen Dreifaltigkeit in vorübergehende Manifestationen von Kräften eines Urwesens auf. Zahllose Schattirungen dieser und anderer Secten und Systeme, die sich an immer neue Häuptlingsnamen knüpfen, legen ein merkwürdiges Zeugniß ab, wie Alles rettungslos der Zersplitterung anheimfällt, was sich von der Einheit der Kirche trennt. Andererseits ist man ganz erstaunt, diese Einheit unter den Augen der Apostelschüler, zur Zeit der Blutedicte, der Martyrer, der Katakomben, des Amphitheaters voll wilder Thiere, schon so bedroht zu sehen. Es ist so

natürlich zu glauben, das Ansehen der ersten Nachfolger der Jünger des Herrn und die gemeinsamen Leiden, Verfolgungen und Gefahren müßten das stärkste Band der Glaubenseinheit gewesen sein; sie waren es auch wirklich. Allein der Ursprung der Irrlehren ist leicht dadurch zu erklären, daß der menschliche Wille im Reiche Gottes keinem äußeren Zwange unterworfen ist und die dargebotene Gnade annehmen oder ausschlagen kann. Die Erlösung hat das Böse in der Welt nicht mit einem Streiche vertilgt; denn wenn das wäre, wo bliebe der gottgefällige Kampf, welchem dereinst der Siegeskranz gegeben wird? wohl aber bietet sie die Waffen, um den guten Kampf zu führen, dessen sich der Apostel Paulus freut. Die Gnaden der Erlösung müssen in das innere Leben des Menschen durch seine selbstständige Mitwirkung übergehen. Sie sind nicht wie das Adelsdiplom eines Fürsten, welches einen äußeren Adel gibt, der sehr wohl neben innerem Unadel bestehen und durch diesen nicht verloren gehen kann. Es hat immer zu allen Zeiten des Christenthums Menschen gegeben, sogar kluge, begabte, talentvolle Menschen, welche alle Energie ihres Charakters und alle Fähigkeiten ihres Geistes anwendeten, um sich auf den Weg des Abfalles zu stürzen und Andere mit sich fortzureißen und noch viel mehr Menschen, welche sich von diesen Anführern der Empörung blenden und beherrschen ließen. Die ungeheuere Schwäche, welche in der Menschheit durch die Todeswunde der Erbsünde verblieben ist, kommt wohl nirgends trauriger und schmerzlicher zum Vorscheine, als gerade in diesem Falle: Christus bietet dem Menschen sich selbst und den Himmel an, und der Mensch stößt ihn zurück, schlägt das göttliche Erbe aus und wählt sich zu seinem Antheil Satan und die Hölle. So machte es z. B. der talentvollsten Einer im zweiten Jahrhundert schon, Tertullian, ein glühender Apologet des Christenthums. Sein genialer Kopf und seine Feuerseele, die er im Anfange seiner Laufbahn so glänzend der Vertheidigung und Darstellung der göttlichen Wahrheit gewidmet hatte, trugen ihm eine Menge von Ideen zu, die seine Intelligenz hätte prüfen,

ordnen und sichten, sein Glaube nach dem Maßstabe der Offenbarung messen und Verwerfliches verwerfen sollen. In der Irrlehre des Montanus, die durch ihr Pochen auf Privaterleuchtung des heiligen Geistes etwas sehr Gefährliches hatte, fand Tertullian die Klippe, an der sein Glaube scheiterte. Die Wurzel alles Bösen im Menschen, der Hochmuth, fand sein Labsal in einer Lehre, die menschlichen Dünkel zum Träger göttlicher Offenbarung machte und Tertullian, der große berühmte Apologet derselben, schloß sich den Montanisten an und glaubte, oder behauptete zu glauben, an die Inspirationen der Priscilla und Maximilla. Er starb, ohne sich von der Häresie losgerissen und der Kirche wieder angeschlossen zu haben. Dies ist ein Fall für Tausende! Denn das christliche Leben ist nichts Oberflächliches. Nur der beharrlichen Entschlossenheit und dem tiefen Ernst eines mit der Gnade selbstthätigen Willens ist es erreichbar. Und die christlichen Heilswahrheiten sind keine bequeme Ansichten und schmeichelnde Ideen, die sich jeder Neigung fügten und nach jeder Laune modeln ließen. Nur dem Geist, der alle solche Versuchungen und Zweifel standhaft abwehrt und sich entschieden und ausdauernd rankt und schlingt um die ewig einzige Offenbarung, welche der Mund Christi, das Lehramt Seiner Kirche, den Jahrtausenden verkündet: nur Dem erschließen sie sich, und um so strahlender, schöner, tiefsinniger, zusammenhängender, als das Seelenauge dieses Geistes reiner sein wird, ungeblendet durch Leidenschaften, ungetrübt durch Sünde. Dieser Kampf hat nicht bloß eine Tertullianische Intelligenz zu bestehen, sondern jede christliche Seele nach ihrem Maß und ihren Fähigkeiten; und dieser unerläßliche, nothwendige, der sündigen Natur beschwerliche Kampf ist eben das Wort, welches das Räthsel der Häresie zu allen Zeiten löst.

Gegen die Irrlehren, die unbestimmt und heimlich umherschlichen und die Gemüther hier und dort, mehr oder minder, dem Glauben entfremdeten, gab es keine andere Waffen, als die allgemeine Kräftigung und Hebung des religiösen Lebens,

auf die schon der Apostel Paulus so dringend hinweist. Bildeten sich aber falsche Lehren zu Systemen aus, die öffentlich und dreist an's Tageslicht kamen und ihre widersacherische Fahne erhoben: so traten ihnen überall Diejenigen entgegen, denen das heilige Wächteramt des Evangeliums anvertraut war: die Väter der Kirche; und durch die Darstellung, Entwickelung und Erklärung der christlichen, auf Tradition beruhenden Erblehre — denn die heiligen Schriften haben nur ihr Gewicht durch die Tradition — vertheidigten diese heiligen Väter die Punkte, welche die Irrlehrer in Frage stellen, angreifen und läugnen wollten. Der erste und erhabenste dieser Vertheidiger war, nach den Zeugnissen des Hieronymus und Epiphanius, der heilige Apostel Johannes selbst, der gegen den Schein-Christus des Cerinth sein Evangelium schrieb, das ganz strahlend von der Menschwerdung Gottes, ganz gesammelt in der Einheit der heiligen Dreifaltigkeit ist. Den Valentinus und seine Aeonenlehre widerlegte der große fromme Bischof Irenäus von Lyon, dessen Glaube der Martertod krönte. Gegen Praxeas, einen Läugner der heiligen Dreifaltigkeit, schrieb Tertullian mit seiner feurigen Feder. Gegen Sabellius der Bischof Dionysius von Alexandrien. Als um die Mitte des dritten Jahrhunderts der Priester Novatian in Rom selbst überstrenge Ansichten, welche die Kirche mißbilligte, verbreitete und dann zu der Häresie das Schisma fügte, indem er den Papst Cornelius nicht als Oberhaupt anerkannte und statt dessen sich selbst zum Bischof von Rom durch einige seiner Anhänger weihen ließ: da erließ gegen ihn der Bischof von Karthago, Cyprian, eine Schrift „Von der Einheit der katholischen Kirche;“ in welcher er den Gedanken durchführt, daß ihr Anfang von der Einheit ausgehe. „Das Primat wird dem Petrus gegeben, auf daß eine Kirche Christi und ein Stuhl sichtbar dargestellt werde.“ Kurz wo ein Angriff geschah, da waren auch Streiter zur Vertheidigung bereit und die siegende Kraft ihrer Abwehr lag in ihrem festen Anlehnen an Rom. Je mehr Lebensäußerung in der Kirche selbst sich regte, als

sie nach und nach aus den Katakomben sich erhob, desto mehr Fragen mußten auch auf dem Gebiete der Lehre zur Sprache kommen, um der Gesammtheit der Kirche, dem Lehramt sowohl als den Gläubigen, zu einer beseligenden Gewißheit über den wahren Sinn der Offenbarung, möge sie in heiligen Schriften oder im Gedächtniß der Väter aufbewahrt sein, zu verhelfen. Solche Fragen, wie z. B. die Gültigkeit der Taufe durch Ketzer, wurden zuweilen mit einem Eifer, der nicht ohne Heftigkeit und Schärfe war, geführt; und zwar von den Bischöfen selbst. Ging aber endlich vom römischen Stuhl, als vom Vertreter göttlicher Autorität in Glaubenslehren, die wohlerwogene Entscheidung aus: so verstummte der Streit. Die Vorsteher der Kirchen sowohl, als einfache Priester und Gläubige unterwarfen sich dem Ausspruche ihres gemeinsamen Oberhauptes, und wenn Einer es nicht that, sondern bei seiner Privatmeinung beharrte, so betrachteten die Katholiken dieselbe als eine Neu- und Irrlehre (Häresie) und er schloß sich dadurch von der Glaubenseinheit aus, sagte sich los vom lebendigen Leibe Christi und konnte fortan nur als ein Abgefallener gelten, als ein todtes Glied, ein trockener Rebzweig, der nicht mehr sein Leben aus dem Weinstocke zieht, der Christus ist. Der Kampf der Kirche gegen die Häresie war endlos. Aber keine Häresie konnte mit dem heiligen Geiste fertig werden, welcher die Seele der Kirche ist. Darum lebt sie fort und fort in göttlicher Jugendschönheit, während eine Häresie nach der anderen aufkommt, altert und abstirbt.

Der heilige Athanasius der Große.

„Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet: unser Glaube. Wer ist es, der die Welt überwindet, als der, welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist?" 1 Joh. 5, 4. 5.

Weise geregelt, kräftig gegliedert, innig zusammenhängend, Eins in der Lehre, Eins in den Heilsmitteln, Eins in der wesentlichen Form des Gottesdienstes war diese göttliche, sichtbare Gnadenanstalt, die allgemeine apostolische Kirche, zugleich das Fundament und die Bewahrerin des Glaubens. Aus ihrer Einheit ging ihre Unfehlbarkeit hervor: der Gesammtheit der Kirchenhäupter war diese Gabe verliehen, indem Christus seinen Aposteln die Verheißung gab: der heilige Geist werde sie in alle Wahrheit einführen. So war ihnen von Gott selbst göttlicher Beistand zugesagt, um durch übernatürliche Erleuchtung die Lehren der göttlichen Offenbarung in ihrer Reinheit zu bewahren, fortzupflanzen, oder, wenn sie in Frage gestellt werden sollten, zu vertheidigen. Die Glaubenslehre, worüber Alle zu aller Zeit im heiligen Geiste zusammenstimmten, war unfehlbar eine göttliche Offenbarung. Diese Unfehlbarkeit, welche durch die wechsellose Lehreinheit manifestirt wird, ist die herrlichste Beglaubigung der Kirche für ihre himmlische Abkunft. Zeichen und Wunder, die in ihrem Anfange Zeugniß für diese göttliche Abkunft ablegten, können zeitweise aus ihr zurücktreten, weil es Wirkungen des heiligen Geistes sind, die sich an einzelne begnadigte Menschen knüpfen. Aber die Unfehlbarkeit kann nicht aus der Kirche

verschwinden, denn sie ist eine Gnadengabe, die sich nicht an den Einzelnen und nicht an den Menschen, sondern an die Kirchenhäupter in ihrer Gesammtheit als Stellvertreter und Nachfolger Christi und seiner Apostel knüpft. Die Fülle der Erkenntniß ruht auf ihnen; der Geist der Wahrheit führt sie. Nie wird das einzelne Kirchenhaupt es wagen für sich allein, als Mensch, die Unfehlbarkeit seiner Ansichten zu beanspruchen, während wohl einige Häretiker und Sectenstifter in trauriger Verblendung hochmüthiger Selbstvergötterung es gewagt haben. Hingegen hat nie eine Secte den Muth gehabt zu behaupten, ihr und nur ihr gehöre göttliche Unfehlbarkeit der Lehre an, während gerade umgekehrt die Kirche in ihrer Gesammtheit, in ihren Vätern, welche das Organ der Kinder sind, nie auch nur einen Augenblick diese Behauptung aufgegeben hat. Die Unfehlbarkeit ist ihre Signatur, ihr wesentliches, unauslöschliches Merkmal, ist der Beweis, daß eine Kraft von Oben wunderbar und übernatürlich ihr mitgetheilt sei. Als Stellvertreterin des Gottmenschen in seinem Werke auf Erden, ist ihr Leben nachgebildet seinem Leben. In Christus vereinigte sich die göttliche und menschliche Natur in Einer Person, so daß er als Gott unfehlbar lehrte und Wunder wirkte, während er als Mensch entbehrte, weinte, trauerte, litt und starb. Dies Doppelleben hat auch die Kirche, nicht zwar in einer Person, aber in ihrer Ganzheit. Da ist auch Göttliches und Menschliches vereinigt: das Göttliche in ihr ist das übernatürliche Lebenselement des heiligen Geistes, welches sie in himmlischer Freiheit gegen alle Tyrannei, in himmlischer Sieghaftigkeit gegen alle Feinde, in himmlischer Klarheit gegen alle Lüge, in himmlischer Heilkraft gegen alle Sünde, in himmlischem Gnadenreichthum gegen alle Bedürftigkeit, in himmlischer Liebe gegen Alles, was Ebenbild Gottes ist, erhält. Das Menschliche in ihr sind alle Menschen zusammengenommen, die sich zu ihrer Lehre bekennen und ihre Gnadenmittel gebrauchen; alle Menschen, mögen sie zur lehrenden oder zur hörenden Kirche zählen, mögen sie Priester oder Laien, Hirten oder Heerden, Bischöfe

oder Gläubige sein. Dies menschliche Element in der Kirche ist aber keineswegs, wie die menschliche Natur in Christus, der Sünde unzugänglich; sondern es behält auch nach dem Empfang der Gnade und der Heiligung immer eine gewisse Schwäche, welche dem Menschen durch die Erbsünde inhärent ist und ihm die Versuchung zum Bösen, die Möglichkeit eines Falles nahe legt. Dadurch ist ihm der Spielraum gegeben für seine Kräfte, deren edelste die Uebung des freien Willens in der Richtung auf Gott ist, so daß der Mensch, trotz der ihm anklebenden Schwäche, in Tugend und Heiligkeit mehr und mehr fortschreiten, aber auch seine Freiheit mißbrauchen und tief und tiefer in Sünde und Laster versinken kann. Dann ist er zwar innerlich von dem göttlichen Lebenselement der Kirche abgefallen, jedoch den äußerlichen Verband mit ihr hat er darum noch nicht gelöst, ungefähr wie ein ungerathenes Kind so lange das Kind des Hauses bleibt, bis des Vaters Geduld und Nachsicht erschöpft ist und er demselben das Haus verbietet. Dies Recht, innerlich Abgefallene, Unverbesserliche, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, steht auch der Kirche zu; allein die milde Mutter wendet es nur in den seltensten Fällen an. Sie leidet lieber schwer und viel und lange durch ungerathene Kinder und versucht unermüdlich alle Mittel der Langmuth, der Belehrung, der Nachsicht, bevor sie zu der Erklärung schreitet, daß die hartnäckig Widerspenstigen aufgehört haben, zu ihrer Gemeinschaft zu gehören. Die größtmögliche Ueberwindung des menschlich sündhaften Lebenselementes in all ihren Gliedern, die Umbildung des Menschen in Gottes Bild durch Gnaden- und Heilsmittel ist eine nicht minder erhabene Aufgabe der Kirche, als es die ist: durch die Predigt des Evangeliums alle Völker der Erde dem mystischen Leibe Christi einzuverleiben. Wir haben gesehen, wie sie in ihren heiligen Martyrern diese Aufgabe erfüllte; die Blut- und Leidenspredigt, welche diese wunderbaren Nachfolger des Gekreuzigten mit ihrem stummen, lächelnden Munde hielten, zwang die Heidenwelt so zu sprechen, wie jener Kriegshauptmann, der auf Golgatha Wache

hielt und erschauernd ausrief: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen.“ Und neben diesen Streitern Christi und des Kreuzes in der tobenden Arena haben wir die heiligen Einsiedler gesehen, welche durch die Abtödtung der sinnlichen Natur, die in anderer Gestalt ebenfalls ein Martertod für Christus ist, in ihrer stillen Zelle oder in ihrer Wüstenhöhle schon hienieden das Leben der Seligen in der Vereinigung mit Gott antraten und dadurch solche Gnadenströme auf sich herabzogen, daß die Bußpredigt, welche sie demüthig sich selbst hielten, in ihrer Zeit und ihrem Volk, und weit über Beide hinaus, ein tausendfaches Echo fand und das süße Joch des Evangeliums auf den Nacken einer Welt legte, der es dafür die unerträgliche Bürde des Unglaubens abnahm. Und wiederum in anderer Gestalt werden wir jetzt Bilder aus dem Christusleben der Kirche sehen. Die heiligen Blutzeugen und die heiligen Väter der Wüste kämpften mittelbar für das Evangelium und für die Christenheit, indem sie die Frucht der Lehre vom Kreuz durch ihr Leben und ihren Tod gaben. Die großen heiligen Väter der Kirche mußten aber eine andere Bestimmung erfüllen, mußten unmittelbar für Evangelium und Christenheit durch Aufrechthaltung der Lehre selbst kämpfen und in diesem Kampf nicht bloß die eigene Seele heiligen, sondern tausend anvertraute Seelen zu heiligen suchen, indem sie ihnen das Mittel zur Heiligung, den wahren Glauben, ungetrübt bewahrten.

In ihren ersten Zeiten hatte freilich die Kirche, die gesammte Christenheit, kein anderes Bedürfniß als das: die Offenbarung zu glauben und in diesem Glauben selig zu sein. Eben erst gerettet aus der heidnischen Verwirrung aller Zustände, flüchtete sie vor den unruhigen Wogen eines Lebensmeeres, welches die Gestade einer vergeltenden Ewigkeit nach heidnischer Anschauung nicht umsäumten, auf den Felsen Petri und fand in dessen Unerschütterlichkeit, die der Gottessohn verheißen hatte, ihren Frieden. Die Apostel zuerst, dann deren Schüler und später die Nachfolger dieser Schüler auf den Bischofsitzen, lehrten gemäß dem göttlichen Depositum des Glaubens, das ihnen

überliefert und anvertraut war, und die Gläubigen begehrten weiter nichts, als die Kraft zu empfangen, ihrem Glauben gemäß zu leben und zu sterben. Neben dieser ganz dem Himmlischen zugewendeten Gesinnung regte sich jedoch von Anfang an der Geist des Widerspruches mit eigenmächtigen, verkehrten Deutungen, oder mit jüdischen und heidnischen Ideen bewaffnet; aber theils waren die Pfade des Lebens so bedornt, daß Hochmuth und Sinnlichkeit, diese Verschanzungen der Häresien, nicht mit Keckheit auftreten konnten; und theils kamen die zermalmenden Ungewitter der Verfolgungen und versuchten die Kirche mit ihren Gläubigen und Irrgläubigen in Blut und Elend zu begraben. Dennoch war es gerade zu dieser Zeit, daß die Systeme der Gnostiker, mit etwa dreißig verschiedenen Sectenhäuptern, der Lehre der Kirche gegenüber ihre Trugbilder aufstellten und durch schillerndes Spiel der Phantasie, so wie durch den Schein einer Aufklärung, die stolz auf ihr Wissen war und den Glauben für beseitigt erklärte, Manche blendete und verlockte. Gegen den Gnosticismus, als dessen erster Stifter Simon Magus betrachtet wird, faßte die Kirche schon ganz früh den Hauptinbegriff ihrer Lehre in dem Apostolischen Glaubensbekenntniß kurz zusammen. Im zweiten Jahrhundert schrieben Irenäus, Tertullian, Clemens von Alexandrien gegen ihn und enthüllten seine Unhaltbarkeit als Theorie und seine Verwerflichkeit als Sittenlehre. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts ging er unter in den Strudeln einer geistigen Zügellosigkeit, der unvermeidlich alle Lehren verfallen, welche sich vom Centrum der Wahrheit, der Kirche, abgelöst haben. Statt seiner tauchte der Manichäismus auf, der orientalische Religionsphilosophien und gnostische Träumereien verschmolz und, um in der Kirche Eingang zu erschleichen, christliche Benennungen auf seine Lehren anwendete, sogar christliche Formen des Cultus sich aneignete. Der Stifter, ein Perser, Manes, versicherte der Welt ganz dreist, er sei der von Christus verheißene Geist der Wahrheit, der Paraklet; und da auch er gegen den blinden Glauben und die Knechtung der

Vernunft in der Kirche, mit hochtönenden Redensarten eiferte, hingegen seine Lehrsätze durch Vernunftbeweise, auf freie Forschung gestützt, behaupten zu wollen versprach: so fand er in der Hoffart, der Eitelkeit, der Neugier, auch wohl der Sinnlichkeit des Menschen, einen nicht unbeträchtlichen Anhang. Und als nun gar die unmittelbaren Angriffe auf die Grundgeheimnisse des Christenthums, auf die Lehren von der Trinität und von der Menschwerdung Gottes, nicht von Außen wie Gnosticismus und Manichäismus, sondern aus dem Schoße der Kirche selbst hervorgingen: da mußte sie immer schärfer darauf bedacht sein, dem Widerspruche der Häresien gegenüber ihren Lehrbegriff so klar und bestimmt zu fassen und so entschieden auszusprechen, als ihr Glaube es war.

Konnte sich das menschlich-sündige Element so heftig und mannigfach in der Kirche regen, als sie noch unter dem Blutbeile der Lictoren stand und als man wohl annehmen durfte, daß sich die Lauen, die Feigen, die Schwächlinge, die Genuß- und Sinnenmenschen fern von ihr hielten: um wie viel mehr kam jenes Element zur Geltung, da Verfolgung und Unterdrückung aufhörten und die Strömung des Zeitgeistes vom mächtigen Kaiser Constantin umgebogen, statt *gegen* die Kirche, in sie hinein gelenkt wurde. Massen von Irdischgesinnten drängten sich ihr zu. Fast sah es aus, als wolle das Menschliche in ihr überhand nehmen. Aber das war nur eine Warnung, um auf der Hut zu sein, um sich abzuklären, zu sammeln, die Waffen des heiligen Geistes bereit zu halten und die ihr innewohnende göttliche Kraft und Wahrheit durch Wort und That auszuprägen. Und gerade da, wo die Männer des Gebetes und der Ascese, die stillen Einsiedler Zellen und Wüsten bevölkerten und in schweigender Entsagung den Glauben des Gekreuzigten verkündigten, indem sie sein mystisches Kreuz des Leidens aus Liebe Ihm nachtrugen: gerade da sollte der geistliche Held aufstehen, der Bannerträger der Kirche in einer der gewaltigsten und erschütterndsten Schlachten, die sie je im heiligen Geiste gekämpft hat. Das war Athanasius, Patriarch von Alexan-

drien, der St. Michael des Jahrhunderts, der Vertheidiger der Menschwerdung Gottes.

1. Alexandrien.

Da wo der Nil in zwei Arme sich spaltend an der Küste des mittelländischen Meeres die fruchtbare Landschaft Delta bildet, gründete Alexander von Macedonien, nachdem er Aegypten erobert hatte, an einem geräumigen Hafen zur Ehre seines Namens die herrliche Stadt Alexandrien. Er dachte ihr die Bestimmung zu, der Mittelpunkt des Welthandels einerseits zwischen Indien und Arabien, andererseits zwischen Griechenland, Italien und dem ganzen Occident zu werden. Er starb zu jung und zu früh, um die Verwirklichung seines Planes zu erleben; allein Alexandrien wurde wirklich die Beherrscherin des Welthandels und die prachtvollste, reichste Königsresidenz der alten Welt nach Rom. Alexanders Feldherren theilten unter sich die Reiche, die er erobert hatte und die nach seinem Tode auseinander fielen. Ptolomäus bekam Aegypten und seine Dynastie, die es 284 Jahre beherrschte, ging unter mit Kleopatra und mit der Selbstständigkeit des Reiches, das von den Römern erobert wurde. Die Ptolomäer liebten Pracht und Glanz, und beschützten Künste, Wissenschaften, Handel und Ackerbau. Sie schmückten Alexandrien mit großartigen Bauwerken, von denen der berühmte Leuchtthurm zu den sieben Weltwundern gezählt wurde. Auf der Insel Pharos, die am Hafen lag und durch einen Damm mit der Stadt verbunden war, ließ Ptolomäus Philadelphus ihn bauen. Marmorsäulen trugen seine Gallerien gegen 400 Fuß hoch empor. Sie waren sehr prachtliebend, diese Ptolomäer, und in großartiger Weise. Derselbe König schickte 100,000 gefangene Juden frei nach Palästina zurück, nur mit der Bitte an den Hohenpriester zu Jerusalem, ihm eine treue Abschrift der mosaischen Gesetzbücher zukommen zu lassen. Er bekam sie. Mit goldenen Buchstaben auf Pergament war sie gemacht; und nun beschäftigte er siebenzig gelehrte Männer

mit der Uebersetzung der hebräischen Urschrift in's Griechische. Das wurde die Septuaginta, deren Uebereinstimmung mit dem Urtexte die Rabbiner später läugnen wollten. Die weltberühmte Alexandrinische Bibliothek gründeten die Ptolomäer ebenfalls und eine Akademie, wo auf öffentliche Kosten alle schönen Wissenschaften gelehrt wurden, und wo die studirenden Jünglinge, in einem Convict unentgeltlich vereinigt, ganz für ihre geistige Ausbildung leben konnten. Die tüchtigsten Lehrer und die wißbegierige Jugend strömten nach Alexandrien.

Obgleich Aegypten durch die römische Eroberung seine Selbstständigkeit als unabhängiges Königreich verlor und eine Provinz des Römerreiches wurde, so ging darum doch nicht sein blühender Zustand unter; vielmehr stieg namentlich Alexandriens Berühmtheit und Wohlstand mehr und mehr. Die römischen Imperatoren beschützten und erweiterten die großartigen Anstalten für Wissenschaften und Geistesbildung, welche die Ptolomäer gegründet hatten; und die römischen Damen beschützten und hoben den Handel von Alexandrien, der ihnen die Wohlgerüche Arabiens und die kostbaren Stoffe und Edelsteine Ostindiens und die Perlen der indischen Meere zutrug, durch die grenzenlose Verschwendung, die ihrem Luxus und ihrer Prachtliebe einen Anstrich von Wahnwitz gab. In diesem Sitze heidnischer Cultur in geistiger und materieller Richtung prangte überdies eines von jenen Heiligthümern, an welche die heidnischen Völker, als an den Sitz einer Schutzgottheit, Glück und Wohlfahrt ihrer Nation zu knüpfen pflegten und welche das erobernde Rom bereitwillig unter den Heiligthümern des Reiches aufnahm, um die Ueberwundenen durch ihren Schutzgott an die allgewaltige Göttin Roma zu fesseln. Was in Karthago der Tempel der Cölestis, und in Balbek in Cölesyrien der Tempel der Astarte, und in Gaza, an Arabiens Grenze, der Tempel des Marnas, das war in Alexandrien das Serapeum, der Tempel des Jupiter Serapis. Bau- und Bildkunst hatten gewetteifert, ihn mit verschwenderischer Pracht und großartiger Herrlichkeit auszu-

statten. Das köstliche Material, woran Egypten so reich ist, gaben ihm eine märchenhafte Schönheit: von rosenfarbenem Granit waren seine Säulen, von Alabaster, mit edlen Metallen eingelegt, seine Wände. Opferpriester und Tempeldiener waren in Menge bei ihm angestellt. Feste, Ceremonien und Mysterien wurden feierlich und pomphaft begangen. Es war ein Heiligthum, dem nichts fehlte, als Gott; und deshalb ging bei seinem Cultus nichts leer aus, als die Seele der Anbetenden. Um Idole aufrecht zu halten, müssen sie von einem gewissen trügerischen Lichte umflossen sein, das sich aus der ungeregelten Intelligenz entwickelt, die bei ihren übersinnlichen Speculationen nicht die Richtschnur der göttlichen Offenbarung hat, und von ungezügelter Phantasie fortgerissen, von ungeordneter Leidenschaft geblendet wird. Dies Truglicht sagt der unerlösten Menschenseele zu; sie findet sich darin zurecht mit all ihren Affecten und Neigungen, unter denen so viele sind, deren Niedrigkeit sie unwillkürlich anerkennt, und deren sie sich schämen würde, wenn das Licht der Ewigkeit sie beleuchtete. Der menschgewordene, der gekreuzigte Gott der Offenbarung verurtheilt durch seine Krippe und sein Kreuz des Menschen Hoffart und Sinnlichkeit, Habgier und Haß; und die entgegengesetzten Tugenden: Demuth, Reinheit, Entsagung, heilige Liebe, erstrahlen so hell im Widerscheine des Lichtes, welches Krippe und Kreuz umfließt, daß jene sich wenigstens verbergen müssen und keine andere Existenz mehr haben können, als eine bekämpfte. Aber eine Cölestis, aber ein Serapis, was predigen sie? — die Sanctionirung des ersten Abfalles: der Selbstliebe, der Selbstvergötterung, der Gottvergessenheit. Diejenigen Stätten, wo solche berühmte Tempel standen, zeichneten sich immer durch das tiefste Sittenverderbniß aus. Der Nebel haltloser und unwahrer philosophischer und religiöser Systeme fiel zusammen mit dem Nebel ungebändigter Triebe und Leidenschaften, und der arme Mensch, der sich einerseits in die Abstraction des Verstandes mit großem Stolze erhob, sank andererseits schwindelnd zur tiefsten Stufe der Entsittlichung herab. Das ist nun einmal

das Grundgesetz aller Vollkommenheit des Menschen: die Vereinigung mit Christus; denn er hat „die Welt überwunden.“ Mit Ihm kann Jeder das Stück Welt überwinden, was ihm am nächsten liegt: den Erdgeist in der eigenen Natur. Ohne Christus ist jeder Aufschwung über die Natur mark- und haltlos, weil Niemand da ist, der den Erdgeist wahrhaft überwinde, so daß dieser bald wieder sein gewohntes tyrannisches Recht geltend macht. Magie, Orakel, phantastische Blendwerke, Beschwörungen der Todten, der Naturgeister, alle Berauschungen der Einbildungskraft und der Sinnlichkeit hatten eine Freistätte in diesen Tempeln und übten einen ungeheueren Zauber über die Massen aus, welche in ihren Göttern und deren Anhang die Spiegelbilder ihres Innern und die Idole ihres Herzens umfingen und anbeteten.

So war Alexandrien ein dreifach machthabender Punkt der heidnischen Welt: durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch Handel und Reichthum, durch Göttercultus; und angelockt durch diesen dreifachen Glanz strömten die Völker Asiens, Europa's und Afrika's hier zusammen und suchten ihren Antheil an der Weltherrlichkeit zu gewinnen und zu genießen. Plötzlich erklang in diesem purpur- und gold- und rosenfarbenen Alexandrien das Evangelium des Kreuzes. Marcus, der geliebte Jünger des heil. Petrus, verkündete es. Er kam aus Rom, wo er so eben für die Neubekehrten einen ganz kurzen Abriß des Lebens Christi, nach den Erzählungen seines Meisters, aufgeschrieben hatte. Er selbst war erst nach der Auferstehung Christi durch die Apostel für den Glauben gewonnen. Um die Mitte des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung schickte Petrus ihn nach Alexandrien, wo er eine Kirche gründete, welche mit Antiochien, Jerusalem und Rom eine Hauptkirche der Christenheit war, weil der Apostelfürst sie mittelbar selbst gestiftet hatte. Unter drohender Gefahr und häufig gezwungen, sich durch die Flucht dem Tode zu entziehen, lebte Marcus eine Reihe von Jahren als erster Bischof bei seiner Kirche und benutzte seine freiwilligen

wie nothgedrungenen Reisen, um das Evangelium in Aegypten und in der Landschaft Cyrenaïca, in Nordafrika, auszubreiten. Die Ueberlieferung erzählt von seinem Martertode: an einem Feste des Serapis sei das Volk trunken und aufgeregt, in Zorn gegen die Christen, namentlich gegen deren Bischof, entbrannt, habe die Stätte aufgesucht, wo dieser die heiligen Geheimnisse feierte, habe ihn vor dem Altare gefunden, hinweggerissen, bei den Füßen durch die Straßen geschleift, dann in einen unterirdischen Kerker geworfen und am anderen Tage dieselbe Peinigung so lange fortgesetzt, bis Blutbäche und zerrissene Gliedmaßen den Weg bezeichneten, den sie mit ihm nahmen, bis er, immer betend und lobpreisend, in dieser unerhörten Marter seine Seele aushauchte. Die Gläubigen sammelten und bestatteten andächtig seine heiligen Reliquien, die bis in's neunte Jahrhundert in Alexandrien blieben. Dann erwarb sie Venedig, das eben aufzublühen begann. Es erbaute über ihnen eine der schönsten Kirchen der Christenheit, erwählte St. Marcus zum Schutzpatron der Republik und den Löwen von St. Marcus zum Wahrzeichen ihres Banners, und wurde Alexandriens Erbin als Beherrscherin des Welthandels im Mittelalter. Die Fahne mit dem Löwen von St. Marcus wehte fortan in vielen Schlachten, Siegen und Triumphen und über vielen eroberten Mauern und Zinnen; aber glorreicher nie, als damals, wo Venedig, das kleine Venedig ganz allein, sie unermüdlich in den Kampf gegen den vordringenden Türken trug. Das Serapeum aber und all die prächtigen Bauwerke der Ptolomäer und der Cäsaren sind spurlos aus Alexandrien verschwunden und gleichsam nur zur Erinnerung an die untergegangene Herrlichkeit stehen zwei Monumente aufrecht. Das eine ist ein Obelisk aus der Pharaonen-Epoche von Granit mit Hieroglyphen bedeckt. Er befindet sich in einer jener Vorstädte, welche das arme Volk in den großen orientalischen Städten bewohnt, wo die Häuser mehr Aehnlichkeit mit zerfallenen Backöfen und mit Schutthaufen, als mit menschlichen Wohnungen haben. Unsäglicher Schmutz umlagert ihn: der Boden, die Umgebungen, die At-

mosphäre, Alles ist Schmutz. Da die Obelisken immer paarweise an den Tempelpforten standen, wie ernste Wächter des Heiligthums: so fehlt auch hier der zweite nicht; allein er liegt umgestürzt und halb begraben in Kehrichthaufen da. Das andere Monument ist die sogenannte Pompejussäule, die vor der Stadt auf einer flachen Anhöhe, welche früher ein Gottesacker war, ganz einsam und merkwürdig melancholisch Land und Meer überragt. Es ist eine korinthische Säule, der Schaft ein herrlicher Monolith von rothem Granit, achtundsechzig Fuß hoch; Sockel und Knauf plump und schwer. Weshalb sie den Namen des Pompejus trägt, weiß Niemand; die Urne soll auf ihr gestanden haben, in welcher sein Haupt einbalsamirt wurde, nachdem er in den Bürgerkriegen der alten hinsterbenden Republik Rom in Aegypten durch Mörder umkam. Dies sind die einzigen Ueberbleibsel von Alexandriens heidnischer Herrlichkeit. Damals aber und bis zum Ende des vierten Jahrhunderts prangte das Serapeum mit einer Welt von Götzentempeln umher, als ob der Polytheismus unüberwindlich sei. Allein das Christenthum machte in Aegypten, wie überall, die Parabel wahr, daß es als unscheinbares Senfkörnlein in den dunkeln Erdboden sank, um plötzlich, man wußte nicht wie! als ein kräftiger Baum, mit tiefen Wurzeln, mit weitverzweigten Aesten, mit Blüthen des Martyrerthums und Früchten der Heiligkeit dazustehen. Nirgends waren die Christenverfolgungen wilder, grausamer, anhaltender, als in Aegypten; darum war auch nirgends die Christusliebe und die Nachfolge im Christusleben feuriger, als eben dort. Aus den heiligen Martyrern und Asceten der streitenden Kirche Aegyptens gingen Schaaren glorwürdiger Sieger in die triumphirende Kirche des Himmels ein. Einige von ihnen haben wir in früheren Bildern gesehen und immer mehr und mehr dieser bezaubernden Bilder, in denen eine Liebe flammt, wie die Welt sie nicht mehr kennt, und ein Glaube leuchtet, wie die Welt ihn nicht mehr faßt, möchten wir betrachten; z. B. eine Corona, deren Acten so lieblich sind. Sie war die arme einfache Frau eines ägyptischen Soldaten

im römischen Heere und befand sich mit ihm in der Thebais während Diocletians grausamer Verfolgung. Ihre geringen Verhältnisse beschützten sie nicht vor jener diabolischen Wuth der Heiden, die um jeden Preis Verläugner Christi sehen wollte. Sie wurde in den Götzentempel geschleppt, vor den Altar gestellt, Weihrauch in ihre Hand gezwängt. Wie eine Bildsäule stand sie da und ließ Alles geschehen, denn vertheidigen konnte sie sich ja nicht. Nun aber wollte Einer den Kranz, den die Opfernden zu tragen pflegten, auf ihre Stirne drücken. Da trat sie zurück und sagte sanft: „Ich heiße Corona und meine Krone soll Niemand mir nehmen.“ Corona aber bedeutet Krone. Man führte sie vor den Richter und zur Folter, und wieder vor den Opferaltar; umsonst! sie blieb bei dem einen Worte: „Meine Krone soll Niemand mir rauben.“ Da wurde sie mit Händen und Füßen an zwei gewaltsam zusammengebogene Bäume gebunden. Als diese empor und auseinander schnellten, hingen Corona's gräßlich zerrissene blutige Glieder an den Aesten, während sie für die treubewahrte Krone des Glaubens die Krone der Glorie empfing. So besiegte Corona den Teufel und den Tod. Sie war sechzehn Jahre alt. Wenn solche Gesinnung schlichte junge Weiber beseelte, mußte das Christenthum freilich unüberwindlich sein. Es bekam aber auch von anderer Seite tüchtige Stützen. Das geistige Leben, welches in Alexandrien durch die Hochschule und ihre Bildungsmittel angeregt und durch den Zusammenfluß und die Berührung berühmter Lehrer und eifriger Lernenden verbreitet und vervielfacht wurde; das Interesse für Wissenschaft, die dialektische Beweglichkeit des Volkes, in welchem so viel vom griechischen Character war, kam auch dem Christenthume zu gut, weckte ihn zum Wetteifer. Daß christliche Eltern ihre Kinder, ihre Jünglinge nicht in heidnische Schulen schicken mochten, erklärt sich leicht. Die Religion ist das letzte Wort aller und jeder Wissenschaft; denn die Wissenschaft ist eine systematisch begründete und entwickelte Festsetzung gewisser Forschungen, Kenntnisse, Wahrheiten, welche wie Radien vom Centrum ausgehen

und von ihm gehalten und getragen werden. Dies Centrum ist die Religion, das Verhältniß des Menschen zu Gott. Ruht dies auf der ewigen Wahrheit der Offenbarung, so kann die Wissenschaft ihre Irrthümer, ihre Schwächen, ihre Unvollkommenheiten haben; allein es läuft durch sie hindurch der Leitfaden, nach welchem sie ins rechte Gleis gerückt und zum rechten Ziele geführt werden kann. Ist aber die göttliche Offenbarung ihr Centrum nicht, so ermangelt sie überhaupt eines solchen, wählt sich willkürlich als Ausgangspunkt irgend eine beliebige Ansicht, irgend eine individuelle Meinung und erbaut darauf ihre Systeme, die vielleicht einseitig Wahres haben, aber nicht prinzipiell in der ewigen Wahrheit begründet und deshalb von Hause aus haltungslos, schief und trügerisch sind. Christliche Eltern, die selbst eben erst aus dem Heidenthume hervor gegangen waren, wußten gar wohl, wie der Polytheismus die ganze heidnische Welt durchdringe, wie die Anschauungen, die er dem Gesammtleben gab, sich in der Wissenschaft, in der Poesie, in der Kunst sowohl, als in der Sitte und im bürgerlichen Leben, nicht zum Heile der Menschheit, abspiegelten, und sie schauderten vor dem Gedanken zurück, ihre Kinder, für deren Seelen sie dereinst vor Gott Rechenschaft abzulegen hatten, in Schulen zu geben, deren Einfluß für ein zartes junges Gemüth verderblich und giftig war. Anfangs war das Bedürfniß nach wissenschaftlichen Studien um so geringer bei den Christen, als man die abschreckenden Verzerrungen der Glaubens- und Sittenlehren wahrnahm, welche die Gnostiker und andere Häretiker hervorriefen, indem sie durch ihre Systeme Glauben und Wissen vermitteln wollten, ohne doch das wahre Verhältniß der menschlichen Intelligenz zum Wesen der göttlichen Offenbarung zu kennen oder anzuerkennen. Da begnügte man sich Schulen zu gründen, in welchen der Katechetenunterricht gegeben wurde. Justin der Martyrer gründete eine solche in Rom. In Alexandrien bestand sie schon früher und nahm hier zuerst nach und nach einen weiteren Kreis der Lehrgegenstände auf; denn bald erkannte man es als noth-

wendig, daß nicht bloß die christlichen Jünglinge vielseitiger unterrichtet, sondern auch gebildete Heiden angezogen und wo möglich für das Christenthum gewonnen würden. Deshalb begann man gelehrte Vorträge über dasselbe zu halten und allmählig einen umfassenden Unterricht in den allgemeinen höheren Wissenschaften zu ertheilen: in der Erklärung der heiligen Schriften, in der Philosophie, Geometrie, Rhetorik, Grammatik rc. In dieser vervollkommneten Gestalt erhob sich die Alexandrinische Katechetenschule zu einer großen Berühmtheit und zu der Ehre, der Kirche große und wesentliche Dienste zu leisten, indem eine Menge tüchtiger, gelehrter Männer, große Bischöfe, fromme Priester, heilige Martyrer aus ihr hervorgingen. Pantänus, ein Sicilianer, war gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts derjenige Vorsteher der Katechetenschule, der durch seine tiefe christliche Weisheit, verbunden mit der glänzenden classischen Bildung, die er aus dem Heidenthume herüber gebracht hatte, das hohe Ansehen der Anstalt hauptsächlich begründete. Clemens der Alexandriner, der bewunderte kirchliche Schriftsteller, wurde um 189 der Nachfolger des Pantänus, dessen eifriger Jünger er gewesen war. Dann nahm Origenes im Anfange des dritten Jahrhunderts diesen Platz ein. Er war erst achtzehn Jahre alt; aber der Bischof Demetrius erkannte und würdigte dies große, glänzende, christliche Genie, und stellte es dahin, wo es seinen Einfluß und seine Anziehungskraft auf die Gemüther im umfassendsten Maß üben mußte. Denn Origenes überwältigte nicht bloß durch die Kraft seines Geistes und die Fülle seines Wissens, die er mit hinreißender Beredsamkeit vortrug: sondern die heilige Ascese seines Lebens machte ihn unwiderstehlich. Ununterbrochenes Studium füllte seine Tage; Gebet und Betrachtung den größten Theil seiner Nächte; auf bloßer Erde gönnte er sich einen kurzen Schlaf. Er besaß eine einzige Tunika; Schuhe nur im späteren Alter. Zu seinem täglichen Unterhalte genügten ihm siebenzehn Kreuzer. Sein Lebenlang brauchte er nicht mehr, er, der gefeierte, weltberühmte Lehrer, den seine Schüler gern mit

Gold überschüttet hätten. Aber er nahm nichts und nie. Ein Lehrer von solchem Stoff, war wohl fähig Schüler für das Martertthum zu bilden; und in der That fanden viele seiner Zöglinge den Tod für das standhafte Bekenntniß des Glaubens. Leidenschaftliche Anhänger und leidenschaftliche Widersacher, die sich so leicht für und gegen ein großes Genie ansammeln, entzündeten später eine gewaltige Fehde um gewisse dogmatische Irrthümer in seinen Schriften, welche ihn veranlaßte, den Lehrstuhl zu Alexandrien aufzugeben und zu Cäsarea in Palästina eine gelehrte christliche Schule zu eröffnen, die bald mit der alexandrinischen um die Wette leuchtete. Dionysius, dem seine Verdienste um die Kirche den Beinamen „der Große" erwarben, nahm in Alexandrien den Platz ein, der durch so ausgezeichnete Vorgänger ein Ehrenplatz geworden war, stand ihm rühmlich sechzehn Jahre vor und verließ ihn nur, als er im Jahre 247 den Bischofsitz des heiligen Marcus einnehmen mußte. Andere im Glauben und in der Wissenschaft und Gelehrsamkeit festbegründete Männer folgten in dem Vorsteheramt und wirkten im Geiste der Vorgänger mit tüchtigen Gehilfen so gründlich auf die christliche Bildung, daß das vierte Jahrhundert, welches man wegen seiner prachtvollen geistigen Entwickelung „das Blüthenalter der christlichen Literatur" genannt hat, der Schule zu Alexandrien seine Grundlage verdankt. Die Heiden erkannten auch sehr gut den ungünstigen Einfluß dieser Schule auf den Polytheismus. In Zeiten der Gährung oder der Verfolgung ließen sie ihrem Haß wider dieselbe freien Lauf, umzingelten das Gebäude mit Soldaten, beschimpften und mißhandelten die Aus- und Eingehenden, ergriffen die Zuhörer, um sie zu ängstigen und zu quälen, und führten sie auch mitunter geraden Weges zum Tode. Andererseits hatten sie hohe Achtung vor dieser Anstalt. Als um die Mitte des dritten Jahrhunderts der Vorsteher ihrer eigenen Hochschule in Alexandrien starb, baten sie dringend einen Zögling der Katechetenschule, den heiligen Anatolius, die Stelle anzunehmen. Eine solche geistige Macht war das Christenthum bereits inmitten aller

Verfolgungen und Drangsale geworden, daß der Polytheismus versuchte, gleichsam einen Compromiß mit demselben zu schließen, indem es ein neues philosophisches System erfand und in demselben manche christliche Lehren, Ansichten und Bezeichnungen aufnahm, freilich um das Christenthum selbst damit zu bekämpfen. Dies System war die neuplatonische Philosophie und war der letzte Aufschwung, zu dem sich der heidnische Geist zusammenraffte. Die Stifter desselben waren zwei Aegypter, Ammonius Saccas und Plotinus, Zeitgenossen des Origenes, die gerade da sich niederließen und die heidnische Jugend um sich versammelten, wo die christliche Wissenschaft ihren Sitz aufgeschlagen hatte: in Alexandrien. Die Neuplatoniker wollten den inneren Zusammenhang aller heidnischen Religionen und deren Uebereinstimmung mit allen Philosophien nicht sowohl beweisen, als vielmehr für göttliche Offenbarung ausgeben; die groben Verirrungen und den crassen Aberglauben des Polytheismus als Ausartung verwerfen; von den vereinzelten Traditionen der ewigen Wahrheit, die als Stückwerk oder zu einer Mythe entgeistet bei den Völkern existirten, auf eine wesentliche Einheit aller Volksreligionen schließen, in welche sie auch die jüdische aufnahmen; somit ein vollständiges Lehrgebäude absoluter Weisheit aufstellen, die edelsten Herzen und Intelligenzen durch die großartige Universalität ihres Systems anziehen und das Christenthum als eine beschränkte Auffassung der Gottheit und ihrer Manifestationen bezeichnen, weil es für sich allein, im vollkommenen Gegensatze zum Neuplatonismus, die göttliche Offenbarung beanspruche. Die Stifter dieses Systems galten ihren Anhängern für Seher, die Göttliches schauten und im Verkehre mit höheren Geistern standen. Ammonius wurde „der von Gott belehrte" genannt. Plotinus schämte sich so sehr, ein Mensch wie alle andere Sterbliche zu sein, daß er sorgfältig verbarg, wann, wo, von wem er geboren sei. Christus aber verbarg seine göttliche Abkunft! Der Gottessohn verdemüthigt sich; das Menschenkind bläht hoffärtig sich auf: schon daraus allein ist zu schließen, wo die Wahr-

heit der Lehre sein müsse. Die Gottgesandten brauchen keinen falschen Nimbus. Konnten die Häupter der neuplatonischen Schule nur unvollkommen als Nebenbuhler des göttlichen Erlösers auftreten: so bemühten sie sich desto mehr, die in unbestimmtes Dunkel gehüllte Persönlichkeit des Apollonius von Tyana, eines Zeitgenossen Christi, in dasselbe Verhältniß zum Heidenthum zu bringen, wie Christus es zur Kirche einnimmt. Die fabelhafte Lebensbeschreibung dieses Apollonius, ganz voll Wunder und Großthaten, sollte die Evangelien überbieten, Christus in Schatten stellen und zugleich beweisen, daß man nicht Gott zu sein brauche, um solche Dinge zu wirken. Aber je mehr sie sich bemühten, den Polytheismus als das Ideal für die Entwickelung der Menschheit aufzustellen, desto mehr entfernten sie sich vom Christenthume und desto feindlicher wurden sie gegen dasselbe. Diese Feindschaft sprach am heftigsten ein Schüler des Plotinus, Porphyrius, im Anfange des vierten Jahrhunderts durch seine Schriften aus; und später durch Thaten, der kaiserliche Zögling und Protector der neuplatonischen Schule, Julian der Apostat.

So waren denn im Beginne des vierten Jahrhunderts alle denkenden Köpfe, im Christenthum wie im Heidenthum, lebhaft angeregt und mit Erforschung und Lösung der tiefsinnigsten und wichtigsten Fragen, Jeder von seinem Standpunkte aus, vielfach beschäftigt. Heiße und schwere Kämpfe waren ganz unvermeidlich. Der christliche Heroismus, der sich im Gemüthsleben der Martyrer und Asceten aussprach, mußte sich auch im Geistesleben durch andere Glaubenshelden entwickeln. Die Gegensätze zur ewigen Wahrheit mußten überwunden werden. Der christliche Geist mußte das Gebiet der Offenbarung, das die Kirche umfängt, sicher stellen. Das konnte durch kein äußeres Mittel geschehen; irdische Gränzen gibt es nicht für dies übernatürliche Gebiet, dem Zeit und Raum angehören und das von jedem Menschen betreten werden kann und soll, der in die Welt hinein geboren wird. Die Kirche hält Niemand ab, sich ihr anzuschließen, weil Jeder in ihr seine Beseligung finden soll. Weil sie aber

nicht mit göttlicher Allwissenheit in's wandelbare, von tausend widersprechenden Affecten bewegte Menschenherz schauen kann: so wendet sie ein geistiges Mittel an, welches entscheidend bestimmt, wer ihr angehört und wer nicht; sie stellt nämlich ihre Glaubensregel fest und verlangt von Denen, welche sich zu ihr bekennen, daß sie diese Regel, als die Summe der geoffenbarten göttlichen Wahrheit, im vollen Umfange annehmen. Gerade damals war in Afrika, namentlich um Karthago, die Häresie der Donatisten mit der Behauptung aufgetreten, zur Kirche Christi gehörten nur die Gerechten, die Sünder nicht, und natürlich zählten sie nur sich selbst zu den Gerechten. Diese hochmüthige pharisäische Lehre verwarf die katholische Kirche durchaus. Bis Christus zum Weltgerichte wiederkehrt und die Trennung für die Ewigkeit vollzieht, bleiben Gute und Böse gemischt in ihr. Nicht ihr Amt noch Auftrag ist es, den Bösen zu verstoßen; vielmehr ihn zu retten. Darum ist ihr Rettungsanker die Glaubensregel. Um sie festzuhalten in einer so ungeheuer bewegten Epoche, in welcher sich ersterbende und erstehende Elemente, erhabenste und verwerflichste Lehren, Ideen voll Lebenssaat und voll Todeskeimen, wie feindliche Schwerter kreuzten, und in welcher dieser Kampf für die ganze Zukunft entscheidend und maßgebend werden mußte, weil die weltliche Gewalt sich einzumischen suchte: dazu gehörte eine Kraft, die nicht von dieser Welt war.

Um das Jahr 296 wurde zu Alexandrien der Knabe geboren, dem die Gnade Gottes eine wunderbar erhabene Bestimmung gab. Er hieß Athanasius. Seine Eltern waren Christen, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Tugenden. Sie erzogen ihn sorgfältig; seine glücklichen Anlagen entwickelten sich früh; er lernte gern, er faßte leicht auf und ein berühmter, heiliger Lehrer, der später den Bischofstuhl einnahm und Alexander hieß, erkannte die seltene Begabung des Knaben, entwarf einen Studienplan für ihn, nahm ihn in besondere Aufsicht, ließ ihn an seinem Tische essen und brauchte ihn später als Geheimschreiber. Athanasius benutzte die gute Anleitung und machte gründliche und gelehrte

Studien in all' den Wissenschaften, welche eine ernste Bildung in ihren Kreis zieht. Diejenigen trieb er am eifrigsten, die auf Religion und Kirche Bezug hatten. Die griechische profane Literatur schloß er nicht aus, sondern bildete seine Schreibart nach ihrer Kraft und Klarheit; aber die heiligen Schriften und deren Auslegungen durch die Väter nahmen sein höchstes Interesse in Anspruch. Durch die fortgesetzte Betrachtung der göttlichen Geheimnisse des Christenthums und durch die Demuth, mit welcher er sich bei seinen Forschungen der Auslegungen der Väter bediente; durch die Erhebung seines Geistes in der Erkenntniß des Himmlischen und seines Herzens, in der Liebe zum Himmlischen, empfing er früh jene tiefe und lichtvolle Einsicht in die Lehren der Offenbarung, welche die göttliche Gnade den reinsten und auserwähltesten Seelen zuweilen mittheilt: eine Erleuchtung, die alle Erkenntniß übertrifft. Da er in der sichtbaren Kirche das Fundament alles wahren Glaubens auf Erden sah: so waren alle ihre Verhältnisse und Beziehungen, ihre Zucht wie ihre Lehren, ihm wichtig und er studierte mit Eifer das Kirchenrecht, welches ihn dann weiter zum Studium auch des bürgerlichen Rechtes führte. Maximin Dajas Verfolgung, die im Jahre 311 so heftig über Aegypten einbrach, machte auch einige fromme und weise Lehrer, an denen Athanasius mit großer Verehrung hing, zu Bekennern und Martyrern. Er selbst blieb verschont. Nicht so schnell sollte er die Siegespalme erhalten! Später wurde er, wie über den göttlichen Heiland berichtet wird, „vom Geiste in die Wüste geführt.“ Der Zug der Gnade trieb ihn aus der Schule der Wissenschaft in die Schule der heiligen Ascese. Er mußte sich üben in der Liebe zum Leiden; denn: „Wer nicht gelitten hat, was weiß der!“ sagt ein großer Meister [1]) im Leiden aus Liebe. Athanasius begab sich zum heiligen Antonius, der eine gewaltige Anziehungskraft für Alle besaß, denen die Entsagung der Welt lieblicher und anziehender dünkte, als ihr Besitz; und was Athanasius dort sah, lernte und übte,

1) Heinrich Suso, Dominicaner, im vierzehnten Jahrhundert.

das faßte er später in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Antonius zusammen. Er blieb dem großen Einsiedler mit kindlicher Verehrung zugethan und gedachte in späteren Jahren gern und froh der Zeiten, wo er den heiligen Antonius habe bedienen und ihm das Wasser zum Händewaschen reichen dürfen. Es war jedoch nicht seine Bestimmung, den Kampf des Lebens in der Wüste durchzukämpfen. Die Abgeschiedenheit und der Umgang mit Männern, die sich, soweit es dem Menschen gestattet ist, von dem Irdischen getrennt und dem Himmlischen genähert hatten, sollte ihm vielmehr die Rüstung anlegen, in welcher er auf dem größten Schauplatze der Welt und als der geistige Feldherr von vielen tausend geistigen Kriegern, streiten und siegen sollte. Diese Rüstung war eine tiefe Gottesfurcht und eine eben so tiefe Verachtung der Welt. Zu nahe war seine Seele in Berührung mit dem Ewigen gekommen, um am Vergänglichen noch Freude zu finden. Dem Reiche Gottes auf Erden zu dienen, mit allen Kräften, die Gott ihm gegeben hatte, das war sein einziges Verlangen. Es sollte in weit größerem Umfange erfüllt werden, als er selbst ahnte. Der gute Priester ist freilich immer ein Kreuzträger, immer ein mystischer Simon von Cyrene, der dem Heilande beisteht und nachfolgt auf seinem Leidenswege; allein für Athanasius war der Antheil an der Kreuztragung besonders reichlich gemessen, weil seine Seele besonders stark und lauter war.

Aus den beiden heilsamen Schulen der Wissenschaft und der Ascese ging er als ein kräftiger und geübter Ringer hervor, dem sich nur aufthat die Schule des Lebens, da er nach Alexandrien zurückkam. Sein ehrwürdiger Lehrer und Beschützer Alexander saß auf dem Patriarchenstuhl des heiligen Marcus und war hoch erfreut, den Jüngling so vorgeschritten in Kenntnissen, in Weisheit, in Tugend zu finden. Um das Jahr 319 weihte er ihn zum Diakon, nachdem Athanasius die unteren Stufen des geistlichen Standes zurückgelegt hatte, und fortan behielt Alexander ihn in seiner nächsten Umgebung, zog ihn häufig zu Rathe in vielfachen Geschäften und benutzte

gern seine reife Einsicht. Schon ein Jahr vorher, nämlich 318, hatte Athanasius zwei Abhandlungen herausgegeben, die dasjenige heilige Geheimniß des christlichen Glaubens betreffen, welches zugleich ein Scheiterhaufen der Prüfung und ein Strahlenglanz der Glorie für Athanasius werden sollte: das Geheimniß von der Menschwerdung Gottes. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, da er diese beiden Schriften abfaßte. Die erste: „Gegen die Hellenen," zeigt den Ursprung des Götzendienstes in der Abwendung der Seele vom Geistigen zum Sinnlichen und in der daraus entspringenden Anhänglichkeit an irdische, statt an himmlische Dinge, so daß die Seele abläßt vom Guten und ihre Kräfte mißbraucht für sinnliche Vergnügen und endlich den Gott, der sie nach seinem Ebenbilde geschaffen und den sie im Geiste vergessen hat, in körperlichen sichtbaren Gegenständen sich vorstellt, welchen sie den Namen Gottes beilegt und an denen sie preist, was sie will oder was ihr gefällt. In der zweiten „Von der Menschwerdung des ewigen Wortes," sagt er und führt er aus: „Nachdem der Geist des Menschen in sinnliche Dinge sich versenkt hatte, ließ sich das Wort herab, im Körper zu erscheinen, als Mensch die Menschen anzuziehen, ihre Sinne auf sich zu lenken und sie für die Zukunft zu überzeugen, daß er nicht nur Mensch, sondern auch Gott und das Wort und die Weisheit des wahren Gottes sei. Ihm, dem Ebenbilde des Vaters, kam es zu, im Menschen die Aehnlichkeit mit diesem Ebenbilde wieder herzustellen. Ihm, dem Herrn Jesus Christus, der das Leben selbst ist, kam es zu, das Sterbliche unsterblich zu machen. Ihm, dem eingeborenen Sohne des Vaters, kam es zu, Unterricht über den Vater zu ertheilen. Ihm, der Aller Schuld tilgen wollte, kam es zu, dem Tode als Opfer sich hinzugeben, um Alle von der Rechenschaft für die Uebertretung zu erlösen und um zu zeigen, daß er mächtiger sei, als der Tod ist, indem er als der Erstling der Auferstehung Aller, seinen unverwesten Leib aufwies." Am Schlusse dieser Abhandlung empfiehlt Athanasius dringend das Studium der heiligen Schriften, um die göttlichen Geheim-

nisse verstehen zu lernen; setzt aber hinzu: „Um den Sinn der heiligen Schrift zu erforschen und sie wahrhaft zu verstehen, bedarf es eines frommen Lebens, einer reinen Seele, einer Gesinnung, die nach Christus geschaffen ist, damit der Geist, der sie durchwandelt, seine Sehnsucht befriedigen und das Wort von Gott verstehen möge, so weit es der menschlichen Natur erreichbar ist. Denn ohne lautere Gesinnung und ohne Nachahmung des Lebens der Heiligen kann man die Lehren der Heiligen nicht begreifen.“ Diese Schriften waren die Morgenröthe seines Geistes. Sie sprachen schon so früh ein ganz in die göttliche Offenbarung versenktes Gemüth aus, das mit all seinen großen und glänzenden Fähigkeiten Jesus Christus den Sohn Gottes, den Heiland der Welt, und in dessen Opferleben und Opfertod die Versöhnung Gottes mit dem gefallenen Menschen umfaßte.

Gegen diese Grundlehre des Christenthums, ohne welche es gar kein Christenthum mehr gibt, erhob sich gerade jetzt eine Irrlehre, welche mit dem Namen ihres Erfinders Arius auf ewig gebrandmarkt ist. Er war ein Lybier von Geburt, ein ehrgeiziger Charakter, ein unruhiger Kopf, der in den geistlichen Stand getreten war, ohne die innere Weihe und Würde desselben, den apostolischen Beruf, die Stellvertretung Christi, erkannt zu haben und der nun, ohne Hingebung an Christus, kein tiefes Glaubensleben führen, kein treuer Glaubensbote sein konnte. Schon als Diakon der Kirche von Alexandrien hatte er dem damaligen Patriarchen Petrus viel Kummer gemacht. Dieser heilige Bischof hatte nach der Diocletianischen Verfolgung diejenigen Christen wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen, welche aus Schwachheit den Götzen Weihrauch gestreut hatten und nun, trostlos über ihre Feigheit und ihren Fall, von aufrichtiger Reue erfüllt und zu jeder Buße bereit waren. Diese Milde fand hie und da strengen Tadel. Am weitesten ging darin Meletius, Bischof von Lykopolis in der Thebais, der sich vom Patriarchen lossagte und ein Schisma hervorrief, indem er, trotz dieser Trennung, Priester und sogar Bischöfe weihte. Seine

Anhänger nannten sich Meletianer und Arius gesellte sich zu ihnen. Seine aufrührerische Störrigkeit zwang den Patriarchen Petrus, ihn von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen. Es ist ein ganz eigenthümlicher Zug des Sectenwesens, daß es sich aus eigenem freien Willen von der Kirche absondert, aber dennoch nicht für abgesondert gelten will. Dadurch bezeugt es, freilich absichtslos, daß nur in der Einheit die Gewähr für die Wahrheit zu finden sei. Arius fand Mittel, dem Patriarchen Achillas, Nachfolger des Petrus, seine Sache so günstig vorzustellen und mit jener Heuchelei, die den flachen Gemüthern so leicht wird, eine solche Comödie von Reue aufzuführen, daß der fromme Bischof sich täuschen ließ. Arius wurde nicht nur in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen, sondern erhielt auch die Priesterweihe und die Seelsorge einer Pfarrkirche zu Alexandrien, die Baucalis hieß.

Im Jahre 313 starb Achillas und jetzt kam es zum Vorschein, daß Arius nur das Lammesgewand angenommen habe, um persönliche Zwecke zu erreichen. Er strebte nach der bischöflichen Würde. Seine Eitelkeit raunte ihm zu, daß ihm der Sitz auf dem Patriarchenstuhl gebühre. Deshalb war es eine empfindliche Verletzung seiner Eigenliebe, daß die Wahl ihn gänzlich unberücksichtigt ließ und auf Alexander, den frommen Lehrer des Athanasius fiel. Sein unruhiger Ehrgeiz trieb ihn nun in eine ganz entgegengesetzte Laufbahn: da die Rechtgläubigkeit ihm weder irdische Größe, noch Bewunderer, noch sonstige irdische Vortheile brachte: so versuchte er durch ein Lehrsystem seiner Erfindung zu der Geltung zu gelangen, die das höchste Ziel seiner Wünsche war. Die Hölle hatte dreihundert Jahre gegen das Christenthum gewüthet und die römischen Imperatoren waren das Werkzeug gewesen, durch welches sie die christliche Lehre von einem Gott zu besiegen versuchte. Aber die Bekenner und die Martyrer lebten und starben für diesen einen Gott so massenhaft, so freudig, so weltverachtend, daß die Hölle, welche nur da ihre Herrschaft üben kann, wo die Welt über

Alles geschätzt wird, durch diese großartige Weltverachtung der ersten Christen besiegt wurde. Kaiser Constantin verließ die Vielgötterei und die Götzentempel, um Gott zu dienen, und somit waren die äußeren Angriffe auf das Christenthum vor der Hand beseitigt. Um so weniger ruhte der Erzfeind! um so listiger suchte die alte Schlange ihr Gift zu verspritzen! Die geheimnißvolle Lehre von der Trinität, von dem einigen, dreipersönlichen Gott, die Christus offenbarte, als er das Sacrament der Taufe, der Entsündigung und Heiligung des Menschen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heigen Geistes einsetzte, diese trachtete sie zu vergiften und dadurch dem Christenthum das Herz zu lähmen. Die größten Meister in der heiligen Wissenschaft erklären, diese Lehre sei zwar wissenschaftlich zu begründen, aber zu begreifen sei sie nicht für den begrenzten und unvollkommenen Menschengeist. Darum eben sei sie, wie alle übrigen Glaubenslehren, ein göttliches Geheimniß, welches erst jenseits aller Schleier der Endlichkeit der seligen Anschauung klar werde. Aber ein Cultus, eine Anbetung, eine Liebe gebühre dem einen unendlichen, allmächtigen, ewigen, vollkommenen Wesen, dessen göttliche Natur in seiner dreifaltigen Persönlichkeit den Ausdruck höchster Vollkommenheit finde: göttliche Einheit in dem ewigen Unterschied der Personen und göttliches Ruhen in der ewigen Bewegung. Die ewige Zeugung des Sohnes aus der Substanz des Vaters, der seine göttliche Vollkommenheit dadurch manifestirt, findet ihre vollständige Erfüllung in der unendlichen ewigen Liebe, die als heiliger Geist von Beiden ausgeht und Beide verbindet. So verstanden es die heiligen Apostel, als sie in dem apostolischen Glaubensbekenntniß kurz und einfach den Glauben an den dreipersönlichen Gott aussprachen, den Christus ihnen als die Grundlage des ewigen Heiles offenbart hatte. So verstanden es ihre Jünger, ihre Schüler, die Bischöfe, die Martyrer, die Millionen von Christen, welche in Noth und Tod, in Kampf und Trübsal, in Leid und Entsagung für diesen Glauben gingen. Vor ihnen Allen hatte sich das Gnadenleben in so unsäglicher Tiefe und

Lieblichkeit aufgethan, daß die Klügeleien und Spitzfindigkeiten, an denen die Selbstgefälligkeit des menschlichen Verstandes seine hohle Freude hat, von ihnen abgefallen waren, wie die letzten welken Blätter vom Baume fallen, wenn der frische Frühlingstrieb in seine Zweige tritt. Aber das Gnadenleben ist etwas Verlierbares. Es zieht sich in dem Maße von einer Seele zurück, als der heilige Geist von ihr weicht, und je williger sie den Einsprechungen des Erdgeistes Gehör gibt, um desto mehr gewinnt das natürliche Leben mit seinen tausendfachen Ansprüchen, Ansichten, Begierden und Bestrebungen wieder die Oberhand, so daß die Seele, die der Gnade nicht treu ist, auch ganz bald die reinste Blüthe der Gnade, den Glauben, verlieren wird. Das geschah bei Arius. Er hatte die himmlische Gabe nicht begriffen, die ihm durch die geistliche Weihe zugefallen war; hatte nicht erkannt, daß fortan „seines Erbes und Kelches Antheil der Herr sei, der ihm einst sein Erbgut zurückstellen werde," wie es so überirdisch tröstend im fünfzehnten Psalm geschrieben steht, der bei jeder Priesterweihe gebetet wird. Dies Erbe der Selbstverläugnung und diesen Kelch der Entsagung wollte Arius nicht mit dem Herrn theilen, wollte nicht in Demuth den Seelen dienen, für welche der Herr sich zum Knechte gemacht, und vergaß in seinem ehrgeizigen Streben, daß die bischöfliche Würde mehr Abtödtung, mehr Demuth, mehr Opferwilligkeit erheischt, als eine geringere Stufe des Priesterthums, weil der Träger derselben in größerem Maß und Umfang den Seelen zu dienen hat. Dem Arius lag aber nichts an den Seelen und an dem heiligen Dienste, zu dem die göttliche Gnade, als Mitarbeiter Christi, ihn bestellt hatte. Er wollte herrschen. Ein solches Werkzeug brauchte die Hölle, um den Kampf gegen das Christenthum frisch auflodern zu lassen und um abermals dreihundert Jahre zu rasen gegen die Gottheit Christi, gegen die Menschwerdung der zweiten Person der Gottheit.

Der Krieg wider den Schöpfer hörte auf, um dem Kriege gegen den Erlöser Platz zu machen. Er war um so

gefährlicher, als er nicht die Kirche mit brutaler Vernichtung bedrohte, sondern vielmehr mit Fälschung ihres Wesens und ihres Princips, unter der Maske großer Gottesfurcht, und mit einem großen Aufwande von heuchlerischen Redensarten, Briefen und Schriften, was ganz geschickt auf die Oberflächlichkeit berechnet war, in der sich unzählige Menschen bewegen, so daß sie erstaunlich leicht von der Wortkrämerei sich blenden lassen, die kein tiefes Nachdenken von ihnen begehrt, sondern ihnen die Gegenstände des Glaubens oder des höheren Wissens mit einer Flachheit vorstellt, welche ihrem Standpunkte und ihren Fähigkeiten ohne alle Anstrengung zugänglich und deshalb ihrer Eitelkeit höchst genehm ist. Arius hatte ein vortheilhaftes Aeußere, einen Vorrath von weltlicher Gelehrsamkeit, und diejenige Rednergabe, die durch falsche Schlüsse und schroffe Gegensätze blendet und betäubt, und über den wirklichen Sachverhalt und die innere Wahrheit der Dinge entweder mit Schlangenwindungen oder mit erheuchelter Geringschätzung hinweg zu schlüpfen weiß. Eine solche oberflächliche Persönlichkeit ist zu allen Zeiten das Idol der oberflächlichen Massen gewesen, die in ihm ihren Ausdruck finden und ihren Wortführer verehren. An dem heiligen Patriarchen Alexander gab es in der That nichts zu verdächtigen, nichts zu verläumden; deshalb nahm Arius seine Zuflucht zu einer Verdächtigung, die so colossal war, daß unklare Köpfe und enge Gemüther meinten, es müsse ihr durchaus etwas Wahres zum Grunde liegen; so etwas könne man unmöglich erfinden. Erst im engen Kreise seiner Freunde, dann im erweiterten seiner Anhänger, immer mit vielen Betheuerungen seiner Ehrfurcht vor Gott und seiner Liebe zur Kirche, begann Arius zu behaupten, daß der Patriarch von Alexandrien eine durchaus irrige Lehre über Christus lehre, und daß die wahre christliche Lehre folgende sei: Der Gottessohn ist nicht wahrer Gott, sondern nur ein Geschöpf Gottes, wie die Engel und Menschen, aber viel höher und vortrefflicher. Wie jeder Sterbliche ist er der Sünde zugänglich gewesen; hat jedoch durch den guten Gebrauch seiner Freiheit einen solchen Grad

der Vollkommenheit erreicht, daß er den Titel Sohn Gottes und göttliche Verehrung mit Recht verdient. Gott hat ihn geschaffen, damit dies ausgezeichnete Geschöpf die Welt schaffe; denn es wäre der unendlichen Majestät Gottes durchaus unwürdig, sich mit etwas so Niedrigem, als die Schöpfung ist, zu befassen. Mit dieser Lehre war nun das ganze Christenthum über den Haufen geworfen, die Welt von Gott getrennt und seinem Einflusse entzogen, das Geheimniß der unendlich liebenden Trinität in einen traurigen, starren Deismus verwandelt, das Geheimniß von der Menschwerdung Gottes, diese Grundlage aller Schönheit und aller Tugend hienieden, zu einem leeren Wort, ohne Wesen und ohne Kraft, herabgesetzt, die Lehre von der Erbsünde, die auf allen Adamskindern durch den Fall der ersten Eltern lastet, indirect geläugnet, indem direct die Nothwendigkeit der Erlösung von der Schuld durch eine unendliche Genugthuung, welche der menschgewordene Sohn Gottes dem ewigen Vater durch sein Leiden und Sterben leistete, geläugnet war. Somit blieb buchstäblich gar nichts vom Christenthume übrig, denn auch der Polytheismus war wieder eingeführt, indem der arianische Christus, der nicht Gott war, doch wegen seiner Vortrefflichkeit als Gott gelten und verehrt werden sollte. Alle Wunder der Schöpfung und der Erlösung, alle Verheißungen der Propheten, alle Erleuchtungen der Gottgesandten, alle christlichen Zeugnisse, die seit dreihundert Jahren mit Blut und Thränen geschrieben waren, liefen in der Idee des Arius zu der Spitze aus, daß das Alles nichts weiter, als eine buntverbrämte Lüge gewesen sei. Welch einer schauerlichen Abwendung von der inneren Wahrheit muß eine Seele verfallen sein, welche die göttliche Wahrheit der Offenbarung so verzerrt auffaßt! und dieser Verzerrung entgeht Keiner, der die Gottheit Christi läugnet. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," spricht das ewige Wort zu den Erlösten. Er wandelt mit ihnen, Er wohnt in ihnen, Er beseelt und durchathmet ihr Thun und ihr Sein; Er begründet sie in sich und auf sich; sie zehren von dem Ewigen, von dem

Göttlichen; sie sind die Reben, Er ist der Weinstock, der sie trägt; da liegt die Würde, die Kraft, die Geltung, der Adel, die Vollkommenheit jedes Einzelnen und der ganzen Menschheit. Eine sogenannte christliche Welt, die den Glauben an die Gottheit Christi aufgegeben hätte, wäre eine Maskerade der schauerlichsten Art, weil sie von der ewigen Wahrheit sich losgerissen hätte und nun im Irrsinne Scheinnamen geben und Scheindinge beschaffen und Scheinthaten vollbringen würde, die in letzter Instanz und wenn das Maskenkleid fiele, keinen anderen Kern hätten, als die Lüge. Ein vermeintlicher Christ, ohne den Glauben an die Gottheit Christi, kann gar kein anderes Leben führen, als ein geistig hohles, oder ein in die Materie versunkenes. Das ist das Ende der Lehre des Arius. Und wenn er sie tausend Mal ziert mit den Blumen gleisnerischer Frömmigkeit, der Verwesungsgeruch des Todes ist nicht zu unterdrücken.

Während der heilige Patriarch in Uebereinstimmung mit dem Evangelium, den Aposteln und dem dreihundertjährigen Bewußtsein der ganzen Kirche lehrte, der Sohn Gottes sei gleichwesentlich mit dem Vater, wahrer Gott von Ewigkeit, Mensch geworden in der Zeit, um durch seinen Tod uns zu erlösen und zu heiligen, verbreitete Arius seine Gotteslästerungen, und um so frecher, je mehr Sectirer sich zu ihm gesellten. Zuerst bestand sein größter Anhang aus Frauen, aus frommen Personen, die aber mit der unseligen Neugier und beweglichen Eitelkeit ihres Geschlechtes stark behaftet waren und, wie bei allem Sectenwesen, von den Montanisten an bis zu den Jansenisten, auch im Arianismus eine Rolle spielen. Eben weil sie so beweglich und rührig sind und dabei eine große Zähigkeit haben, um ihre Ideen einzupflanzen, ist ihre Theilnahme aller Sectirerei unentbehrlich. Sie ließen sich blenden durch das künstliche Wortgewebe des Arius. Seine Sittenreinheit erbaute sie; die Milde seines äußeren Benehmens täuschte sie über die Hartnäckigkeit seiner Gesinnung; sie zogen Andere herbei, Männer, sogar Geistliche, und bald zählte Arius zu seinen Anhängern zwölf Dia-

konen, sieben Priester und sogar zwei Bischöfe aus seiner Heimath Lybien. Längst hatte Alexander ihn gewarnt, liebevoll ermahnt, mit solcher Langmuth Nachsicht geübt, daß es fast Aergerniß gab. Nun berief er seinen Klerus zu zwei Conferenzen, die dem Arius Gelegenheit boten, sich über die Verkehrtheit seiner Meinungen belehren zu lassen, und er selbst drang mündlich und schriftlich in Arius, zum katholischen Glauben zurückzukehren. Es war vergeblich. Eine Synode von etwa hundert ägyptischen und lybischen Bischöfen, die der Patriarch in Alexandrien versammelte, vermochte ebenfalls nicht das Mindeste über den Häresiarchen. Arius blieb dabei, den Sohn Gottes in's Gesicht zu schlagen und Demjenigen, der gesagt hat: „Ich und der Vater sind Eins," zu antworten: Nein! Du bist nur ein aus dem Nichts hervorgerufenes Geschöpf. Da seine Halsstarrigkeit unüberwindlich war, schloß Alexander ihn und seine hauptsächlichsten Anhänger unter dem Klerus von der Kirchengemeinschaft aus, damit die Irrlehre als solche bezeichnet und die leichtgläubige Menge gewarnt sei, und zeigte allen Bischöfen durch ein Kreisschreiben den Verlauf und Ausgang der Sache an. Dies Schreiben war unterzeichnet von verschiedenen Männern, die sich durch Geist, Tugend und Wissenschaft auszeichneten; auch von Athanasius.

Um das Jahr 320 verließ Arius nun Alexandrien, zog sich nach Palästina zurück, verbreitete seine Lehre, fand Anhänger, fand Beschützer, und wußte manche Bischöfe dermaßen für sich einzunehmen, daß sie zu seinen Gunsten dem Patriarchen schrieben. Hätte Arius einfach gesagt: ich glaube, daß Christus ein tugendhafter Mensch ist; so würde diese Behauptung ohne Zweifel sehr wenig Theilnahme erregt und sehr geringen Anklang gefunden haben; und das wäre durchaus gegen seine Absicht gewesen. Um für eine falsche Sache mit Erfolg zu streiten, muß man sich selbst durch und durch so verfälschen, daß jeder Ausdruck zweideutig wird, und daß man bei jedem Wort Ausflüchte machen kann. Spricht die katholische Kirche: Christus ist Sohn Gottes; so versichert Arius

lammfromm: Gewiß, das ist Er. Aber er betrachtet Christus nicht als den Eingeborenen des Vaters, sondern als Sohn aus Gnaden. Und spricht die Kirche: Er ist Sohn Gottes von Ewigkeit; so sagt Arius: Allerdings, gewissermaßen, aber doch nicht ganz; denn obzwar er vor aller Zeit und vor der Schöpfung gezeugt ist, so gab es doch eine Zeit, in welcher er noch nicht war.

Arius schrieb seinem ehemaligen Studiengenossen, dem Erzbischofe Eusebius von Nikomedien, der als ein Verwandter des Constantinischen Kaiserhauses großes Ansehen am Hofe genoß, um sich dessen Schutz zu erbitten, und sagt in dem Briefe: „Ich werde verfolgt mit sammt den Gleichgesinnten, weil ich gelehrt habe, Gott allein sei ohne Anfang, der Sohn aber habe einen Anfang genommen, indem er nicht aus dem Wesen des Vaters, sondern aus dem Nichts geschaffen, jedoch vollkommen Gott sei." Den inneren Widerspruch eines geschaffenen Gottes läßt er auf sich beruhen. Dieser Erzbischof Eusebius gehörte zu jenen Höflingen in der Mitra, welche zu Zeiten die Kirche Christi tief betrübt haben. Unüberwunden war die Welt in seinem Herzen. Durch Ehrgeiz und Herrschsucht war er ihr Sklave. Diese Knechtschaft fesselte seinen Sinn an das Irdische und hinderte ihn, Höheres zu erstreben, als weltliches Ansehen, Höherem zu dienen, als weltlicher Macht. Es kam nur unter ganz besonderen Umständen vor, daß ein Bischof seinen Sitz mit einem anderen vertauschte. Durch seinen bischöflichen Ring, der Treue Symbol, war er seiner Kirche, der mystischen Braut anvermählt für's Leben. Starb er, so wurde in der betreffenden Diöcese aus dem eigenen, allem Volke bekannten Klerus sein Nachfolger gewählt. Eusebius war Bischof von Berytus in Syrien gewesen, und man weiß nicht, wie er es bewerkstelligt habe, um sich von dort als Erzbischof nach Nikomedien zu versetzen, wo Kaiser Constantin sein Hoflager hielt. Die kaiserliche Gunst war das Lebenselement des Eusebius. Er wußte sie zu gewinnen, früher bei Licinius, jetzt bei Constantin, besonders dadurch, daß Constantia, die Wittwe des Erste-

ren und des Letzteren Schwester, ihm gewogen war für seine vermeintliche Anhänglichkeit an ihren Gemahl, welche aber nichts weiter war, als Anhänglichkeit an einen Kaiser. Eusebius hieß Alles willkommen, was ihm irgend eine Bedeutung geben konnte, also auch das Protectorat über einen Häresiarchen, der seine Zuflucht zu ihm nahm, der sein alter Studiengefährte war und dessen Irrlehre seiner eigenen geistigen Flachheit dermaßen zusagte, daß er ihm zurückschrieb: „Deine Ansichten sind ganz richtig, und dir bleibt nichts zu wünschen übrig, als daß die ganze Welt sich zu ihnen bekenne. Denn es leuchtet Jedermann ein, daß das Gemachte nicht war, ehe es gemacht wurde. Was aber gemacht ist, hat einen Anfang des Seins." (Athanasius „Ueber die Synoden.") Er nahm Arius und die übrigen excommunicirten Priester und Diakonen mit offenen Armen in Nikomedien auf und schrieb dem Patriarchen von Alexandrien eine Ermahnung, von seiner verkehrten Strenge gegen Arius abzulassen. Arius selbst wollte um jeden Preis dem Namen nach zur Kirche gehören, denn er sah ein, daß seine Gotteslästerungen viel mehr Eindruck machen und Eingang finden würden, wenn er sie als katholischer Priester und nicht als ausgeschlossener verbreitete. Daher entblödete er sich nicht, seinerseits dem Patriarchen zu schreiben, daß er Alles glaube, was die Apostel und was der Patriarch selbst gelehrt habe. Und zu derselben Zeit dichtete er im Versmaß und nach der Melodie von sehr verrufenen heidnischen Trinkliedern, die man Thalien nannte, ebenfalls eine Sammlung von Liedern, welchen er diesen Namen gab, in denen er seine Irrlehren aussprach, und von denen er hoffte, daß sie recht populär werden würden. Der greise Patriarch fand alle Kraft und Gluth seiner Jugend wieder, um für die Wahrheit des Evangeliums zu kämpfen und in mehrfachen Schreiben an Papst Sylvester und an alle Bischöfe der Christenheit, die arianische Irrlehre darzulegen, vor dem Apostaten zu warnen und diejenigen Bischöfe als Mitschuldige der Häresie zu bezeichnen, die seine Ansichten theilten und ihm Schutz gewährten. Diese Briefe ließ der Patriarch immer

von seinem Klerus unterschreiben. Eusebius fühlte sich tödtlich beleidigt durch den Freimuth und die Festigkeit des Patriarchen. Unter seinem Klerus waren Viele, welche dem Beispiele ihres Erzbischofes, unter den Laien Viele, welche dem Beispiele ihres Klerus folgten und arianisch waren; denn das ist der Fluch, der auf treulosen Oberhirten ruht: sie reißen ganze Völker in's Verderben. Und so berief denn Eusebius eine Synode von Arianern aus seiner Provinz Bithynien und erließ ebenfalls Schreiben an alle Bischöfe der Christenheit, in denen er versicherte, Arius und seine Partei sei durchaus rechtgläubig, sei mit Unrecht von Alexander aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und müsse daher, trotz des Patriarchen, wieder in dieselbe aufgenommen werden. Alle diese Schreiben und die darauf erfolgenden Antworten vermehrten die Unruhe statt sie zu beschwichtigen. Der Zweifel drang in manche Gemüther wie ein versteckter Dorn, der ein gefährliches Geschwür erzeugt. Anderen war der Arianismus höchst willkommen; die Scheinchristen brauchten eine Scheinreligion und fanden nun eine Lehre, welche, wie jede Häresie, unter der Maske der Wahrheit Falsches bot. Die gefallene menschliche Natur ist aber selbst verfälscht durch die Sünde; deßhalb ist in dem Falschen immer ein Etwas, das ihr sinnlicher oder geistiger Weise schmeichelt und in der Wahrheit immer ein Etwas, das sie verletzt. Mit der Irrlehre kann sie sich abfinden; mit der wahren Lehre nie! Dieser muß sie gehorchen; denn es ist das unwandelbare, ewige, offenbarte Wort Gottes. Jene gehorcht ihr, denn sie besteht aus und auf menschlichen Worten, die im Winde hin und her wehen. Für die Irdischgesinnten hatte der Arianismus etwas ungemein Anziehendes, weil er so ganz irdisch, so ganz wurzelnd in gemeiner Auffassung des Menschenwesens war. Ist der eingeborene, gleichwesentliche Sohn Gottes nicht Mensch geworden, hat Er sich nicht hinabgesenkt in die gefallene Natur, um sie wieder aufzurichten, erlösend zu heiligen und sie zu dem Ziele zurückzuführen, das bei der Schöpfung ihr bestimmt war; so darf der Mensch freilich behaupten, das

Uebernatürliche sei Träumerei, die Erbsünde ein Unsinn, die Erlösung eine Fiction, um nutzloser Weise den Menschen zu demüthigen und die Heiligung eine lächerliche Ueberspannung. Welch eine willkommene Lehre für Sinnlichkeit und Hochmuth! Man darf sich nicht wundern, wenn der Arianismus die Welt überschwemmte: er diente ihren mächtigsten Instincten. Immer heftiger entbrannte die Zeit in dem schauerlichen Kampfe um eine Frage, welche ihren tiefsten Ursprung nur in der Widersetzlichkeit des alten Erzfeindes hatte. Wie die Schlange im Paradiese der Eva mit heuchlerischer Theilnahme zuraunte: Gott hat euch betrogen, glaubt nicht ihm, glaubt mir! so sprach jetzt Arius, dem Sinne nach, unter gleißenden Worten: Christus hat euch betrogen, glaubt ihm nicht! da er nicht Gott war, konnte er auch keine in göttlicher Unwandelbarkeit gefestigte Lehr- und Heilsanstalt stiften; glaubt also nicht Jenen, welche behaupten, daß sie die reine Erblehre verkündeten; glaubt mir! — Und wie Eva der Schlange mehr glaubte als Gott, so machten es auch die Arianer. Bischöfe, Geistliche, Mönche, Nonnen, Laien beiderlei Geschlechtes ließen sich blenden, täuschen, hintergehen und wurden halb oder ganz arianisch.

Um diese Zeit (323) kam Constantin von seinen Kriegen und Siegen zur Ruhe. Die Mitkaiser waren vom Schauplatze abgetreten; das Römerreich gehorchte seinem Scepter allein. Die Gegensätze zwischen dem irdischen und himmlischen Menschen, die in jeder Menschenbrust wider einander ringen, wie Jacob mit dem Engel, fingen erst an sich bei ihm auszugleichen. Er hatte den Willen, die Omnipotenz des Kaisers nie zur Knechtung der Kirche zu mißbrauchen; aber weil er noch ein Fremdling in ihr war, fehlte ihm zuweilen das Verständniß über ihr Verfahren, das auf einem göttlichen Recht beruhete. Er hörte von den arianischen Streitigkeiten und sie betrübten ihn aufrichtig. Eusebius von Nikomedien stellte sie ihm aber so vor, als handele es sich nur um leere Worte und als sei das größte Uebel bei der ganzen Sache die erbitterte Abneigung des alten eigensinnigen Patriarchen

von Alexandrien gegen den sehr frommen und rechtgläubigen Priester Arius. Da sich die Wahrheit der Worte bedienen muß, um dem Menschen zum Verständniß zu helfen, so betraf diese Sache denn freilich Worte, aber leer waren sie nicht; denn es handelte sich darum, ob das Christenthum übernatürlich offenbart sei durch Christus den Sohn Gottes, oder ob es die Erfindung eines gekreuzigten Juden sei. Gott oder Mensch: so hieß das sogenannte leere Wort! Der Kaiser verfaßte seinerseits ein Schreiben, worin er Alexander und Arius aufforderte, den Frieden der Kirche nicht zu stören, und schickte es durch den ehrwürdigen Bischof Hosius von Cordova, einen Spanier, nach Alexandrien. Aber der Patriarch wie der Bischof erkannten, daß dies keine Sache sei, die sich durch kaiserliche Briefe aufklären und feststellen ließe, weil kein Kaiser der Welt über die Wahrheit eines Dogma's, d. h. einer geoffenbarten Glaubenslehre, unwiderruflich zu entscheiden hat. Autorität weltlicher Kronenträger auf dem Gebiete des Glaubens ist Usurpation; denn nicht sie bilden den Mund der lehrenden Kirche, durch welche der heilige Geist spricht; nicht sie sind diejenigen Väter, welche den Kindern das Brod des ewigen Lebens brechen. Constantin war nicht bloß zu fromm, sondern auch viel zu klug und viel zu scharfblickend, um nicht zu erkennen, daß jeder Eingriff in fremde Rechte fremden Eingriffen in sein Recht die Bahn brechen und das Beispiel geben würde. Er wußte wohl, daß er der Schirmherr der Kirche sei, insofern sie der weltlichen Gerechtigkeit bedarf, um zu ihrer vollständigen, nothwendigen Wirksamkeit unverkümmert sich entfalten zu können; aber auch, daß die Kirche, als Stellvertreterin Christi, die wahre Schirmherrin jedes wahren Rechtes auf Erden sei. Er machte ihr Platz. Im Einvernehmen mit Papst Sylvester berief er die erste allgemeine Kirchenversammlung (ökumenisches Concil) der Christenheit.

2. Das Credo von Nicäa.

Am östlichen Gestade des Marmora-Meeres erhebt sich wie eine Pyramide von weißem Marmor der mit ewigem Schnee gekrönte bithynische Olymp, und rings umher lagerten sich wie reiche Gärten die gesegneten üppigen Fluren der Landschaft Bithynien. Die Hauptstadt derselben, Nikomedien, war durch Diocletian, als er das Römerreich mit Nebenkaisern theilte, zur Ehre gelangt, seine Residenz und mit allem Glanz überschüttet zu werden, in welchem die heidnische Majestät, die ja immer eine Nebenbuhlerin der Götter war, sich heimisch fühlte. Aber all der Glanz war von einem schauerlichen Gefolge begleitet! Zu Anfang des nämlichen Jahrhunderts hatte Nikomedien entsetzliche Zeiten erlebt. Hier war die Christenverfolgung ausgebrochen, die wie keine andere auf die Ausrottung des christlichen Glaubens losging. Hier stürzte am 23. Februar 303 der Cäsar Galerius, Diocletians Schwiegersohn, mit einer Rotte von wilden Kriegern, die alle zusammen nicht so wild waren, wie er selbst, in die herrliche Kirche der harmlosen Christen und wüthete darin mit Feuer und Schwert. Hier wurden die Blutedicte gegeben, die sich mehr und mehr steigerten, und mit der Einkerkerung sämmtlicher Bischöfe und Priester beginnend, mit dem Befehle endeten, alle Christen durch jede Art von Folter zum heidnischen Opfer zu zwingen, die Härtnäckigen aber mit dem Tode zu strafen. Hier, im Kaiserpalaste selbst, hatten zwei unglückliche Frauen nicht den Muth, ihre irdischen Kronen mit der Martyrerkrone zu vertauschen; Prisca und Valeria, die Kaiserinnen, die entweder schon Christinnen oder doch Katechumenen waren, ließen sich durch die Wüthriche, ihre Gemahle, zum Götzenopfer zwingen, während ihre Kämmerlinge wie Fleisch auf der Schlachtbank behandelt wurden und im gräßlichen Tode die Siegespalme errangen. Hier hatte man das wunderbare Schauspiel, daß ganze Schaaren von Christen beiderlei Geschlechtes, denen man die Wahl ließ, Weihrauch zu streuen oder zu sterben, sich mit übernatürlicher himmlischer Begeisterung in die brennenden Scheiterhaufen stürzten. Und

jetzt, kaum zwanzig Jahre nach jenen furchtbaren Ereignissen, jetzt war jene ganze kaiserliche Familie spurlos von der Erde verschwunden, umgekommen durch Mord, Selbstmord, gräßliche Krankheit, Elend jeder Art, und ein anderer Kaiser berief von diesem nämlichen Nikomedien aus die christlichen Bischöfe, zum Theil noch die nämlichen, welche seine Vorgänger verfolgt hatten, von allen Enden seines Reiches zusammen, sicherte ihnen und ihrer Begleitung Unterkommen und Unterhalt zu, sorgte, daß ihre Reise ungestört von statten gehe und wies ihnen die Stadt Nicäa, einen Bischofssitz in Bithynien, unfern Nikomedien zum Versammlungsorte an. Dies war nun eines der merkwürdigsten, folgereichsten Ereignisse in der Weltgeschichte; nicht wegen des Umschwunges der Verhältnisse zu Gunsten des Christenthums, denn auch eine noch längere Ungunst hätte ihm nicht geschadet; nicht wegen des Protectorates, welches der große Kaiser übernahm; denn dies Protectorat hatte, wie alles Menschliche, eine Licht- und eine Schattenseite und die Kirche sollte noch genug die kaiserlichen Schatten empfinden; nicht wegen des Zusammenflusses so vieler heiliger Männer voll himmlischer Weisheit und erhabener Tugend, obgleich auch dies ein Anblick war, den die Welt noch nie gehabt hatte. Aber zum ersten Male sollte die christliche Kirche das Bewußtsein ihrer Unfehlbarkeit einfach und feierlich für Gegenwart und Zukunft aussprechen. Bisher hatten Millionen von Martyrern freilich immer denselben Glauben bekannt, und Bekenner, Heilige und Gottselige in allen Ständen und auf allen Stufen des Lebens hatten ihn immer und immer wiederholt, Jeder für sich und Alle für Einen. Allein jetzt, ohne äußere Nöthigung, ohne durch Zwang eines Tyrannen dahin gedrängt zu werden, nur bewegt durch den göttlichen Geist, der ihr innewohnt und der keine Lüge neben sich duldet, legte die Kirche, als die zu einer übernatürlichen Einheit erhobene Menschheit, durch ihre Väter einen Act des Glaubens und der Liebe zu der göttlichen Wahrheit ab, in welchem sich aller Glaube und alle Liebe vergangener und kommender Jahrtausende concentrirten. Im Credo

von Nicäa legte sie die Erblehre nieder, welche sie empfangen hatte von den Martyrern und die Martyrer von den Aposteln, und die Apostel von Christus selbst, und welche der heilige Geist ihr in ungetrübter Reinheit erhielt. Und dies Credo, welches die tiefsinnigsten Glaubenswahrheiten mit wundervoller Bestimmtheit ausspricht, wird zugleich der erhabenste Ausdruck einer göttlichen Tradition und gleichsam die Volkshymne des christlichen Universums, das Lied der Heimath, worin sich die Christenheit bis zum Ende der Zeiten zusammenfindet und als eine Familie erkennt. Es fanden sich 318 Bischöfe in Nicäa ein: unter ihnen etwa 22 Anhänger des Arius. Diese abgerechnet war es eine wahrhaft erlauchte Versammlung, welche alle Vollkommenheit und Heiligkeit, die das Christenthum entwickelt, in ihren verschiedenen Mitgliedern darstellte. Da waren Bekenner, die um des Glaubens willen schwere Verfolgung erduldet hatten, wie Hosius von Cordova; Andere, die ihr Marterthum überlebten und die Wundmale Christi gleichsam an ihrem Leibe trugen, wie Paphnutius und Potamon aus der Thebais, denen ein Auge ausgerissen, Paul von Neucäsarea und Eustathes von Antiochien, die mit glühenden Eisen gebrannt waren. Da waren Männer, die durch die Kraft ihres Glaubens Wunder thaten, wie der Bischof Jacob aus Mygdonien; und Andere von so himmlischer Einfalt und Lauterkeit des Herzens und Wandels, daß diese Aehnlichkeit mit den Engeln sie zu Oberhirten ihrer Gemeinden gemacht hatte, wie Spiridion, der heilige Bischof aus Creta, der ein schlichter Schäfer und ohne andere Wissenschaft und Bildung war, als die, welche er aus fleißigem Lesen der heiligen Schrift schöpfte. Da waren aber auch Männer, die streng wissenschaftlich gebildet und zu jeder gelehrten Untersuchung bereit waren. Und Alle, mochten sie Bekenner, Wunderthäter, Gelehrte, oder auch das Alles nicht sein, trugen den Christusglauben in voller Seele und die Christusliebe im reinen Herzen. Der Patriarch von Alexandrien war da mit seinem Athanasius, und Papst Sylvester ließ sich vertreten durch zwei abgeordnete römische Pres-

byter, Vitus und Vincentius. Unter den arianischen Bischöfen waren die hartnäckigsten Eusebius von Nikomedien, Maris von Chalcedon, Theognis von Nicäa und zwei Lybier, die schon vom Patriarchen Alexander sammt Arius von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen waren. Diese hatten sämmtlich große Zuversicht zu ihrem Wissen, zu ihrer Gewandtheit, zu ihrer dialektischen Redekunst, zu Allem, was im menschlichen Geiste menschlich ist. Ganz folgerichtig! Ihr Christus sollte ein bloßes Geschöpf sein; ihr Ideal ging also nicht über menschliche Verstandesbegriffe hinaus: diese Begriffe waren also das Höchste, wozu sie sich erschwingen, worauf sie sich stützen konnten; das, was sie ihren Glauben nannten, war nur ein Erzeugniß ihrer Begriffe und ihres menschlichen Wissens; und so war in letzter Instanz ihr Verstand der Schöpfer ihres Christus, den sie Gott nannten, was ihnen freilich eine hohe Meinung von geistiger Ueberlegenheit beibringen mußte. Darum sahen sie auch mit großer Geringschätzung auf die Versammlung herab, in der sich so Viele befanden, die gar keine Ahnung von dialektischer Feinheit und gewandter Redekunst hatten und nur den Glauben im Herzen trugen als eine Kraft und Gnade Gottes, die Christus, der menschgewordene Gott, in dem neuen Menschen schafft. Als die Verhandlungen der heiligen Fragen beginnen sollten, erhoben sich diese Männer des unmittelbaren Glaubens, die in ihrem wiedergeborenen Gefühl um Christus den Sohn Gottes und um die göttliche Wahrheit der Lehre der Kirche mit unerschütterlicher Sicherheit wußten, gegen alle Erörterungen; sie fanden es zwecklos und überflüssig, die unendliche Macht der Offenbarung durch Erklärungen und Deutungen befestigen zu wollen. Sie begehrten, daß der wahre Glaube traditionell festgehalten, nicht wissenschaftlich vertheidigt und begründet werde. Aber die Mehrzahl der Bischöfe begnügte sich mit diesem Verlangen ebensowenig als die Arianer. Sie wollten den Glauben zwar festhalten gemäß der alten ächten apostolischen Tradition; aber zugleich die innere göttliche Wahrheit dieses traditionellen Glaubens beweisen. Auch die

Wissenschaft sollte ihre Geltung haben, auch die Verstandesschärfe ihre Anwendung finden und jedes Licht des menschlichen Geistes dazu beitragen, die göttliche Wahrheit unwiderstehlich einleuchtend zu machen. In diesem Sinne begannen die Conferenzen mit Darstellung der kirchlichen Lehre und mit Erwägung der Gründe für und wider sie. Arius wurde herbeigezogen und mild und schonend um seine Lehre befragt. Er stellte sie in ihrer ganzen Nacktheit hin: Gott sei nicht von Ewigkeit Vater des Sohnes gewesen; der Sohn sei aus Nichts geschaffen, ein Geschöpf, das sich durch Tugend den Namen Sohn Gottes erworben habe, das sich aber auch zum Bösen habe wenden können, also durchaus nicht wahrer Gott sei. Dabei blieb er. Unter seinen Anhängern selbst, Bischöfen und Geistlichen, regten sich aber Zweifel, als sie die Irrlehre mit ihren unerhörten Behauptungen, mit der Kirchenlehre vergleichen hörten. Sie wollten minder scharfe Ausdrücke oder ihren Worten einen milderen Sinn unterlegen; genug, sie geriethen unter einander in Zwiespalt, während ihre Gegner auf dem festen Boden der Ueberlieferung und in dem festen Verbande der Einheit blieben. Die alten Schriftsteller berichten: es hätten sich Viele in dem geistigen Kampfe für den alten Glauben ausgezeichnet; allein sie nennen nur einen einzigen Namen und zwar Athanasius. Er also war der Vorkämpfer, der allen Wendungen und Ausflüchten der Arianer durch seine gründliche Schriftkenntniß und Belesenheit in den Werken der Väter gewachsen war; der durch seinen klaren kräftigen Geist die Unhaltbarkeit ihrer Ansichten darlegte; der zu jener „Schlangenklugheit,“ welche das rechte Wort und das rechte Mittel treffen läßt, die „Taubeneinfalt“ gesellte, welche unbesieglich durch die Lüge, weil unverstanden von ihr ist. Auf dem Concil von Nicäa beginnt er in seiner Größe aufzuleuchten, dem Kaiser Constantin und dem Hofe bekannt, und den Arianern verhaßt zu werden.

Auf diese Conferenzen folgte die öffentliche und feierliche Sitzung, in welcher das Dogma der Kirche über Christus ausgesprochen werden sollte. Es war der 9. Juni 325. Zu

diesem großen Tage kam Kaiser Constantin von Nikomedien nach Nicäa, wo er einen Palast hatte, dessen prächtigster Saal für diese Sitzung eingerichtet worden war. Am oberen Ende stand ein kleiner goldener Sessel für den Kaiser und zu beiden Seiten rechts und links die Sitze der Bischöfe. Nachdem sie Platz genommen hatten, trat er ein, in goldgestickten Purpur gekleidet, mit ehrfurchtsvoller Haltung, ohne Leibwache, nur von einigen christlichen Kämmerlingen begleitet. Seine hohe und edle Gestalt wurde noch mehr gehoben durch seine bescheidene Würde in Blick und Gang und Gruß. Alle Väter erhoben sich bei seinem Eintritt und Eustathes von Antiochien, der Patriarch des Morgenlandes, begrüßte ihn und sprach darauf im Namen des Kaisers und aller Bischöfe ein Dankgebet zu Gott, der sie Alle zu Seiner Ehre hier versammelte. Freundlich gab der Kaiser in seiner Antwort seine Freude hierüber und seine Hoffnung auf friedliche Eintracht zu erkennen, und überließ nun die Verhandlung selbst den Bischöfen. Arius wurde abermals um seine Lehre befragt und er wiederholte sie Wort für Wort. Seine Anhänger wollten sie erklären, mildern und erläutern, und machten sie dadurch nicht christlicher, sondern nur verwirrter. Als sie ein Glaubensbekenntniß vorbrachten, welches sie aufgesetzt hatten und welches sie für das ächt katholische ausgeben wollten, so wurde es zwar vorgelesen, aber sogleich für falsch und unrechtmäßig, für Verrath an der göttlichen Offenbarung erklärt, und zerrissen. Einige fromme Bischöfe hielten sich die Ohren zu, um die Gotteslästerungen gar nicht zu hören. Mit allgemeiner Uebereinstimmung, von welcher sich nur fünf als ganz arianisch bekannte Bischöfe ausschlossen, wurde die Irrlehre von dem Concil verworfen und für den alten, überlieferten Glauben eine Bekenntnißform festgesetzt, die klar und deutlich, mit den bestimmtesten Worten das Gesammtbewußtsein der Christenheit über Christus aussprach. Dies ist das Credo von Nicäa, welches jeder Priester jeden Sonntag in der heiligen Messe betet und bei den Worten „Der Fleisch geworden vom heiligen Geiste aus Maria der Jungfrau, und

Mensch geworden ist" das Knie beugt. Das entscheidende Wort aber, worauf es ankam, um den Sohn Gottes für immer der Sphäre der Geschöpfe zu entrücken, war: „gleichwesentlich mit dem Vater."

Gegen dies Wort wehrten sich die Arianer auf's Aeußerste. Das ganze übrige Glaubensbekenntniß ließen sie sich gefallen, nur nicht das Wort! denn das tödtete im Keime jede Irrlehre über die Gottheit des Sohnes. Sie schlugen statt dessen vor „ähnlichen Wesens;" sie waren bereit, jede andere Bezeichnung anzunehmen; nur nicht „gleichwesentlich." Endlich behaupteten sie, es dürfe nicht gebraucht werden, weil es sich für dies Dogma nicht in der heiligen Schrift befinde. Zu solcher Absurdität nahmen sie ihre Zuflucht! Die heilige Schrift spricht nicht von der arianischen Irrlehre und sie traten doch mit derselben auf, und beanspruchten allgemeine Anerkennung und Giltigkeit derselben, indem sie einige Schriftstellen für ihren Zweck verdrehten. Konnte man also mit alten Worten eine neue Unwahrheit sagen, so konnte man auch ein neues Wort für eine alte Wahrheit brauchen. Die heilige Schrift ist keine Gesetzsammlung, worin es etwa heißt: für den und den Fall ist dies und das zu sagen und zu thun. Das wäre auch ganz überflüssig; denn die Unfehlbarkeit der Kirche beruht nicht auf geschriebenen Worten, sondern auf dem heiligen Geist, der ihr von Anbeginn das Verständniß jener Worte eröffnet, und ihnen einen wahren und unwandelbaren Inhalt, ein inneres Leben gegeben hat. „Gleichwesentlich" steht dem Buchstaben nach freilich nicht in den heiligen Schriften; aber dem Sinne nach an unzähligen Stellen, wie: „Ich bin in dem Vater und der Vater ist in mir" (Joh. 14, 10.); und: „Wer mich sieht, der sieht auch den Vater" (Joh. 14, 9.) und: „Ich und der Vater sind Eins." (Joh. 10, 30.) Aber alle solche Stellen wußten die Arianer nach ihrer Ansicht zu erklären, d. h. ihnen eine falsche Deutung unterzuschieben. Es war also eine Eingebung des heiligen Geistes, daß die katholischen Bischöfe den Sinn jener Aussprüche in dem angefeindeten Wort zusammenfaßten, welches übrigens so wenig

eine neue Erfindung war, daß Athanasius nachwies, wie der heilige Dionysius von Alexandrien es schon vor einem halben Jahrhundert gegen die Irrlehre des Sabellius über die Person Christi gebraucht habe. Und so blieb es denn dabei! „Gleichwesentlich": das Wort riß eine unausfüllbare Kluft zwischen der katholischen Wahrheit und der arianischen Ketzerei. Einmüthig und gleichmäßig bezeugten alle Bischöfe: die Lehre, daß unser Heiland wahrer Gott sei, sei von je her in der Kirche geglaubt, sei eine göttliche Lehre, die ihnen zur Aufbewahrung anvertraut sei; und um die Häresie über diesen Punkt abzuwehren und den alten Glauben festzustellen, brachten sie das Dogma in die kurze bestimmte Form des Inhaltes: „Wir glauben an den Herrn Jesus Christus, den Eingebornen Sohn Gottes, der da ist wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt von Ewigkeit und nicht erschaffen, gleichen Wesens mit dem Vater." Das Concil verwarf dann weiter einige andere irrige Behauptungen des Arius und bezeichnete alle Jene als ausgeschlossen von der Gemeinschaft der katholischen Kirche, die trotz der erklärten Wahrheit bei den Irrthümern beharren wollten. Ferner setzte es fest, daß in der ganzen Christenheit Ostern an einem und demselben Tage zu feiern sei, was bis jetzt noch nicht mit völliger Uebereinstimmung geschah, und zwar am ersten Sonntage nach Vollmond in der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Endlich wurden auch noch einige allgemeine Kirchengesetze (Canones) erlassen, welche durch die äußeren Verhältnisse nothwendig geworden waren. Die Glaubenserklärung wurde von allen anwesenden Bischöfen unterschrieben, obenan von den Stellvertretern des Papstes Sylvester, und dann in einem Rundschreiben allen übrigen Oberhirten und ihren Heerden bekannt gemacht. Die katholische Christenheit nahm es im ehrfurchtsvollen Glauben als den „Ausspruch Gottes" auf und das Symbolum von Nicäa, wie man es nennt, ist seitdem eine Hauptgrundlage des christlichen Bekenntnisses geblieben. Der Kaiser verbannte Arius und befahl, daß alle seine Schriften ausgeliefert und verbrannt wurden, um die Ausbreitung so gräulicher Irrlehren

zu unterdrücken. Einige seiner unverbesserlichen Anhänger schickte der Kaiser ebenfalls in die Verbannung: so nothwendig fand er die Einheit des Glaubens zur Bewahrung der Eintracht und Ruhe in der Welt. Die heiligen Väter aber hatten ihr Werk vollendet und begaben sich wieder auf ihre Bischofsitze. Seit jenem Tage der Pfingsten zu Jerusalem, wo sich der heilige Geist auf die Jünger in sichtbarer Gestalt feuriger Zungen herabließ und sie zu Glaubensboten weihte, hatte die Kirche keinen denkwürdigeren Tag erlebt. Damals that ihre übernatürliche, in Christus wurzelnde Einheit in der Sprachenverschiedenheit sich kund, welche nothwendig war, um die Welt nach außen zu überwinden; diesmal trat die Einheit in der göttlichen Uebereinstimmung hervor, durch welche sie die Welt in ihrem eigenen Herzen, in Söhnen ihres eigenen Schoßes besiegte. Das Concil von Nicäa war vielleicht die göttlichste That der Kirche, die doch so viel Göttliches gethan hat. Sie rettete nicht bloß damals den Glauben, den der Arianismus zertrümmerte, sondern sie erklärte in einfachster Weise ihre Machtvollkommenheit über Glaubensstreitigkeiten zu richten und zu entscheiden, und die Riesenkämpfe, welche sie in späteren Zeiten und bis zum heutigen Tage siegreich auf diesem Gebiete geführt hat, sind nur ein Ausfluß jenes ewig denk- und dankeswürdigen Concils von Nicäa.

3. Glaube und Irrglaube.

Kaum war der greise Patriarch nach Alexandrien zurückgekehrt, als Gott ihn abrief von dem Schauplatze seines mühevollen Wirkens. Er war zu tief in das Leben der Kirche eingesenkt, um nicht zu erkennen, daß ihre irdischen Geschicke immer ein Abriß des irdischen Lebens ihres göttlichen Bräutigams sein würden, weil es eben ihre Bestimmung ist, die Fortsetzung und Ausdehnung dieses Lebens durch die Zeit in die Ewigkeit zu sein. Einmal schwebte die Taube geheimnißvoll über der Taufe im Jordan; einmal fand die Verklärung auf Tabor statt; einmal frohlockte das Volk Hosanna dem Sohne Davids; und diese drei Momente

liegen wie begraben in den dreiunddreißig Jahren eines Lebens, das in den Drangsalen des Stalles von Bethlehem begann und im bitteren Leiden auf Calvaria endete. Die Kirche wäre nicht die zärtliche, opferfrohe Braut Christi, wenn sie es anders hätte, als der göttliche Vielgeliebte. Darum sind ihr hienieden die Tage des Triumphes karg zugemessen und in lange Epochen der Trübsal gehüllt. Aber trotzdem wird sie nie verleugnen und vergessen, daß sie auch die Theilnehmerin seiner göttlichen Herrlichkeit und ihres Ostertages sicher ist und daß zwischen den „Lamentationen" und dem „Exultet" nur eine kurze Nacht liegt. Freilich haben nicht alle ihre Kinder ein Ohr, das so dem Himmlischen zugewendet wäre, um den tiefen Einklang zwischen beiden zu vernehmen und darin einzustimmen. Der Patriarch kannte seinen Klerus genau. Er wußte, Wer den kommenden Zeiten gewachsen sei. Als er dem Tode nahe war, sprach er keinen Wunsch, keine Anempfehlung, keine Mahnung aus, sondern nur den Namen Athanasius. Aber dieser war nicht anwesend, war ahnungsvoll geflohen vor einem Ereigniß, das seiner Demuth unerträglich schien. Als ein anderer Athanasius unter den Priestern Antwort gab, schwieg der Greis und rief nach kurzer Zeit abermals Athanasius, indem er hinzusetzte: „Du wähnst zu fliehen, doch umsonst!" Und so war es auch! Das ganze christliche Volk zu Alexandrien jammerte nach Athanasius, als dem Nachfolger des Patriarchen. Mit einem Herzen und einer Stimme flehete es mehrere Tage und Nächte in der Kirche, nannte ihn einen tugendhaften frommen Mann, einen wahren Christen, einen Asceten, einen ächten Bischof, und frohlockte vor Jubel und Dank, als die anwesenden Bischöfe freudig die Wahl gut hießen und Athanasius consecrirten im Jahre 326. Er zählte ungefähr dreißig Jahre; der göttliche Heiland begann auch sein öffentliches Leben bei dreißig Jahren.

Mit Ingrimm sah Arius und sein Anhang den Todfeind seiner Lehre auf einem der ersten Sitze der Christenheit. Für einen so eiteln und ehrgeizigen Mann, wie Eusebius von Nikomedien, war es ebenfalls eine unvergleichliche Kränkung,

daß er, der einflußreiche Erzbischof, hauptsächlich auf Anstiften desselben jungen Diakons, der jetzt einen solchen Ehrenplatz in der Kirche einnahm, in der Verbannung sei. Er wußte einen ganz arianischen Geistlichen in die Umgebung der Kaiserin Constantia zu bringen, die dem Eusebius gewogen geblieben war und deshalb seiner Ansicht Vertrauen schenkte; daher auch leicht dem Priester glaubte, der ihr Mitleid zu erregen wußte, indem er Arius als einen durchaus rechtgläubigen und rechtschaffenen Priester darstellte, welcher durch die Ränke des alten Alexanders, von seiner Heimath und seiner Kirche getrennt, in der Verbannung leben müsse. Constantia hätte es vielleicht nie gewagt, ihrem Bruder ihre Meinung über Arius mitzutheilen, wenn sie nicht tödtlich erkrankt wäre. Auf dem Sterbebette empfahl sie dem Kaiser ihren arianischen Priester als einen ganz zuverlässigen Mann und fügte hinzu, sie fürchte für den Kaiser Unheil und Verderben, weil er solche Gerechte wie Arius in ungerechter Verbannung halte. Constantin nahm den Empfohlenen in seine nächste Umgebung auf, sprach mit ihm über Arius und ließ sich zu dem ebenso verkehrten als unbesonnenen Schritt verleiten, diesen zurückzurufen, sammt dem ebenfalls excommunicirten Diakon Euzojus. Freilich maßte er sich nicht an, ihm die Kirchengemeinschaft wiederzugeben; da er aber sehr zufrieden mit dem Glaubensbekenntniß des Arius sein zu dürfen glaubte, weil dieser betheuerte, er glaube durchaus in Allem wie die katholische Kirche, also auch an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der aus dem Vater geworden sei vor aller Zeit: so beachtete Constantin weiter nicht, daß das entscheidende Wort: „gleichwesentlich" in diesem arianischen Credo fehle und verwendete sich bei den rechtgläubigen Bischöfen, damit Arius wieder aufgenommen werde. Dies geschah nun zwar nicht; da aber Arius selbst aus der Verbannung zurückgerufen war, so war kein Grund vorhanden, um gegen die Bischöfe Eusebius von Nikomedien und Theognis von Nicäa strenger zu sein, um so weniger, als auch sie es an Versicherungen der Rechtgläubigkeit nicht fehlen ließen; und so nahmen sie denn im Jahre

329 ihre Sitze wieder ein. Kaum war dies geschehen und sie der Gunst des Kaisers wieder gewiß, so gingen sie an die Ausführung ihrer Racheplane. Ihre Anhänger waren wieder schnell um sie versammelt, denn ihre Rückkehr rechtfertigte ja alle Andere auch, und die flachen Welt- und Verstandesmenschen schätzten sich glücklich, mit so klugen Männern denselben Glauben und mit so einflußreichen Männern die Gunst des Kaisers zu theilen. Wie viele Menschen gibt's denn überhaupt in der Welt, für die der Gedanke, hohes Ansehen zu genießen und für hoch erleuchtet zu gelten, nicht eine gefährliche Lockspeise wäre? Sie griffen nun zuerst den Eustathes von Antiochien an, der, ausgezeichnet durch Geist, Frömmigkeit und schriftstellerisches Talent, dabei ein unerbittlicher Gegner des Arianismus war und, mit dem unbefangenen Freimuth eines großen Charakters, dessen auch gar kein Hehl hatte. Nach seinem eigenen Patriarchalsitz Antiochien begaben sich die arianischen Bischöfe im Jahre 330 mit jener Frechheit, welche das Sectenwesen bezeichnet, versammelten dort eine arianische Synode, erfanden auf derselben Verläumdungen des rechtgläubigsten und sittenreinsten Patriarchen und entsetzten, excommunicirten und verbannten ihn, als ob ihre Verläumdungen erwiesene Wahrheit wäre. Die Gemeinde von Antiochien, die, einen arianischen Anhang abgerechnet, mit unbegrenzter Ehrfurcht und Liebe an Eustathes hing, gerieth geradezu in wüthende Aufregung, daß ihr heiliger Bischof ihr in so schmählicher Weise entrissen werden sollte. Sie leistete so begeisterten Widerstand und es brachen so verzweiflungsvolle Gährungen aus, daß die Behörden einschritten und der Kaiser Briefe auf Briefe schrieb, und als das Alles nichts fruchtete, durch seine bewaffnete Macht der Ungerechtigkeit den Sieg gab. Die glaubenstreuen Priester mußten weichen und arianische wurden eingesetzt. Nach und nach traf die Bischöfe von Adrianopel, von Sirmium, von Beröa, von Gaza und viele andere dasselbe Schicksal. Irgend eine Verläumdung ihrer Lehre oder ihres Lebens wurde ihnen entgegen geworfen und dann excommunicirte und verbannte man sie

ohne Umstände, entweder auf Schein-Synoden oder bloß auf kaiserlichen Befehl, und trug Sorge, daß ihre Nachfolger Arianer oder mindestens Beschützer des Arianismus waren. Diese unerhörte Wendung der Dinge verbreitete Schrecken und Entsetzen durch das ganze Morgenland. Des Kaisers Gunst und Schutz des Irrglaubens lähmte den Widerstand bei den Zaghaften und machte ihn erfolglos bei den Beherzten, indem äußere Gewalt gegen sie einschritt. Die Häresie schien im Orient die Oberhand zu bekommen.

Arius hielt diesen Zeitpunkt für günstig, um wieder in Alexandrien aufgenommen zu werden und Constantin schrieb in diesem Sinne zu seinen Gunsten an Athanasius. Dieser antwortete einfach: die katholische Kirche könne keine Gemeinschaft mit einer Irrlehre haben, welche die Gottheit Jesu Christi angreife. Eusebius von Nikomedien versuchte seinen Einfluß auf Athanasius geltend zu machen und ließ ihm nebenbei mündliche Drohungen sagen. Athanasius entgegnete unerschrocken: seine Richtschnur sei das Concil von Nicäa und dem zuwider werde er nicht handeln. Nun ließ Eusebius Verbindungen anknüpfen zwischen den ägyptischen Arianern und den Meletianern. Athanasius hatte bis jetzt seine Hauptbemühungen darauf gerichtet, diese Schismatiker wieder zu gewinnen, die viel Unruhe und Verstörung im Volke machten, weil sie fortfuhren, eigene Bischöfe und Priester zu weihen und zu begehren, daß diese als katholische betrachtet werden sollten. So viel Streit und Aergerniß dies nun auch gab, so waren doch die Meletianer in den von den Arianern angefeindeten Glaubenslehren bisher ganz rechtgläubig gewesen. Da sie nun aber hofften, durch arianische Macht in ihren Bestrebungen unterstützt zu werden, so gingen sie auch auf deren Häresie ein und machten es, sagt Athanasius in seiner Rede wider die Arianer, „wie Herodes und Pilatus, die ihren gegenseitigen Haß vergaßen und sich zusammen gegen den göttlichen Heiland verbanden: sie hoben ihre Trennung auf und schlossen einen Bund gegen die Wahrheit.“ Diese Erscheinung ist seitdem eine ganz alltägliche geworden. Irr-

und Ungläubige, so verschieden sie denken, so zerfallen sie untereinander sein mögen, finden immer einen gemeinsamen Mittelpunkt in dem Widerwillen gegen die heilige Kirche und in der Verwerfung der katholischen Lehre. Bisher hatten die Meletianer gar nicht gewußt, was sie wohl dem Athanasius vorwerfen könnten; jetzt lernten sie es von den Arianern! Sie erfanden Verläumdungen: er sollte dem Volke eine Steuer von Linnenkleidern für den Klerus aufgelegt und durch die Uebersendung einer Kiste voll Gold an einen gewissen Philumenos dessen Verschwörung gegen den Kaiser begünstigt haben. Constantin erschrak über eine so schwere Anschuldigung und berief Athanasius an sein Hoflager, damit er sich vertheidige. Athanasius begab sich sogleich nach Nikomedien und rechtfertigte sich vollkommen. Der Kaiser entließ ihn huldvoll mit einem Schreiben an die Gläubigen von Alexandrien, das sie zur Eintracht und Beharrlichkeit im Glauben ermahnt und Athanasius einen verehrungswürdigen Bischof nennt.

Die Verläumder hätten beschämt sein können; allein für ihren Haß und Rachedurst war Beschämung ein Wassertropfen auf glühendem Eisen! War eine Verläumdung zu Schanden gemacht, so mußte man dafür zwei neue erfinden! Athanasius wurde bei dem Kaiser angeklagt, er habe den meletianischen Bischof Arsenius meuchelmorden, und Altar und Kelch des Priesters Ischyras umwerfen und zerbrechen lassen, als dieser eben die heiligsten Geheimnisse feierte. Es ist ein erstaunliches Zeugniß der menschlichen Schwäche, welche so leicht die Gewohnheit annimmt, auf die Ansichten der nächsten Umgebungen einzugehen, daß Constantin, der eben erfahren hatte, wie gewissenlos die Feinde des Athanasius zu Werke gingen, dennoch ihnen glaubte. Aber Eusebius von Nikomedien, dreist und kriechend und voll Ränke wie er war, wußte nicht bloß bei dem Kaiser, sondern bei dem Hofstaat dermaßen sich einzuschmeicheln, daß dieser Gemeinschaft mit ihm machte; so daß der betäubte Kaiser nichts Anderes hörte, als Anschuldigungen des Athanasius. Er befahl also dem heiligen Patriarchen,

sich von so schrecklicher Anklage auf einer Synode zu Cäsarea in Palästina zu reinigen. Dort saß der andere Eusebius, der zwischen Glauben und Irrglauben hin und her schwankte, auf dem Bischofstuhl; und Athanasius wußte sehr gut, was er von einer Synode zu erwarten habe, die unter dem Einfluß der beiden Eusebius stehen würde. Er ließ also die Anklagen gerichtlich genau untersuchen und schickte dem Kaiser die Acten ein. Diese ergaben, daß sich Arsenius wegen einiger Vergehen in ein oberägyptisches Kloster geflüchtet habe, wo er ganz wohlbehalten lebe; und daß der Gottesraub an einem heiligen Kelche nicht geschehen sei, ganz einfach deshalb nicht, weil Ischyras ein Mann in der Mareotis sei, der sich Priester nenne und priesterliche Handlungen vornehme, jedoch nie die Weihen empfangen und folglich weder Gemeinde, noch Kirche, noch heilige Geräthe habe. Constantin hätte sich vielleicht mit dieser Vertheidigung des Athanasius begnügt; die Arianer stellten ihm aber dessen Weigerung vor der Synode zu erscheinen, als unerträglichen Hochmuth vor und er, verwöhnt durch die knechtische Dienstfertigkeit arianischer Bischöfe, befahl bei seiner Ungnade dem Athanasius, auf der Synode zu erscheinen, die er nach Tyrus berufen werde und die aus sechzig Bischöfen, fast lauter Arianern von mehr und minder starker Schattirung bestand. Diesmal gehorchte Athanasius und erschien mit einer großen Anzahl ägyptischer und lybischer Bischöfe, unter ihnen die heiligen Bekenner Paphnutius und Potamon. Die Arianer entblödeten sich nicht, den großen Patriarchen wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln; sie duldeten nicht, daß er seinen Platz einnehme; vor ihnen stehend sollte er sein Urtheil hören. Mild ließ er es sich gefallen und stand vor seinen Feinden, die seine Ankläger und zugleich seine Richter waren, wie Christus in der Nacht des heiligen Leidens vor dem hohen Rathe zu Jerusalem. Der heilige Potamon konnte sich bei diesem Anblicke der Thränen nicht erwehren und rief dem Eusebius von Cäsarea zu, auf welchem der Verdacht ruhete, daß er in jener Verfolgung, die dem Potamon ein Auge kostete, den

Götzen Weihrauch geopfert habe: „Du hier als Richter, Eusebius! und vor Dir als Schuldiger Athanasius! wer kann solchen Anblick ertragen? Rechtfertige du dich doch erst, wie du entkommen bist mit gesunden Gliedern, als wir beide während der Verfolgung im Kerker waren.“ Potamon's Mitbischöfe theilten seine Gesinnung und erklärten einmüthig, sie würden nie die Feinde ihres Patriarchen als dessen Richter anerkennen. Mit Wuth und Ungestüm schrien aber die Arianer nach Prüfung der verschiedenen Anklagepunkte, und Athanasius blieb in seiner heiligen Gelassenheit, denn alle Acten und alle Zeugnisse bestätigten seine Unschuld. Die Geschichte von dem zerbrochenen heiligen Kelche fand ihre Erledigung in der von Ischyras eingesendeten Erklärung: er sei zu dieser unwahren Aussage durch die Meletianer verleitet worden. Nun kam der Meuchelmord des Arsenius an die Reihe, und um ihn recht gräßlich zu machen, wurde eine vertrocknete Hand vorgezeigt, die dem unschuldigen Opfer angehört haben sollte. Athanasius fragte, ob irgend Jemand den Arsenius gekannt habe, und als Mehrere in der Versammlung antworteten, sie hätten ihn gut gekannt, gab Athanasius ein Zeichen und herein trat Arsenius in eigener Person, frisch und gesund, mit seinen beiden Händen. Athanasius hatte ihn vermocht, zur Ehre der Wahrheit in aller Stille nach Tyrus zu kommen. Seine unverhoffte Erscheinung entlarvte diesen Zug arianischer Gewissenlosigkeit. Mit verdoppelter Wuth schrien jetzt die Arianer, sie würden dem Athanasius noch ganz andere Verbrechen nachweisen, und es erschien in der Versammlung ein erkauftes Weib, das sich als eine gottgeweihte Jungfrau, wie es damals so viele gab, darstellte und vorgab, sie sei durch Athanasius tödtlich an ihrer Ehre beleidigt worden. Sie betheuerte es durch einen Schwur. Athanasius würdigte diese elende Comödie keines Wortes der Widerlegung; aber ein Priester seines Gefolges, mit Namen Timotheus, trat plötzlich vor das Weib hin und sagte: „Du kannst also beschwören, daß du mich als Athanasius erkennst?“ — „Ja, freilich kann ich das! du bist Athanasius!“ rief die

Elende und fügte einen Strom von Schmähungen hinzu. Timotheus trat ruhig zurück und die Arianer rissen ingrimmig das Weib hinweg, das den Betrug so leicht verrathen hatte, obgleich Athanasius es zurückhalten und befragen wollte, durch wen es zu dieser Niederträchtigkeit verleitet worden sei. Die unaussprechliche Beschämung, ihr giftiges Lügengewebe gründlich zerstört zu sehen, hatte keine andere Wirkung auf die Arianer, als daß sich ihr Haß bis zum Wahnwitz steigerte und daß sie neue Lügen ersannen. Sie behaupteten nun, Athanasius habe alle glaubwürdigen Zeugen zum Schweigen bestochen; er sei ein Zauberer, der durch Blendwerke täusche; und sie würden ihn thätlich mißhandelt haben, wenn nicht der Comes Dionysius, Constantins Abgeordneter bei dieser Ketzersynode, ihn geschützt hätte.

Athanasius erkannte, daß er in Tyrus nicht länger seines Lebens sicher sei, schiffte sich ein, ging nach Constantinopel, wo der Kaiser jetzt residirte, und bat, derselbe möge ihm die Freiheit gestatten, daß er nun seinerseits seine Klagen gegen die zu Tyrus versammelten Arianer vorbringe; denn diese hatten ihm inzwischen das Urtheil der Entsetzung vom Amte gesprochen, ihm den Aufenthalt in Alexandrien untersagt und sich nicht entblödet, dies Urtheil auf Grund derselben Verläumdungen zu fällen, die so gründlich widerlegt worden waren. Die wenigen katholischen Bischöfe, welche jener Versammlung beiwohnten, unterschrieben natürlich das frevelhafte Urtheil nicht und wurden dafür Gegenstand des Hasses der Arianer, wenn ihre Persönlichkeit oder ihre Stellung einflußreich war. Bischof Marcellus von Ancyra, ein tüchtiger und geistvoller Kämpfer für die Lehre Christi auf dem Concil zu Nicäa, war jetzt dermaßen empört über das Verfahren der Arianer, daß er nicht nur ihren Beschlüssen seine Unterschrift verweigerte, sondern es auch für gottlos hielt, länger in solcher Gesellschaft zu bleiben. Dafür fielen sie denn bald wüthend über ihn her. Der ägyptische Bischof Paphnutius, ein heiliger Bekenner, war von solchem Abscheu ergriffen über die unerhörte Gewissenlosigkeit des Urtheiles, daß er mitten in der Sitzung

aufstand, den heiligen Bischof Maximus von Jerusalem bei der Hand nahm und mit ihm hinweggehend sagte: „Für zwei Bekenner des christlichen Glaubens schickt es sich nicht, Beisitzer einer solchen Versammlung zu sein.“ Constantin in seiner Befangenheit hielt aber die Versammlung der Häretiker für eine rechtmäßige und rechtgläubige Synode und deshalb auch ihr Urtheil für gerecht. Er wollte Athanasius nicht einmal sehen, viel weniger dessen Klagen Gehör geben. Als Athanasius dies erkannte, beschränkte er sich auf die Bitte, mit seinen Richtern vor dem Kaiser erscheinen und seine Sache vertheidigen zu dürfen. Unparteiische Untersuchung glaubte Constantin gewähren zu müssen; er berief die Synode nach Constantinopel. Eine höchst unangenehme Ueberraschung für diese Männer der Finsterniß, die voll Freude waren, ihren Haß endlich befriedigt und ihren Rachedurst gekühlt zu haben, aber hinter der gleisnerischen Maske von Frömmigkeit sich versteckten und zu behaupten sich nicht schämten, ihre Freude rühre daher, daß jetzt Zwietracht und Neid beigelegt und der Friede in der Kirche hergestellt sei, Behauptungen, welche seitdem ein erbliches Gut aller Feinde der Kirche geblieben sind und immer von Neuem erschallen, wenn sie hoffen, durch irgend eine Maßregel die Stimme der ewigen Wahrheit unterdrückt zu haben. Statt dem Kaiser zu gehorchen, erschien nur Eusebius von Nikomedien mit fünf der ränkevollsten arianischen Bischöfe in Constantinopel. Sie gaben ihre boshaften Fabeln vom zerbrochenen Kelche und vom Morde des Arsenius auf und führten neue Klagen: Athanasius habe gedroht, die Kornzufuhr von Alexandrien nach Constantinopel zu verhindern. Der Kaiser gerieth außer sich vor Zorn und verbannte den Angeschuldigten, ohne ihn zu hören, nach Trier im Jahre 336. Ob er durch diese Maßregel Eintracht in der Kirche zu stiften, oder den Arianern seine Geneigtheit zu zeigen, oder Athanasius der Verfolgung seiner Feinde zu entziehen wünschte, wie Einige behaupten, oder ob er ihn wirklich strafen wollte, weil er der Verläumdung Glauben schenkte, sei dahin gestellt: genug,

während er ihn in die Verbannung schickte, gestattete er dem Eusebius und seiner Partei durchaus nicht, einen anderen Patriarchen von Alexandrien zu wählen und alle ihre dringenden Vorstellungen bewirkten weiter nichts, als daß er sie endlich mit Drohung abwies. Der Sitz des heiligen Marcus blieb leer; es war als hätte Athanasius seinen Geist darauf zurückgelassen. Er selbst wich mit unerschütterlichem Gleichmuthe der Gewalt und ging statt zu den Palmen des Nils, zu den Nußbäumen der Mosel. Trier war damals die Hauptstadt des belgischen Galliens, das eine Provinz des ungeheueren Römerreiches bildete. Der Cäsar Constantin der Jüngere, ein Sohn des Kaisers, residirte in Trier und befehligte das dort stehende Heer. Dahin also, nach dem fernen Norden, mußte der Fremdling aus Aegypten wandern. Aber nicht wie ein Fremdling wurde er aufgenommen. In der Kirche Gottes gibt's überhaupt keine Fremdlinge, sondern vielmehr Glieder eines mystischen Leibes, eine übernatürliche Familie von Brüdern. Vollends ein um des Glaubens willen verbannter Bischof, verbannt, weil er ein Bekenner der Gottheit Jesu Christi war, mit welcher Freude, mit welcher Ehrfurcht und Liebe mußte er empfangen werden! So war es auch. Der heilige Maximus, Bischof von Trier, glaubensstark und fromm wie Athanasius, bewillkommte ihn mit der höchsten Achtung; die christliche Gemeinde schloß sich mit Verehrung und Liebe dem heiligen Patriarchen an, und der Cäsar Constantin schätzte ihn wegen des Adels seiner ganzen Person und wegen der Hochachtung, die man ihm überall bewies. Er sorgte reichlich für einen anständigen Lebensunterhalt des Verbannten.

So war also nach menschlichen Ansichten Alles zu Ende! Die Braut Christi geknechtet, die Wahrheit geächtet, die Lüge beschirmt durch Scepter und Krone, das Reich Gottes preisgegeben den Söhnen Belials; mit einem Worte: die reine göttliche Lehre vergiftet durch eine falsche, menschliche. Weltsicherer wie der Arianismus ist noch nie eine Häresie gewesen, und er ging doch unter! Es gab nur einen einzigen christ-

lichen Kaiser und der beherrschte das Römerreich in Europa, Asien und Afrika, und in trauriger Verblendung beschützte er, trotz seiner persönlichen Rechtgläubigkeit, die Arianer und in ihnen den Arianismus, und der ging doch unter! Welch eine selige Zuversicht schöpft der katholische Glaube jeder Häresie gegenüber aus einer solchen Erfahrung! Mit welchem unüberwindlichen Siegesbewußtsein sieht er sie kommen und gehen, auftauchen und verschwinden, die Welt überschwemmen und in's Nichts zurücksinken, weil nicht von ihr und zu ihren Erfindern das Gotteswort gesprochen ist: „Auf diesen Felsen will Ich meine Kirche bauen." Es gibt, ich weiß nicht was für eine übernatürliche Freudigkeit, die schöne Braut Christi in babylonischer Gefangenschaft leidend, klagend, weinend zu sehen; aber dabei zu wissen mit jener Gewißheit, die ihren Grund in Gott hat, daß ihres Reiches kein Ende ist.

Einstweilen triumphirte der Irrglaube, wie noch kurz vorher der heidnische Unglaube triumphirt hatte. Aber trotz dieses äußeren Sieges brachte Arius es nicht dahin, wieder in die Kirchengemeinschaft von Alexandrien aufgenommen zu werden. Er hatte gehofft, er werde es durch sein persönliches Erscheinen möglich machen; statt dessen zeigten sich so unruhige Bewegungen in der Stadt, daß der Kaiser es am gerathensten fand, ihn zurückzurufen. Welche Genugthuung für Athanasius, seine Gemeinde einmüthig in seinem Sinne handeln zu sehen! Weder falscher Friedensliebe, noch falschem Gehorsam gegen den Kaiser opferte sie das Recht der Wahrheit auf, die Gemeinschaft mit der Lüge standhaft zu verwerfen. Athanasius schreibt von den Arianern: „Sie wollen ihre Lehre für die ächt christliche ausgeben und mit Gewalt wieder in die Kirche. Sie täuschen durch Berufung auf die heilige Schrift und ihre falschen Schlüsse. Aber genau in derselben Weise, durch Berufung auf die heilige Schrift und einen falschen Schluß, nahte sich der Versucher in der Wüste dem Herrn." Der Kaiser vermochte nicht, diese Täuschung von sich fern zu halten und den Rechtgläubigkeitsversicherungen des Eusebius zu mißtrauen. Darum gab er dem trostlosen

Flehen der Alexandrinischen Gemeinde, das von allen katholischen Bischöfen Aegyptens, sogar vom heiligen Antonius dem Einsiedler, dringend unterstützt wurde: ihren Patriarchen ihnen wieder zu geben, kein Gehör, indem er sagte: er dürfe nicht die Beschlüsse einer Synode aufheben.

In Constantinopel hatten die Arianer vollkommen die Oberhand trotz des heiligen Bischofes, der Alexander hieß. Er mußte dulden, daß man seine Einsprache unberücksichtigt ließ; daß man eine Synode von Irrgläubigen versammelte, durch welche der Bischof Marcellus von Ancyra abgesetzt wurde; daß man sogar dazu schritt, den Arius in die Kirchengemeinschaft von Constantinopel einzuführen. Alle seine Beweise von der Unaufrichtigkeit des Arius, der das christliche Glaubensbekenntniß von Nicäa verachte, folglich kein Christ, sondern ein Arianer sei, fruchteten nichts. Am nächsten Sonntage sollte Arius feierlich aufgenommen werden. Da ergriff der neunzigjährige heilige Bischof andere Waffen: er fing an zu beten, und je näher der Schreckenstag kam, desto heißer betete er. Constantin ließ inzwischen nochmals den Arius rufen und begehrte, derselbe möge sein Glaubensbekenntniß schriftlich abfassen. Das geschah mit so vielen Worten der heiligen Schriften und mit solchen Versicherungen treuer und fester Rechtgläubigkeit, daß Constantin sagte, nachdem er es gelesen hatte: „Wenn du also nichts Anderes als dies in Gedanken hast, so laß die Wahrheit Zeugniß für dich geben. Schwörst du falsch, wird der Herr dich strafen.“ Arius schwur, er habe weder jetzt noch früher etwas Anderes gedacht oder geredet oder geschrieben, als die katholische Lehre. Damit ging er von dannen. Seine Partei machte unter vielem Lärm und Aufsehen große Anstalten für die Feierlichkeit des nächsten Tages; denn es war Samstag. Der heilige Alexander lag inzwischen in der Kirche auf den Knieen und weinte, flehte und seufzte vor Gott: „Herr, schütze deine Kirche vor dem Frevler! laß ihn nicht den Raum betreten, der durch Dich geheiligt ist! oder soll es geschehen, so nimm mich zuvor hinweg, denn wenn er in die Kirche käme, so

könnte es scheinen, daß ich die Irrlehre eingeführt hätte." Wie in triumphirender Vorfreude des anderen Morgens zog Arius mit seinen Freunden und Anhängern durch die Straßen, führte stolze Reden und winkte dem Volk beifällig zu, das sich dicht und immer dichter um ihn sammelte. So wogte der Zug durch die Gassen. Nahe war er dem Constantinischen Platze; nahe der Kirche, in welcher der heilige Alexander betete; da gefiel es Gott, das Gebet des Gerechten zu erhören: ein plötzlicher abschreckender Tod raffte Arius aus der Mitte seiner Freunde hinweg. Athanasius sagte: über keines Menschen Tod dürfe der Mensch frohlocken, denn auch er werde sterben. Aber erschüttert waren Alle, Katholiken wie Arianer; jene sahen eine höhere Fügung darin; diese schrien über Zauberei und steiften sich um so mehr in ihrer Widersetzlichkeit. So war denn der Säemann des Unkrautes auf dem Acker der Kirche abgerufen; allein das Unkraut selbst wucherte fort.

Bald darauf, am 22. Mai 337, starb der Kaiser, drei und sechzig Jahre alt, auf seinem Schlosse Achyron bei Nikomedien. Seine drei Söhne theilten das Reich und der älteste von ihnen, Constantin der Jüngere, hob unverzüglich die Verbannung des Athanasius auf und schickte ihn nach Alexandrien zurück mit einem Schreiben, worin er seiner Heiligkeit das glänzendste Lob ertheilt und unter Anderem sagt: „Ihr wißt selbst am Besten, welcher Verehrung Athanasius würdig ist. Ihr dürft euch nicht wundern, wenn ich für ihn etwas gethan, ihn mit allem Nöthigen in Ueberfluß versehen und mit allen Ehren umringt habe. Mein Gemüth wurde durch die Vorstellung euerer Anhänglichkeit an ihn und durch die Würde des großen Mannes selbst dazu bewogen."

Nach einer Verbannung von zwei Jahren und vier Monaten traf der gute Hirt im Jahre 338 wieder bei seiner treuen Heerde ein. Unbeschreiblicher Jubel empfing ihn; Verehrung seiner edlen Persönlichkeit, Liebe, die durch das Leiden des Geliebten immer gesteigert wird, Gefühl für Wahrheit und Recht brachen einstimmig in Frohlocken aus,

und die ägyptischen Bischöfe, vom kirchlichen Gemeingeiste beseelt, beschrieben selbst die unbegrenzte Anhänglichkeit der gesammten Kirche Aegyptens an Athanasius, indem sie sagten: „Das Volk strömte zusammen und drückte voll Jubel seine Freude aus, den Ersehnten wiederzusehen. In den Kirchen drängten sich die Betenden, um dem Herrn Preis und Dank darzubringen. Die Priester und Kirchendiener schauten auf ihn mit grenzenloser Freudigkeit und hielten den Tag für den seligsten ihres Lebens. Was sollen wir aber von unserer Wonne sagen? Seine Verbannung war ja völlig die unserige; seine Leiden waren die unserigen; und so fühlten wir Alle uns auch mit ihm dem Vaterlande zurückgegeben." Mit der Ruhe der Heiligen, welche sich in ihrem übernatürlichen Gleichmuthe weder durch lichte noch durch trübe Tage stören lassen, begab sich Athanasius sogleich an die Arbeiten und Geschäfte seiner Diöcese, die er mit dem Scharfblicke und der Einsicht eines überlegenen Geistes und mit der Milde und Gelassenheit eines großen Herzens verwaltete. Gegen menschliche Schwäche hatte er gern Nachsicht und auch im Feinde schonte er liebend den Nächsten. Aber aus Nächstenliebe die Unwahrheit als Wahrheit gelten zu lassen: davor beschützte ihn die Lauterkeit seiner Gesinnung. Daher sahen die Arianer auch schnell ein, daß sie ihm nach wie vor um kein Haarbreit näher gekommen wären. Sie hatten sich gesammelt um Kaiser Constantius, der das Morgenland beherrschte und sich von ihnen beherrschen ließ. Eusebius von Nikomedien hatte ihn für den Arianismus gewonnen, denn der Arianismus war irdisch; das Irdische dient der Welt, darum war auch das arianische Lehrsystem ganz bereit, dem Staate sklavisch zu dienen und eine Staatsreligion zu bilden, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er sich dadurch als ganz unchristlich, aber dafür als ächt heidnisch auswies, wie denn ja in der alten Roma die Imperatoren zugleich Hohepriester waren. Weil dem Arianismus die übernatürliche Grundlage fehlte, die Christus der Gottessohn ist: so suchte er eine natürliche zu gewinnen — den Monarchen; und weil

er auf die Einsprache des heiligen Geistes verzichtet hatte, so bequemte er sich leicht den Befehlen eines Monarchen an. Machte dieser ihn zur Staatsreligion, ließ dieser ihm, so gut wie allen übrigen Institutionen, den Schutz des Staates angedeihen, so gelangte der Arianismus äußerlich zu Geltung, Ansehen und Herrschaft, zu einer Scheinwürde, die ihm genügte, weil er ein Scheinglaube war. Hatte der Arianismus den Sohn Gottes seiner Göttlichkeit beraubt und zu einem endlichen Wesen erniedrigt, so sank selbstverständlich die Stiftung Christi, die Kirche, für die arianische Auffassungsweise von ihrer Höhe als göttliche Anstalt, zu einer ganz beschränkten, haltlosen Institution herab, zu einem Etwas, welches sich die Existenz dadurch sicherte, daß es sich vom weltlichen Machthaber modeln, formen und regieren ließ. Die Kirche mit ihrer Freiheit und ihrem Ansehen in göttlichen Dingen schrumpfte für den Arianismus zu einer unfreien Staatskirche zusammen. Große Seelen sind selten; also auch selten auf dem Throne. Es gehört für einen Monarchen eine gewisse Größe dazu, um sich nicht in der Idee zu gefallen, der heilige Geist seiner Staatskirche zu sein, einer Idee, welcher gegenüber die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche in Glaubenssachen als Beeinträchtigung des Herrscherrechtes, als unbefugte Anmaßung erscheint. Kommen dann infulirte Höflinge hinzu, wie Eusebius von Nikomedien zu Constantius, setzen sie ihre erste Pflicht in Schmiegsamkeit vor dem Monarchen, beseelt sie kein höherer Ehrgeiz, als aus Dienern der Kirche Staatsdiener zu werden und zu machen, so muß freilich ein solcher Herrscher jeden treuen Bischof, jeden guten Katholiken, der an die göttliche Stiftung und Regierung der Kirche glaubt und hält und in ihr keine weltliche Gewalt dulden kann, als Majestätsverbrecher betrachten lernen.

Constantius war der einzige der drei kaiserlichen Brüder, der sich von arianischen Ränken umspinnen ließ und die Verläumdungen glaubte, die immer wieder und wieder über Athanasius ersonnen, tausend Mal widerlegt und tausend Mal im

neuen Gewande vorgebracht wurden. Diese Flut von Verläumdungen hätte jeden vorurtheilsfreien Menschen schon zu der Einsicht bringen müssen, daß es sich hier um weiter nichts handele, als einen großen Charakter anzuschwärzen und ihm, der immer rein aus jeder feindlichen Besudelung hervorging, um jeden Preis einen Fleck beizubringen. Aber Constantius sah durch die Brille des Arianismus in Athanasius einen herrschsüchtigen Bischof, dem es um persönliche Macht zu thun sei; und so folgte denn bald neue und größere Trübsal dem kurzen Triumphe des heiligen Patriarchen, denn Alexandrien gehörte gerade zu dem Reichsantheil des Constantius. Sämmtliche Bischöfe Aegyptens und Lybiens rechtfertigten ihn sogleich und ohne Mühe gegen die Anklage, daß er Empörung gegen den Kaiser anschüre, Mord und Gewaltthat übe, das Getreide der Wittwen, Waisen und Geistlichen unterschlage; aber das war gerade so viel, als hätten sie bewiesen, daß um Mittag die Sonne am Himmel stehe! Die Verläumdung weiß das sehr gut; sie will es aber nicht wissen! Die Vertheidigung der Bischöfe machte gar keinen Eindruck auf Constantius. Hingegen willigte er in die Forderung der Arianer, daß Athanasius abgesetzt und ein anderer Patriarch gewählt werde. Sie versammelten sich schleunig in Antiochien und sprachen seine Entsetzung unter dem Vorwande aus, daß er ohne die Erlaubniß einer Synode seinen Bischofsstuhl wieder eingenommen habe. Einen gewissen Gregor aus Kappadocien, der solcher Wähler würdig war, wurde zum Patriarchen von Alexandrien gemacht und durch Waffengewalt daselbst eingeführt. Das christliche Volk stieß eine ungeheuere Wehklage aus und wollte sich den irrgläubigen Eindringling durchaus nicht gefallen lassen. Der Statthalter Philagrius aber, ebenfalls ein Arianer, umringte den Gregor mit seinen Soldaten und rief Juden und Heiden, die zahlreich in der Stadt waren, zur Theilnahme an der Eroberung der katholischen Kirchen auf. Diese waren sehr besucht, denn es war die heilige Fastenzeit des Jahres 341, und die Gläubigen bereiteten sich mit Gebet und frommer Betrachtung auf das

Osterfest vor. Jetzt aber drängten sie sich noch zahlreicher dahin, als ob sie im Stande sein würden, den Verhaßten mit seinem Anhange fern von den geweihten Stätten zu halten. Aber aufgereizte wilde Rotten, mit Schwertern und Prügeln bewaffnet, ließen sich durch diese Wehrlosen nicht schrecken, stürmten die Kirche zum heiligen Cyrinus, verwundeten, tödteten, traten unter die Füße Männer und Frauen, mißhandelten mit teuflischer Bosheit gottgeweihte Jungfrauen, mordeten Asceten und Mönche und verwandelten den heiligen Ort in ein gräßliches Schlachtfeld. Um ihren Sieg zu feiern opferten sie auf dem Altare Vögel und Tannenzapfen, zündeten ihren Götzen die Kerzen an, berauschten sich in dem vorgefundenen und zum heiligen Meßopfer bestimmten Weine, verbrannten die Bücher der heiligen Schrift, lästerten den göttlichen Heiland, übten Schandthaten und redeten Gräuel. Gregor fand es angemessen, diese Helden zu belohnen, indem er ihnen die Beraubung der Kirche gestattete. Nun begann eine förmliche Plünderung, bei welcher Jeder das nahm, was ihm in die Hand fiel, Altargeräthschaften, Priestergewande, deponirte Gelder und Kostbarkeiten, die zu kirchlichen Zwecken oder für Arme, für Wittwen und Waisen bestimmt waren. Sogar Thüren und Gitter wurden ausgehoben, und die Kirche zum heiligen Cyrinus stand als eine verwüstete Ruine da!

Während der Zeit befand sich Athanasius in einer anderen Kirche, um die Gläubigen zu ermuntern, in diesen Stürmen standhaft zu bleiben, Alles zu dulden, aber nie mit dem Irrglauben sich zu verbrüdern. Auf die flehende Mahnung seiner Priesterschaft, wenigstens auf einige Zeit sich zu verbergen, entwich er in die Umgegend, hilflos und flüchtig, immer bereit, seine geliebte Heerde durch Rath und That zu kräftigen. Allein der rohen Gewalt war nicht zu widerstehen; sämmtliche Kirchen mußten dem Gregor, mithin den Arianern ausgeliefert werden, und die Gläubigen mußten mit ihnen, wenigstens äußerlich, in Gemeinschaft treten, wenn sie nicht das gemeinsame Gebet und den gesammten Cultus entbehren wollten. In einem Rundschreiben an die katholischen Bischöfe

sagt Athanasius hierüber: „Eine solche Verfolgung fand noch nie statt. Früher konnte man doch während der Verfolgung im Geheim beten und die Heilsmittel vom Priester empfangen. Aber jetzt laufen Viele Gefahr, nicht getauft und in ihren Krankheiten nicht vom Diener der Kirche besucht zu werden, denn Gregor beaufsichtigt Alle mit größter Strenge und zeigt die Priester, die ihren Pflichten nachgehen, und die Gläubigen, die nicht bei arianischen Versammlungen erscheinen, dem Philagrius an, der sie geißeln und einsperren läßt." Daher hatte denn auch das Volk einen gränzenlosen Abscheu vor Gregor. Als er mit heidnischem Gefolge am Charfreitage eine Kirche betrat, in welcher viele Christen sich zum Gebete versammelt hatten, erhoben sich Alle, wichen scheu vor ihm zurück und flohen, anstatt sich, wie sonst, um ihren Oberhirten zu drängen und um seinen Segen zu bitten. Gregor fühlte sich schwer beleidigt und brachte seinen Freund Philagrius leicht dahin, daß er in einer Stunde vierunddreißig Personen, meistens Jungfrauen, vornehme Frauen und angesehene Männer, mit Ruthenstreichen zerfleischen und in den Kerker werfen ließ. Ganz in der nämlichen Weise verfuhr Gregor, als er später seinen Metropolitansprengel bereiste. Die ägyptischen Bischöfe wollten diesen aufgedrungenen Patriarchen, der nicht von ihnen ordinirt worden war, wie die Kirchengesetze es verlangten, durchaus nicht anerkennen. Dafür wurden sie geschlagen, gefesselt, verbannt, durch Qualen um's Leben gebracht, und den Aebten, Mönchen und Einsiedlern ging es nicht besser. Athanasius schließt sein Rundschreiben an die katholischen Bischöfe mit der Aufforderung, bei der großen Trübsal der Alexandrinischen Kirche nicht gleichgiltig zu bleiben, dies ausgezeichnete Glied des gesammten Kirchenkörpers nicht zertreten zu lassen. „Denn Allen gemeinsam ist der Heiland, der von den Häretikern gelästert wird; Allen gemeinsam sind die Gesetze, welche von ihnen verletzt werden. Wenn diese Verfolgung mit Stillschweigen von euch übergangen würde, so käme in Kurzem das nämliche Unheil über euch und am Ende könnte unsere Kirche ein

Markt- und Handelsplatz weltlicher Angelegenheiten werden! Gebt also den ägyptischen Bischöfen und Gemeinden die Beruhigung, daß sie nicht verlassen und allein stehen und sich freuen mögen der Einheit des Glaubens an Jesus Christus." Dann verließ er seinen unsicheren Zufluchtsort und ging nach Rom, wo sich bereits viele von den Arianern verfolgte und vertriebene Bischöfe des Morgenlandes eingefunden hatten, um sich als Glieder zu ihrem Haupte zu halten. Der griechische Geschichtschreiber Sokrates sagt bei dieser Veranlassung: „Sie entwickelten dem Bischof Julius ihre Angelegenheiten, der sie, gemäß des Vorrechtes der römischen Kirche, durch freimüthige Schreiben in Schutz nahm." Und ein anderer griechischer Schriftsteller, Sozomenus, sagt: „Nachdem der römische Bischof die Klagen eines Jeden vernommen hatte, und sah, daß Alle mit dem Dogma von Nicäa übereinstimmten, nahm er sie als gleichen Glaubens mit sich in die Gemeinschaft auf. Denn ihm liegt, wegen der Würde seines Stuhles, die Sorge für Alle ob."

Zum allgemeinen Kirchenoberhaupte begab sich also auch Athanasius und wurde mit großer Achtung und Freundschaft von Julius empfangen, der mit sämmtlichen Bischöfen des Abendlandes fest an den Beschlüssen des Concils von Nicäa hielt und die Verfolgung des Athanasius als eine Gewaltthat gegen die gesammte rechtgläubige Kirche betrachtete und verabscheute. Er berief die Arianer, welche sich in Antiochien nicht entblödet hatten, Athanasius für abgesetzt zu erklären, nach Rom, wo sie sich vor einer Synode rechtfertigen sollten. Da sie nicht erscheinen wollten, weil sie ein freies, unbefangenes kirchliches Gericht fürchteten, hielten sie seine Abgesandten Monate lang hin und antworteten endlich ablehnend in einem gezierten und geschraubten Brief, über den der Papst Julius einfach ihnen zurück schrieb: „In kirchlichen Angelegenheiten gilt kein Wortkram, sondern die apostolischen Canones." Darauf berief er fünfzig abendländische Bischöfe nach Rom, welche die Glaubenslehre und die Handlungsweise der Arianer sowohl, als des Athanasius und seiner Mitverbannten

prüften und einstimmig zu Gunsten der Letzteren entschieden. Dennoch war es unmöglich für Athanasius, seinen Bischofssitz unverzüglich wieder einzunehmen, denn Gregor, oder vielmehr die kaiserliche Gewalt herrschte, gestützt auf ein Heer von Beamten und beschützt durch ein Heer von Soldaten, unumschränkt zu Alexandrien. Er mußte noch Jahre lang im Abendlande ausharren. Aber seine Verbannung eröffnete Anderen den Weg zur Heimath. Der reiche Strom seines Lebens, gewaltsam abgelenkt aus seinem natürlichen Bett, ergoß sich segnend und befruchtend über einen Boden, der bisher noch brach gelegen war. Wie dreihundert Jahre früher der heilige Apostel Paulus mit einer Fessel an der Hand das Evangelium in Rom verkündete und die Römer aus seiner Gefangenschaft ihre Befreiung schöpften: so wurde jetzt Athanasius für sie der Lehrer, der sie unterrichtete über die Wege zur höchsten Vollkommenheit. In Rom war das Christenthum noch bei Weitem nicht herrschend, namentlich nicht bei den alten consularischen und senatorischen Familien, die im Wohlbehagen ihres Reichthumes und ihres Glanzes irdisch befriedigt dahin lebten. Fand der Polytheismus auch nicht viel Gläubige mehr, so war er doch die bequeme Form, hinter welcher sich der kahle Unglaube verbarg, der immer dort wuchert, wo des Menschen Hauptbestrebungen auf irdische Güter und materielle Genüsse gerichtet sind. Rom's geistige Atmosphäre war noch ein trübes, schwüles Gewölk, an dem sich die Lehre des menschgewordenen Gottes von der Erlösung und Versöhnung wie ein himmlischer Regenbogen, der jeden Augenblick in Wolken verschwindet, dahinzog. Die Christen in Rom litten selbst unter dieser allgemeinen heidnisch-materiellen Färbung und Stimmung, an der die Seelen erlahmten und die Charaktere sich abschwächten, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, in deren Blutbädern sie sich früher immer wieder stählten und stärkten. Die Menschheit bedarf der Ideale, um nicht in Stumpfsinn und Rohheit zu verfallen, und diese Ideale müssen ihr so nahe vor das Auge, so verwandt an die Seele, so bezaubernd an das Herz dringen, daß sie dieselben

mit ihrer Erkenntniß und mit ihrem Willen erfassen und erstreben kann. Diese Ideale, diese Vorbilder der Vollkommenheit liegen in der Nachfolge Jesu und entwickeln sich aus ihr und durch sie, wie die Rose in überraschender Schönheit aus dem bedornten Strauche bricht. Christus ist ihr Anfang und ihr Ende; ihr Fundament und ihr Ziel. Von Ihm, „der in ihnen mit dem Vater Wohnung nehmen will," gehen sie aus, um zur letzten und höchsten Vereinigung mit Ihm, „in dem sie leben und weben und sind", zu gelangen. Das Mittel, um in der Nachfolge Jesu zur Vollkommenheit zu gelangen, ist ein ganz einfaches; nur aber ist es, wie alles Einfache, weitumfassend und tiefgreifend; es ist die Entsagung. Der Mensch, der aus flammender Liebe zu einem himmlischen Ideal Alles verschmäht und verläßt, was dies Ideal nicht ist, wird mehr und mehr selbst himmlisch; gerade so wie der Mensch, welcher sich mit Vorliebe der Sinnlichkeit hingibt, mehr und mehr in ein animalisches Dasein versinkt: diesem natürlichen Gesetze von Wirkung und Gegenwirkung kann sich Niemand entziehen. Da nun der menschgewordene Gott die Vollkommenheit selbst ist, so muß derjenige Mensch, der mit dem Apostel Paulus „Alles zum Schaden sich rechnet, was nicht Christus ist," mehr und mehr Christus ähnlich werden, so weit diese Aehnlichkeit zwischen dem eingeborenen Sohne der Glorie und dem wiedergeborenen Kinde der Gnade möglich ist; und diese Vollkommenheit, diese Liebensblüthe einer übernatürlichen Welt wird mit solchem Zauber in die Kreise des Alltaglebens hineinglänzen und duften, daß es über diese hinrieselt wie Frühlingshauch, der aus Erstarrung weckt und neues frisches Leben eingießt.

So war es mit Athanasius. Er war einer der großen Entsagenden, die nichts vor Augen und im Herzen haben, als Christus. In diese Sonne war er eingegangen; nun leuchteten deren Strahlen aus ihm hervor und belebten und erwärmten solche Seelen, die nicht in Selbstsucht verknöchert noch in Sinnlichkeit zerflossen waren. Das Mönchsleben war dazumal in Rom unbekannt. Man

hatte wohl etwas von den Asceten des Orients gehört, aber nur Aeußerliches. Man hielt sie für rohe, menschenfeindliche Sonderlinge, für Barbaren, welche die geistige Bildung verachteten, für krankhafte, leidenschaftlich verstimmte Gemüther, die in der Einsamkeit ihren Träumereien nachhingen. Das elegante und gebildete christliche Rom schauderte zurück vor der Armuth der Zelle und der Armuth im Geiste; es hatte noch nicht den Gottessohn in der Krippe begriffen. Nun kam Athanasius, der gewaltige Bischof, der Geliebte einer gläubigen, der Gehaßte einer ungläubigen Welt, als ein Vertriebener und Angeklagter und doch voll unerschütterlicher Ruhe und frohem Siegesbewußtsein nach Rom, er selbst ein Ascetenjünger aus des großen Einsiedlers Antonius heiliger Schule, und mit ihm zwei Mönche, zwei Lieblinge Gottes, die Athanasius nicht glücklicher hätte wählen können, um den verachteten Stand im lieblichsten Lichte zu zeigen. Der Eine hieß Ammon und der Andere Isidor. Der heilige Evangelist Johannes faßt die Welt, d. h. die irdische Richtung und Gesinnung in ihrer Gesammtheit, in der dreifachen Bezeichnung zusammen: „Begierlichkeit der Augen, Begierlichkeit des Fleisches, Hoffart des Lebens." (I Joh. 2, 16.) Mit anderen Worten: wissen wollen, genießen wollen, gelten wollen, das ist der dreifache Ring, womit die alte Schlange den Menschen zu umzingeln, das dreifache Gift, womit sie ihn zu berauschen sucht. In ungeordneter Liebe neigt sich der Mensch dem schillernden Ringe, dem glänzenden Becher zu; Alles zu kennen, Alles zu genießen, Alles zu gelten, Das, wähnt er, sei seine herrliche Bestimmung, und ach! es ist der Abfall von ihr! In ungeordneter Liebe dient er der dreifachen Begierlichkeit, die ihn erniedrigt und nicht beglückt, anstatt sie zu beherrschen und mit den Kräften, die er für und an sie vergeudet, Gott zu dienen und in diesem Dienste edel und glücklich zu werden. Das ist die Welt; das ist die Masse der Irdischgesinnten; das ist die ewige Wiederholung des ersten Abfalles. Aber die Begierlichkeit, dieser Feuerbrand, den die Erbsünde in das Menschenherz wirft und der

alle dessen böse Leidenschaften entzündet, kann gebändigt werden. Ihre himmlische Ueberwinderin ist die Entsagung. Wie eine ganze Masse von bösen Leidenschaften in dem wilden Feuer der Begierlichkeit zusammenglühen: so müssen auch eine Menge Tugenden zusammenwirken, um die lichte, lautere Flamme der Entsagung zu nähren. In ihr laufen sie alle aus. Es gibt keine Tugend, deren Anfang, deren Fortschritt ohne Entsagung möglich wäre. Und wie die ungeordnete Liebe mit der Begierlichkeit herabsinkt zu den Dingen des Staubes und des Scheines, nach denen sie verlangt: so hebt die geordnete Liebe in der Entsagung sich zu ihrem Ziele empor, zur ewigen Wahrheit, zur ewigen Schönheit: zu Gott. Diese Richtung brachte Christus der Menschheit und ließ ihr die Gnade und die Freiheit, sie einschlagen zu können. Mit verschiedener Kraft und Entschlossenheit, und nach verschiedenem Maße der Gnaden und Gaben wurde sie eingeschlagen, und zu mehr oder minder hoher Vollkommenheit gelangten Diejenigen, welche auf ihr wandelten. Am entschiedensten in der Nachfolge Jesu, am feurigsten bei der Eroberung des Himmelreiches waren Die, welche nicht bloß in ihrem Stande die Entsagung übten, sondern aus der Entsagung ihren Stand machten; d. h. sie begannen auf dem Standpunkte, auf welchem Andere kaum endeten, indem sie gänzlich auf Alles verzichteten, was hienieden an Glück, an Genuß, an Freuden erlaubt ist, um die gottverwandte Natur in dem Maße zu nähren, als die erdverwandte abgetödtet wurde. Diesen glühenden Liebhabern des Kreuzes Christi gab die christliche Sprache schon früh den bezeichnenden Namen Asceten, Entsagende, und wir haben an einem anderen Orte gesehen, wie sie bald in einsiedlerischer Zurückgezogenheit und bald in brüderlicher Gemeinschaft, abgeschlossen von der Welt, das himmlische Werk ihrer inneren Heiligung betrieben. Ammon und Isidor gehörten einem solchen Vereine an, und mitten in dem geräuschvollen, bunten, glänzenden, zerstreuenden Rom, wohin nur der Gehorsam gegen ihren Patriarchen sie führte, lebten sie wie in stiller Zelle weltentfrembet, demüthig und

andächtig. Ammon wurde gefragt, ob ihm Rom gefalle. Er antwortete, daß er nur die Basiliken von St. Peter und St. Paul gesehen habe. Für alle anderen Herrlichkeiten Rom's war sein Auge blind; seine Seele fand nichts, was darin der Bewunderung werth sei. Neben Ammon's erhabenem Ernst machte Isidor's engelhafte Freundlichkeit einen nicht minder anziehenden Eindruck. Er war so lieblich von Antlitz, Geberden und Sprache, daß die heiligen und weisen Lehren, die von seinen freundlichen Lippen flossen, bezaubernd in willige Seelen fielen und daß sogar das heidnische Rom bewundernd und liebend auf ihn schaute. Im christlichen Rom rief der große Bischof aus dem Morgenlande mit seinen beiden Begleitern die nachhaltigste Wirkung hervor: sie zogen durch ihr Beispiel, ihre Erscheinung, ihre Worte die Seelen auf die Wege der höheren Vollkommenheit. Athanasius erzählte vom Leben der Einsiedler, die sich am rothen Meere um Antonius, vom Leben der Mönche, die sich in der Thebais um Pachomius versammelt hatten; erzählte von den Regeln und Vorschriften, welche diese heiligen Männer ihren Jüngern gaben; von den Frauengenossenschaften, die sich im edeln Wetteifer mit den Männern der christlichen Ascese widmeten; von den Nonnenklöstern der Tabennasiotinnen, die Pachomius mit seinem kräftigen organisirenden Geiste in's Leben rief. Es ist zwar ein sehr gebrauchter, aber darum auch sehr passender Vergleich, daß, wie Diamanten nur mit Diamanten geschliffen werden, so starke und große Seelen sich nur durch starken, großartigen Contact ihres Willens bewußt und ihres Bewußtseins Meister werden. Als das christliche Rom aus dem Munde des Athanasius von dem hohen Ideal des ascetischen Lebens hörte, das im Orient erstrebt und theilweise verwirklicht wurde, da fuhr manche Seele auf wie aus dem Schlafe und wie aus dem Staube, und schüttelte ab Lauheit und Lähmung, und schaute auf die herrlichen Gestalten, die so idealisch, aber keine Scheinbilder, sondern Musterbilder waren, und rief frohlockend: „Das ist's! ja, das ist's! das ist auch mein Weg, auch mein Ziel! ich muß nun auch aus-

gehen zur Eroberung meiner Glückseligkeit, der vollkommenen Liebe, auf dem Pfade der vollkommenen Entsagung."

So sprachen unter Anderen auch zwei junge Mädchen, Schwestern, die eben aus der Kindheit auf die Schwelle des jungfräulichen Alters traten und Töchter aus dem consularischen Geschlechte der Furier waren. Sie hießen Asella und Marcella [1]) und ihre Mutter hieß Albina; der Vater war todt. Diese Kinder waren erzogen mit allem Glanze, aller Verwöhnung, aller Feinheit, aller Bildung, die ihrer Abkunft und ihrem Reichthume entsprach, und dabei mit christlicher Frömmigkeit, welche sie vor Verweichlichung behütete. Als ihnen die Kunde eines engelhaften Lebens hienieden anschaulich und wesenhaft entgegen trat, da riefen Beide: „Das ist's! ja, das ist's!" und mit heldenhafter Entschiedenheit, die weit über ihr zartes Alter hinaus lag, widmeten sie sich im stolzen Palaste ihrer Väter der demüthigen Ascese. Marcella mußte später dem heißen Wunsche ihrer Mutter nachgeben und sich verehlichen; als aber ihr Gemahl nach sieben Monaten starb, trat sie in den Wittwenstand mit dem festen Entschlusse, sich fortan ganz dem Leben der höheren Vollkommenheit zu widmen, einen Entschluß, den sie durch das ganze Jahrhundert hindurch mit unberechenbar großem und heilsamen Einflusse auf die vornehme Welt Roms ausführte. Asella, die sich bei zwölf Jahren eine armselige Zelle im väterlichen Hause eingerichtet hatte, blieb ungestört darin und schuf sie, was die Armuth und Abtödtung betraf, zu einer Wüste, was die Tugend und die Liebe betraf, zu einem Paradiese um. Die ausgezeichnetsten Männer der Zeit, die nach Rom kamen, betrachteten es als ein Glück und eine Ehre, die stille fromme Jungfrau in ihrer dürftigen Zelle aufsuchen zu dürfen. Beide Schwestern verbanden mit ihrem hohen Tugendleben die Feinheit des Verstandes, die Grazie der Bildung, den Ernst des Wissens, welche den gediegenen Kern ihres Wesens durch die reiche Einfassung noch mehr hoben und

---

1) Siehe „Väter der Wüste" Seite 410.

schmückten und sogar die Bewunderung des strengen heiligen Hieronymus erregten, der keinen geringen Maßstab an die Menschen legte. Beide Schwestern besaßen eine Seelengröße, eine Erhabenheit des Sinnes, einen Schwung des Herzens und eine Anmuth des Benehmens, durch welche ihr religiöser Glaube eine unvergleichliche Eindringlichkeit gewann, namentlich bei den vornehmen römischen Frauen. Diese sahen in den beiden Schwestern Personen ihres Standes, ihres Kreises, erzogen wie sie, gebildet wie sie, dem unscheinbarsten Leben in Armuth und Hingebung für Andere sich opfern und dabei doch immer die feinen und liebenswürdigen Frauen bleiben, die nun einmal in den höheren Ständen zu Hause sind. Daraus wurde ihnen klar, daß das ascetische Leben nicht in Stumpfsinn des Geistes, in Rohheit der Sitten, in Verachtung der Bildung einführe, sondern im Gegentheil allen Vorzügen höhere Weihe und höhere Kraft gebe. Sie wurden Schülerinnen der beiden Schwestern. Asella übernahm die Leitung einer Genossenschaft von Neubekehrten, die sich dem jungfräulichen Stande widmeten und ein gemeinsames Leben führten. Marcella machte ihr Haus zu einer Schule der himmlischen Weisheit, die jeder Seele offen stand. Die herrlichen Frauen, welche gegen das Ende des Jahrhunderts in Rom erschienen, die Melanien, die Paula's, welche ihre Welt und ihr Zeitalter mit dem Lichte ihrer Heiligkeit anstrahlten, ganze Familien, ja ganze Geschlechtsreihen auf die Wege der evangelischen Vollkommenheit zogen und führten, waren mittel- und unmittelbar Jüngerinnen aus Marcella's Schule, Blüthen jener Samenkörner der Ascese, die Athanasius damals in Rom ausstreute. Durch seine Lebensbeschreibung des heiligen Antonius, worin er die Grundzüge, Zweck und Ziel, Gefahren und Klippen des Einsiedlerlebens überhaupt zusammenfaßte, setzte er in späterer Zeit seine Belehrungen fort und entwickelte allmälig in Rom den Geist christlich frommen Eifers, der die irdischen Dinge nicht höher anschlägt, als sie eben werth sind. Da sah man nicht selten die Landhäuser des römischen Adels, diese Stätten des höchsten Luxus und königs-

licher Verschwendung, umgewandelt in ein klösterliches Stillleben, zu welchem sich Gleichgesinnte zusammenfanden, wie Paulin von Nola, der aus einem römischen Consul und Senator ein armer Mönch wurde, es so einfach und lieblich von seinem Landhaus zu Nola berichtet [1]).

Durch die Verbindung des ganzen Abendlandes mit Rom drang die Kunde von der Geisteserneuerung, die Athanasius dort hervorrief, auch über die Alpen und erfaßte mit gleichem Feuer die christlichen Gemüther in Gallien, so daß von den Pyrenäen bis zur Mosel auf verschiedenen Stätten Genossen zu einem gemeinsamen ascetischen Leben sich zusammenfanden. Bald war es ein großer Herr, welcher dem Prunk der Welt entsagte, seine freigelassenen Sklaven wie seine Brüder behandelte, mit ihnen den Landbau trieb, das Lob Gottes sang, dem Gebete und der Betrachtung oblag, und von seinen Reichthümern nichts begehrte, als das Brod, das er aß, und das Kleid, das er trug. Bald war es eine vornehme Familie, die, in allen ihren Mitgliedern geheiligt, beisammen blieb, um gemeinschaftlich ihr irdisches Glück nicht zu genießen, sondern für himmlische Bestrebungen froh zu opfern. Bald waren es unbekannte, unscheinbare Menschen, welche der Drang ergriff, gerade ihre Unscheinbarkeit zu benutzen, um in aller Stille und Demuth das Himmelreich zu erobern. So wirkte Athanasius in der Verbannung. Das ist die Gnade, die den apostolischen Seelen nachfolgt.

Ueber drei Jahre mußte er in Rom bleiben; dann berief ihn Kaiser Constans nach seiner Residenz Mailand, um ihm sein Wohlwollen und seine Hochachtung zu versichern. Mit der Seelenruhe der Heiligen, welche sich weder durch Ehren noch durch Schmach aus ihrer Gelassenheit aufschrecken lassen, behielt Athanasius am kaiserlichen Hoflager kein anderes Interesse vor Augen, als das Verlangen, der zerrütteten und verfallenden Kirche des Morgenlandes Frieden und Einheit zurückzugeben und den Quell ihres Elendes, das Gift der

---

1) Siehe „Väter der Wüste" Seite 495.

Häresie, aus ihr zu entfernen. Papst Julius und alle rechtgläubigen Bischöfe waren von demselben Verlangen beseelt. Durch sie Alle angefeuert, willigte Kaiser Constans in ihren Wunsch, seinen Bruder Constantius dahin zu bestimmen, daß die Kirche unter dem Schutze beider Kaiser ihre Angelegenheiten auf einem ökumenischen Concil mit aller Freiheit ordnen dürfe. Constantius gab wirklich seine Einwilligung und zu Sardika in Illyrien traten die Väter im Jahre 347 zusammen. Alle Untersuchungen über den Glauben waren ausgeschlossen, denn das Concil von Nicäa hatte über ihn entschieden und diesen Punkt auf ewig abgethan. Nur bestätigt sollte der Beschluß von Nicäa werden, die Untersuchung aber die Verbannung des Athanasius und der übrigen Bischöfe, und unzählige Anklagen gegen die Arianer betreffen. Als diese erfuhren, daß es sich um Thatsachen handeln werde, die man schwerlich durch blendendes oder betäubendes Wortgewebe in ein trügerisches Licht werde stellen können, indem Handlungen bestimmter und verständlicher für sich selbst und ihre Urheber zeugen, als Glaubenslehren: sank den Arianern der Muth, je mehr sie sich Sardika näherten. Sie hielten unterwegs verschiedene Berathungen und erklärten endlich: sie könnten nicht auf einem Concil erscheinen, das durch die Gegenwart des excommunicirten und abgesetzten Athanasius befleckt sei. Alle Vorstellungen und Einladungen waren vergeblich. Der hochbejahrte Hosius von Cordova begab sich endlich selbst zu ihnen, versicherte: wenn Athanasius schuldig befunden werde, würden die Abendländer ihn gewiß verlassen; erweise sich jedoch seine Unschuld und wollten seine Gegner ihn deßungeachtet auch dann nicht anerkennen, so habe Athanasius den hochherzigen Entschluß gefaßt, um jedes Aergerniß in der Kirche zu verhüten, von seinem Patriarchensitz herab zu steigen und mit ihm nach Cordova zu gehen. Nur auf unparteiisches Gericht bestehe Athanasius, sonst sei er zu jedem persönlichen Opfer bereit. So sprach „der Vater der Bischöfe,“ wie Athanasius ehrfurchtsvoll den Greis nennt. Allein es machte nicht den geringsten Eindruck auf die Arianer. Daß

Athanasius ihr Lügennetz leicht zerreißen werde, bezweifelten sie keineswegs; desto mehr aber, daß er die Zusage, die Hosius machte, erfüllen werde. Wer selbst unfähig ist, ein Opfer zu bringen, glaubt auch nicht bei Anderen, am wenigsten bei einem ungerechter Weise Gehaßten, an diese Fähigkeit. Die arianischen Bischöfe erklärten plötzlich, sie müßten auf ihre Sitze zurückkehren, um Siegesfeste zu feiern, indem Kaiser Constantius die Perser geschlagen habe; sie kehrten um und hielten eine Winkelversammlung zu Philippopolis. Die Väter von Sardika brachten ihr Concil, das sie als eine Fortsetzung des Nicäischen betrachteten, ruhig zu Ende, prüften und erkannten die Unschuld von Athanasius, von Marcellus von Ancyra und Asclepas von Gaza, belegten die Anführer der Arianer mit dem Banne, entsetzten Gregor, den Eindringling in's Patriarchat Alexandrien, und schickten Abgeordnete an Constantius mit dem Gesuch, ihre Beschlüsse zu vollziehen. 340 Bischöfe hatten dieselben unterzeichnet. Ob diese große Zahl dem Kaiser imponirte, ob ihn die Drohungen und Vorstellungen des Constans erschütterten, ob er eine Aufwallung von Verachtung gegen das niedrige Treiben der Arianer empfand, oder dies Alles zusammen: genug, Kaiser Constantius war willfährig, berief die abgesetzten und verbannten Bischöfe auf ihre Sitze zurück und lud sogar Athanasius ein, auf der Heimreise an seinem kaiserlichen Hoflager zu erscheinen. Er schrieb ihm einen Brief, der ein merkwürdiges Zeugniß ablegt, zu welcher comödiantenhaften Heuchelei der Kaiser herabstieg. Er schrieb unter Anderem: „Meine Menschenfreundlichkeit hat es nicht übersehen, daß Du so lange von wilden Stürmen verfolgt wurdest. Mein frommer Sinn hat bemerkt, daß Du entfernt von Deiner Heimath, den Deinen entrissen, sogar in Wüsten unter wilden Thieren umherirren mußtest. Längst würde ich Dir geschrieben haben, wenn ich nicht gehofft hätte, daß Du von selbst zu mir kommen und Deiner Leiden Linderung von mir begehren würdest.“ Diese überraschende Zärtlichkeit schien dem Athanasius so bedenklich, daß er noch zwei Schreiben des Kaisers abwartete, bevor er auf die Ein-

ladung einging. Seiner Rückkehr nach Alexandrien stand weiter nichts im Wege, da Gregor bei einem Volksauflaufe umgekommen war. Athanasius verließ Aquileja 348, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, eilte nach Gallien, um sich bei Constans zu beurlauben, und dann nach Rom, um vom Papst Julius Abschied zu nehmen. Mit unaussprechlicher Freude, welche die ganze römische Kirche theilte, sahen Beide sich wieder. Das nahtlose Kleid der schönen Braut Christi sollte also fortan nicht mehr zerrissen, nicht länger der Wolf der Hüter der Lämmer Christi sein! Die reine Glaubenslehre herrschte, die wahren Hirten kehrten zu ihren trostlos verwaisten Heerden zurück! Ein Frohlocken durchdrang die gesammte Kirche. Jede Gemeinde empfand die Freude der Alexandriner, ihren geistlichen Vater wieder zu besitzen; jeder Bischof die Wonne des Athanasius, wieder mit den Kindern seiner Seele vereint zu sein. Während die Arianer vom Glauben getrennt, „von der ersten Liebe abgefallen waren," unter sich in Secten und Parteien sich spalteten und durch Absonderung den Keim des Todes in sich verpflanzten, wurde die katholische Christenheit es so recht inne, wie der Pulsschlag eines gemeinsamen Glaubens Alle zu einer übernatürlichen Einheit und Eintracht zusammenfüge und wie die Fülle einer und derselben Liebe das Ganze durchströme. Zu dieser katholischen Liebe, welche, wie eine elektrische Kette über den ganzen Erdboden läuft und, nicht begnügt mit der Erde allein, auch noch das, was drunten und was droben ist, umschlingt, erschwingt die traurige, starre und enge Sectirerei sich nie.

Papst Julius schickte den Alexandrinern ein eigenes Glückwunschschreiben, worin er sagt, er freue sich mit ihnen über den Erfolg ihres reinen und gläubigen Gebetes und danke Gott, daß er inzwischen dem großen Athanasius so nahe gewesen sei, der jetzt in noch höherem Glanze zu ihnen zurückkehre. „Ihr waret sein Trost in der Fremde und euer glaubensfester Sinn hielt ihn aufrecht in der Verfolgung. Es erquickt mich, im Geiste seine Rückkehr zu euch mir vorzustellen, wie ihm die ganze fromme Gemeinde mit festlicher und heiliger Freude

entgegen eilt.“ Die Bischöfe von Palästina versammelten sich zu einer Synode, um Athanasius bei seiner Durchreise feierlich zu begrüßen, und schickten dann den ägyptischen und lybischen Bischöfen ihren Glückwunsch, worin sie schrieben: „Euer Gebet ist erhöret worden von dem allmächtigen Gott, der für seine Kirche sorgt. Er schaute auf euere Thränen und euer Flehen und erfüllte euere Bitten. Ihr waret wie verfolgte und zerstreute Schafe, die keinen Hirten haben: Aber der wahre Hirt vom Himmel sorgt für euch und gibt nach bestandener Trübsal Denjenigen zurück, nach dem ihr euch sehnet. Wir, nachdem wir zuvor nach Kräften für den Frieden in der Kirche gearbeitet haben, begrüßten jetzt Athanasius mit dem Athemzug euerer Liebe, setzten uns durch ihn auch in die Gemeinschaft mit euch, und sind nun froh, euch verkünden zu können, daß das Band des Friedens wiederum uns und ihn und euch verbindet.“ Kaiser Constantius empfing Athanasius ungemein huldreich in Antiochien und stimmte sogar seinerseits in die allgemeine Freude ein, indem er dem Volk von Alexandrien schrieb, es möge dem Athanasius mit froher Liebe und aus ganzer Seele ergeben sein; den bürgerlichen Behörden Aegyptens: sie möchten alle Acten zerstören, in denen sich Anklagen gegen ihn befänden; und allen Bischöfen und Priestern der Christenheit: der sehr verehrungswürdige Athanasius sei, wie er es verdiene, nach göttlichem Willen und kaiserlichem Beschluß seinem Vaterlande und seiner Kirche zurückgegeben; nunmehr solle es als tüchtiger Beweis rechtschaffener Gesinnung angesehen werden, wenn Bischöfe und Priester, dem richtigen Urtheile und ihrer Pflicht folgend, die kirchliche Gemeinschaft mit ihm wählen würden. Dies geschah nun wirklich von allen Seiten und mancher Bischof gestand, daß er sich früher nur aus Zwang gegen Athanasius erklärt habe. Sogar die beiden arianischen Bischöfe Ursacius und Valens, die nach Eusebius von Nikomedien, welcher inzwischen gestorben war, die heftigsten und bittersten Feinde des Athanasius waren: reisten jetzt nach Rom zum Papste, erklärten schriftlich Alles für Lüge, was gegen Athanasius

angestiftet worden sei, den Arius und seine Anhänger für Ketzer, und daß es ihnen sehr zum Troste gereichen würde, wenn sie wieder in die Gemeinschaft mit Athanasius treten dürften. Sie wurden aufgenommen, fielen aber leider bald wieder ab!

Die Freude der Alexandrinischen Gemeinde war gränzenlos. Was hatte sie wegen ihrer Glaubenstreue seit acht Jahren nicht Alles geduldet! sie hatte die gräulichste Gewaltthat im Heiligthume gesehen, die furchtbarsten Frevel an geweiheten Personen, Stätten und Dingen erlitten. Sie entbehrte den Unterricht im wahren Glauben, die Erquickung der kranken und hinfälligen Seelen durch die heiligen Sacramente, die Lebensgemeinschaft mit der gesammten Kirche, die Freiheit in religiösen Angelegenheiten; lauter Dinge, welche der katholischen Seele Luft und Nahrung rauben. Mit der Knechtung ihres Glaubens war sie überhaupt unter die grausamste bürgerliche Tyrannei gefallen, von Spionen umringt, von Bedrückungen gequält, von Erpressungen an Gut und Blut, von Drangsalen an Leib und Leben heimgesucht gewesen. Aber nun war er wieder da, und als Sieger da, er, der mißhandelte und verfolgte apostolische Jünger und Stellvertreter des menschgewordenen und gekreuzigten Gottes, um den der Bischof und die Gemeinde all' diese Nöthen ausgestanden hatte. Nun war er da, der christliche Held, der nie einen Compromiß mit der Lüge geschlossen, und nie andere Waffen als die der Wahrheit gegen seine Feinde gebraucht hatte. Nun waren die Truggewebe zerrissen, die Falschheit aufgedeckt, die Ränke enthüllt. Nun siegte das Licht und die Freiheit, welche den Menschen von jeder Knechtschaft erlösen: der heilige katholische Glaube. Die ganze Gemeinde fühlte sich verherrlicht in ihrem Haupte, ihrem Vater, ihrem Vorkämpfer, der zugleich ein Sohn ihres Schoßes und die edelste Blüthe des Alexandrinischen Geistes war; fühlte sich gehoben mit ihm und durch ihn zu einer übernatürlichen Freude, zu einem geistigen Jubel, zu einer wahrhaft himmlischen Begeisterung, die beredtes Zeugniß ablegt für die

Heiligkeit des Athanasius; denn eine solche Liebe flößt nur ein Heiliger ein, der mit sich fort- und zu Gott hinzieht Alle, welche in seine Nähe kommen. Athanasius selbst beschreibt, wie wahrhaft christlich diese Freude in Christus war. „Das Volk munterte sich unter einander zum Wetteifer in heiliger Gesinnung so lebhaft auf, daß jedes Haus, durch die Frömmigkeit seiner Bewohner und ihrer Inbrunst zum Gebet, einem Tempel glich. Wittwen und Waisen, die Hunger und Blöße litten, wurden gespeist und gekleidet. Kinder erbaten von ihren Eltern die Erlaubniß, Asceten Christi zu werden. Männer von ihren Weibern, und Frauen von ihren Männern, sich dem Gebetsleben widmen zu dürfen. Unvermählte, die schon zur Ehe bereit waren, opferten nun ihre Virginität dem Herrn auf und Andere, die bereits den jungfräulichen Stand gewählt hatten, zogen sich ganz aus der Welt in die Einsamkeit zurück." Da es nicht Jedem gegeben ist, in einer geistigen Freude sein Genügen zu finden, so gab es auch damals heitere Gastmähler und festliche Beleuchtung der Stadt; alle Färbungen der Theilnahme, von der alltäglichsten bis zur heiligsten, sprachen sich aus. Welch' eine schöne Zeit, wo die Innigkeit des Gesammtlebens in der Kirche so tief war! welch' eine begnadete Zeit, wo die Heiligkeit unter den Gläubigen dermaßen vorherrschte, daß der begeisterte Dank die schwersten Opfer nicht zu schwer fand! welch' eine liebliche Zeit, wo so viele Herzen rein und hoch genug waren, um ihre selige Freude in der Annahme der evangelischen Räthe auszudrücken!

Athanasius trat nun mild und großmüthig sein Amt wieder an. Sein Gleichmuth verließ ihn nicht im Triumphe und nicht in der Trübsal. Ob er vor seinen Feinden floh oder sie besiegte, nie zeigte er Groll oder Rachegedanken; stets suchte er die Wunden der Gegner wie der Freunde zu heilen. Gregor von Nazianz, sein jüngerer Zeitgenosse, sagt von Athanasius: „Alles stimmte an ihm zusammen, wie an einer Leyer: Leben, Lehre, Leiden, Kampf, seine Sitte vor, in und nach der Verfolgung. Er war nicht verzagt im Unglücke nnd

nicht übermüthig und blind im Glücke. Nach seiner Wiederkehr glaubte er, daß gerade jetzt die Zeit seines Ruhmes gekommen sei, und mit so linder Schonung behandelte er seine Beleidiger, daß selbst diese ihn nicht lästig fanden. Und doch reinigte er das Heiligthum von Jenen, die Christum verkauften; doch söhnte er die streitenden Elemente aus, befreite die Unterdrückten von Zwang, richtete die gesunkene Lehre wieder auf, stellte die Predigt von der Dreieinigkeit auf den Leuchter und gab der ganzen Kirche Gesetze.“ — Seine Weisheit und Milde konnte aber unmöglich verhindern, daß sein Triumph aus der Niederlage seiner Feinde, sein Ruhm aus ihrer Schmach hervorgehe. Der Stachel des Hasses und Neides blieb in ihrer Brust und sie verziehen ihm nicht, daß sie der Sache der Wahrheit, die er so kühn, so beharrlich und so geschickt führte, erlegen waren. Kaum ein Jahr gönnten sie ihm Ruhe. Da brachen Empörungen im römischen Reiche aus; ein gewisser Magnentius ermordete den Constans und nahm dessen Platz ein, und in Ungarn riefen die Legionen den Veteranio zum Kaiser aus.

So wie Constans todt war, im Jahre 350, erhoben die Arianer das Schlangenhaupt und zischten wider Athanasius. Er war eine solche Macht, nicht bloß in der Kirche, sondern in der Welt, daß die Mächtigen der Erde ihn als ihres Gleichen betrachteten. Magnentius war sehr mächtig und suchte überall Anhänger zu gewinnen. Er wähnte, dies würde ihm bei Athanasius leicht sein, da derselbe und ganz Aegypten so viel durch die Maßregeln des Constantius zu Gunsten der Arianer gelitten hatte. In diesem Sinne schickte Magnentius eine Gesandtschaft an Athanasius. Allein dieser war nie zweifelhaft über seine Pflicht, und hielt in bürgerlicher Treue so gewissenhaft zu seinem Kaiser, wie in Glaubenstreue zu seinem Gott. Er versammelte die Gemeinde von Alexandrien, befestigte sie in der Ergebenheit gegen Constantius und stellte öffentliche Gebete für dessen Wohlfahrt an. So wie die kaiserlichen Nebenbuhler sich gegen ihn erhoben, und so wie Constantius gewahrte, daß ihre Anhänger sich mehrten,

schickte auch er seine Boten nach Aegypten und ließ dem Athanasius die Versicherung seiner Gunst aussprechen, und daß der Tod des Constans keine Veränderung in dem Wohlwollen des Kaisers und in der Stellung des Patriarchen hervorrufen würde. Kaum aber waren Veteranio und Magnentius besiegt und ermordet, kaum sah Constantius sich als Alleinherrscher im ungeheueren römischen Reiche, so erwachten alle seine tyrannischen Gelüste heftiger denn je zuvor. Die alte heidnische Ordnung des Römerreiches, nach welcher der Kaiser nicht nur der höchste Priester war, sondern seinen Rang zwischen den Göttern einnahm, gefiel seinem Dünkel. Daß die Arianer ihn stets willig als den Regenten der Kirche anerkannten, schmeichelte ihm ebensosehr, als es ihn verdroß, daß sich die Katholiken zu dieser niedrigen Auffassung und Stellung ihrer Kirche nie herabließen. Für die Arianer war es ganz folgerichtig; sie hatten das göttliche Oberhaupt der unsichtbaren Kirche und dessen Stellvertreter in der sichtbaren verloren; sie begaben sich unter den mächtigsten irdischen Schutz. Die Katholiken hingegen, die den Glauben an die Göttlichkeit des Heilandes nicht verloren hatten, konnten unmöglich dessen Anstalt und Institutionen von der Willkür eines Menschen abhängig machen. Constantius wurde immer fester durch eigene Eitelkeit und arianische Schmeichelei in der Ansicht bestärkt, daß die Selbstständigkeit der katholischen Kirche, welche deren Bischöfe behaupteten, eine Beleidigung seiner Majestät sei, und daß es die Aufgabe des Arianismus sei, die katholische Kirche vom Erdboden zu vertilgen. Gegen Athanasius, den Ruhepfeiler dieser Kirche, zog ein neues heftiges Ungewitter zusammen. Die Gesandtschaft des Magnentius an ihn wurde ihm zum Verbrechen gemacht, als ob er auf dessen verrätherische Pläne eingegangen sei — und Constantius begann eine wüthende Verfolgung gegen denselben Mann, dem er alle Freundschaftsversicherungen gab, als er glaubte ihn nöthig zu haben. In dem Maße, als die Arianer in der Gunst des Kaisers stiegen, mehrte sich ihre Zahl, und die alten, hundert Mal widerlegten Verläumdungen

des Athanasius tauchten wieder auf. Ursacius und Valens, die vor einigen Jahren Alles für Lüge erklärt hatten, was man ihm Schuld gab, traten plötzlich wieder als seine giftigen Ankläger auf, und Athanasius lernte im vollen Umfange den Ausruf des Propheten beherzigen: „Kein Friede mit den Gottlosen!“

Schlau begann Constantius das glaubensreine Abendland in Verwirrung zu bringen, um Athanasius seiner festesten Stützen zu berauben. Er begehrte die Verdammung des Athanasius und seiner Lehre, d. h. des Glaubensbekenntnisses von Nicäa, vom Papst Liberius, von den abendländischen Bischöfen, endlich von zwei Synoden zu Arles 353, und zu Mailand 355. An der letzteren nahm er selbst Theil, zuerst hinter einem Vorhange, dann in der Versammlung selbst, die in seinem Palaste tagen mußte und nicht in der Kirche, wie es doch üblich war. Die ausgezeichnetsten Bischöfe des Abendlandes waren gegenwärtig: Dionysius von Mailand, Eusebius von Vercelli, Paulinus von Trier, Lucifer von Cagliari u. A., Männer voll Muth, voll Geist, voll Glauben, die eines Sinnes mit Athanasius waren. Durch Befehle, durch Drohungen, mit gezogenem Schwerte zwischen ihnen stehend, suchte der Kaiser ihnen die Excommunication des Athanasius abzupressen und legte ihnen dessen Verdammungsurtheil zur Unterschrift vor. Sie unterschrieben nicht. Constantius bestrafte die Kühnen mit Verbannung, ließ sie in's Morgenland schleppen und setzte Arianer auf ihre Bischofssitze. Die Schwächeren und Zaghaften ließen sich einschüchtern und unterschrieben im thörichten Wahn, den Kaiser dadurch zufrieden zu stellen und größerem Uebel vorzubeugen. Statt dessen wurde der Kaiser immer gewaltthätiger. Papst Liberius, Hosius von Cordova, Hilarius von Poitiers und viele Andere, und immer die Tüchtigsten, weil nur diese ihm widerstanden, mußten in's Exil wandern. Manche flohen und verbargen sich. Die Beschränkten gaben nach; Andere fielen aus Furcht, aus geistiger Abspannung, aus Verwirrung. Und noch immer war der Leidenskelch der gebeugten Kirche nicht geleert! noch Herberes und Schmerzlicheres mußte sie

erfahren! den traurigen Fall von zwei starken Säulen! Der fast hundertjährige Hosius und Papst Liberius, die bis dahin so edel, so klar und fest und würdevoll für das Credo von Nicäa und die Unschuld des Athanasius gekämpft und gelitten hatten, sie wurden im einsamen Exil schwach durch die andauernden Qualen, Mißhandlungen, Todesdrohungen: sie unterschrieben die Glaubensformel der Arianer, die der Kaiser verlangte; schmerzlich warnendes Beispiel, wie gebrechlich der Mensch ist, und wie er die Verläugnung des Petrus wiederholt! Denn Liberius wankte keineswegs im Glauben, sondern ließ sich, müde vom Streit, bethören, die zweideutige Formel von Sirmium anzunehmen, in welche er seinen katholischen Glauben hineinlegte, so daß seine Hand gleichsam arianisch wurde, während seine Ueberzeugung katholisch blieb. Er durfte nun nach Rom zurückkehren.

Und weiter noch ging die Trübsal und noch mehr Unheil verwüstete die Kirche Gottes. Die arianischen Bischöfe vereinigten sich auf verschiedenen Synoden, wo sie nicht nur willkürlich schalteten und walteten, katholische Bischöfe ab- und arianische Bischöfe einsetzten, sondern wo sie auch suchten, mit dem arianischen Glaubensbekenntnisse in's Klare zu kommen, was denn freilich schwieriger war, als die Katholiken zu verfolgen. Sie hatten schon verschiedene Formeln dafür erfunden, drei in einem Jahre zu Antiochien; dann eine vierte. Aber jeder Arianer hatte seine besondere Ansicht; man trennte sich in Parteien; da gab es Eusebianer, Semiarianer, Anomäer, Acacianer; was die Einen gut hießen, verwarfen die Anderen und die Meinungsverschiedenheit wurde so polemisch, daß die arianischen Bischöfe in zwei verschiedenen Versammlungen, zu Sirmium die eine, zu Ancyra die andere, sich beriethen. Abermals wurden nach einander drei Glaubensformeln in berechneten und versteckten Ausdrücken zu Stande gebracht, bis man sich endlich in der Phrase vereinigte: „der Sohn Gottes sei dem Vater ähnlich gemäß der Schrift." Diese Formel, welche jede Deutung und jeden Mißbrauch zuließ, sollte also das Symbolum von Nicäa mit seiner klaren und bestimmten Fassung: „der Sohn ist gleichen

Wesens mit dem Vater," verdrängen und der Ausdruck des Glaubens der Christenheit werden. Dem berüchtigten Concil zu Rimini war es vorbehalten, diesen Diamant aus der Krone der Braut Christi zu brechen! Kaiser Constantius, der mit dem Schwerte in der Hand dem Papste Liberius in Mailand erklärt hatte, fortan würden nur seine Gesetze Geltung in der Kirche haben, berief im Jahre 359 ein Concil der abendländischen Bischöfe nach Rimini. Es kamen vierhundert, unter ihnen höchstens achtzig Arianer. Die Rechtgläubigen waren sehr zu beklagen! sie erklärten feierlich, als man ihnen die neue Formel vorlegte: sie wären nicht gekommen, um zu lernen, was sie vom Sohne Gottes zu glauben hätten, sondern um sich jeder Neuerung im Glauben zu widersetzen. Ihr Gewissen drängte sie, fest am Symbol von Nicäa zu halten; und die christliche Liebe drängte sie, die Einheit mit den Brüdern möglichst zu bewahren und das nahtlose Kleid Christi nicht zerreißen zu lassen. Sie hätten so gern mit Gott und den Menschen den Frieden bewahrt und vergaßen nur, daß ohne den wahren Glauben kein wahrer Friede möglich, der Krieg aber besser, als ein falscher Friede sei. Nun wurden sie mit Ränken, hinterlistigen Deutungen, vielsinnigen Erklärungen, sophistischen Wortkrämereien dermaßen umgarnt und verwirrt, und durch anhaltende Gewaltthätigkeit von Seiten des Kaisers dermaßen betäubt und verschüchtert, daß sich die Mehrzahl die Annahme jener Formel abpressen ließ. Aber Papst Liberius verwarf sie durchaus, denn bei der Formel von Rimini war keine katholische Deutung möglich. Er wollte es auf ein zweites Exil ankommen lassen und sühnte durch diese Entschiedenheit seinen früheren Mangel an christlicher Standhaftigkeit. Bei dem Concil der Orientalen zu Seleucia, das in der Mehrzahl schon aus den verschiedenen Secten der Arianer bestand, hatte der Kaiser nicht nöthig, mit Gewaltthat einzuschreiten; die Formel siegte auch dort. „Da seufzte der Erdkreis und staunte, daß er arianisch geworden sei," sagt der heilige Hieronymus.

Aber Athanasius — wo war er? was that er? wie benahm er sich, als er die ganze Kirche vom Orient und Occident so

verstört und zerwühlt sah, daß das Credo von Nicäa verläugnet wurde, und er mit ihm! Er blieb gelassen auf der Bresche stehen, welche die Arianer mit ihrem verblendeten Kaiser, ihren verweltlichten Bischöfen, ihren bethörten Priestern, ihren kurzsichtigen, leidenschaftlichen Anhängern, ihren Söldlingen, ihren Beamten, und ihrem ganzen Trosse von engen Herzen und flachen Geistern in dem heiligen Bau der Kirche rissen; und die Sündflut von Verfolgung und Bedrohung, von Kummer und Bitterkeiten, von Sorgen und Anstrengungen, die von allen Seiten auf ihn eindrang, brachte seine Seele auch nicht einen Augenblick aus ihrem Gleichgewicht: so tief war sie in Christus eingesenkt. Der rohen Uebermacht wich er; aber nicht aus Feigheit, denn er machte ihr nicht die mindeste Concession und bekämpfte sie auch auf der Flucht, auch in der Verborgenheit. Nie unterwarf er sich der ungerechten Gewalt und seine Gesinnung und Lehre blieben dieselben auf seinem Patriarchensitz wie in seinem Exil. Gegen seine Widersacher trat er auf mit allen Waffen, welche ihm die Energie und Erhabenheit seines Charakters, und der Scharfsinn und die Erleuchtung seines Genies in die Hand gaben; allein unter diesen Waffen war kein Haß und kein persönlicher Groll. Ihm lag an Nichts etwas, als daß der menschgewordene Gott verherrlicht werde, daß Christus triumphire und in Ihm Seine schöne mystische Braut, die heilige katholische Kirche. An der Welt von Feind und Freund lag ihm nichts. Darum blieb er auch mild und schonend bei der Verläugnung, in welche Hosius und Liberius durch ihre Nachgiebigkeit verfielen. Und doch! wenn sie ihn verließen, auf wen sollte er bauen? Viele fromme Bischöfe sprachen sich mit äußerster Entrüstung gegen sie aus; Athanasius beklagte sie. Aber um so mehr bemühte er sich, dem Glauben Freunde, der Irrlehre Feinde zu bewahren und zu gewinnen, die Sache der Kirche vor den Eingriffen des Staates zu retten und alle starken Herzen und denkenden Köpfe in seinen heiligen Widerstand hinein zu ziehen. Als das Bisthum von Hermopolis erledigt wurde und Klerus und Volk einstimmig den Dracontius, Abt eines Klosters,

einen sehr würdigen Mann, wählten, und Dracontius floh, theils aus Demuth, theils aus einer Furcht, welche aus den traurigen Umständen entsprang, die den Bischöfen nur zwischen Gewissensverletzung und Mißhandlung die Wahl ließen: da schrieb Athanasius an Dracontius, um ihn herzlich und dringend zu ermahnen, nicht aus Rücksicht auf drohende Trübsal zu fliehen, sondern das Amt anzunehmen, wozu ihm Gott die Gnade gegeben habe. „Geliebter Dracontius," schreibt er unter Anderem, „wenn du die Umstände fürchtest, so hast du keine tapfere Seele. Gerade jetzt mußt du deinen Eifer für Christus zeigen, in diesen Gefahren mit Freimuth auftreten und mit Paulus sprechen: In Allem sind wir Sieger. Vorzüglich mußt du bedenken, daß man nicht der Zeit, sondern dem Herrn dienen müsse. Der Herr kennt uns besser, als wir uns selbst. Er weiß, wem er seine Kirche anververtraut. Ich wünsche, daß du und ich die Heiligen zum Vorbild nehmen; den heiligen Paulus, der nicht mehr mit Fleisch und Blut zu Rath ging, als ihm die Verkündigung des Evangeliums übergeben wurde, dem dafür seine Schüler zur Freude und zum Kranze wurden, der sich rühmt des schönen Kampfes, den er gekämpft, und der getrost die Krone des Lebens erwartet." Dracontius gab den Vorstellungen seines Patriarchen nach, nahm das Bisthum an und hatte auch bald Gelegenheit, ein Bekenner zu werden. Die Staatsbeamten in Aegypten hatten den Befehl bekommen, mit den Arianern in kirchliche Gemeinschaft zu treten, den Bischöfen die Weisung zu geben, Athanasius zu verlassen und diese, im Falle der Weigerung, mit Gefängniß, Einziehung ihrer Güter, Verbannung zu bedrohen. Es war Jedem erlaubt, die Theilnehmer an katholischen Versammlungen und katholischem Gottesdienste zu beleidigen, und das Getreide, welches den Armen der Alexandrinischen Gemeinde bestimmt war, wurde fortan nicht ihnen, sondern den Arianern ausgetheilt. Vertraute Priester des Valens und Ursacius reisten in Aegypten umher, um die Beamten anzutreiben und zu überwachen. Alle diese Quälereien und Grausamkeiten waren nur ein Vorspiel. Nach der Synode von Mailand, auf der Constantius die

Excommunication des Athanasius erzwungen hatte, schritt er zu anderen Maßregeln, schickte zwei kaiserliche Notarien und mehrere Hofbeamte nach Alexandrien und gab dem Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Aegypten, Syrianus, die Weisung, Athanasius aus der Stadt zu verjagen. Athanasius berief sich auf die Briefe des Kaisers voll Freundschaftsversicherungen und weigerte sich die Stadt zu verlassen, so sehr man ihn dazu überredete und drängte. Einem schriftlichen Befehle des Kaisers wolle er gehorchen, sonst aber nicht, sagte er und blieb. Drei Wochen ließ man ihn in Ruhe. Die Gemeinde hielt das Ungewitter für beschwichtigt, frohlockte und lobte Gott, und versammelte sich an der Vigilie eines Festes in der Kirche zum heiligen Theonas, um einen Theil der Nacht der gottesdienstlichen Feier zu widmen. Athanasius war mitten unter ihnen, fest entschlossen, seine Liebe, sein Leben, seinen Tod willig einzusetzen für die Beschirmung des heiligen Glaubens. Um Mitternacht stürmte Syrianus an der Spitze von fünftausend Mann plötzlich die Kirche, besetzte alle Thüren und drang hinein. Während die Trompeten schmetterten, Pfeilschüsse und Schwerter die Gläubigen verwundeten, geängstigte Weiber und Greise zu Boden sanken, blieb Athanasius auf seinem bischöflichen Thron und ließ den hundertsechsunddreißigsten Psalm laut beten, den das Volk mit den Worten zu beantworten hatte: „denn ewig währt seine Barmherzigkeit.“ Seine Kleriker umringten ihn und drängten ihn zur Flucht. Er wollte aber das Schicksal seiner Gemeinde theilen, für den Fall, daß eine allgemeine Metzelei beabsichtigt würde. Das war aber nicht; man wollte vor der Hand das Volk nur schrecken und verjagen und den Bischof aufheben. Man ließ es entfliehen, und die Bewaffneten drangen immer näher an das Presbyterium, das der Klerus einnahm. Da umringten einige Priester rasch den Athanasius und zogen ihn in ihrer Mitte gewaltsam aus der Gefahr. Er entkam, Niemand wußte wie; und verbarg sich, Niemand wußte wo. Gott nahm ihn in seinen besonderen Schutz.

Ueber Alexandrien brachen nun wieder Schreckenstage ein. Georgius, ein Mensch von gemeiner Herkunft und rohen Sitten, wurde von den Arianern zum Patriarchen gemacht; man brach in die Häuser der Katholiken ein und plünderte sie, raubte sogar Wittwen und Waisen ihre Lebensmittel; man mißhandelte und verjagte nicht nur die Priester, sondern auch deren Anverwandte; man nahm den Katholiken alle Kirchen und gab sie den Arianern. Aber die Gläubigen flohen die Kirchengemeinschaft mit Georgius und seinem Anhange und versammelten sich zum Gebete an stillen Orten. Als nun in der Pfingstwoche fromme Schaaren sich in dieser Absicht auf den Gottesacker begeben hatten, schickte Syrianus eine Bande Soldaten mit Schwertern und Speeren ihnen nach. Es wurde ein Scheiterhaufen angezündet und die katholischen Frauen wurden zum Feuer getrieben, um ihnen die Verläugnung ihres Glaubens abzuängstigen. Da sie aber unerschütterlich blieben, schlug man sie mit Fäusten in's Angesicht. Ein anderes Mal wurden vierzig achtbare Männer ergriffen und mit frischen Palmzweigen dermaßen gegeißelt, daß Einige an diesen gräßlichen Wunden starben; die Uebrigen wurden verbannt. Solche Gräuelthaten wiederholten sich und breiteten sich nach und nach über ganz Aegypten aus, denn Constantius erließ den Befehl, nur diejenigen Bischöfe dürften auf ihren Sitzen bleiben, welche die Kirchengemeinschaft mit Athanasius aufgeben und mit Georgius eingehen würden. So mußten denn die Tüchtigsten und Ausgezeichnetsten weichen und ihre Heerden den Miethlingen preisgeben. Ueber dreißig Bischöfe sahen sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Sechzehn Bischöfe, und unter ihnen Dracontius, die sich durch keine Mißhandlung bewegen ließen, sich von ihren geliebten Gemeinden zu trennen, wurden verbannt, und zwar in ein solches Elend und mit solcher Härte verbannt, daß mehrere umkamen. Arianer nahmen ihre Plätze ein. Immer einsamer wurde es dadurch um Athanasius; die Starken und Treuen wichen mit ihm; Schwache gingen zu den Arianern über. In Alexandrien wurde Senat und Volk aufgefordert, Atha-

nasius auszuliefern. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf, wie auf den eines Geächteten. Er floh zu den Mönchen und aus einem Kloster in's andere. Soldaten verfolgten ihn, brachen in die Klöster ein, mißhandelten die Mönche; aber fanden ihn nicht. Da nahm er Abschied von den Mönchen, um in die Wüste zu gehen. Mit Thränen und Bitten suchten sie ihn zurückzuhalten und erklärten sich froh bereit, jede Pein zu ertragen, wenn er nur bei ihnen bleiben wolle. Er mochte sie aber nicht erneuerter und verstärkter Gefahr aussetzen und floh tief in die Wüste, in eine fast unzugängliche Felsengrabkammer aus altägyptischer Zeit. Auch hier war er kaum sicher, denn Soldaten durchkreuzten die Wüste. Er konnte kaum frische Luft schöpfen und sah nur äußerst selten einen einzigen getreuen Menschen, der sich mit höchster Vorsicht zu ihm schlich, ihm Lebensbedarf brachte und seine Briefe besorgte. Ruhig saß er in seiner Höhle und verfaßte daselbst eine Schrift nach der anderen zur Vertheidigung der Wahrheit, schutzlos und verfolgt wie er war; während Constantius zur Vertheidigung der Lüge die halbe Welt gegen Athanasius aufwiegelte, ja sogar eine Gesandtschaft an die Könige des fernen Aethiopiens schickte, um den dortigen Bischof Frumentius, einen Schüler des Athanasius, zur Excommunication seines Lehrers zu bewegen, der ihm einst die bischöfliche Weihe ertheilt hatte, da er als der Apostel Aethiopiens die Heimath verließ.

Mit erhabener Geistesklarheit und Gemüthsruhe nahm Athanasius fortwährend an allen Schicksalen und Ereignissen seines Patriarchates Theil, blieb fortwährend mit den Gläubigen in Verbindung, ermahnte brieflich bald die Bischöfe, bald die Mönche, bald die Gemeinde, lobte die Festen, stützte die Schwachen, richtete die Wankenden auf und schickte Schrift um Schrift in die Welt, worin er die katholische Lehre von der Gleichwesenheit des Gottessohnes wissenschaftlich begründet, die Widersprüche im Arianismus nachweist und die schreienden Gewaltthaten, womit die Arianer ihre Lehre einzuführen suchten, actenmäßig darstellt. Wie er der Mittelpunkt aller Leiden war, welche

sich über die Gläubigen ergossen, so war er auch wieder der Mittelpunkt, aus dem sie Muth und Kraft schöpften. Stand die katholische Kirche auch äußerlich am Rande eines Abgrundes, so wußte Athanasius doch zu gut, auf welchen Eckstein sie gegründet, auf welchen Felsen sie gebaut sei, um nicht mit heiliger Zuversicht über den gegenwärtigen Zustand, den nur äußerste Gewaltthat herbeigeführt hatte, hinweg und auf ihren Sieg zu schauen. Dies Bewußtsein, daß Christus siegen werde, gab auch den Unterdrückten einen Theil seiner Siegesfreudigkeit, zog alle Gläubigen in seinen Widerstand hinein und gab allen verbannten Bischöfen den feurigsten und hinreißendsten Impuls zum begeisterten Kampfe. Als den ägyptischen Bischöfen zur Unterschrift eine der zahlreichen Glaubensformeln vorgelegt wurde, in welcher sich die Arianer mit heuchlerischer Zweideutigkeit ausdrückten, so daß sie katholische Bezeichnungen in einer Weise brauchten, die sich arianisch deuten ließ, da schrieb Athanasius den Bischöfen: „Nichts soll uns trennen von der Liebe Christi, wenn uns auch die Häretiker mit dem Tode bedrohen. Wir sind Christen und keine Arianer. Diese Freimüthigkeit geziemt uns. Wir haben nicht den Geist der Knechtschaft, den die Furcht erzeugt, erhalten. Wir sind von Gott zur Freiheit berufen. Allzu schmählich wäre es in der That, wenn wir den Glauben, den wir vom Heilande durch seine Apostel empfingen, wegen des Arius und seines Gleichen verlören. In der Gegend, wo ich mich jetzt aufhalte, haben die Meisten den Muth, bis zum Tode allen Ränken zu widerstehen, zumal sie eure Standhaftigkeit vernommen haben. Deshalb bitte ich euch: haltet fest an dem Glauben, den die Väter zu Nicäa bezeugt haben; vertheidigt ihn mit Muth, mit Freudigkeit, mit festem Vertrauen; werdet Allen ein Vorbild; zeiget Allen, jetzt müsse man kämpfen für die Wahrheit. Nicht allein das macht Martyrer, wenn man den Götzen keinen Weihrauch streut, sondern auch das ist ein glorreiches Zeugniß, den Glauben nie gegen Häretiker zu verläugnen. Ihr wißt, wie unser Alexander (der frühere Patriarch) bis zum Tode gegen

die Irrlehre stritt, wie viel Trübsal der Greis ausstand, wie Andere jetzt Schweres wegen der Gottlosen ausstehen; sie Alle haben den Ruhm ihres Bekenntnisses bei Christus. Dieser Kampf gilt das Höchste; es gilt den Glauben zu läugnen oder zu bewahren. Laßt uns den Eifer und die Gesinnung haben, die eines solchen Kampfes würdig sind und an dem zu Nicäa bezeugten Glauben, wie an einer Feste halten. Angethan mit dem göttlichen Worte wollen wir uns Denen entgegensetzen, welche den Wahnwitz im Hause des Herrn zu verbreiten trachten. Wir wollen den leiblichen Tod nicht fürchten. Auch nach meinem Blute dürsten sie; aber darum kümmere ich mich nicht, denn ich weiß, daß der Ausdauernden ein großer Lohn wartet, und daß auch ihr ausdauert, wie die Väter, und daß ihr eueren Gemeinden ein Vorbild seid. Wehrt die falsche Lehre ab und ihr werdet den Ruhm haben, mit dem Apostel sagen zu können: wir haben den Glauben bewahrt, und der Kranz des Lebens wird euch zu Theil werden, den der Herr Jenen verheißen hat, die ihn lieben."

Ueber die verbannten Bischöfe schreibt Athanasius: „Sie betrachteten ihre Verbannung als ihren Wirkungskreis. Als sie fremde Städte und Länder durchwanderten, predigten sie den wahren Glauben und verwarfen die arianischen Irrlehren, obschon sie sich in Fesseln befanden. So kam gerade das Gegentheil von dem zu Stande, was die Verfolger wollten. Je weiter der Ort der Verbannung entfernt war, desto weiter verbreitete sich der Haß gegen sie. Ja, eine Predigt gegen die Gottlosigkeit der Arianer war schon die Erscheinung der Verbannten in der Fremde. Wer sie sah, bewunderte sie als Bekenner und verabscheute ihre Feinde, nicht bloß als glaubenslose Menschen, sondern auch als Henker und Mörder."

Das Bruchstück eines Briefes, den Athanasius seiner verlassenen, gedrangsalten Gemeinde schrieb, lautet: „Gott wird euch trösten. Es betrübt euch freilich, daß Andere durch Gewaltthat eure Gotteshäuser in Besitz genommen haben und ihr unterdessen außerhalb derselben sein müßt. Aber Jene

haben nur die Tempelstätte und ihr habt den apostolischen Glauben. Jene sind in den Kirchen, doch fern vom Glauben; ihr seid außerhalb der Kirchen, doch der Glaube ist in euch. Was ist mehr: der Glaube oder der Tempel? Offenbar der Glaube. Wer also hat mehr verloren und wer besitzt mehr? wer im Besitze des Glaubens oder des Tempels ist? Es ist nur dann eine Wohlthat um den Tempel, wenn der apostolische Glaube darin gepredigt wird und wenn der Allheilige darin wohnt. Ihr seid selig, weil ihr durch den Glauben in der Kirche seid und auf dem festen Glaubensgrunde ruht; und diese Fülle des Glaubens, die unerschütterlich in euch bleibt, sei euch genug. Durch die apostolische Ueberlieferung kam er zu euch. Oft schon wollte ihn ein verabscheuungswerther Sinn erschüttern; doch er vermochte es nicht: Als Petrus auf Eingebung des Vaters bekannte: Du bist der Sohn des lebendigen Gottes! da wurde ihm erwiedert: Selig bist du Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir dies nicht offenbaret, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Geliebteste Brüder! so selig seid auch ihr, weil euer Glaube ein vom Vater im Himmel selbst in euch angezündetes Licht ist. Und wenn einst Gott, wie wir hoffen, euch die Kirchen wieder zurückgeben wird, so muß auch dann der Glaube euch höher stehen als sie."

Ueber die vielen Synoden und Glaubensformeln der Arianer schreibt Athanasius: „Es ist erstaunenswerth, was denn eigentlich so dringend aufforderte, die Welt in Unruhe zu versetzen; und was Diejenigen, welche sich Bischöfe nannten, veranlaßte, hin und her zu laufen und zu fragen, wie sie an den Herrn Jesum Christum glauben sollten. Hätten sie wirklich an ihn geglaubt, so würden sie nicht gefragt und gesucht haben, als ob sie nicht glaubten. Die Katechumenen ärgerten sich darüber; die Heiden aber erhoben ein Hohngelächter, daß die Christen, gleichsam aus dem Schlafe erwachend, fragten, worin besteht denn der Glaube an Christus? und daß Die, welche sich als Lehrer ein Ansehen über das Volk

beilegen, sich selbst für Ungläubige erklären, indem sie Das suchen, was sie haben sollten: den wahren Glauben. Sie schrieben eine Formel und setzten das Consulat nebst Jahr und Tag dazu, damit Jedermann wisse, daß jetzt unter Constantius ihr Glaube angefangen habe. Den Kaiser nennen sie in der Ueberschrift den Ewigen und von Christus läugnen sie, daß er ewig sei. Sie schrieben nicht: So glauben wir; sondern: Der katholische Glaube ist an dem und dem Tage herausgegeben worden. Als ob damals der katholische Glaube angefangen habe! Gerade machten sie es wie die Montanisten, die sagten: Mit uns fängt der vollkommene Glaube der Christen an. Als die Synode von Nicäa die Verordnung wegen der Osterfeier gab, schrieb sie: Folgendes hielten wir für gut; denn damals erst wurde hierin für Alle ein Gesetz gegeben. In Betreff des Glaubens aber sagten die Väter zu Nicäa keineswegs: wir hielten für gut; sondern: So glaubt die katholische Kirche. Und sogleich bekannten sie, was sie glaubten, um anzuzeigen, daß ihr Glaube nicht neu, sondern der Apostolische sei, und das was sie niederschrieben, nicht von ihnen erfunden werde, sondern die Lehre der Apostel enthalte."

Während Athanasius mit der größten Freiheit des Geistes und Freimüthigkeit der Gesinnung als ein ächter Einsiedler aus der Wüste heraus in die Welt hinein für Christus litt, lehrte und schrieb, wagten seine Feinde, ihm seine Flucht zum Verbrechen zu machen. Er kannte die Welt, die, ihrer eigenen Schwäche bewußt, sehr leichtgläubig hinsichtlich der Schwäche Anderer ist. Um für Niemand ein Gegenstand des Aergernisses zu werden, ließ er sich herab, sich sogar über diesen Vorwurf in einer eigenen kleinen Schrift zu vertheidigen, so daß zugleich die Arianer gewahr werden mußten, wie er inmitten der ungünstigsten Verhältnisse sie und ihr Treiben immer im Auge behielt und unüberwindlich in jeder Richtung wider sie auftrat. Er sagt: „Sie bedauern mich nicht ermordet zu haben und werfen mir Feigheit vor, uneingedenk daß sie sich selbst dadurch Vorwürfe machen. Denn wenn

die Flucht des Einen schlecht ist, so ist die Verfolgung des Anderen noch schlechter. Jener verbirgt sich, um nicht gemordet zu werden; dieser verfolgt, um zu morden. Sie tadeln die Flucht; o möchten sie sich doch schämen, daß sie verfolgen! Sie sollen nur aufhören Nachstellungen zu machen, und man wird sogleich aufhören sich zu flüchten. Sie fühlen nicht, daß die Flucht der Verfolgten eine Anklage gegen die Verfolger ist. Niemand flieht den Sanftmüthigen, den Menschenfreundlichen, wohl aber den Grausamen und Gottlosen. Das ewige Wort, welches unsertwegen Mensch wurde, fand selbst es nicht unter seiner Würde sich, wie wir, zu verbergen, als er aufgesucht wurde; und zu fliehen und sich der Nachstellung zu entziehen, als er verfolgt wurde. Vielleicht werden Jene, die sich nicht schämen, die Verfolgten falsch zu beschuldigen, in ihrer Thorheit noch weiter gehen und auch dem Heilande Feigheit vorwerfen, da sie ja doch einmal angefangen haben ihn zu lästern. Aber sie würden dadurch nur beweisen, daß sie die Evangelien nicht verstehen. Der Herr, obschon er Gott und das Wort des Vaters war, verbarg sich, bevor seine Stunde gekommen; nachher aber lieferte er sich Denen aus, die ihn suchten, um Allen zu zeigen, daß das Leben und der Tod des Menschen von einer höheren Bestimmung abhänge, und daß ohne unseren Vater im Himmel kein Sperling in eine Schlinge falle. Auch die Heiligen haben uns durch Wort und Beispiel gelehrt, daß die Flucht erlaubt sei. Wie werdet ihr aber die Erlaubniß zur Verfolgung aus ihrer Lehre und ihrem Beispiele nachweisen können?"

An Kaiser Constantius erließ er ebenfalls eine längere Schrift, in der er sich einfach und gelassen Schritt vor Schritt gegen alle Anklagen vertheidigt, die gegen ihn erhoben wurden, so daß Jeder, dem es um den richtigen Sachverhalt zu thun war, hier leicht die Wahrheit erfahren konnte. Constantius blieb in seiner Verblendung und Athanasius schreibt über ihn: „Hat Constantius nicht Jeden des Landes verwiesen, der von den Christusfeinden angeklagt worden ist? Hat er Diesen nicht immer freudig Gehör gegeben? nicht

immer gern sie vorgelassen, gleichviel was sie vorbrachten? Hingegen eine Klage wider sie hat er nie angehört. Dadurch hat er Alles, so viel in seiner Macht stand, mit Heuchelei und Gottlosigkeit erfüllt. Welche Kirche betet jetzt mit Freiheit Christus an? Ist sie fromm, so schwebt sie in Gefahr; verstellt sie sich, so schwebt sie in Furcht. Die frommen und gottliebenden Menschen, deren überall Viele sind, verbergen sich. Aber wenn auch Brüder uns verlassen, wenn auch Freunde und Verwandten sich weit zurückziehen, wenn auch Niemand mehr gefunden wird, welcher Mitleid hätte und tröstete, so ist bei Gott doch eine hinlängliche und Alles übertreffende Zufluchtsstätte. Allein war auch Elias, als er verfolgt wurde, und Gott war dem Heiligen Alles in Allem. Dies Vorbild hat uns auch der Heiland aufgestellt, welcher, nachdem er ergriffen worden, den Nachstellungen der Feinde allein Preis gegeben war, damit wir, wenn auch wir bei der Verfolgung von den Menschen verlassen werden, den Muth nicht verlieren, sondern auf den Heiland hoffen und die Wahrheit nicht verrathen, welche Anfangs zwar unterdrückt zu werden scheint, allein in der Folge auch bei den Unterdrückern Anerkennung finden wird." So, mit dem Herzen immer höher als die Erde, und mit dem Geistesblick immer weiter als die Gegenwart, schrieb Athanasius in einem Briefe an die Einsiedler, in welchem er ihnen die Gewaltthaten beschreibt, unter denen die Kirche durch den Kaiser und die Arianer erseufzt, damit die stillen Zellenbewohner unterrichtet, gewarnt und auf der Hut sein möchten für den Fall, daß sich auch ihnen Wölfe im Lammfell nahen möchten. Im Anfange dieses Schreibens sagt er: „Euerer Freundschaft willfahrend und oft von euch dazu aufgefordert, habe ich endlich meine und der Kirche Drangsale kurz aufgezeichnet, und nach Kräften die verabscheuungswerthe Ketzerei der Arianer widerlegt und gezeigt, wie weit dieselbe von der Wahrheit entfernt ist." (Dieser Brief ist nämlich die Vorrede zu seinen berühmten „Vier Reden gegen die Arianer.") Was ich beim Niederschreiben erlitten habe, glaube ich euerer Fröm-

migkeit mittheilen zu müssen, damit ihr auch hieraus erkennt, wie wahr der Ausruf des seligen Apostel Paulus ist: O Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! und mir verzeihet, dem schwachen Menschen. Je mehr ich schreiben wollte, je mehr ich mich anstrengte, um die Gottheit des ewigen Wortes zu begreifen, desto weiter wich die Erkenntniß von mir, und ich erkannte, daß ich in demselben Grade von ihr verlassen würde, in welchem ich sie erfaßt zu haben glaubte. Und was ich einzusehen vermeinte, vermochte ich nicht niederzuschreiben; und was ich schrieb, steht weit hinter dem, was ich im Geiste trug, und es wurde nur ein schwacher Schatten davon. Das Begreifen der Wahrheit ist wegen der Schwäche des Fleisches weit von uns. Aber wenn es auch unmöglich ist zu sagen, was Gott ist, so ist es doch möglich zu bestimmen, was er nicht ist. Wir wissen nämlich, daß er nicht wie der Mensch ist und daß man Endliches nicht von ihm denken dürfe. So ist es auch mit dem Sohn Gottes. Sind wir, unserer Natur nach, auch weit von ihm entfernt, so ist es doch leicht, die Gebilde der Häretiker zu widerlegen und zu sagen: das ist der Sohn Gottes nicht; und: es ist nicht erlaubt, so wie sie von seiner Gottheit zu denken und zu lehren."

Mit dieser Demuth des Geistes betrachtete er, der tiefe Denker, die göttlichen Geheimnisse und bezeugt von sich, daß er über sie nur zu stammeln vermöge, während die Arianer mit höchster Flachheit und Unbesonnenheit sie erklärten, ja durch leichtfertige Späße sie anschaulich zu machen suchten [1]), und wenn weder diese noch die rohe Gewalt durchdrangen, frech behaupteten: es handle sich ja nur um leere Worte! Die Niedrigkeit des irdischen Sinnes hat keine Ahnung von

---

1) Um die Gleichewigkeit des göttlichen Sohnes zugleich lächerlich und unpopulär zu machen, redeten die Arianer Frauen auf der Straße an und fragten: „Hattest du einen Sohn, bevor du ihn geboren hattest?" Oder sie sagten: „Wenn der Sohn gleichewig wäre wie der Vater, so wäre er des Vaters Bruder und nicht sein Sohn."

der Erhabenheit der Mysterien Gottes, welche dem geheiligten Sinne stets in höchster Heiligkeit vorschweben und wiederum heiligend auf ihn zurückwirken. Da drängten sie sich in den goldenen Sälen des Kaiserpalastes zu Constantinopel um ihren tyrannischen, leichtsinnigen Kaiser all' die Arianer, die geschmeidigen Höflinge, denen es mehr zu thun war um die Genüsse des Lebens in kaiserlicher Gunst, als um das ewige Leben, und für deren enge Köpfe ihre Staatskirche unter kaiserlicher Oberbischofsheit gerade das Ideal war, zu welchem sie sich zu erschwingen vermochten, während ihnen die Einheit der Menschheit in Christus und seiner Kirche ein Unding, weil Christus selbst — nur ein Mensch war. Da drängten sie sich um ihren Kaiser mit heuchlerischen Worten von Weltfrieden und von Bruderliebe, welche ihr Glaube so herrlich bewerkstellige; und von Bedauern, daß die katholischen Bischöfe diesen Frieden und diese Liebe durch ihren Trotz und ihre Anmaßung so schnöde störten und einen unmöglichen Glauben forderten; und von Großmuth, daß der Welt durchaus zu der arianischen Glückseligkeit verholfen werden müsse und widerspenstige Bischöfe deshalb in Verbannung zu wandern hätten. Und Letzteres geschah denn auch in reichlichstem Maße, denn dem Kaiser gefiel diese Gesinnung und diese Sprache, und was sie riethen, that er. Nun aber blieb die verheißene Glückseligkeit aus und die arianischen Grausamkeiten schrieen zum Himmel. Der heilige Paulus, Bischof von Constantinopel, wurde außer Landes geschickt; aber man gönnte ihm nicht in der Fremde an einem Ort Ruhe, sondern man schleppte ihn erst nach Pontus, dann nach Mesopotamien, dann zurück nach Kappadocien, und als er trotz all' dieser durch Mißhandlungen gesteigerten Mühsale immer noch lebte, wurde er erdrosselt. Die Arianer bildeten sich ein, sie könnten die Wahrheit mit den Personen vernichten und deshalb lag ihnen so ungeheuer viel daran, Athanasius in ihre Gewalt zu bekommen und auf irgend eine Weise zum Schweigen zu bringen. Aber mit ihrer Welt von Ränken, von Sklaven und von Schergen richteten sie nichts gegen ihn aus,

wie er da saß in seiner Felsenhöhle, rings umher die lautlose Wüste, über seinem Haupte die brennende Sonne oder der strahlende Sternenhimmel Aegyptens; so arm und abgetödtet, daß sein Kleid, seine Nahrung, seine Lagerstätte nicht besser als die der armen Einsiedler waren; so verlassen, daß nur ein Mensch die Kunde seines Daseins hatte; so hilflos, daß, wenn er hier gestorben wäre, vielleicht auch nur die Löwen sein Grab gegraben hätten, wie einst das des Paulus von Theben; und doch stärker, reiner, mächtiger, größer und gebietender, als der ganze Arianismus, weil er Christus den Gottmenschen, den Erlöser, im weltabgelösten Herzen trug und mit der Martyrerliebe, die ewig lebt, um ewig zu sterben, — sterben dem Ich, leben dem Herrn, — das Kreuzesbanner des menschgewordenen, gekreuzigten Gottes schwang. In Christus besaß er Alles: für's Hienieden die Fülle der Gnaden; für's Zukünftige die Ewigkeit, die Seligkeit. Ohne Christus zerbröckelt sich ihm das Universum, und Glaube, Hoffnung und Liebe lösen sich in Rauch auf. In seinen „Reden gegen die Arianer," die er in seiner Wüsteneinsamkeit schrieb, sagt er: der Sohn ist die eigene Erzeugung der göttlichen Natur des Vaters, sein schaffendes Wort, seine wirkende Weisheit, Eins mit ihm von Ewigkeit, wie Licht und Glanz. Wir erkennen den Vater nur durch den Sohn, welcher, obschon er Gott war, Mensch wurde, um uns den Vater zu offenbaren. Ist nun der Sohn nicht wahrhafter Gott, und nicht dem Wesen nach Eins mit dem Vater, so erkennen wir den Vater gar nicht. Und umgekehrt: haben wir im Sohne die wahre Erkenntniß des Vaters, so ist der Sohn gleichen Wesens mit ihm. Gott ist nie ohne das gewesen, was seiner Natur eigen ist: nie der Vater ohne den Sohn. Wir aber bedurften eines Erlösers, der seiner Natur nach unser Herr ist, damit wir nicht durch die Erlösung anbetende Sklaven eines Götzen abermals würden. Der Zweck der Erlösung ist die Wiedervereinigung des Menschen mit Gott. Ist nun der Sohn ein Geschöpf, so bliebe der Mensch im Tode des Leibes und der Seele, ohne mit Gott

vereinigt zu werden; denn kein Geschöpf kann mit Gott vereinigen, da es selbst eines Mittlers bedarf. Der Mittler und Erlöser ist daher wahrhaft Gott, denn die geheimnißvolle, aber wahrhafte Verbindung des Menschen mit Gott kann Niemand bewirken, als Gott selbst, und Niemand uns die Kindschaft Gottes geben, als der, welcher von Natur Sohn ist. Als Menschen der Erde würden wir des ewigen Lebens nicht fähig sein, wenn nicht von Ewigkeit in Christo die Hoffnung des Lebens und des Heiles gegründet wäre. Bevor wir wurden, hat er das Reich uns zubereitet, damit wir, als auf ihn gebaute, fügsame Steine, Antheil nehmen an seinem Leben und seiner Gnade. So werden wir nach dem Untergange alles Endlichen in Christo ein unvergängliches Leben haben. Die ewige Gottheit des Sohnes ist das Unterpfand unseres eigenen ewigen Lebens, da er uns mit sich in die Ewigkeit zieht. — Diese Gedanken entwickelt Athanasius, immer gestützt auf die heilige Schrift, mit so viel Klarheit, Scharfsinn und Einfalt, daß Männer wie Basilius der Große und Gregor von Nazianz nicht müde wurden, dieses Werk zu studieren. Vielleicht hatte Gott ihn in die Wüsteneinsamkeit geführt, damit aus der Sammlung seines innersten Wesens dies Werk sich erhebe wie eine Palme, getränkt von den Wassern des ewigen Lebens.

Plötzlich, überraschend, im kräftigsten Mannesalter, siegreich gegen die Perser, starb Constantius im Jahre 361. So wie der Arianismus sein Oberhaupt, seinen Reichsbischof, seinen Kaiser verlor, stürzte er zusammen; in sich selbst durch vier Secten gleichsam geviertheilt, ohne Tradition und ohne Glaubenshalt in den Seelen, hatte er sich nur durch seinen Haß gegen die katholische Kirche und in ihrer Verfolgung, als lebensfähig erwiesen. Als er nicht mehr verfolgen durfte, starb er ab und wachte nur jedes Mal wieder auf, wenn von Neuem die Luft der Verfolgung wehte. Plötzlich kamen andere Zeiten, wo möglich noch feindseligere gegen die Kirche. Es ist nun einmal ihre Bestimmung, von Vielen bekämpft und von Niemand besiegt zu werden. Ein neuer Kaiser

wurde ihr neuer Feind: es war Julian der Apostat. Als sechsjähriger Knabe war er mit seinem Bruder Gallus allein aus dem Blutbade gerettet worden, welches nach dem Tode Constantins des Großen in dessen Familie stattfand. Auf dem kaiserlichen Schloß Mazella in Kappadocien wurden sie mit allen Ehren umringt, christlich erzogen, wissenschaftlich gebildet und so innig in's religiöse Leben eingeführt, daß beide als Lectoren im unteren Klerus aufgenommen, beim Gottesdienste die Vorlesungen aus der heiligen Schrift hielten; was den Gallus betraf, mit aufrichtiger Frömmigkeit. Im Jahre 351 erhob Constantius diesen zum Cäsar und Julian erhielt die Erlaubniß, nach Constantinopel zu gehen und dort seine Studien fortzusetzen. Er that es mit Eifer, führte ein einfaches Leben und zog dadurch die Augen des Volkes so sehr auf sich, daß Constantius eifersüchtig wurde und ihn nach Kleinasien zurückschickte. Hier herrschte der Cäsar Gallus; dadurch bekam auch Julian eine freiere Stellung und er benutzte sie, um mit heidnischen Philosophen in Verbindung zu treten und deren Systeme zu studieren, vielleicht anfangs nur aus Neugier und um Verbotenes kennen zu lernen: die Götterlehre, den Götzendienst, die Sterndeuterei. Aber er hatte nicht die Reife des Verstandes und die Gediegenheit des Urtheils, um diese Dinge richtig zu beurtheilen. Die Nebel des Polytheismus legten sich wie eine Binde über sein geistiges Auge. Aus diesen Studien des Heidenthums wurde Julian aufgerüttelt durch die Ermordung des Gallus, 354, der sich durch Grausamkeit verhaßt gemacht hatte. Constantius, mißtrauisch wie die Schwäche nun einmal ist, fürchtete in Julian immer verrätherische Absichten und ließ ihn deshalb an sein Hoflager nach Mailand kommen. Die arianische Umgebung des Kaisers war freilich nicht geeignet, ihm Ehrfurcht vor der christlichen Religion einzuflößen, aber es gelang ihm, unter dem Schutze der Kaiserin Eusebia, sich bei Constantius zu rechtfertigen und die Erlaubniß zu erhalten, in Athen seine Studien fortzusetzen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als er im Jahre 355

dahin kam. Dort befanden sich eben zwei junge Männer, deren herrliche Bestimmung es war, als zwei Gestirne erster Ordnung in der Höhe des Himmels der Kirche mit klarem Lichte aufzugehen und zu leuchten, während Julian als ein Irrstern an ihrem Horizonte dahinschießen sollte. Diese beiden durch die lieblichste christliche Freundschaft verbundenen Männer hießen Basilius und Gregor. Damals wußte Niemand, daß Julian als „der Apostat,“ Basilius als „der Große“ und Gregor als „der Theolog“ durch die Nachwelt gehen würden; aber Gregor ließ sich nicht, wie so Manche, durch Julians Studien, auch der christlichen Wissenschaft, und durch sein Talent für die Beredsamkeit bestechen, sondern sagte schon damals von ihm: „Welch' einen Unhold erzieht sich hier das Römerreich! gebe Gott, daß ich ein falscher Prophet werden möge.“ Er schrieb später über Julian: „Ich konnte nichts Gutes von diesem jungen Fürsten erwarten. Sein Kopf war immer in unruhiger Bewegung, sein Auge wild, sein Blick hart und übermüthig. Mit den Schultern zuckte er unaufhörlich und sein Gang schwankte haltungslos hin und her. Mit spöttischem und verächtlichem Ausdruck schaute er um sich, lachte übermäßig und schallend, sprach in abgebrochenen Worten, that unbescheidene Fragen, gab verletzende oder verwirrte Antworten und begleitete sie mit Geberden, die so übertrieben waren, daß sie nichts ausdrückten.“

Gregor hatte wohl sehr recht, aus einer so comödiantenhaften Erscheinung auf ein leidenschaftlich zerrüttetes Wesen zu schließen. Mehr und mehr beschäftigte sich Julian mit den traurigen Ausgeburten des Polytheismus, mit Magie, Astrologie und Zeichendeuterei; und mehr und mehr verfinsterten sie ihm die Seele und drängten ihn zum heimlichen Götzendienst, so daß sein erstes Geschäft nach dem Erwachen darin bestand, dem Merkur zu opfern, dem Gott der List und des betrügerischen Talentes. Im nächsten Jahre vermählte Constantius seine Schwester Helena mit Julian und machte ihn zum Cäsar in Gallien. Kein Ascet führte nun ein strengeres Leben als er. Mit der geringen Soldatenkost war

er zufrieden; ein Teppich und ein Thierfell, auf dem Fußboden ausgebreitet, war sein Lager. Nie schlief er über Mitternacht hinaus und nie hatte er Feuer im Schlafzimmer, und wenn es auch in Paris so kalt war, daß die Seine zufror. Er haßte das Theater, die Spiele und Wettrennen des Circus, die Gladiatorenkämpfe mit wilden Thieren als zeitraubend, und beschäftigte sich entweder mit kriegerischen Uebungen und Kriegsführung gegen die Franken und Allemannen, oder mit wissenschaftlichen und philosophischen Studien und schriftstellerischen Arbeiten. Aber die äußere Abtödtung ohne die innere ist kein Gewinn, nährt nur den Hochmuth statt ihn zu bekämpfen; umsomehr, als Julian nur äußere Zwecke mit ihr verfolgte. Eines Theiles wollte er sich beliebt machen bei den Galliern, einem so schlichten und einfachen Volke, daß es Tänzer für Wahnsinnige hielt; anderen Theiles wollte er Constantius über seine unchristliche Gesinnung täuschen, indem der Kaiser, obzwar mit ganzem Herzen dem Arianismus zugethan, sich nichtsdestoweniger für einen vortrefflichen Christen und Beschützer des Christenthums hielt und einen Abfall zum Polytheismus in seiner Familie mit dem Tode bestraft haben würde. Eine Martyrerliebe zu seinen Götzen schöpfte Julian aber nicht aus seiner Sterndeuterei. Noch am Feste der Epiphanie im Jahre 361 wohnte er dem christlichen Gottesdienste bei; bald darauf aber sagte er seinem Gott und seinem Kaiser zugleich die Treue auf, empörte sich gegen Constantius und brachte öffentlich und feierlich heidnische Opfer dar. Nach wenigen Monaten war er Alleinherrscher im Römerreiche. Seine erste Maßregel, wie er wähnte gegen die Kirche, war die: sämmtliche verbannte und abgesetzte Bischöfe wieder in ihre Diöcesen und auf ihre Sitze zurückzurufen. Er hoffte, sie würden nun den Krieg wider die Arianer auf's Heftigste führen, diese sich eben so heftig vertheidigen und das ganze Christenthum in Zank und Streit, in Haß und Verfolgung, in Blut und Thränen sich selbst aufreiben. Aber es geschah gerade das Gegentheil. So wie nur der äußere Druck von der Kirche wich und sie frei

aufathmen und sich regen und bewegen konnte, da öffneten sich auch sogleich wieder in ihrer eigensten Tiefe die Balsamquellen, die der heilige Geist ihr bewahrt, und in reinen, linden, frischen Wellen ergoß sich der katholische Glaube heilend, versöhnend, wundenstillend über die zerrissenen, blutigen Glieder der verstörten und gepeinigten Menschheit.

Fast sechs Jahre hatte Athanasius, gehetzt und gejagt wie ein wildes Thier der Wüste, auf der Flucht und in der Verborgenheit gelebt. Nun kehrte auch er nach Alexandrien zurück, wo der wegen seines Wuchers verachtete und verhaßte Arianerbischof Georg in einem Volkstumult umgebracht war; und versammelte in dem nämlichen Jahre 362 ein Concil, auf welchem mit weiser Milde gegen den gefallenen Feind beschlossen wurde, daß nur die Häupter der Häresie ihrer geistlichen Würden entsetzt werden sollten. Bereuten sie, so wurden sie in die katholische Gemeinschaft, doch nur der Laien, nicht der Priester, aufgenommen. Diejenigen aber, welche nur aus Furcht oder Unwissenheit oder Zwang zum Arianismus abgefallen waren und es bereuten, oder Solche, die sich auf einige Zeit hatten täuschen lassen, wie die Bischöfe zu Rimini, durften im Klerus verbleiben. Die Seele dieser christlich klugen Maßregeln war Athanasius. Nicht die leiseste Erbitterung, nicht der flüchtigste Rachegedanke streiften an sein Herz. Die Welt für Christus zu gewinnen, die ganze Menschheit zu führen zur glückseligen Erkenntniß des menschgewordenen Gottes: dies Verlangen erfüllte seine heilige Seele. War er unerschütterlich, wo es galt, den reinen Glauben zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten aufrecht zu halten, so war er wiederum die Nachsicht selbst, wenn es galt, zu jener Ehre und zu diesem Heile die Liebe zu üben. Nicht zerfleischen wollte er die Glieder Christi, sondern zärtlich verbinden. Diese Maßregeln wurden in Griechenland, Italien, Gallien und Spanien angenommen und befolgt. Nur Bischof Lucifer von Cagliari, ein feuriger und leidenschaftlicher Charakter, der glänzende Siege über den Arianismus erfochten und sich dadurch die Ungnade des Constantius

und eine lange Verbannung zugezogen hatte, weigerte sich, diesen Beschlüssen beizutreten; verwarf nicht nur die Gemeinschaft mit den reumüthigen Arianern und den Bischöfen von Rimini, sondern auch mit der ganzen Kirche, welche diese Gemeinschaft eingegangen war, bildete sich eine Partei von Anhängern seiner überstrengen Grundsätze und blieb in ihnen bis zu seinem Tode. Julians Erwartungen wurden aber durch ein so schwaches Zerwürfniß nicht im mindesten befriedigt. Er sah die Kirche mehr und mehr zur Ruhe gelangen, zur Einheit sich sammeln, ja wachsen und unerwartete Fortschritte machen, obgleich er, der Kaiser, offen das Heidenthum beschützte und Verachtung des Christenthumes prahlend zur Schau trug. Da nun Athanasius der christliche Held des Jahrhunderts war, und mit einer Verehrung, die mit seinem Ruhme und seiner Heiligkeit stieg, in Alexandrien wieder aufgenommen worden war, und dort so hinreißend durch die himmlische Kraft seiner Rede wirkte, daß er die Heiden nach und nach überwältigte und daß die Götzenpriester dem Kaiser berichteten: bliebe Athanasius in Alexandrien, so würde man bald umsonst nach einem Verehrer der Götter in der Stadt suchen; so entlud sich der volle Zorn des Abtrünnigen über den Heiligen. Julian befahl, Athanasius solle unverzüglich Alexandrien verlassen, und dem Volke schrieb er: In wahnsinniger Verwegenheit und ohne auch nur einen kaiserlichen Befehl abzuwarten, sei Athanasius in seine Heimath zurückgekehrt und habe mit gewohnter Frechheit den von den Galliläern sogenannten bischöflichen Stuhl wieder besetzt. Da er nun vernehme, daß dies dem frommen Volke der Alexandriner höchst unangenehm sei, so befehle seine Menschenfreundlichkeit dem Athanasius, augenblicklich die Stadt zu verlassen, wenn er sich nicht scharfe Strafen zuziehen wolle. Das fromme Alexandrinische Volk fand aber nur die Entfernung und nicht die Anwesenheit des heiligen Patriarchen höchst unangenehm und erließ in diesem Sinne ein Bittschreiben an den Kaiser. Julian antwortete entrüstet: Da die Alexandriner zum Erbauer ihrer Stadt den großen Alexander, zu ihren beschützen-

den Gottheiten aber König Serapis und Isis, die Königin Aegyptens hätten: so sei ihr Verlangen durchaus verwerflich. Er schwöre bei den Göttern, er schäme sich, daß auch nur ein Alexandriner sich zu den Galliläern bekenne und den seligen Zustand vergesse, in welchem die Stadt sich befunden, als noch ganz Aegypten in Gemeinschaft mit den Göttern gestanden und durch sie an allen Gütern Ueberfluß gehabt habe. Nicht durch die Lehre der verhaßten Galliläer sei sie zu ihrer Blüthe gekommen. Wolle sie indessen durchaus in ihrem Aberglauben verharren, so dürfe sie doch nicht den verschmitzten Athanasius zurückwünschen, denn es gehe nicht an, daß ein so unternehmender Mann Volksführer sei, zumal nicht Athanasius, der es für etwas Großes halte, wenn er seinen Kopf verliere. Um nicht Julians Zorn gegen die Stadt zu steigern, wich Athanasius, tröstete seine Gemeinde, ermahnte sie zum festen Vertrauen und versicherte, Julian sei nur eine flüchtig vorüberziehende Wolke. Dann bestieg er ein Nilschiff, um stromauf nach der Thebais zu gehen. Kaum war er abgefahren, so setzte ihm ein kaiserliches Schiff nach, dessen Bemannung einen Befehl des Kaisers hatte, ihn um's Leben zu bringen. Bei dieser Kunde flehten ihn seine Begleiter an, sogleich zu landen und in die Wüste zu fliehen. Statt dessen gebot Athanasius mit großer Geistesgegenwart dem Steuermann, augenblicklich das Schiff zu wenden und wieder stromab zu fahren, richtig voraussetzend, daß die Mörder in einem Schiff, welches gen Alexandrien fuhr, nimmermehr den Athanasius vermuthen würden. Und so war es auch wirklich. Als das kaiserliche Schiff ihnen entgegen kam, fragten die Verfolger, ob man nicht den Athanasius gesehen habe? „Er ist nicht weit von hier," gab man zur Antwort; „ihr könnt ihn leicht erreichen." So fuhren die Schiffe an einander vorüber; Athanasius erreichte heimlich wieder Alexandrien und lebte in der Verborgenheit, bis seine Prophezeihung in Erfüllung ging und Julian wirklich wie eine Wolke dahin war. Er hatte sich im Kriege gegen die Perser bis zu deren Hauptstadt Ktesiphon über den Tigris hinaus gewagt, litt

mit seiner Armee an furchtbarer Hungersnoth und fiel in einer verlorenen Schlacht am 26. Juni 363 in der Blüthe des Lebens. Es wurde erzählt, als er die Todeswunde gespürt, habe er eine Hand voll Blut gen Himmel geworfen und ausgerufen: „Galliläer! du hast gesiegt!" — Sein Lebensbeschreiber Ammian Marcellin, der sich in der Armee befand, erzählt es nicht. Aber möge Julian es gesagt oder nicht gesagt haben, gedacht hat er es gewiß hundert Mal und schon im Leben, wenn er seine todtgeborenen Anstrengungen für den Polytheismus mit den kräftigen Lebensäußerungen des Christenthumes verglich.

Sein Nachfolger, Kaiser Jovian, wurde sogleich im und vom Heere gewählt und nahm die Wahl nur unter der Bedingung an, daß sich das Heer für ein christliches erkläre. Er bekannte sich sogleich öffentlich zum katholischen Glauben, und eine seiner ersten Handlungen war, daß er Athanasius durch ein höchst ehrerbietiges Schreiben auf den Patriarchenstuhl zurückrief. „Ich bewundere deine Tugend, deine gottähnliche Gesinnung, deine Liebe zum Heiland, deine Thaten. Ich lobe dich, daß du erhaben über alle Leiden, vor deinen Verfolgern dich nicht gefürchtet, alle Gefahren, ja sogar die des Todes gering geachtet und, den theuern wahren Glauben festhaltend, für die Wahrheit gekämpft hast. Dadurch bist du der gesammten christlichen Kirche ein Muster des vollkommenen Lebens geworden. Kehre zurück zu deiner Kirche und weide das Volk Gottes." Er wünschte auch den großen Patriarchen persönlich kennen zu lernen; denn es hatten sich arianische Kleriker alsbald eingefunden, um zu versuchen, ob der neue Kaiser nicht auch zu bethören und ebenso für ihre Sache zu stimmen sei, wie sie das seit dreißig Jahren gewohnt waren, unter dem rechtgläubigen Constantin, wie unter dem arianischen Constantius und unter dem abtrünnigen Julian. Aber Jovian war ein ganz gerader reiner Charakter, und als die Arianer mit ihren alten Klagen gegen Athanasius und mit dessen langen und häufigen Verbannungen, als ein Zeugniß für seine Missethaten, vor dem Kaiser erschienen, hörte

er sie das erste Mal gar nicht an, und beim zweiten Male antwortete er: „Schweigt mir von Athanasius! ich weiß, warum ihr ihn anklagt und warum er verbannt wurde.“ Mit zäher Frechheit hielten sie sich noch immer nicht für geschlagen, erschienen zum dritten Male vor Jovian und behaupteten, sie hätten jetzt andere Klagen gegen Athanasius. Diese bestanden aber nur in der Bitte, es möge dem Kaiser gefallen, einen anderen Bischof nach Alexandrien zu senden. Jovian sagte ungeduldig: „Fort! fort! die Sache des Athanasius ist beendet; ihr wißt es.“ — „Schickst du ihn, so geht unsere Stadt zu Grunde, denn Niemand hält sich zu ihm.“ — „Ich habe mich erkundigt und erfahren, daß er rechtgläubig und ein guter Lehrer ist.“ — „Mit dem Munde spricht er schön; im Herzen ist er heuchlerisch.“ — „Was ihr von ihm bezeugt, daß er nämlich gut und richtig lehre, genügt. Denkt er im Herzen schlecht, so hat er es mit Gott zu thun. Wir Menschen halten uns an seine reine Lehre; Gott allein schaut das Innere.“ — „Erlaube, mächtiger Kaiser, daß wir uns zum Gottesdienste versammeln.“ — „Wer hindert euch daran?“ — „Athanasius erklärt uns für Häretiker.“ — „Das ist seine und aller guten Lehrer Pflicht.“ — „Aber wir können ihn nicht ertragen, mächtiger Kaiser, denn auch die Güter der Kirche nimmt er weg.“ — „Ah!“ rief Jovian, „so seid ihr also wegen einer Geldsache und nicht wegen kirchlicher Angelegenheiten gekommen? Geht und schweigt.“ Mit ähnlichen Klagen wurde der Kaiser auch von Seiten der Heiden belästigt. Ein Philosoph aus der Secte der Cyniker beschwerte sich bitter über Athanasius, weil ein Beamter sich auf denselben berufen habe, um ihm sein Haus wegzunehmen. „Wenn der Beamte das gethan hat,“ antwortete der Kaiser, „warum klagst du denn über Athanasius?“ Wie eine kläffende Meute hungriger Hunde über den Edelhirsch, fielen sie wieder und immer wieder über Athanasius her; aber sie erreichten weiter nichts, als daß Jovian mit um so größerer Ehrerbietung den heiligen Patriarchen an seinem Hoflager zu Antiochien empfing, ihn um eine Darstellung des wahren Glaubens, und um einen Plan bat, nach

welchem er, der Kaiser, die kirchlichen Angelegenheiten behandeln könne. Athanasius gab wiederum als Glaubensregel das Symbol von Nicäa, diesen Inbegriff des apostolischen und katholischen Bekenntnisses, an; alle übrigen Pläne scheiterten aber an Jovians frühem Tode. Er starb auf der Reise von Antiochien nach Constantinopel, ganz plötzlich im Februar 364. Seine Gemahlin Chariton eilte ihm entgegen; sie hatte ihn noch nicht als Kaiser gesehen und fand ihn jetzt als Leiche. Von dem Glanze des Thrones und der Krone empfing Jovian nichts, als ein Grab in der Kirche der heiligen Apostel zu Constantinopel zwischen den übrigen Kaisern.

An seiner Stelle wählte das Heer den Tribun der Garden, Valentinian, einen Pannonier. Als er berathschlagte, wen er zum Mitkaiser ernennen solle, sagte einer der Feldherren mit edlem Freimuth: „Denkst du bei dieser Wahl an deine Familie, erlauchter Kaiser, so hast du deinen Bruder. Denkst du aber an das Reich, so wähle den Tüchtigsten." Trotz dieses Rathes ernannte Valentinian seinen Bruder Valens zum Mitkaiser und wies ihm das Morgenland zu, während er selbst in's Abendland ging. Valens ließ sich in Glaubenssachen ganz und gar beherrschen von seiner Frau, und sie war arianisch. Daraus ließ sich auf stürmische Tage für die Kirche schließen; und sie traten bald ein. Valens verbannte wiederum alle katholischen Bischöfe, welche früher Constantius verbannt, Julian aber, wenn auch in gehässiger Absicht, wieder auf ihre Stühle eingesetzt hatte. Die Arianer, und zwar die von der allerungläubigsten Partei, waren am Ruder und vergrößerten sich massenweise, da auch die Halb- und Viertel-Arianer lieber sich ihnen anschlossen, als die Ungunst theilten, in der die Katholiken standen. Die alten Grausamkeiten, Gefängniß, Geißel, Einziehung des Vermögens, Beleidigungen und Mißhandlungen aller Art kamen wieder gegen die Katholiken auf, um sie zum Abfalle zu drängen. Ein Schiff mit achtzig Geistlichen, die nach Nikomedien kamen, um den Kaiser um Gerechtigkeit gegen seine

barbarischen Beamten zu bitten, wurde auf seinen Befehl, als es auf hohem Meere war, in Brand gesteckt. Die Schiffsmannschaft, welche dies Henkeramt übernommen hatte, floh in Kähnen davon; die achtzig Martyrer aber kamen sämmtlich im Feuer oder in den Wellen um. Juden und Heiden genossen unter Valens volle Freiheit für ihren Cultus. Oeffentlich und ohne Scheu wurden wieder heidnische Tempel besucht, Opfer dargebracht, Mysterien gefeiert, Sterndeuterei getrieben, Zauberkunst und Geisterwesen zu Rathe gezogen. Kaiser Valens, der nicht an die Gottheit Jesu glaubte, weil dieser Glaube die Fassungskraft arianischer Köpfe überstieg, glaubte ganz fest an allerlei Magie, wie sich das zu jeder Zeit mit dem Unglauben verschwistert findet. Die Menschenseele hat einen solchen schmachtenden Durst nach dem Uebernatürlichen, daß, wenn ihr nicht durch die Offenbarung das Reich des Lichtes und der Wahrheit geöffnet wird, sie sich besinnungslos in die dunkeln Regionen stürzt, wo die Geister des Abfalles in den Schatten des Todes hausen und herrschen und ihr Das bieten, was sie selbst besitzen: Täuschung, Verwirrung und Lüge in der prahlerischen Maske höherer Offenbarung. Ein solcher Act der Zauberei kostete vielen Menschen unter Valens das Leben, so fest glaubte er daran. Zwei Schwarzkünstler waren befragt worden, wer der Nachfolger des Valens auf dem Throne sein werde. Ueber ihre Antwort ließ er sie auf der Folter befragen. Sie gaben bereitwillig über Alles Auskunft und sagten: Aus Lorbeerzweigen flochten wir einen Tisch auf drei Füßen, der den Dreifuß zu Delphi darstellt. Er wurde durch geheime Zaubersprüche und durch lange Ceremonien geweiht und dann aufgestellt in der Mitte eines Hauses, das durch vielfache Wohlgerüche gereinigt worden war. Dann stellten wir auf den Tisch ein rundes, aus verschiedenen Metallen zusammen geschmolzenes Becken, auf dessen Rand die Buchstaben des griechischen Alphabetes, in gewisser Entfernung von einander, ringsum eingegraben waren. Nun nahete dem Tische ein Mann im Linnenkleide, mit der Opferbinde und Eisenkraut

(Verbena, die Zauberpflanze) um die Stirne. Durch gewisse Zauberlieder rief er Apollo, den Gott der Weissagung an, und setzte dann über dem Becken einen Ring in Schwingung, der durch die Geheimnisse der Magie zubereitet war und vermittelst eines ganz feinen Fadens an einer Schärpe hing, die der Mann in der Hand hielt. Wir fragten nun, wer der Nachfolger des jetzigen Kaisers sein werde? und der Ring berührte in Schwingungen anschlagend nacheinander die Buchstaben Theod. Da rief einer der Anwesenden: es sei genug, dies bedeute Theodor; und man fragte nicht weiter. Einer der kaiserlichen Geheimschreiber, ein ausgezeichnet geistvoller und gebildeter Mann und Heide, hieß Theodor, und die Fragenden, vermuthlich selbst Heiden, waren sehr mit diesem Orakel zufrieden. Kaiser Valens aber gerieth in Wuth und ließ viele Personen hinrichten; unter ihnen auch solche, auf denen keine andere Schuld haftete, als daß sie Theodosius, Theodul rc. hießen und folglich die fünf prophetischen Buchstaben im Namen führten.

In den ersten Jahren dieser Regierung hatte Athanasius keine Verfolgung auszustehen. Er benutzte die ungewohnte Ruhe, um das Leben des heiligen Einsiedlers Antonius zu verfassen und darin die Lehren zusammen zu tragen, welche den Beginn, den Fortschritt und die Beharrlichkeit auf dem Wege christlicher Vollkommenheit regieren müssen. Diese Schrift machte ungeheueres Aufsehen in der christlichen Welt. Sie fiel wie ein zündender Funke auf den innersten Heerd der Herzen und ließ in ihnen hell und freudig die Christusliebe aufflammen, die Liebe, die sich opferselig in die Nachfolge Jesu schwingt; die mit den Martyrern wetteifert, indem sie zwar nicht den augenblicklichen Tod, aber ein sterbendes Leben freiwillig wählt; die nicht von Noth, Elend, Armuth, Niedrigkeit zur Entsagung aller Genüsse des Daseins gezwungen wird, sondern von den Flügeln heiliger Betrachtung gehoben und von der unstillbaren Sehnsucht nach den Wonnen einer wechsellosen Befriedigung gedrängt, allen irdischen Glücksballast von sich wirft, um dem Kreuz, den Dornen und

den Myrrhen zuzueilen, aus denen der göttliche Geliebte seinen Thron hienieden baute. Wie Schaaren von schimmernden Tauben über die Höfe und Scheunen und Aecker der Menschen auffliegen und zum klaren, sonnigen Frühlingshimmel emporrauschen, so stiegen all überall Taubenseelen über das niedere Treiben der Welt empor, nachahmend jene mystische „Taube in Felsenklüften" des wunderbaren Hohen-Liedes, und ganz sich versenkend in den Felsenstall von Bethlehem, in die Felsengrotte von Gethsemane, in den blutumrieselten Felsenhügel Calvaria. Etwas so Liebliches hatte die christliche Welt noch nicht gesehen. Das strahlende Heldenthum des Martyriums, dies Geschmeide von Rubinen im Schatze der Kirche, hatte sie gehabt und der Triumph der Gott liebenden Seelen über Folter, Marter und Tod frohlockend gefeiert. In ihren Martyrern litt und liebte die Kirche das Leiden Jesu. Aber nun, mit einer anderen Zeit, traten andere Helden auf, ohne Folteranstalt blutlos sich hinopfernd, nicht am Stamme, sondern am Fuße des Kreuzes, mitleidend die Schmerzen der gebenedeiten Jungfrau Maria um den Vielgeliebten, mystisch von sieben Schwertern tödtlich im Herzen verwundet. Das verborgene Heldenthum der Jungfräulichen bereicherte den Schatz der Kirche mit einem Geschmeide von Perlen. Es war als ob ein Zauberschlag Drang und Bedürfniß der christlichen Welt nach diesen stillen Helden offenbart hätte; als ob in Folge desselben von tausend und tausend Herzen die Verpuppung in Gewohnheit und alltägliches Wohlbehagen abgesprengt worden wäre; und als ob aus dieser verpuppten Raupenhülle der Schmetterling, die Seele aufführe zum Licht ihrer himmlischen Bestimmung. Eine wunderbare Bewegung der Geister in dieser Richtung gab sich in der ganzen christlichen Welt in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts kund und zeigte, wie umgewandelt die Menschheit durch das Christenthum sei. Der Polytheismus trieb die Seinen zu jeglichem Genuß des Daseins, hier feiner, dort gröber, bald geistiger und bald sinnlicher Art; und auch die Verschmähung des Genusses entsprang unter

seinem Einflusse nur aus Hochmuth, nur aus Wohlgefallen an der eigenen Kraft und Vortrefflichkeit; denn Selbstliebe war das Princip des Polytheismus, war sein innerster Kern, wie die Gebilde, die er schuf und die er Götter nannte, es in höchster Instanz beweisen. Aber das Christenthum, das aus der Liebe Gottes zu den Menschen hervorgegangen und dessen Kern der Athemzug Gottes im heiligen Sacrament — die Liebe ist, das konnte nimmermehr die höchste Stufe der Glückseligkeit hienieden als Genuß auffassen. Wie die Heiden das Vorbild ihres Glückes in ihren Göttern fanden, so suchten auch die Christen ihr Glück in ihrem Gott, dem menschgewordenen, und verwarfen Alles, was er verworfen, und liebten Alles, was er geliebt hatte. Ein übernatürlicher Kreuzzug ging durch die Menschheit, ein Zug zur Eroberung des mystischen Kreuzes Christi. Denn das war nun einmal klar und gewiß: was Christus am meisten auf Erden verlangt hat, das war das Kreuz, da er, um am Kreuze zu sterben, den Thron der heiligen Dreifaltigkeit verließ. Dieser Kreuzzug der Christen war ganz allgemein und ganz unabhängig von Land, Volk, Klima oder sonstigen äußeren Einflüssen. Die besten, die edelsten, die geistvollsten, die reichsten, die vornehmsten Menschen, die in den glücklichsten Verhältnissen ein zufriedenes, bewundertes, beneidetes, angenehmes Leben führten, Männer und Frauen und Jungfrauen erkannten, daß es etwas Höheres gebe hienieden, als ein angenehmes Leben zu führen, nämlich: um Christi willen es zu verschmähen. Und was sie erkannten, führten sie aus. Wo Christen waren, bildeten sich aus der Blüthe ihres Geistes und Herzens Genossenschaften, die ein gemeinsames Leben der Abtödtung, des Gebetes und der Arbeitsamkeit führten, in welcher jeder Einzelne zu Gunsten der Gemeinsamkeit dem Besitz entsagte oder erst eintrat, nachdem aller Besitz zuvor an die Armen vertheilt war; und in welcher die Gemeinsamkeit keinen anderen Gebrauch vom Vermögen machte, als um nach allen Richtungen hin Wohlthaten, Almosen und Unterstützungen zu spenden. Solche Genossenschaften entstanden

häufig, um edle Männer und Frauen, in deren Gemüth die Flammen der Christusliebe irdische Neigungen verzehrten und nach Außen hin leuchtend und erwärmend, verwandte Gemüther in ihren Kreis zogen. So der kirchliche Schriftsteller Sulpitius Severus an den heiteren rebenumkränzten Ufern der Garonne. So Paulin, der künftige heilige Bischof von Nola, in Spanien dort, wo der Ebro in seinen Fluthen Goldkörner durch üppige Fluren wälzt. So Macrina, unfern der Küste des schwarzen Meeres, zwischen den waldumrauschten Bergen der rauhen Provinz Pontus. So Asella in Rom, Melania in Jerusalem, Paula in Bethlehem. Oder es traten Genossenschaften in aller Stille und ohne den Schutz irgend eines glänzenden Namens zusammen, wie jene in Trier, die mittelbar dem Leben des heiligen Augustinus eine erschütternde Wendung gab; oder wie die Mönche, die unter dem heiligen Martinus zu Tours die erste geregelte Ordensgesellschaft im Abendlande wurde; oder wie die zahlreichen Genossenschaften, welche durch Aegypten und den ganzen Orient verbreitet waren. Diese Erscheinung war ebensowenig zufällig entstanden, als willkührlich oder künstlich herbeigeführt. Sie war eine himmlische Fügung, eine Anregung des heiligen Geistes, der die Kirche über alle menschliche Hinfälligkeit hinweg, in ewiger Kraft und Jugendfrische erhält.

Gerade in dieser Zeit trat der Arianismus purpurgeschmückt und kronentragend, mit seiner Anbetung der Kaisermacht und seiner Herabsetzung des Gottessohnes, mit seiner Werthschätzung von Glanz und Herrschaft und seiner Verachtung der göttlichen Mysterien, so frech in's Christenthum hinein und behauptete mit solcher Dreistigkeit, er sei die wahre Kirche, er lehre den wahren Glauben, daß dem Christenthum große Gefahr drohte, in einen neuen Polytheismus hinabgezogen zu werden. Wo die Selbstliebe aufgeht, geht die Christusliebe unter. Alle Häresien haben sich selbst lieber, als sie Christus haben. Darum verachten sie die praktische Nachfolge Christi in der Befolgung der evangelischen Räthe. Das ist nun einmal die gemeinschaftliche Signatur aller Häre-

sien; auch der arianischen. In ihre heidnisch-selbstische Weltanschauung hinein schien nun plötzlich eine Stimme vom Himmel laut zu rufen: „Wer mein Jünger sein will, der verlasse Alles und folge mir nach.“ Nur mein Jünger, sagt Christus, und nicht etwa: wer mein Prophet, oder mein Apostel, oder meiner Kirche Oberhaupt, oder sonst etwas Großes, sondern nur einfach mein Schüler sein will, der verlasse Alles. Dieser Ruf, der immer im Namen Christi von der Kirche ausgeht und von jedem Christen nach seinem Gnadenmaß, seinen Standespflichten beherzigt werden soll, fand nun eben damals einen ungeheueren Anklang und warf ein mächtiges Gewicht gegen den Arianismus in die Wagschale der sinkenden Welt: den Opferdurst und das Gebet. So lange in der Menschenbrust noch eine Spur vom Ebenbild Gottes lebendig ist, wird immer das Herz mit Theilnahme und Bewunderung denjenigen Seelen nachschauen, die zugleich so stark und so zärtlich sind, um aus der freudenreichen Helle ihres Daseins in den Schatten der Entsagung zu treten oder um in dunkle Unscheinbarkeit sich zu versenken, nachdem sie so viel Glanz um sich verbreitet haben; und es wird ein sympathischer Zug die Bewunderer an den Gegenstand ihrer Bewunderung fesseln und in Manchen so mächtig werden, daß sie die nämliche Richtung einschlagen und verfolgen. Diese anziehende, fesselnde und umbildende Kraft besaß Antonius während seines Lebens und übte er nach seinem Tode nicht allein durch die Jünger, die an ihm und um ihn sich gebildet hatten, sondern auch durch die bloße Beschreibung seines Lebens, die ein heiliges Genie einfach und beredt, klar und tief aufzeichnet. Und wie war es so lieblich, wie vollendete es seinen Ruhm und seine Krone, daß der große Athanasius, der die ganze christliche Welt zum Kampfe aufrief für die Gottheit Christi, für diesen Kampf die Bischöfe begeisterte, die Priester heranbildete, die Gemeinden unterrichtete, für ihn allen Geist, alle Wissenschaft, allen Scharfsinn in Wort und Schrift in Bewegung setzte, für ihn drei Welttheile durchwanderte, bald im Triumphe, bald auf

der Flucht, für ihn heute der Verfolgte und morgen der Liebling der Kaiser war; daß er jetzt, immer für denselben Kampf, aber auf einem anderen Schauplatze, Geisterheere ins Leben rief und Geisterschlachten in Bewegung setzte, welche feuriger, anschaulicher und eindringender als Wort und Schrift, die Frage von der Gottheit Christi lösten; denn so geliebt wird nur der menschgewordene Gott. Da saß der heilige Greis, siebenzigjährig und ergraut in mannigfachen Drangsalen, Mühen und Nöthen vieler sorgenschwerer Tage, langer betrübter Zeiten, und erfrischte seine Seele in der Erinnerung an den heiligen Lehrer seiner Jugend. Und wenn er im Geiste erkannt hat, welchen himmlischen Feuerbrand er damit in die Welt hineinwarf und welche Glorie für den Gottessohn daraus auflodern würde, so muß er sich mitten in der Leidenssündflut seines Lebens als ein begnadetes Werkzeug Gottes selig gepriesen haben.

Kaiser Valens gab im Jahre 367 den Bitten der Kaiserin nach und ließ sich vom Arianerbischof Eudoxius von Constantinopel taufen. Im nämlichen Jahre empfing der Statthalter von Alexandrien den Befehl, Athanasius aus der Stadt zu verweisen. Kaum verbreitete sich diese Kunde unter dem Volke, so gerieth es in heftige Unruhe und drohte in Empörung auszubrechen. Es wollte sich nicht mehr trennen von seinem geliebten heiligen Patriarchen; es hielt dafür, daß er und seine Gemeinde bereits genug Trübsal durch Trennung ausgestanden hätten. Es empörte das moralische Gefühl des Volkes, den Greis abermals umhergejagt und allem Elende preisgegeben zu wissen. In großer Aufregung versammelte es sich vor dem Palaste des Statthalters und begehrte, derselbe möge dem Kaiser Gegenvorstellungen machen. Er versprach es und der Tumult legte sich. Athanasius aber kannte seine Feinde und traute ihnen nichts Gutes zu. Als er sah, daß sich das Volk beruhigt hatte und nicht mehr den Statthalter bedrohe, entwich er Nachts, zu seinem Heile! denn gegen Morgen überfiel ein Soldatentrupp seine Wohnung und die Kirche, in welcher er den Gottesdienst zu halten

pflegte. Jeder Winkel wurde durchsucht; aber man fand ihn nicht. Er hielt sich vier Monate in der Verborgenheit auf, größtentheils in der Felsengrabkammer seines Vaters. Das alexandrinische Volk verblieb jedoch während dieser ganzen Zeit in einer so unstillbaren Gährung, daß sich Valens dadurch veranlaßt fand, Athanasius heimzurufen. Die Liebe einer christlichen Gemeinde zu ihrem Bischof rührte ihn zwar nicht im geringsten; allein die unläugbare Größe des Verfolgten imponirte ihm und schien seine Tyrannei zu bedrohen. Andere Bischöfe wurden mit Härte vertrieben und verbannt, und wenn ihre Gläubigen auch mit ganzem Herzen an ihnen hingen. Nur Scheu vor der persönlichen Größe eines Bischofes und vor der offenen Empörung der Gemeinde hielt Valens von Gewaltthat zurück. In Constantinopel kam es nach und nach so weit, daß die Arianer sämmtliche Kirchen der Stadt, und die Katholiken nur eine Privatkapelle hatten. Kaum ein halbes Jahrhundert war vergangen, seitdem Constantin der Große in voller Bewunderung des Christenthums Constantinopel als eine ächt christliche Stadt gebaut und begründet hatte. Und siehe! aus dem Samenkorn von Schwäche, womit er gegen seine wahre, seine christliche Ueberzeugung dem Arianismus einen gewissen Spielraum gegönnt hatte, war jetzt eine solche Fülle des Unkrautes auf dem Boden der Kirche erwachsen, daß sie zu Constantinopel einem Felde glich, auf dem die spärlichen Aehren ganz zerdrückt zwischen prangenden Mohn- und leuchtenden Kornblumen stehen. Jede Trübung einer Tugend zieht Verwirrung nach sich. Weil nun der Glaube alle anderen Tugenden in sich schließt, wie der Granatapfel seine tausend saftigen Kerne, so zieht die Trübung des Glaubens die schwersten, wildesten, traurigsten, rachevollsten Verwirrungen im riesenhaftesten Maßstabe und in strafendster Form nach sich. Constantin der Große würde das Constantinopel von Kaiser Valens nicht mehr als die Schöpfung seines christlichen Geistes und Strebens erkannt haben.

Athanasius kehrte also wieder nach Alexandrien zurück und verließ es nicht mehr während seiner letzten Lebensjahre. Die

äußere Ruhe war ihm gegönnt, damit er sich um so ungestörter der geistigen Wirksamkeit hingeben konnte, welche die Kirche so sehr bedurfte, um sich des Wustes zu entledigen, den die Häresie in sie hinein geschleppt hatte. Ihre Unterdrückung durch Valens dauerte ununterbrochen fort; die Arianer blieben am Staatsruder und die arianisirenden Secten in Thätigkeit und Bewegung. Neue Unruhe kam zu der alten durch die vielbesprochene Lehre von der Gottheit des heiligen Geistes und durch die irrige Auffassung, mit welcher Apollinaris die vernünftige Seele in Christus läugnete. Während so im Inneren der Kirche Zündstoff gährte, waren ihre äußeren Verhältnisse aus den Fugen gewichen. In manchen Diöcesen saßen Arianerbischöfe; in anderen suchten diese sich neben dem katholischen Bischofe zu behaupten oder einzudrängen. In Antiochien, der großen Metropole des Orients, dem Mittelpunkte von zehn großen Provinzen, befand sich nicht bloß ein Arianer, der Anspruch machte, Erzbischof zu sein, sondern in Folge eines Schisma's auch zwei katholische Erzbischöfe Paulinus und Meletius, so daß die kirchlichen Angelegenheiten des Morgenlandes, die größtentheils in Antiochien zusammenliefen, wie Bischofswahlen, Uneinigkeit unter dem Klerus, Streitigkeiten mit der Gemeinde ꝛc., keinen Mittel- und Ruhepunkt fanden, und Beängstigung der Gewissen, Verdüsterung der Gemüther, Mangel an Vertrauen zu einem unsicheren Regimente und überhaupt alle schlimmen Folgen nach sich zogen, welche aus ungeregelten Zuständen hervorgehen. Ueberdies war in der ganzen Christenheit von Sonnenaufgang bis Niedergang kein Winkelchen, wohin nicht der Irrglaube wie ein Pesthauch gedrungen wäre. An die Klöster Aegyptens und der Thebais, an die Zellen der Einsiedler in Syrien und Palästina hatte er geweht und dort sogar seine Opfer gesucht und gefunden. Der bewegliche Geist der griechischen Völker in Griechenland und Kleinasien hatte ihm Eingang gestattet; ja selbst nach Spanien, nach Gallien, zu den Völkern jenseits der Donau war er gedrungen, immer durch die Prahlerei, er sei die wahre Kirche und bringe

die reine apostolische Lehre. Afrika war von ihm angesteckt. Mit einem Worte: wo es Christen gab, da gab es freilich bei Weitem nicht überall Arianer, allein doch eine gewisse Bekanntschaft mit dem Arianismus. Unzählige arglose Seelen ließen sich von ihm bethören, weil sie ihren Glauben an die Gottheit Jesu in der Formel von Rimini: „dem Vater gleich, gemäß der Schrift," ebenso bestimmt ausgesprochen wähnten, als er es durch das: „gleichwesentlich mit dem Vater" im Symbol von Nicäa wirklich war. Neben der „Taubeneinfalt," die den Sinn fest und gerade auf Gott allein richtet, gehörte eine gewisse „Schlangenklugheit" dazu, um den Wortwindungen der Arianer aus dem Wege zu gehen, um sich nicht durch ihr Pochen auf die heilige Schrift und deren listige Deutungen bethören zu lassen, um aus ihren spitzfindigen Trugschlüssen ihre Heuchelei zu erkennen. Einem Lügengewebe auf dem innersten Glaubensgebiet selbst war die christliche Menschheit damals noch nicht gewachsen; denn einestheils hing sie noch durch gar manche Fäden mit dem Heidenthume zusammen, das unter Constantin zwar viele Köpfe, aber nicht immer Herzen, der Kirche zur Bekehrung geschickt hatte; und anderentheils war sie zu kindlich gläubig, um überall und in jedem Augenblicke Waffen des Verstandes bei der Hand zu haben, um Dasjenige zu vertheidigen, wovon sie nicht einmal ahnte, daß es angegriffen werden könne, und zwar angegriffen vom vorgeblich rechtgläubigen Standpunkte aus. Schmerzliche Zwietracht, Zerwürfniß aller Art gab sich in den Gemeinden, ja in den Familien kund. Die Eheleute, die Kinder, die Dienstboten spalteten sich in Katholiken und Arianer. Sogar Priester fielen ab, wurden arianisch und die Gemeinde blieb katholisch. Alte Freunde trennten sich, weil der Eine zu den Arianern überging und der Andere mit unsäglichem Schmerz sah, daß Alles, was er mit übernatürlicher Liebe umfaßte, von dem verblendeten Freunde mit Füßen getreten wurde. Und alte Widersacher versöhnten sich, weil Beide zum Arianismus abfielen und den Groll ihrer verhärteten Herzen gegen die Kirche ausließen. Es kam aber

auch vor, daß Freund und Feind sich die Hand reichten, weil Keinem das Losungswort seines Glaubens klar war.

In diesen Zustand hatte der Arianismus die christliche Menschheit gebracht, nachdem sie während eines Menschenalters von ihm gegeißelt worden war. Aber unter all' diesen verheerenden Winterstürmen war sie dennoch zu einem triebkräftigen, frischen Frühlingsleben erstarkt. Sie hatte sich gesammelt, sich besonnen, sich umgeschaut nach dem Leuchtthurme zwischen so vielen Klippen. Dieser Leuchtthurm war nun einmal das weltliche Oberhaupt, der Kaiser, nicht. Mit vielem Blut und vielen Thränen hatte sie diese Erfahrung erkauft. Auf ihren Bischöfen, in der Gemeinsamkeit, die sie um Rom gliedert, ruhte das Lichtfeuer des heiligen Geistes. Zwischen Klippen, Wellen und Stürmen konnte die gläubige Seele ruhig am Credo von Nicäa vor Anker gehen. Aber man hatte sich auch besonnen auf den ungeheueren Schatz, den Christus seiner Kirche in seiner Lehre hinterlassen hatte, und Lehrer hatten sich herangebildet, bei denen der feurigste Glaube mit dem gründlichsten und gediegensten Wissen Hand in Hand ging und die das Dogma, welches ihnen anvertraut war, mit allem Scharfsinn der speculativen Wissenschaft untersuchten, feststellten und stützten. Hätten die Kaiser nicht die Irrlehre in Schutz genommen, so wäre sie freilich, gleich ihren zahlreichen früheren Schwestern, aufgewacht und hätte das Seelenheil gefährdet; aber sie wäre nicht zu solcher Ausbreitung gelangt und nicht zu solchem Trotz aufgestiegen, daher auch nicht so herausfordernd für Alle gewesen, die in der Kirche Geist, Talent, Genie und Kenntnisse hatten. Die herrlichsten, die reichsten, die gewaltigsten Kräfte bedürfen oftmals gerade des Kampfes, um zu ihrer vollen Entfaltung zu gelangen; in stillen Zeiten würden sie sich nur einseitig entwickeln, aber in den großen Stürmen, die über die Menschheit einbrechen, werden sie sich ihrer Adlerflügel bewußt und nehmen ihn auf den Kampf mit den Stürmen und bestehen ihn siegreich. Denn wenn die Stürme verrauscht und die Wolken und Nebel in deren Gefolge verschwunden sind: dann

schweben sie in ungebrochener Kraft im Sonnenreich der Wahrheit und der Liebe, und sind die Alten, die ewig Jungen, während unter ihnen die Welt sich verwandelt und verändert. Wenn die Kirche solche Kämpfer hat, gereicht jede Häresie ihr zum Heil; sie setzen Gift in Balsam, Fäulniß in Leben, Verderben in Segen um; sie sind Wunderthäter des Geistes.

Das war Athanasius. Er hatte die Christenheit zur Besinnung gebracht über ihre Stellung zum weltlichen Oberhaupt, indem er sie in seinen heiligen Widerstand gegen unrechtmäßige Herrschergewalt auf dem Gebiete des Glaubens, hineinzog. Er hatte ihr den Ruhehafen eröffnet und das Schifflein Petri mit unerschütterlicher Hand an den Anker des Concils von Nicäa gekettet, indem er wider das verneinende Wuthgeschrei der halben Welt gelassen und klug behauptete, nachwies und entwickelte: dieser und kein anderer sei der von den Aposteln gepredigte katholische, überlieferte Glaube. Er hatte die Christenheit aufmerksam gemacht, wie nothwendig es sei, daß ihre Hirten und Väter sich mit heiliger Begeisterung dem Studium heiliger Wissenschaft widmeten, um jedes Pünktchen des überlieferten Glaubens als ein kostbares Heiligthum gegen jeden Uebergriff des Halbverstandes und einer falschen Wissenschaft zu wahren, indem er selbst auf jedem in Frage gestellten Punkt mit seiner Feder bereit stand, wie mit einem gezogenen Schwerte. Er hatte das Bewußtsein der Kirche, welche Macht in ihrer Einheit liege, zu hellen Flammen auflodern lassen, indem er das Einzelne stets als einen Theil des Ganzen betrachtete und behandelte; die Ereignisse in einer Diöcese oder die Schicksale eines Bischofes nicht speciell und persönlich, sondern im innigsten Zusammenhange des ganzen mystischen Leibes Christi erfaßte; überall auf ein gemeinsames Wollen und Handeln drängte; jede Frage und jeden Ausspruch immer nur nach Berathung mit seinen Mitbischöfen entschied; von seiner Handlungsweise stets alle katholischen Bischöfe durch ausführliche Schreiben in Kenntniß setzte; und den organischen lebendigen Liebesbund, den die Kirche in ihren Vätern bildet, mit seiner hel-

denhaften, großen, reichen Seele durchathmete. Er war das Auge und die Stimme und das Herz der Kirche gewesen, hatte mit einem ebenso unbestechlichen als scharfen Blicke stets das Richtige erkannt, ihre Feinde und ihre Gefahren, ihre Hülfsquellen und alle Mittel und Wege, die zum Ziele führten; er hatte als Mund der Wahrheit gesprochen, gelehrt und ermahnt, als die halbe Welt den Irrthum lallte oder die Lüge schrie; er hatte alle Leiden und Bedrängnisse in sich aufgenommen, alle guten und heiligen Kräfte an sich gezogen, genährt und entwickelt, um durch sie fort und fort den Glauben so unüberwindlich zu machen, wie er in ihm war. Solche Großthaten einer himmlischen Begeisterung für das Reich Gottes durch ein langes Leben fortgeführt, trugen ihre Früchte: alle Großen, Guten und Tüchtigen in der Kirche lehnten sich an ihn, seine alten Kampfgenossen, wie Hilarius von Poitiers und Eusebius von Vercelli, und die jüngeren Männer auf, die das Kampf- und Ruhmes-Erbtheil dieser heiligen Vorgänger übergehen sollte. Mit Basilius stand er im Briefwechsel; Gregor von Nazianz war ihm persönlich bekannt. Chrysostomus ging einer großen Zukunft entgegen. Auf dem päpstlichen Stuhle saß ein Bruder seines Geistes, Damasus, ein Spanier, seitdem Liberius im Jahre 366 gestorben war und seine momentane Schwäche durch späteren Widerstand gegen jede glaubensfeindliche Zumuthung, namentlich gegen die Formel von Rimini, gesühnt hatte. Anflüge, die nicht von Gott sind, kommen an jedes Gemüth. Wer, wie Athanasius, die unsägliche Armseligkeit des Menschen, der nur stark und reich in Gott ist, vor Augen hat, wird es wohl beklagen, wenn der Mensch einem solchen Anfluge unterliegt, aber nicht sehr darüber staunen und noch weniger ihn verdammen. Ebenso mild wie damals über Liberius, äußerte er sich über Lucifer von Cagliari, dessen hitziger Kopf die Weisheit der Maßregeln über Wiederaufnahme der Arianer nicht erkannte und sie bis zur Widersetzlichkeit verschmähte. Er war immer sich selbst gleich, geheiligt in der Wahrheit, der demüthige Anbeter des menschgewordenen Gottes, von

dem er sagt: „Der Sohn Gottes nahm unsere Armuth und unser Elend auf sich, damit er uns seiner Reichthümer theilhaft mache. Seine Leiden werden uns dereinst dem Leiden unzugänglich und sein Tod wird uns unsterblich machen. Wir werden unsere Freude in seinen Thränen, unsere Auferstehung in seinem Grabe, unsere Heiligung in seiner Taufe finden, gemäß seinem eigenen Worte im Evangelium: Ich heilige mich selbst für sie, damit auch sie geheiliget seien in der Wahrheit."

Das Verbleiben des Göttlichen im Menschen ist seine Heiligung und durch sie wirkte Athanasius als geistiger Wunderthäter. Hatte die Kirche nun auch viele Todte zu betrauern, viele Verwundete zu heilen, viele fieberhafte Zustände zu beruhigen: so war doch nicht mehr, wie bei dem Ausbruche des Arianismus, ihre Zukunft in Frage gestellt. Daß die Häresie sich je zur apostolischen katholischen Kirche machen würde, wie der Arianismus es versuchte: das war künftig unmöglich, obwohl er keineswegs vertilgt, sondern noch immer von allen Mächten der Welt und der Unterwelt unterstützt war. Vertilgen konnte auch Athanasius ihn nicht; allein er that mehr: er drückte ihm das Brandmal der Häresie auf und in ihm — allen Häresien späterer Zeiten. Solchen Wildwassern des Menschengeistes setzt kein Mensch einen Damm. Zur Strafe und zur Prüfung fluten und überfluten sie die Welt. Aber Athanasius überragte sie, wie der Ararat die Sündfluth, und die Wogen, die ihn zu zerbrechen drohten, brachen sich an ihm und fluteten zurück. Das Credo von Nicäa schloß auf immer das Reich Christi ab vom Reiche Belials. Wie seine großen Zeitgenossen von ihm dachten, zeigt die Art, in der sie über ihn und an ihn schrieben. Hilarius von Poitiers, sein heiliger Bundes- und Leidensgenosse, schrieb einst an Constantius, um ihm in Athanasius zu zeigen, welche ungeheuere Kraft des Widerstandes und der Belebung in einem einzigen Menschen sein kann, sobald derselbe im Felsen Petri Wurzel gefaßt hat: „Sieh Alexandrien, wie es von Kriegern erschüttert wird, wie es

erbebt vom Getöse der Heere, die es bezwingen sollen. Man hat nicht so lange gegen die Perser gekriegt, als gegen diese eine Stadt; man hat Alles versucht, um das Volk in Gährung zu bringen und zu verderben; man hat weither Legionen gerufen; und wozu dieser Aufwand von Macht? — um zu verhindern, daß Athanasius Jesum Christum verkündige." Basilius, der als Bischof von Cäsarea in Kappadocien die klägliche Verwirrung des Morgenlandes vor Augen hatte und deren hauptsächlichsten Grund in der Spaltung der Kirche von Antiochien fand, legte deren Angelegenheit dem Athanasius an's Herz, indem er ihm durch den Diakon Dorotheus schrieb: „Ich glaube nicht, daß irgend Jemand einen so großen Schmerz über die gegenwärtige Verwirrung der Kirche empfindet als du, wenn du die Zeit des Concils von Nicäa mit der jetzigen vergleichst, den Unterschied erwägest und bedenkst, daß wenn die Dinge sich in dem Grade verschlimmern, wie bisher, die Kirchen in kurzer Zeit mit einem völligen Umsturz bedroht werden. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob uns der Verfall der Kirchen so bejammernswerth erscheine, als er Denen erscheinen muß, welche die frühere alte Ordnung und Eintracht der Kirche des Herrn gesehen haben. Hat aber dich der größte Schmerz getroffen, so glaube ich, daß es dir mit deiner Weisheit zukomme, die meiste Sorge für die Kirche zu übernehmen. Nach der geringen Kenntniß, die ich von der Lage der Dinge habe, scheint mir, daß auf einem Wege nur der Kirche könne Hülfe gebracht werden: wenn nämlich die abendländischen Bischöfe mit uns handeln. Welchen Eifer verwendeten sie gegen Einen oder Zwei, die unter ihnen der Irrlehre schuldig erfunden wurden! Wenn sie diesen Eifer auch den morgenländischen Kirchen zuwendeten, so würde gewiß das Gemeinwesen gefördert werden und die Gemeinde ohne Widerrede den vereinigten Bischöfen folgen. Wer ist nun aber tüchtiger, dieses durchzusetzen, als du? Wer sieht schärfer, was Noth thut, als du? Wer fühlt mit der Noth der Brüder inniger mit, als du? Wer besitzt mehr Gewandtheit, das Zweckmäßige durchzusetzen, und wer in höherem

Maße die Achtung des gesammten Abendlandes, als dein verehrungswürdiges graues Haupt? Hinterlasse ein Denkmal werth deines Lebens, verehrtester Vater. Deine tausend Kämpfe für den heiligen Glauben schmücke noch mit diesem Werke. Sende einige Männer, mächtig in der gesunden Lehre, zu den abendländischen Bischöfen. Erzähle ihnen das Elend, das uns drückt; gib ihnen die Mittel an die Hand, wie uns geholfen werden könne. Werde den Kirchen ein Samuel. Schicke deine Gebete um Eintracht gen Himmel. Leide mit Denen, die in der Zerrissenheit darniederliegen. Bitte um die Gnade des Herrn, den Kirchen ein Denkmal des Friedens zu stiften. Ich weiß, daß Briefe in so wichtigen Angelegenheiten zu matt sind und daß du der Aufmunterung von Anderen so wenig bedarfst, als ein edler Kämpfer des Zurufes von Knaben. Nur einen neuen Antrieb wollten wir dir geben. In allweg wirkt der Herr das Große durch Die, die seiner würdig sind. Wir hoffen daher, daß eine so große That sich für dich gezieme, in deren Folge die Verwirrung des Volkes aufhört, die schismatische Zerspaltung der Gemeinde endet, Alle sich in Liebe unterwerfen und die alte Kraft der Kirche im Morgenlande sich erneuert." — Ein anderes Mal schrieb er:

„Es ist von Allen anerkannt, die auch nur ein wenig vom Hörensagen oder aus Erfahrung dich kennen gelernt haben, daß du uns durch die Kraft deines Gebetes und durch die Weisheit deiner Anordnungen aus diesem furchtbaren Sturme retten kannst. Je mehr die Krankheiten in der Kirche zunehmen, desto mehr richten alle Augen sich vertrauensvoll auf dich. Höre nicht auf für unsere Seelen zu beten, uns aufzurichten durch deine Briefe. Würde es mir je vergönnt dich zu sehen, deinen Geistesreichthum zu genießen, mein Leben durch das Zusammentreffen mit dir, dem wahrhaft großen, apostolischen Mann, zu verherrlichen: so würde ich in allweg glauben, daß ich durch die Barmherzigkeit Gottes für alle Trübsal meines Lebens entschädigt sei." Die Antworten des Athanasius auf diese seelenvollen, demüthigen, hochherzigen Briefe

haben sich nicht erhalten; die zartesten Blüthen des inneren Lebens verschwinden leicht in der Außenwelt. Es nimmt auch nicht Wunder, daß ein Athanasius, der Heilige und der Große, mit so zärtlicher Begeisterung von einem Sohne seines Geistes geliebt wird; aber man freut sich der Gnade Gottes, daß das volle Erbtheil seines Geistes auf diesen Basilius, den Heiligen und den Großen, übergegangen ist.

Papst Damasus hielt im Jahre 368 eine Synode zu Rom, auf welcher die beiden Hauptführer des Arianismus im Abendlande, Ursacius und Valens, wegen ihrer unverbesserlichen Heuchelei, für Katholiken gelten zu wollen, während sie arianisch lehrten und handelten, abgesetzt wurden. Diese Acten schickte Damasus nach Alexandrien. Athanasius versammelte sogleich seinerseits eine Synode der ägyptischen und lybischen Bischöfe, und nach Berathung mit denselben erließ er an Damasus ein Schreiben voll Dank und Freude über den Eifer, womit der Papst die Gläubigen vor zwei so gefährlichen Männern warne und rette; aber zugleich voll Befremden, daß den Auxentius nicht dieselbe Maßregel getroffen habe, und voll so dringender Vorstellungen, das Versäumte nachzuholen und ihn zu excommuniciren, daß Damasus wirklich im Jahre 370 auf einer zweiten Synode den Auxentius aus der katholischen Gemeinschaft feierlich ausschloß. Dieser Auxentius war ein Arianer und in der Zeit, wo Constantius als ein Tyrann auf dem Concil zu Mailand schaltete und waltete, von ihm auf den Bischofstuhl dieser kaiserlichen Residenz erhoben wurde, während der rechtmäßige Bischof Dionysius in die Verbannung gehen mußte. Auxentius war ein sehr schlauer Mann, dem es auf das eine oder andere Wort in irgend einem Glaubensbekenntnisse durchaus nicht ankam, wenn er nur Bischof zu Mailand blieb. Als nun das Abendland in Valentinian einen ganz katholischen Kaiser bekam, der noch dazu sein Hoflager zu Mailand aufschlug, beeilte sich Auxentius, solche Versicherungen von Rechtgläubigkeit zu geben, daß er bis zur Verdammung des Arius ging und damit vollkommen seine Absicht erreichte: Valentinian

hielt den Schein für ächt und ging die Kirchengemeinschaft mit Auxentius ein, der, nachdem er festen Fuß gefaßt hatte, sich am Hofe sehr beliebt zu machen wußte und großen Einfluß gewann, um so mehr, als Justina, die Kaiserin, arianisch war oder wurde. Athanasius aber ließ sich nicht hintergehen. Mit seinem unbestechlichen Auge, das den durchdringenden Scharfblick hatte, der aus einer himmlischreinen Absicht hervorgeht, erkannte er das Gemüth der Menschen hinter ihren Larven und Schleiern und ruhte nicht eher, als bis auch dieser Wolf in Lammsfell entlarvt, die Gläubigen vor ihm gewarnt, die Irrgläubigen aber aufmerksam gemacht wurden, in welche Gefahr für ihr Heil ein solcher Lehrer sie stürze. Auf diese Weise waren im Abendlande die Säulen des Arianismus gebrochen. Während Athanasius mit solcher Entschiedenheit gegen den bösen Willen und die selbstbewußte Lüge zu Felde zog, suchte er fortwährend durch die größte Milde der Wahrheit Eingang zu verschaffen und durch Liebe zu dem menschgewordenen Gott hinzuziehen. In der afrikanischen Kirchenprovinz, deren Metropole Karthago war, hatten Einige die Glaubensformel von Rimini einführen wollen, unter dem Vorwande, im Symbol von Nicäa sei das Wort „gleichwesentlich" unverständlich. Athanasius erließ ein Schreiben an die afrikanischen Bischöfe, worin er ihnen auseinandersetzt, daß das Concil von Rimini, so lange es wirklich ein freies Concil gewesen, nur als Fortsetzung des Concils von Nicäa zu betrachten sei; denn da wie dort hätten die Bischöfe ein und dasselbe Zeugniß für das Symbol von Nicäa abgelegt. Erst nachdem Gewaltthat zu Rimini angewendet worden und ein zweideutiger Ausdruck „dem Vater gleich gemäß der Schrift" erfunden sei: da erst hätten die Bischöfe diese Formel angenommen und auf diese Art zwar leider den Ausdruck, aber nimmermehr ihre Gesinnung gewechselt. Das sei auch später aus ihrem Bedauern und ihrer Reue hervorgegangen. Uebrigens habe ja auch Liberius, damals Bischof zu Rom, der Formel von Rimini nie seine Sanction gegeben. Die afrikanischen Bischöfe beharrten nunmehr im katholischen

Glauben an die Gleichwesenheit der heiligen Dreifaltigkeit, gemäß dem Symbol von Nicäa.

Der Orient hatte eine traurige Eigenthümlichkeit, die vielleicht aus der Neigung zum Disputiren entsprang, welche dem gewandten und redefertigen griechischen Geist eigen ist. Dieser aber beherrschte den Orient durch Sprache, Bildung, philosophische und wissenschaftliche Schulen. Jene traurige Erscheinung war die: es ging im Orient keine Häresie unter, welche nicht zwei oder drei neue Häresien zurückgelassen hätte. Durch das ewige Disputiren wurden so unglaublich viele Fragen aufgeworfen und erörtert, daß es eine Art von Liebhaberei wurde, sich mit ihnen zu beschäftigen. Die einseitige Verfolgung der Liebhaberei auf dem Gebiete des Glaubens führt zum Fanatismus. So hing sich mancher Kopf einseitig an eine dogmatische Frage, löste sie in seinem Sinne, lehrte sie und zwang die Kirche, immer wieder die apostolische Lehre von jeder neuen zu sichten und zu säubern und letztere als Häresie zu bezeichnen. In Folge der arianischen Auffassung vom Dogma der Menschwerdung des Gottessohnes war die Fundamentallehre des Christenthums von der Trinität, von der Dreipersönlichkeit Gottes in e i n e r Natur, aufgehoben. Der Sohn war ein bloßes Geschöpf; folglich konnte zwischen ihm und dem Vater nicht jene göttliche Wechselliebe stattfinden, die aus der ersten und zweiten Person der Gottheit wesenhaft hervorgeht und die dritte ist: der heilige Geist. Den gab es für die Arianer nicht mehr, und ihr ganzes nichtiges, hohles, irdisches Treiben ist merkwürdig scharf durch diesen Mangel characterisirt: der Geist der Wahrheit und der Liebe, den Christus den Seinen verheißen hat, ist seinen Verläugnern abhanden gekommen; denn mit der Trinität steht und fällt das Christenthum, nicht bloß dogmatisch, sondern auch praktisch. Das Dogma vom heiligen Geist war bisher ziemlich unberührt geblieben, und erst als Athanasius, Hilarius von Poitiers und Basilius in ihren Schriften auf den nothwendigen Zusammenhang der drei göttlichen Personen hingewiesen, und als die Arianer die Gottheit des heiligen

Geistes ebenso frech läugneten, als die des ewigen Wortes: da erst verlangte man von ihnen, wenn sie wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen sein wollten, die Erklärung: daß der heilige Geist kein Geschöpf sei. Das Haupt der Halbarianer, Macedonius, der auf dem Bischofsstuhle von Constantinopel von 341 bis 360 saß, trat nun als ein heftiger Gegner wider die Gottheit des heiligen Geistes auf und sammelte sich eine Secte, die sich nach seinem Namen nannte. In dem Für und Wider des Streites entbrannten tausend Bitterkeiten und Gehässigkeiten selbst gegen Solche, deren hohe Reinheit der Gesinnung wie ein Stern auf diese tumultuarischen Unruhen herab leuchtete. Athanasius hatte gehört, Basilius werde allzu großer Nachsicht gegen die Läugner des heiligen Geistes bei ihrer Aufnahme in die Kirche beschuldigt, während er weise alle unnützen Erörterungen abschneidend, von den Reuigen einfach die Erklärung verlangte: der heilige Geist sei kein Geschöpf. Da schrieb Athanasius in Bezug auf solche Verunglimpfung: „Ich habe mich sehr über die Kühnheit Derer gewundert, die sich unterstehen, unseren geliebten Bischof Basilius, den wahrhaften Diener Gottes zu schmähen. Aus ihrem Geschwätz geht hervor, daß sie die Lehre der Väter weder kennen, noch lieben." Und dem Priester Palladius schrieb er: „Ich danke dir, daß du mir über die Mönche zu Cäsarea mitgetheilt hast, sie wären unserem geliebten Basilius, ihrem Bischofe, böse und widerspenstig. Ich habe ihnen bereits das Nöthige sagen lassen, nämlich: sie hätten als Söhne ihrem Vater zu gehorchen und Dasjenige anzunehmem, was er billigt. Wäre er in Bezug auf die Reinheit seiner Lehre verdächtig, so hätten sie ganz recht, sich ihm zu widersetzen. Nun aber, da sie versichert sein können, wie wir Alle dessen gewiß sind, daß er der Ruhm der Kirche, ein Kämpfer für die Wahrheit, ein Lehrer der Unwissenden ist, nun dürfen sie nicht gegen einen solchen Mann streiten. Sie sollen sein Ziel, welches die Ausbreitung der Wahrheit ist und sein kluges Benehmen unter so schwierigen Umständen beachten und den Herrn preisen, der dem Lande

Kappadocien einen Bischof gegeben hat, wie er jedem Lande zu wünschen wäre, und der sich, wie ich fest überzeugt bin, zu den Schwachen herabgelassen hat, um, gleich dem Apostel Paulus, auch die Schwachen für die Wahrheit zu gewinnen."

Nach allen Weltgegenden hin gab sein stets jugendlicher frischer Geist Antrieb und Richtschnur. Europa, Afrika und Asien horchten und schauten auf ihn. Aber diese allgemeine Bewunderung und Ehrfurcht, die selten in einem solchen Maße einem Menschen mag dargebracht sein, berührte nicht mit dem leisesten Anhauche von Schwäche seine Seele; auch nicht im hohen Alter, wo der Mensch so leicht aus einer gewissen Abnahme seiner Kräfte an geistiger Energie verliert. Er nicht. Sein Leben war abgeschlossen und aufgegangen im Leben seines Gottes. Damit hat man schon hienieden ein himmlisches Leben, das von Jugend und Alter mit ihrem Wechsel und ihren Schwächen nichts weiß. Die Apollinarischen Streitigkeiten berührten ihn sehr schwerzlich. Apollinaris war ein gelehrter, angesehener und höchst verdienstvoller Mann zu Laodicäa in Syrien (später Bischof daselbst), ein entschiedener Gegner der Arianer, der das drückende Gesetz Kaiser Julians, welches den Christen das Studium der griechischen Literatur untersagte, durch seine Schriften zu erleichtern suchte. Er war ein großer Verehrer des heiligen Athanasius und hatte das Glück, in Folge seiner freundschaftlichen Verbindung mit demselben, vom Arianerbischof zu Laodicäa excommunicirt zu werden und dadurch Theil zu nehmen an dem Schicksale des Athanasius, mit welchem er oft Briefe wechselte. Zum Unglücke aber fiel er bei seiner feurigen Vertheidigung der Gottheit des Erlösers in einen Irrthum, den er selbst, oder seine Anhänger bis zur Irrlehre trieben: um die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christus recht fest zu halten, läugnet Apollinaris, daß derselbe eine vernünftige Seele gehabt habe, und behauptet hingegen, daß in Christo an die Stelle der vernünftigen Seele (im Gegensatze zur niederen Seele) das ewige Wort getreten sei. In den letzten Jahren seines Lebens sah sich Athanasius hiedurch ver-

anlaßt, die Lehre von der Menschwerdung Gottes abermals zu behandeln und ebenso entschieden der falschen Spiritualität eines werthen Freundes entgegen zu treten, als er die brutale Auffassung in Arius und seinen übrigen Feinden verdammt hatte. Gegen die Annahme des Apollinaris: Christus habe sich, um sündenfrei bleiben zu können, mit einem himmlischen Leibe vereinigt, sagt Athanasius: „Wenn das wäre, wenn Christus den irdischen Leib nicht annehmen konnte, ohne zugleich die Sünde anzunehmen, so müßten die Menschen verzweifeln. Denn daraus folgt, daß sie, die den irdischen Leib nicht entfernen können, auch nicht im Stande sind, in eine wahrhafte Verbindung mit Gott zu kommen, weil ja Christus keinen himmlischen Leib angenommen hätte, wenn sie im irdischen möglich gewesen wäre. Dann hat die Erlösung des Menschen keinen Sinn. Der Herr aber war ein himmlischer Mensch, wie es im ersten Corintherbriefe heißt, nicht weil er das Fleisch vom Himmel mit sich herabgenommen hätte, sondern weil er das von der Erde genommene als himmlisch darstellt. Wie er der Himmlische, sind denn auch die Himmlischen, nämlich die, welche durch Theilnahme an seiner Heiligkeit himmlisch geworden sind.“ Gegen die Behauptung des Apollinaris: in Christus sei ein himmlischer Geist, statt einer vernünftigen Seele, weil letztere ohne Sünde nicht zu denken sei; antwortet Athanasius: „Demnach wäre nicht zu verstehen, warum Gott dem Menschen Gebote gegeben und auf ihre Uebertretung Strafe gesetzt hätte. Aber die Sünde gehört nicht zur Natur des Menschen, denn vor seinem Ungehorsam hat er sie nicht gekannt. Durch den freien Ungehorsam des Menschen kam die Sünde in ihn, auf Anstiften des Satans, und seitdem wirkt sie zu jeder Begierde in der Natur des Menschen mit; aber im Wesen der menschlichen Seele liegt die Sündhaftigkeit nicht. Nach der Schöpfung ist sie hinzugekommen; und daher kann Christus eine vernünftige Seele ohne Sünde gehabt haben. Der Mensch aber, der mit Freiheit in seine geistige Natur die Sünde aufgenommen hatte, war vom Fluche des geistigen

Todes getroffen und konnte sich selbst die Freiheit nicht wiedergeben. Da erschien der Gottessohn als Mensch und verdammte im Fleische die Sünde als etwas, das nicht zum Wesen des Menschen gehöre. Die Genugthuung des Erlösers befreite die vernünftige Seele und nahm ihre böse Handlungsweise hinweg. Das ist die neue Schöpfung und durch sie erreicht der Mensch das Heil; denn die Nachahmung der Tugend ist wieder möglich, weil die Kraft zur Tugend neu gegeben ist."

Christus, vollkommener Gott und vollkommener Mensch und als solcher der Erlöser: dies war die Sonne, um welche sich Athanasius, wie eine geistige Sonnenblume bewegte. Damit hatte seine Jugend begonnen, damit endete sein Greisenalter. Christus war ihm in Wahrheit das Alpha und das Omega, das Erste und das Letzte, und Alles, was dazwischen lag, war ebenfalls nur Christus. Nie fiel er ab „von seiner ersten Liebe." Um das Jahr 373 schied er aus dem irdischen Leben. Die Umstände seines Todes sind ebenso unbekannt, wie die seiner Herkunft und seiner Kindheit. Er war da, als die Kirche ihn brauchte; er verschwand, als Gott ihr andere Werkzeuge herangebildet hatte. Wie der Morgenstern, der vor der Sonne herzieht und ein Bote ihrer Herrlichkeit ist und still untergeht, wenn sie am Himmel leuchtet: so funkelte und flammte, glühte und strahlte Athanasius in die dämmernde Welt hinein die Botschaft vom Sonnenmysterium der Menschwerdung Gottes, das alle Höhen und Tiefen der Schöpfung in seliges Licht taucht. Und nachdem, von ihm überwunden, die Schatten der Lüge wichen und wichen, und die Stimmen, der Lüge verhallten und schwiegen, und die göttliche Wahrheit von der Menschwerdung die tiefsten Gründe der Menschheit ergriff und erfüllte: da sank er von dem Horizont des Erdenlebens in den Ocean der ewigen Liebe.

Was Athanasius einst an Orsisius, Abt zu Tabenna, schrieb, nachdem der Abt Theodor, der geliebteste Jünger des heiligen Pachomius, gestorben war, das ließ sich auf ihn selbst von den Zeitgenossen anwenden: „Weinet nicht um ihn! Keiner

weine eine Thräne, wenn er sich an ihn erinnert; aber Jeder ahme sein Leben nach. Man darf nicht trauern um Den, welcher an einem Orte weilt, wo keine Trauer mehr ist."

Gregor von Nazianz schreibt von Athanasius: „In der Demuth hat es Niemand weiter gebracht, als er. Sanft und leutselig ward Jeder von ihm aufgenommen. Sein unveränderlich gütiges Herz hatte zärtliches Mitleid mit den Unglücklichen. In seinen Reden herrschte eine gewisse anziehende Kraft, die Aller Herzen gewann und selbst Jene, die sich nicht gewinnen ließen, hegten eine geheime Verehrung für ihn. Sein Tadel hatte nichts Bitteres und seine Lobsprüche gaben trefflichen Unterricht. Er ertheilte Verweise mit der Zärtlichkeit eines Vaters und Lob mit dem Ernste eines Lehrers. Er war nachgiebig ohne Schwäche und unbeugsam ohne Härte. Den größten Eindruck machte seine Lebensweise. In seinem Betragen lasen Alle ihre Pflicht. Jeder Stand fand in ihm zu bewundern und nachzuahmen. Er war anhaltend und glühend im Gebete, streng im Fasten, unermüdlich im Psalmengesang, liebevoll gegen Arme, herablassend gegen Niedere, unerschütterlich wenn es galt, den Ungerechtigkeiten der Großen zu wehren. Die Verfolger aber fanden in ihm eine über alle menschliche Rücksichten erhabene und ganz unbeugsame Seele. In einem hohen Alter endete er sein Leben, um hinüber zu gehen zu seinen Vätern, den Patriarchen, Propheten, Aposteln und Martyrern, nach deren Beispiel er starkmüthig für die Wahrheit gekämpft hatte; und herrlicher war sein Uebergang aus diesem sterblichen Leben, als sein glänzendster Einzug in Alexandrien nach seinen leidenvollen Verbannungen. Alle Gutgesinnte beweinen bitter seinen Tod und das Andenken seines Namens bleibt tief in alle Herzen eingegraben. Möchte er nun auch von der Höhe des Himmels mit liebendem Blicke auf mich herabsehen, mir helfen, meine Heerde zu weiden und meiner Kirche den wahren Glauben zu erhalten, und endlich mir die Gnade erlangen, dereinst mit ihm das Angesicht Gottes zu schauen."

Aber auf dem ewigen Thabor, wo er nun verklärt und selig schaut den menschgewordenen Gott in der Verklärung, wolle er doch bitten für die Kirche, die er hienieden so sehr geliebt hat, daß im Herzen jedes ihrer Kinder das selige Geheimniß von der Menschwerdung Gottes zur Erlösung und Heiligung der Welt so geglaubt, so geliebt, so angebetet werde, wie er es geglaubt, geliebt und angebetet hat. Amen.

Der heilige Basilius der Große; der heilige Gregor von Nazianz; der heilige Gregor von Nyssa.

„Gott hat uns tüchtig gemacht, Theil zu nehmen am Erbe der Heiligen im Lichte, und uns versetzt in das Reich des Sohnes seiner Liebe."
(Coloss. 1.)

Erstes Kapitel.

An dem nordöstlichen Küstenland von Kleinasien, zwischen dem Schwarzen Meere und den Ausläufen der Taurischen Gebirge, liegt die Provinz Pontus. Während die westliche und südliche Küste Kleinasiens, von den lauen Lüften des Südens angeweht und von den Wellen des Marmora- und des mittelländischen Meeres bespült, Klima und Vegetation des Südens haben, trägt die nördliche Küste einen ganz nordischen Charakter. Die Stürme, welche über die Steppen Südrußlands dahinfegen, vom Kaukasus herabsausen und die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere so gefährlich machen, prallen mit ihrem ganzen Ungestüm an die Küste von Pontus und brechen sich an den Gebirgszügen des inneren Landes. Es hat ein rauhes Klima, aber auch die Schönheiten einer nordischen Natur: herrliche Waldungen, welche sich über die Berge hinziehen, quellenreiche grüne Hügel, frische Wiesen. Tiefer im Gebirge ist Felsenöde mit zerrissenen, von Waldbächen aus geschmolzenem Schnee ausgewaschenen Schluchten. Die Hauptstadt der Provinz ist Neocäsarea. Der heilige

Gregor Thaumaturg brachte ihr das Christenthum; denn als er im Jahre 248 als Bischof hinkam, fand er daselbst nur siebenzehn Christen und bei seinem Tode, im Jahre 270, ließ er nur siebenzehn Heiden in ihr zurück. Seine apostolische Wirksamkeit hatte sich über das ganze Land ausgebreitet. Bei der Diocletianischen Verfolgung, die einige dreißig Jahre nach seinem Tode ausbrach, zeigte sich das Volk muthig und glaubenstreu, beharrte bei dem Bekenntnisse des Christenthumes und litt Unsägliches. In ganzen Schaaren zog es in die Wälder und in's Gebirge, gab Hab und Gut preis, verließ Haus und Hof, lebte, wie die Nomaden, von Jagd und Fischfang, ertrug standhaft jede Entbehrung und überließ die verödeten Städte den Peinigern. Unter diesen treuen Bekennern waren viele der vornehmsten, reichsten und angesehensten Familien der Provinz. Zu einer derselben gehörte ein Ehepaar, das sich durch Muth und Frömmigkeit auszeichnete. Sie stammten von einem alten Heldengeschlechte ab, dessen Namen und Thaten vergessen sind, während ein unvergeßliches Heldengeschlecht von ihnen ausgehen sollte. Sie hatten ihre angenehme und behagliche Häuslichkeit verlassen und lebten, nicht ein Paar Tage oder Wochen, sondern sieben Jahre auf der Flucht vor der Verfolgung, meistens in unzugänglichen Waldungen, aber immer in schweren Drangsalen und großen Entbehrungen, die für verwöhnte, reiche Menschen eine doppelte Last sind. Fest und froh, als wahre Jünger des Gekreuzigten, trugen sie um seines Namens willen die Prüfung, die er den Seinen schickte.

Längst waren jene Zeiten vorüber, obgleich die Christenverfolgung, welche Diocletian begann, von Maximin Daja fortgesetzt, ja sogar von Licinius heimlich wieder getrieben worden war. Kaiser Constantin gab als Alleinherrscher dem Römerreich den Frieden und beschützte das Christenthum. Von jenem frommen Ehepaar lebte nur noch die Frau; jetzt eine Greisin. Sie hieß Macrina, zubenannt die ältere, um sie von einer Enkelin gleichen Namens zu unterscheiden. Sie hatte große Güter, die sie mit Ordnung und Umsicht selbst

verwaltete, war eine Mutter ihrer Unterthanen und eine zärtliche Pflegerin aller Armen und Kranken. Um diese Pflichten in möglichster Ausdehnung zu erfüllen, lebte sie immer auf ihren Gütern, die in der Diöcese von Ibora unfern Neocäsarea lagen. Bei dem Dorfe Annesi bewohnte sie ein schönes Landhaus, das ihr besonders lieb war. Durch die reichbebaute Ebene strömte der Fluß Iris, der von den Armenischen Gebirgen wasserreich herabkam. Auf seinem anderen Ufer lief eine bewaldete Hügelkette hin, die bald unmittelbar an den Fluß herantrat, bald etwas zurückwich und einer Wiesenflur zwischen ihrem Fuß und dem Fluß Platz machte. Hie und da wurden die Hügel von Felsenschluchten zerklüftet und hie und da stürzten Bäche in malerischen Wasserfällen über schroffe Abhänge oder rieselten sanft über Moos und zwischen Strauchwerk dahin. Ein lieblich ernster Charakter war der Gegend aufgeprägt. Hier verlebte Macrina immer thätig, immer beschäftigt, hochverehrt im ganzen Lande, den Abend ihres Lebens. Einsam wäre er gewesen, wenn nicht ein lieblicher Knabe ihn verschönert hätte, der älteste Sohn ihres einzigen Sohnes. Dieser Sohn hieß Basilius; er lebte in Kappadocien, einer Provinz, die an den Süden von Pontus gränzt und einen Theil des Binnenlandes von Kleinasien bildet. Er war mit einer der reichsten Erbinnen des Landes vermählt, die nicht bloß dort, sondern auch in Klein-Armenien Güter besaß. Sie hieß Emmelia und war eine ausgezeichnete Schönheit und eine ungemein liebevolle, fromme, andächtige Seele. Man glaubt, daß sie verwandt war mit einigen jener Helden, welche die Kirche unter dem Namen „die vierzig Martyrer" am 10. März verehrt, die zu Sebaste, der Hauptstadt von Klein-Armenien, eine Nacht entkleidet auf einem zugefrorenen See zubringen mußten und diesen Tod dem Leben als Götzendiener vorzogen. Gewiß ist es, daß Emmelia und ihre Kinder eine große Andacht zu diesen heiligen Helden hatten, daß sie zu Ehren derselben eine halbe Stunde von Annesi eine Kirche erbaute, Reliquien dieser Martyrer dahin übertrug und in der Kirche eine

Familiengruft einrichten ließ. Gewiß auch ist es, daß Emmelia's Eltern tapfere Bekenner des christlichen Glaubens unter Licinius wurden und bald darauf, in Folge der allzu harten Mühsale, beide starben. Emmelia mit ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrem Reichthum stand allein in einer Welt, die keinen Reiz für sie hatte und die ihr um so lästiger war, als viele Bewerber sich ihr naheten. Ihr Sinn stand nach dem jungfräulichen gottgeweihten Leben. Es befanden sich aber unter ihren Bewerbern Einige, die sich einen göttlichen Nebenbuhler nicht wollten gefallen lassen und ihr mit gewaltthätiger Entführung droheten, wenn sie sich von der Welt zurückzöge. Solche Entführungen waren nichts Seltenes und obschon der Entführer mit schweren Kirchenstrafen belegt wurde, wagte die Leidenschaft, unterstützt von den ungeordneten Zuständen der Zeit, sich doch zuweilen daran. Da hielt es Emmelia für den Willen Gottes, sich in den Schutz eines edlen Mannes zu begeben und sie wählte unter ihren Bewerbern Macrina's Sohn, Basilius, weil dessen Charakter ihr die Bürgschaft gab, daß sie eine heilige Ehe führen würden. Und so war es auch: Mann und Weib und Kinder heiligten sich.

Da Emmelia's Hauptgüter in Kappadocien lagen, blieb Basilius der ältere in dieser Provinz und bekleidete ein angesehenes Amt in der Hauptstadt Cäsarea. Das erste Kind aus dieser Ehe wurde nach der Großmutter in Pontus Macrina genannt; das zweite nach dem Vater, Basilius; dann kamen noch drei Söhne und fünf Töchter. Basilius der ältere besuchte seine Mutter, so oft seine persönlichen Geschäfte und die Pflichten seines Amtes ihm freie Zeit ließen. Je älter sie wurde, um desto weher that es ihm, daß sie sich so wenig an seinem Familienglück erfreuen könne und er faßte den Entschluß, ihr eines seiner Kinder zu schicken, um sie zu erheitern und zu erfreuen. Von ihrem ältesten Kinde vermochte Emmelia sich nicht zu trennen; ihr Herz hing mit unsäglicher Liebe an der kleinen Macrina, dem ersten Gottesgeschenk, das sie ihrer Ehe verdankte. So fiel

denn die Wahl auf den kleinen Basilius, der zu Ende des Jahres 329 geboren und jetzt drei bis vier Jahre alt war. Mit seiner Wärterin wurde er zur Großmutter nach Pontus gebracht und ihrer Liebe übergeben. Ihrer Liebe; also nicht jener schwächlichen Zärtlichkeit, die aus der selbstsüchtigen Natur hervorgeht, die in dem Kinde nicht das Geschöpf Gottes ehrt und pflegt, sondern es als einen Sprößling des eigenen Blutes bewundert und verzärtelt und die in dessen Erziehung mehr eine Unterhaltung als eine Pflichterfüllung sucht. Einer solchen Liebe würden Basilius und Emmelia ihren Sohn nicht anvertraut haben, dies Kind der Gnade, das bald nach seiner Geburt in eine so schwere Krankheit fiel, daß die Aerzte es für verloren erklärten und keine Mittel mehr anwendeten. Da nahmen die trauernden Eltern ihre Zuflucht zu einem himmlischen Mittel und beteten so inbrünstig, so anhaltend, so vertrauensvoll, daß Gott ihnen nicht den Wunsch versagen konnte. Der kleine Basilius genas und wurde ein kräftiges, an Leib und Geist glänzend begabtes Kind. Macrina die ältere erkannte das Opfer, welches ihr Sohn ihr brachte, und den Schatz, den er ihr anvertraute. Sie übernahm Basil's Erziehung mit aller Liebe eines geheiligten Herzens, das hauptsächlich darauf sieht, einen Heiligen für den Himmel zu erziehen. Sie unterrichtete ihn in der Grundlage jeder Tugend und aller Weisheit, in den christlichen Glaubenslehren, die sie selbst von ihrer frommen Mutter, und diese vom heiligen Gregor Thaumaturg empfangen hatte. Die beseligenden Lehren von dem dreieinigen Gott, von der Menschwerdung Gottes, von der Erlösung des Menschen, von des Menschen Umbildung zu einem neuen Geschöpf durch die Kraft und die Gnade Christi, fielen wie ein himmlischer Thau auf Basil's zarte Seele, die in ihrer Unschuld und Reinheit noch das Ebenbild Gottes bewahrte und daher Göttliches als Verwandtes begriff und erfaßte. Aber nicht in ein träumerisches Gemüthsleben versenkte Macrina den Knaben; sie sorgte für Unterricht, der seinem Alter angemessen war; sie gönnte der kindlichen Beweglichkeit Spielraum und ließ ihn

in sicherer Begleitung durch Flur und Wald, über Hügel und Berge streifen. Dazwischen machte sie ihn zum Zeugen der praktischen Richtung, welche aus dem Christenthum hervorgeht: mit ihr oder in ihrem Auftrag besuchte er Kranke, Nothleidende, Arme; spendete milde Gaben, die sie ihm anvertraute, vertheilte Kleidungsstücke, die sie angefertigt, und Arzeneien, die sie bereitet hatte. Unvergeßlich für's ganze Leben blieben die tiefen Eindrücke, welche seine heilige Großmutter durch ihr Beispiel und ihre Worte auf sein junges Gemüth machte. Der sinnige Ernst, die liebevolle Thätigkeit, die religiöse Innigkeit, welche sich später ebenso schön entwickelten, als sich sein Geist und sein Genie reich und blühend entfaltete, waren in ihren Grundzügen auf die warme, lebendige Seelenpflege zurückzuführen, die seine Kindheit in dieser freundlichen und ländlichen Stille fand. Den Eltern und Geschwistern wurde er nicht entfremdet. Sie hingen Alle zärtlich an der heiligen Großmutter, liebten den Aufenthalt in Annesi und kamen häufig nach Pontus. Basilius mochte zehn bis eilf Jahre alt sein, als Macrina die ältere aus dem Erdenleben schied. Er kam nun nach Cäsarea und in den Kreis seiner Familie. Sein Vater beschäftigte sich viel mit ihm, gab ihm selbst wissenschaftlichen Unterricht und eiferte ihn an zum fleißigen Besuche der Schule. Emmelia setzte Macrina's Werk an seiner Seele fort. Ihre liebliche Gottseligkeit verlieh ihr einen solchen Zauber, daß alle ihre Kinder mit grenzenloser Zuneigung an ihr hingen. Basilius sagte später, sie sei eine ganz unvergleichliche Person gewesen, welcher Niemand an die Seite gesetzt werden könne. Und doch stand die jüngere Macrina neben ihr, die dritte in der Generation der Heiligen dieses glückseligen Geschlechtes!

Macrina war in den Armen und auf dem Schoße ihrer Mutter herangewachsen. Nachher wurde Emmelia ihre Erzieherin und Lehrerin. Es war damals üblich, die Kinder Gedichte von berühmten Dichtern auswendig lernen zu lassen, um ihren Geschmack zu bilden, indem sie ihr Gedächtniß übten. Daß dadurch die Begriffe des Kindes verwirrt und die Phan-

tasie auf Kosten des Gemüthes leidenschaftlich aufgeregt werden müsse, beachtete man im Allgemeinen nicht. Aber Emmelia, die zärtliche Mutter, gab dem Geist ihrer Tochter eine gesundere Nahrung: Macrina lernte die Psalmen auswendig und die Sprüche Salomons. Dadurch traten erhabene und reine Bilder und Vorschriften voll praktischer Weisheit ihr vor die Augen. Ihre Phantasie mühete sich nicht ab mit leerem Flitter, sondern nahm einen Schwung, der höher ging als zu den Gebilden einer Fabelwelt; und ihr Gedächtniß beschäftigte sich mit Gegenständen, die kein flüchtiges, sondern ein dauerndes Interesse in ihr anregten. Macrina lernte so gern diese heiligen Schriften, daß sie ganz bald sie im Gedächtniß aufgenommen hatte, und bei häuslichen Beschäftigungen, namentlich bei Handarbeiten, in denen sie Meisterin war, immer die Psalmen leise vor sich hin zu beten pflegte. Ihr lebhafter Geist und die große Schönheit, welche sie von Emmelia geerbt hatte, entwickelten sich früh. Bei zwölf Jahren verlobte ihr Vater sie mit einem jungen Mann, der in jeder Beziehung ihrer würdig, und der ausgezeichnetste zwischen mehreren edlen Bewerbern war. Macrina gehorchte ihrem Vater. Aber bald darauf starb der Verlobte, und nun erklärte sie mit Entschiedenheit, daß sie ihm keinen irdischen Nachfolger geben, aber sich mit Leib und Seele Christus anvermählen würde. Ihr Vater gönnte ihr diese heilige Freiheit. Emmelia war überglücklich, die Tochter den Weg einschlagen zu sehen, den sie selbst so gern betreten hätte. Macrina blieb fortan mit ihrer Seele im Himmel bei dem Ewiggeliebten, ohne im mindesten ihre Pflichten im Familienkreise zu vernachläßigen. Alle ihre Geschwister schauten auf sie mit großer Liebe und eiferten dem Vorbilde nach, das sie ihnen aufstellte.

Auf Basilius folgte ein Bruder, der Naukrates hieß; dann kam Gregor. Fünf Schwestern, von denen die eine in früher Kindheit starb, folgten ihm. Dieser Kranz von Freuden, von Hoffnungen, von heiligen Sorgen umgab die glücklichen Eltern. Aber das Glück ist ein Gast hienieden, kommt und

geht und bürgert sich nirgends heimisch ein. Im Jahre 342 schenkte Emmelia ihrem Manne den vierten Sohn, der Petrus genannt wurde, und als ob hiemit das Maß des Glückes überfüllt sei, fiel der Vater in eine tödtliche Krankheit und starb nach einigen Tagen in voller Kraft und Blüthe des Lebens. Der Schlag kam so plötzlich, so überwältigend, daß Emmelia mit wankender Gesundheit wie gebrochen von Gram und Sorge zwischen ihren Kindern stand. Der Verlust ihres Mannes, die Verantwortung für die Erziehung der zahlreichen Familie, die Geschäfte, welche aus der Verwaltung eines großen Vermögens entsprangen, stürmten auf sie ein, die kränkelnde Frau, die einsame Mutter. Da trat ihr die vierzehnjährige Macrina als ein Engel des Trostes an die Seite. Sie nahm Emmelien die ganze Last des Lebens ab, die Besorgung des Hauswesens, die Führung der Geschäfte, sogar die Pflege des kleinen Petrus, zu dessen Wärterin sie sich jetzt mit derselben Hingebung machte, die Emmelia einst für sie geübt hatte. Emmelia lehnte sich auf die starke Tochter, die ihr so früh und so reichlich die Sorgfalt vergalt, mit der sie erzogen worden war. Basilius aber setzte seine Studien auf der Schule zu Cäsarea fort.

Zweites Kapitel.

Zu dieser nämlichen Zeit lebte in demselben Lande Kappadocien eine andere Familie, deren Lebenskern wiederum eine fromme Frau war. Auf den Blättern der Geschichte stehen die Namen und die Thaten der großen Männer, welche bildend und erleuchtend heilsam auf die Menschheit gewirkt haben, wie billig! Denn die Welt und die Menschheit und die wirkende That in jener und für diese gehören in des Mannes Bereich und Beruf. Aber auf den Blättern im Buche der ewigen Vergeltung stehen Frauennamen, welche die Geschichte halb oder ganz vergessen hat; und da wird man inne werden, wie wesentlich ihr Einfluß auf jene Männer war, welch ein Segen von ihnen ausging, welch Heil sie über

ganze Geschlechter verbreiteten; aber auch welchen Fluch und welch Unheil sie gebracht und gestiftet haben. Ihre feine biegsame Natur schmiegt und rankt sich in alle Winkel des Herzens, in alle Falten der Seele des Mannes ganz unvermerkt und unwiderstehlich hinein, und ob die Mutter, das Weib, die Schwester das innere Lebensgeäder des Mannes mit Balsam oder mit Gift erfüllt haben: das ist sehr oft maßgebend für die Richtung, die er später in der Welt einschlägt.

Bei der bischöflichen Stadt Nazianz im südlichen Kappadocien lag das Dorfe Arianz, wo die gottselige Nonna manches Jahr ihres Lebens in heißen Thränen und angsthaftem Flehen vor Gott hinbrachte. Gregor, ihr Mann, war sehr rechtschaffen, allgemein geachtet, liebevoll für sie, reich und großmüthig; allein er war fern von der beseligenden Erkenntniß des Christenthums, gehörte der heidnischen Secte der Hypsistarier an, die zwar an einen Gott glaubten, aber nebenbei dem persischen Feuerdienst ergeben waren und den äußerlichen jüdischen Gesetzen folgten. Mit namenlosem Schmerze sah Nonna ihren Mann befangen in diesem Wust von Unwahrheit und Verwirrung; aber sie verzagte nie und betete nur um so feuriger für die Seele, die ihr so theuer war und so nahe stand. Endlich erhörte Gott Nonna's Gebet: Gregor wurde Christ und wurde es mit so herzlicher Frömmigkeit, daß er nach einiger Zeit zum Priester und zum Bischof von Nazianz geweiht wurde [1]). Der älteste Sohn aus dieser Ehe ward nach Cäsarea gebracht, um dort die Schule zu besuchen, an der die Lehrer tüchtiger waren als in der kleinen Stadt Nazianz. Der Knabe hieß, wie sein Vater, Gregor. Er wurde in Cäsarea mit Basilius bekannt, und aus

---

1) Es wurden in den ersten Jahrhunderten, wo viele edle verheirathete Männer aus dem Heidenthume sich bekehrten und die frömmsten Christen wurden, auch Verheirathete zu Bischöfen und Priestern geweiht. Aber nach der Priesterweihe durfte Keiner heirathen, noch das eheliche Leben fortsetzen.

dieser Schulkameradschaft entwickelte sich allmälig eine feste und berühmte Freundschaft. Gregor war ebenso fromm erzogen wie Basilius. Nonna, die vor ihm nur eine Tochter, Gorgonia, hatte, ersehnte einen Sohn, wie die Mutter Samuels und verlobte ihn, gleich dieser, dem ausschließlichen Dienste Gottes. Als Gregor auf die Welt kam, erneuerte sie ihr Gelübde. Höher konnte sie ja dies Geschenk Gottes nicht ehren, als indem sie es ihm weihete. In diesem Sinne erzog sie Gregor. Er lernte lesen in der heiligen Schrift; er empfing die ersten Belehrungen im Glauben aus dem Munde seiner Mutter und ein Vorbild jeder Tugend in ihrem Wandel. Unterwürfig und sanft gegen ihren Mann, wachsam und zärtlich für ihre Kinder, mild für die Untergebenen, schrankenlos barmherzig für die Armen, liebreich gegen alle Menschen, war ihr Beispiel eine wahre Schule der Vollkommenheit. Es ging auch nicht für ihre Kinder verloren. Gorgonia und ihr jüngster Sohn Cäsarius athmeten wie Gregor an ihrem Herzen und in ihrer Umgebung das Etwas ein, woraus sich auch in den schwierigsten weltlichen Verhältnissen Heilige bilden. Gregor wurde früh durch außergewöhnliche Gnaden zu Gott hingezogen. Er hatte einst als Knabe einen lieblichen Traum. Zwei hehre Frauengestalten neigten sich huldvoll zu ihm herab, und als er mit liebender Ehrfurcht nach ihrem Namen fragte, nannten sie sich Keuschheit und Mäßigkeit, und luden ihn ein, seine Seele mit ihren Seelen zu vereinigen, damit sie ihn dereinst mitten in die Glorie einführen könnten, welche die Auserwählten vor dem Throne Gottes erwartet. Darauf schwebten die herrlichen Gestalten in den Himmel zurück. Aber in Gregors Seele, durch welche damals, auf der Grenze zwischen dem Knaben- und dem Jünglingsalter, gährende Elemente wogten, verblieb der Abglanz dieser Vision und sein Herz entzündete sich in heißer Liebe zur Virginität. Er floh alle Vergnügungen der Jugend und suchte den Umgang gottseliger Menschen auf. Sein reines Herz, ungetrübt durch verkehrte Neigungen und thörichte Wünsche, begünstigte seine geistige Entwickelung.

Er liebte Bücher, Wissenschaften, Studien, gelehrte Männer, aber nur als Mittel, um in der Erkenntniß Gottes zu wachsen und in der Liebe Gottes fortzuschreiten.

Zu Cäsarea in Palästina blühte in allen Wissenschaften jene Schule, die Origenes in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts dort gegründet hatte, als er in Folge einiger gelehrter Streitigkeiten die Vorsteherschaft der berühmten Schule von Alexandrien aufgab. Der Glanz seines Namens, seiner Gelehrsamkeit, seiner Wissenschaft der göttlichen Dinge, seines heiligen Wandels folgte ihm und zog die wißbegierige Jugend nach Cäsarea. Einer seiner Schüler, der Martyrer Pamphilius, wendete sein großes Vermögen auf, um eine ausgezeichnete Bibliothek zu sammeln, die er dieser seiner Vaterstadt schenkte, und die der gelehrte Erzbischof Eusebius, der Kirchenschriftsteller, vergrößerte. So war der Ruhm der Schule begründet und befestigt und gab der Stadt in der ganzen christlichen Welt einen großen Ruf. Die herodianischen Könige hatten Cäsarea früher mit vielen Bauwerken geschmückt; weit und prächtig lag es an der Küste von Palästina und schaute auf den blauen Spiegel des mittelländischen Meeres, das sich ohne Gränzen für das Auge davor ausbreitet. Jetzt ist Alles spurlos verschwunden, was Geist und Kraft des Menschen auf dieser Stätte geleistet haben. Bildung und Wissenschaft, Leben und Treiben der Menschen, sogar die Erinnerung an eine große Vergangenheit, sogar das Andenken an ewig große Namen, Alles ist untergegangen, ist wie von der Erde verwischt, weil das Christenthum in seiner beseelenden Kraft hier untergegangen ist. Nichts ist übrig geblieben, als das schöne blaue mittelländische Meer! Die ganze Küste ist eine Wüste, deren Sand mehr und mehr die Hügel von Schutt und Trümmern und Steingeröll bedeckt, die sich am Ufer hinwellen, als Ueberbleibsel des berühmten, des großartigen Cäsarea. Wenig Punkte sind melancholischer in dem melancholischen Orient, der in der Trübsal geistiger Verkommenheit erstarrt, weil er das ewige Licht, das ihm aufging, erlöschen ließ, um die Lämpchen von Menschenweis-

heit zu pflegen, die von selbst erlöschen. Nun liegt er da gleich jener ägyptischen Sphynx, deren Auge wie versteinert von Schmerz über eine Wüste hinstarrt, unter der ein großes Leben begraben liegt.

Gregor und Cäsarius verließen früh ihre Heimath und reisten in die Fremde, getrieben von heiligem Wissensdurst. Gregor blieb im palästina'schen Cäsarea; sein Bruder trennte sich von ihm und ging nach Alexandrien, wo Didymus, der berühmte Blinde, Vorsteher der hohen Schule war. Dieser Mann verlor das Augenlicht als fünfjähriger Knabe, gerade als er anfing, die Buchstaben zu lernen. Seine Wißbegier war zu groß, um durch diesen Unfall zu erkalten. An einem in Holz geschnittenen Alphabet lernte er lesen. Dann besuchte er alle Lehrer, wie sie für die verschiedenen Stufen des Alters paßten, folgte ihren Vorträgen, ungestört durch die Außendinge und unterstützt durch ein vortreffliches Gedächtniß, und hielt sich außerdem Vorleser, welche ihm die ausgezeichnetsten Werke in allen Fächern der Wissenschaft vorlesen mußten. Häufig schliefen diese Leute bei den Büchern ein, welche sehr wenig Interesse für sie hatten, während Didymus seinen Studien halbe Nächte mit Freuden opferte. Er weckte aber nicht seine Vorleser auf, ließ sie schlafen und dachte während der Zeit über die Gegenstände nach, welche die Bücher abhandelten. Diesen Durst nach Erkenntniß heiligte Didymus durch Gebet. Unablässig flehte er zu Gott um Erleuchtung, damit er verstehe, was er höre. So lernte er nicht bloß alle Regeln der Schreib- und Redekunst, und die schönsten Werke der Dichter, Schriftsteller und Redner kennen, sondern war auch zu Hause in den profanen und heiligen Wissenschaften. Er verstand Geometrie und Astronomie, trieb Musik, kannte die Philosophie von Plato und Aristoteles und die Systeme anderer Philosophen; kannte das ganze Lehrgebäude der Kirche, entwickelte es mit Klarheit und Schärfe; und erklärte Wort für Wort die Schriften des Alten und Neuen Testamentes. Er wurde als ein Wunder seiner Zeit angestaunt und verehrt. Eine Menge Menschen kamen seinetwegen

nach Alexandrien; die Einen wollten ihn hören, die Anderen nur ihn sehen. Athanasius war sein Beschützer und stellte ihn an die Spitze der Hochschule. Der heilige Einsiedler Antonius besuchte ihn. Auf dessen Frage: ob die Blindheit ihn betrübe? antwortete Didymus zögernd doch aufrichtig: „Ja." Da sprach Antonius: „O mein Bruder, freue dich, daß du schauest vermöge des innern Lichtes und nicht mit deinen leiblichen Augen, die durch einen einzigen Blick dich auf ewig verderben könnten."

In keiner Wissenschaft, die zu Alexandrien gelehrt wurde, blieb Cäsarius unbewandert; aber sein Haupt- und Lieblingsfach war die Arzneikunde, und er wurde der berühmteste Arzt seiner Zeit. Gregor besuchte ihn und machte einen längeren Aufenthalt in Alexandrien, wo er die ausgezeichnetsten Männer, namentlich Athanasius, kennen lernte. Die Begegnung mit dem heiligen Patriarchen befestigte seine Seele in großen Entschlüssen, die in aller Stille reiften, ungestört durch die Thätigkeit seiner Intelligenz, die immer neue Nahrung suchte. Seit mehr als einem halben Jahrtausend war Athen der Sitz der feinsten classischen Bildung. Nirgends konnte man sich so gründlich in jener attischen Sprache und Beredsamkeit unterrichten und üben, als dort, wo die großen Schriftsteller und Redner Griechenlands gewirkt hatten und traditionell fortwirkten. Auf die Redekunst wurde aber damals ein so außerordentlicher Fleiß verwendet, weil sie das Talent war, das jeder großen Laufbahn in der Welt die Schranken öffnete. Das öffentliche Lehramt hatte ein ungeheures Gewicht zu einer Zeit, wo sich die Kultur des Geistes auf einzelnen Punkten zusammen drängte. Sie überfloß nicht den Erdball so gewiß oberflächlich und machte es nicht Jedem möglich, an Ort und Stelle oder in nächster Nähe die Ausbildung seiner Intelligenz zu bewerkstelligen. Es waren noch nicht die Millionen von geistigen Canälen, wie ein Irrigationssystem des Menschengeistes, über die ganze Welt gezogen. Man mußte Zeit und Mühe aufwenden und gefahrvolle Reisen unternehmen, um zu den berühmten hohen Schulen

zu gelangen, an denen die großen Lehrer wirkten und Schüler aus allen Völkern und Weltgegenden um sich versammelten. Ein solcher Lehrer war der geistige Herrscher in seiner Zeit und der Drang, ihn zu hören und an ihm sich zu bilden, war so stark, daß ein heiliger Hieronymus, als fünfzigjähriger Mann, angestaunt wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Ascese, aus seiner Zurückgezogenheit in der syrischen Wüste hervor- und nach Constantinopel ging, als Gregor später dort auf der Kanzel lehrte. In der Redekunst mußten alle Schätze der Wissenschaft, der Kenntnisse, der Intelligenz zusammenfließen, um die Schüler zu unterrichten, zu erleuchten, zu überzeugen, zu fesseln. Sie war der klare See, in welchen viele Bäche sich ergießen, die ihn nähren, und die dafür in ihm ein Ganzes ausmachen und eine abgerundete Schönheit bilden. Ebenso war die Beredsamkeit wesentlich nothwenig für den öffentlichen Anwalt, dem dadurch bürgerliche Aemter und hohe Würden, sogar die höchsten Stellen des Reiches zugänglich wurden. Alle Zeitungen und alle schriftlichen Abhandlungen wichtiger Tagesfragen in unserer modernen Welt, ersetzte damals der berühmte Redner, und zwar mit einer ganz anderen Kraft als die ist, welche, abgeschwächt durch den Umweg über das Papier, zu Tage kommt: mit der Kraft des lebendigen Wortes, unterstützt durch Aufnahme von Seiten einer Zuhörerschaft, die nicht durch Vielleserei abgestumpft und urtheilslos geworden war.

Gregor schiffte sich zu Alexandrien ein, um nach dem vielgepriesenen Athen zu reisen. Es war im November, dessen Stürme den Meeresfahrten ungünstig sind. Die seine währte zwanzig Tage und war so gefährlich, daß Mannschaft und Reisende sich für verloren hielten, denn Sturm und Wellen drohten das Schiff zu vernichten und das Trinkwasser ging ihnen aus. Alle verzagten; Gregor war trostloser als seine sämmtlichen Gefährten, denn er hatte noch nicht das Sacrament der Taufe empfangen und es war ihm ein unerträglicher Schmerz, das irdische Leben zu verlieren, ohne Anwartschaft auf das ewige Leben zu haben. Schweigend lag er

auf dem Verdeck, flehte inbrünstig um Rettung zu Gott, und erneuerte seinen Entschluß, sich rückhaltlos ihm aufzuopfern. In der höchsten Noth begegnete ihnen ein phönizisches Schiff, welches großmüthig ihrem Mangel an Trinkwasser abhalf und bald darauf wurden sie nach der Insel Rhodus verschlagen, wo sie besseres Wetter abwarteten und dann glücklich nach Athen gelangten. Es war um das Jahr 350. Gregor schwelgte hier in allen Freuden der Intelligenz. Er fand hier den Redner Anatolius, den Kaiser Constantius zum Präfecten des Prätoriums erhob; den Erfinder der Algebra, Diophantes; den Himerius und Prohäresius, welcher letztere vom Kaiser nach Gallien gerufen worden war, um dem ungebildeten Abendland ein Muster der griechischen Bildung vorzustellen. Als Prohäresius darauf über Rom nach Athen heimreiste, wurde er dort so bewundert, daß der Senat ihm eine Statue errichten ließ mit der Inschrift: „Roma, Königin der Welt, dem König der Beredsamkeit.“

Drittes Kapitel.

Zwei Jahre später als Gregor kam Basilius nach Athen. Er hatte sich in seinem heimathlichen Cäsarea durch seine raschen Fortschritte und seinen musterhaften Wandel den Ruf des ausgezeichnetsten Schülers erworben und seine Landsleute blickten mit bewundernder Ehrfurcht auf den Jüngling, dessen glänzende Begabung ihnen Allen eine Freude war. Er wendete sich dann nach Constantinopel, wo der gewandte Redner Libanius öffentlichen Unterricht mit ungeheuerem Beifall gab. Libanius war einer der angesehensten Männer des Reiches, ein Heide, der an Nichts glaubte, als an die Ausgeburten der Theurgie und deshalb auch bei Julian dem Apostaten in großer Gunst stand. So fest war der junge Basilius im Glauben und so klar und entschieden über die christliche Lehre, daß er, ohne Furcht vor dem Einfluß eines hochgeschätzten und gewandten Meisters, von dessen Unterricht nur gerade Das annahm, was er für seine Zwecke nöthig fand. Das

Hauptstudium eines Christen sollten die heiligen Schriften und die Lehren des ewigen Lebens ausmachen, doch ohne die Bekanntschaft mit der classischen Literatur auszuschließen. Er schrieb später eine besondere Abhandlung über diesen Gegenstand und entwickelt darin die Ansicht, daß die Literatur der Heiden für die christliche Jugend nicht unnütz sei, wenn man aus den besten Werken der Dichter und Redner behutsam Alles entferne, was durch Lehre oder Beispiel verderblich auf Herz und Sittlichkeit einwirke. Nach diesem Grundsatz ordnete er auch seine eigenen Studien. Libanius schied aus der großen Masse seiner Schüler sehr bald den Jüngling aus, bei dem glänzende Fähigkeiten des Geistes mit liebenswürdiger Bescheidenheit und mit gediegener Tugend verbunden waren. Schon jetzt bewunderte er Basilius, wenn er ihn öffentlich reden hörte, und mit steigender Bewunderung folgte er ihm durch sein ganzes späteres Leben. Basilius' Verstandesreife, auf heiliger Grundlage früh gezeitigt und stets beschirmt, machte es ihm leicht, die Blüthe des Wissens einzusammeln, die sich ihm in Constantinopel darbot. An den zahlreichen Vergnügungen der genußsüchtigen Kaiserstadt nahm er nicht Theil. War ihm sein Weg durch's Leben und der Standpunkt, auf dem Gott ihn haben wollte, auch noch unklar: so war es ihm doch sehr klar, daß seine Seele mit den Nichtigkeiten des Erdenlebens nichts zu schaffen habe und eine höhere Befriedigung begehre, als die, welche aus dem Genuß oberflächlicher, flüchtiger Freuden hervorgeht. Im Jahre 352 ging auch er nach Athen. Sein glänzender Ruf ging vor ihm her und bereitete ihm dort eine gute Aufnahme. Die studierende Jugend hatte freilich allerhand thörichte und rohe Gebräuche, womit sie die Neulinge zu empfangen pflegte; aber Gregor's Ansehen, der den ehemaligen Schulgefährten mit offenen Armen empfing und die ruhige Milde in Basilius ganzem Wesen imponirte und schlug abgeschmackte Prüfungen zu Boden. In Athen schlossen sie die dauernde Freundschaft, die ihr beiderseitiges Leben so geschmückt und bereichert hat und die ihrer erhabenen, großartigen, heiligen Persönlichkeit

einen so herzgewinnenden Zauber verleiht. Gregor war von ungemein fröhlicher Gemüthsart, Basilius von sinnigem Ernst. Einer glich den Charakter des Anderen aus: Basilius wurde heiter und gesprächig, Gregor mäßigte seine gar so muntere Laune. Sie hatten eine und dieselbe Wohnung; sie aßen zusammen; was Dieser an Eigenthum besaß, gehörte auch Jenem und Beide gaben ihren eigenen Willen auf, um ihn in ihrer ungestörten Einigkeit und ungetrübten Eintracht reiner und stärker wiederzufinden. Das Herz dieser Freundschaft war ihr gleicher Eifer für Tugend und Wissenschaft und ihr Verlangen, dereinst der Kirche mit allen Gaben zu dienen, welche sie von Gott erhalten und mit gränzenlosem Fleiß entwickelt und gepflegt hatten. Diesem Streben wurde ihre ganze Richtung unterworfen. Sie wachten Einer über den Anderen, um ihn zu warnen vor jeder Regung der Eitelkeit und der Selbstsucht, welche sich so leicht in die Menschenbrust einschleichen. Sie ermunterten einander zum Fortschritt in allem Guten; trösteten einander über die Schmerzen, die untrennbar sind vom aufrichtigen Streben nach der Vollkommenheit und vom beharrlichen Kampf um übernatürliches Glück; feuerten einander an, das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, dem so große Anstrengungen galten. Ihre Freundschaft war keine weichliche und schmeichelnde, wie sie zwischen solchen Menschen zu sein pflegt, welche aus ihr ein Sammetpolster ihrer Eigenliebe machen und den Freund bewundern und bekränzen, um wiederum von ihm bewundert und bekränzt zu werden. Sie übten sich unablässig in Abtödtung des Willens, der Neigungen, der Sinne. Jeder suchte es darin dem Anderen zuvorzuthun; allein der Ueberwundene kannte keinen Neid auf den Sieger. Auch ihre Studien trieben sie gemeinschaftlich, lasen zusammen die Werke der Alten, übten sich in deren Schreib- und Ausdrucksweise, besuchten dieselben Lehrer, hörten dieselben Vorträge, durchwachten mit einander halbe Nächte, weil der Tag ihrem thätigen Geist nicht lang genug war. Aber sie standen nicht auf dem bloß natürlichen Boden des Fleißes und Ehrgeizes,

welcher der Thatkraft und Regsamkeit der Jugend entspricht; die Kraft, um in dies Gnadenleben sich zu versenken und zu halten, schöpften sie aus dem Gebet. Ihre Nachtwachen galten auch der Betrachtung göttlicher Geheimnisse und der Anbetung göttlicher Liebe, und die Triebfeder ihres Lebens war die Ehre Gottes und die Hoffnung zur Ausbreitung seines beseligenden Reiches durch Wort und Schrift, durch Darstellung und Vertheidigung des Glaubens dereinst beizutragen. Gregor erzählt selbst: „Wir mieden alle Studiengenossen, die sich als Verächter der Religion und der Sittlichkeit zeigten und suchten nur den Umgang fleißiger und frommer Jünglinge. Wir hatten uns überzeugt, daß es Selbstbetrug sei, sich unter die Leichtfertigen zu mischen in der Absicht, an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Die Gefahr liegt allzu nahe, von ihren schlechten Grundsätzen eine Trübung der guten zu empfangen. Wir lebten so eingezogen, daß wir nur zwei Straßen der Stadt kannten: die eine führte zur Kirche und zu den Dienern des Altares, welche die göttlichen Geheimnisse feiern und die Glieder Jesu Christi mit dem Brode des ewigen Lebens nähren; die andere, die wir aber minder hoch schätzten, führte zu den öffentlichen Schulen und zu den Lehrern der Wissenschaften. Die Straßen aber, durch die man ins Theater und nach den Orten ausgelassener Lustbarkeit ging, überließen wir Anderen. Unsere Hauptangelegenheit war unsere Heiligung und unser großes Ziel bestand darin: Christen zu heißen und zu sein.“

Da standen in Athen noch überall die alten Göttertempel in der vollen Schönheit und Anmuth hellenischer Kunst! Da war der ganze Olymp mit seinen Fabelgestalten vertreten; und wie im Olymp die Minerva an Weisheit alle Götter übertrifft, so ragte ihr Tempel, das Parthenon, in unvergleichlicher Schönheit auf der Akropolis hoch über alle anderen hervor. Aber die erträumte Göttin einer träumenden Weisheit hatte den Tempel des Menschenherzens verloren, seitdem Paulus den Athenern verkündete, daß „der unbekannte Gott,“ dem sie einen Altar errichtet hatten und der in ihrem Olymp

keinen Platz fand, der gekreuzigte Gott des Evangeliums sei. Die großen Herzen, die großen Seelen, die großen Intelligenzen, Alle wurden Anhänger der ewigen Weisheit.

In das letzte Jahr von Basilius Aufenthalt in Athen fällt die Ankunft Julians, des Apostaten. Ihm entgingen die beiden ausgezeichneten jungen Männer nicht, da er dieselben Hörsäle besuchte und da man überall Gregor und Basilius bewundernd rühmte; und auch sie bemerkten sehr gut den jungen Cäsar, der sich einen großen Anhang zu gewinnen wußte, erkannten ihn jedoch als Das, was er war und ließen sich durch Das, was er scheinen wollte, nicht täuschen. Basilius galt in Athen als ein solches Orakel des Geistes und der Wissenschaft, daß die ganze Hochschule in Aufregung gerieth, als seine beabsichtigte Rückkehr nach Kappadocien bekannt wurde. Die Lehrer und die Studierenden wandten alle Mittel an, um ihn auf einem Lehrstuhl in Athen festzuhalten; aber umsonst. Seine Zeit für Athen war abgelaufen: in keinem Zweige des Wissens stand er einem Anderen nach. Im Jahre 355 ging er nach seiner Heimath zurück. Die Trennung von Gregor fiel ihm schwer; dieser, in seiner unersättlichen heiligen Wißbegierde konnte sich noch immer nicht von Athen trennen und nahm dort einen Lehrstuhl der Rhetorik an. Basilius wurde in Cäsarea gerade so empfangen, wie er aus Athen entlassen worden war. Er begann damit, eine Schule der Beredsamkeit zu eröffnen und übernahm auf den Wunsch seiner Freunde auch die Führung von Rechtssachen, so daß ihm, nach menschlicher Ansicht, eine glänzende Ruhmeslaufbahn nicht fehlen konnte. In Cäsarea fand er sich auch endlich nach Jahren wieder mit seiner Familie zusammen. Sie war beseelt von einem ganz eigenthümlich himmlischen Geiste. Emmelia und Macrina strebten mit immer höherer Glut der christlichen Vollkommenheit zu. Macrina, die mit einem Mutterherzen die erste Pflege ihres jungen Bruders Petrus übernommen hatte, führte seine Erziehung weiter fort, pflegte vor Allem die weltentfremdete Richtung des Knaben und ließ ihn hauptsächlich in geistlichen

und himmlischen Dingen gründlich unterrichten. Ihre vier Schwestern waren sämmtlich verheirathet. Gregor (später zubenannt: von Nyssa) studirte; aber Naukrates, Emmelia's Lieblingssohn, hatte sich aus der Welt, deren Zierde, und aus der Familie, deren Stolz und Freude er war, zurückgezogen, sein väterliches Vermögen an die Armen vertheilt und sich mit seinem Diener Chrysaph in eine Waldeinsamkeit hoch oben in den Bergen von Pontus begeben. In großem Mangel an Irdischem lebte er in der Wildniß und wußte seinem beschaulichen und abgetödteten Leben einen neuen Tugendschmuck zu geben, indem er zwei kranke Greise in seiner Einsiedelei aufnahm und mit frommer Sorgfalt verpflegte. Macrina, die das innere Leben ihrer Geschwister mit treuer Liebe beobachtete, sich durch keine Regung der natürlichen Zuneigung einnehmen und blenden ließ und ihren Fortschritt nur nach dem Maßstab des Glaubens in Anschlag brachte: Macrina erkannte, daß Basilius auf einem gefährlichen Punkt stehe. Alltäglicher Ehrgeiz und hohle Eitelkeit waren ihm fremd; aber das Bewußtsein seiner Vortrefflichkeit und seiner Vorzüge regten den Stolz in ihm an, der um so drohender war, als er auf Edles sich gründete. Macrina zitterte für Basilius, denn nichts ist dem Stolz so gewiß, als der Sturz von der Höhe, und wo ein Babylon in einer Seele steht, da steht es unter der Signatur des verwüsteten Falles. Die Provinz Pontus schätzte es sich zur Ehre, Basilius halb und halb zu ihren Landeskindern rechnen zu dürfen und suchte ihn für sich zu gewinnen. Aus Neocäsarea wurde ihm durch Abgeordnete des Senats der Antrag gemacht, an die Spitze des Unterrichtswesens der ganzen Provinz zu treten. Basilius sah sich veranlaßt, bald darauf nach Neocäsarea zu gehen, wo er Verwandte und Jugendfreunde hatte. Die Einwohner der Stadt benutzten seine Anwesenheit, um sich in Masse zu ihm zu begeben und ihren Antrag zu erneuern. Doch Basilius lehnte ihn ab und schlug eine Stellung aus, die man für ihn so anlockend und glänzend wie möglich zu machen suchte. Nach seiner Rückkehr nahm Macrina hiervon Veranlassung,

um mit ihm über seine Plane für die Zukunft zu sprechen. Nichts genügte ihm, nichts lockte ihn; seine Thätigkeit entsprach nicht seiner ganzen Kraft; seine Wirksamkeit beschäftigte nicht alle seine Fähigkeiten; in seiner Seele war noch immer eine Leere; denn es war immer noch Welt darin. Da sprach Macrina zu ihm von dem seligen Genügen der vollkommenen Entsagung; von dem Aufbau des Gottesreiches im Menschenherzen, nicht unter dem Beifall der Welt, sondern unter Tadel und Mißbilligung; von der Ausübung der evangelischen Vollkommenheit, nicht in weithin leuchtenden, wohl aber in unscheinbaren Thaten und Tugenden; von der Gefahr, eine reine Seele und ein unbeflecktes Herz mitten in dem Strudel der Welt an der Klippe des Stolzes ungefährdet vorüber zu führen. So hatten die Geschwister lange trauliche Gespräche und Macrina's Worte wurden verstärkt und vervollständigt durch ihr Sein. Basilius sah diese ausgezeichnete Schönheit, diesen feinen Verstand, dies liebeglühende Herz, diese großen Fähigkeiten, ganz versenkt in das Kreuz und die Armuth Christi. Mit allen Gaben und Eigenschaften ausgestattet, welche ein Erdenglück begründen, war ihr ganzes Leben eine Kette von Opfern. Sie widmete sich vollständig ihrer Familie, der Erziehung, der Versorgung ihrer Geschwister. Sie besorgte die mühselige Verwaltung eines Vermögens, das, auf Grundbesitz ruhend, durch die drei Provinzen Kappadocien, Pontus und Klein-Armenien zerstreut war und das ihr selbst keinen anderen Genuß bot, als ihren Antheil den Armen zu geben. Sie stand dem großen Hauswesen mit einer Schaar von Untergebenen und Dienstboten vor und war selbst so abgetödtet, daß sie nicht nur für sich keine Bedienung brauchte, sondern auch die Mutter bediente und ankleidete, ja sogar gewisse Brödchen, die Emmelia gern aß, mit eigenen Händen bereitete. Basilius hatte schon in Athen mit seinem Freund Gregor oftmals die Süßigkeit eines ganz in Gott verborgenen und vom Kreuz beschatteten Lebens besprochen. Die Tiefe seines Gemüthes fand schon damals einen namenlosen Reiz in der Theilnahme an Jesu Leidens-

leben aus Liebe; allein er fühlte sich noch nicht innerlich reif genug, um es aus ganzem Herzen zu erfassen. Es schwebte ihm vor, wie eine selige Insel im weiten Meere, lieblich für den Gedanken, unerreichbar in der Wirklichkeit. Die beständige Anspannung seines Geistes fesselte ihn überdies an die Gegenwart und von der Zukunft hoffte er, daß sie ihm die Früchte seiner Arbeit ungefährdet eintragen werde. Nun aber warf er, durch Macrina angeregt, einen ernsten und redlichen Blick in sein Inneres, und erschauerte; denn er täuschte sich nicht darüber, daß gleich sein erstes Auftreten in der Welt ihm die Fallstricke des Stolzes bereitet habe. Da faßte er einen energischen Entschluß, entsagte jeder Aussicht auf Beifall, Ruhm und Ehre, gab seine Stellung und Geschäfte auf, vertheilte sein väterliches Vermögen an die Armen und widmete sich der Nachfolge Jesu in der heiligen Ascese. Macrina frohlockte und pries die Gnade Gottes. Basilius schreibt über seinen damaligen Zustand: „Nachdem ich viele Zeit mit eitler Arbeit hingebracht und fast meine ganze Jugend bei dem Studium von Wissenschaften verschwendet hatte, die vor Gott doch nur eine thörichte Weisheit sind, war es mir, als erwachte ich aus einem tiefen Schlaf. Staunend schaute ich in das wundervolle Licht der Wahrheit, das aus dem Evangelium vor mir aufging, und erkannte das Unnütze der Weisheit einer Welt, die zu Grunde geht. Ich beweinte mein elendes Leben und es lag mir am Herzen, meine Sitten zu reinigen, die durch langen Umgang mit Gottlosen befleckt worden waren. Da ich nun im Evangelium fand, daß das beste Mittel, um zur Vollkommenheit zu gelangen, darin bestehe, Alles zu verkaufen und den Erlös den dürftigen Brüdern mitzutheilen, von allen Sorgen für das irdische Dasein sich loszusagen und von keiner Leidenschaft zu irgend einem geschaffenen Dinge sich hinreißen zu lassen: so wünschte ich auf diesem Wege einen Meister zu finden, um mit ihm über die kurze Welle dieses Lebens zu fahren."

Viertes Kapitel.

Zu derselben Zeit empfing Basilius das Sacrament der Taufe, das wesentlich beitrug, ihn auf eine höhere Stufe des Gnadenlebens zu stellen und zu einer noch höheren hinzudrängen. Dianius, der Erzbischof von Cäsarea, spendete sie ihm und ertheilte ihm die Weihe als Lector, dessen Amt es ist, bei dem Gottesdienste die Vorlesungen aus den heiligen Schriften zu halten. Aber Basilius, der sich in jeder Richtung des Geistes gediegene Kenntnisse zu erwerben suchte, begehrte nun auch über die große Wissenschaft des Heils belehrende Erfahrungen einzusammeln, um nicht irre zu gehen auf dem Wege, den er einschlagen wollte. Er trat im Jahre 357 eine Reise nach Mesopotamien, Cölesyrien, Palästina und Aegypten in der Absicht an, um die beiden Zweige, welche aus der gemeinsamen Wurzel der christlichen Ascese aufsproßten, das anachoretische und das cönobitische Leben da kennen zu lernen, wo es sich bis jetzt am kräftigsten entfaltet hatte, und das war eben der tiefere Orient, auf den die wunderbaren Männer Antonius, Hilarion, Ammon und Pachomius einen unmittelbaren Einfluß gehabt hatten. Wie ein anderer Moyses hatte Jeder von ihnen Schaaren des Volkes Israel von Aegyptens Fleischtöpfen hinweg durch die Wüste in's gelobte Land geführt. Jeder von ihnen hatte damit begonnen — der Eine früher, der Andere später, Hilarion bei vierzehn und Ammon bei vierzig Jahren — mit Johannes in die Einöde und an die Ueberwältigung der Irdischkeit in allen ihren Neigungen und Leidenschaften mit einem zweischneidigen Schwerte zu gehen, indem sie einerseits die Bedürfnisse des leiblichen Menschen in Speise und Schlaf, in Wohnung und Kleidung auf das kleinste Maß herabdrückten, und andererseits dem Verlangen und den Fähigkeiten des geistigen Menschen nach seiner Nahrung, nach seiner Befriedigung keine andere Schranke setzten, als das Maß der Gnade. Da nun zu jedem Menschen ohne Ausnahme vom Heilande selbst gesagt worden ist: er müsse vollkommen werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist; und da Gott

allein das Maß der Gnade für einen Jeden kennt: so ist es klar, daß ein in den Willen Gottes versenkter Menschenwille in seinem Streben nach Vollkommenheit eine unberechenbare Höhe erreichen kann. Die unerläßliche Bedingung dazu ist aber die Vereinigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen, d. h. die Liebe des Menschen zu Gott. Diese Liebe macht ihn frei. Die Furcht knechtet ihn, der Eigennutz besticht ihn, die Sinnlichkeit verlockt ihn, denn das sind lauter Regungen der Selbstliebe, die ihn zum Sklaven erniedrigt. Tödtet er die Selbstliebe ab, gibt er die Begier nach niedrigen Gütern auf, die sämmtlich geringer sind als seine Seele und sämmtlich sie von ihrer Bestimmung abwenden: so fallen die Fesseln und die Schleier von ihr, sie erkennt das höchste Gut, sie strebt nach dessen Besitz, sie verlangt Das, was allein des Verlangens der Seele würdig ist, sie verlangt Gott — Gott allein, sie liebt Gott — Gott allein; sie ist frei. Und wie der Vogel, wenn er seinem Käfig entschlüpft, mit beschleunigtem Flügelschlag in die Luft sich schwingt und die erlahmten Flügel mit jubilirender Lust in ihre angemessene Thätigkeit versetzt, und nicht müde wird vom Fluge, sondern stark und munter, weil Das seine Bestimmung ist: so geht's auch der Seele. Ist der übernatürliche Mensch aus der Sklaverei seines Götzen, der Selbstliebe durch unabläßlichen Kampf entronnen und frei in sein Element versetzt, so führt ihn die Freiheit zu dem Gott seines Wesens, zu der ewigen Liebe. Und wie die Luft den Vogel trägt und ihn nicht fallen läßt: so und noch ganz anders trägt und hält die ewige Liebe Den, der sich ohne Rückhalt ihr hingibt. Wer den Aufschwung gewagt hat, ist noch nie zurückgestoßen worden. Er mag das Ziel nicht erreicht haben, weil er selbst in der Liebe wankte und fehlte; aber die ewige Liebe hat ihm nie gefehlt. Gott betrügt nicht; Gott erfüllt das Verlangen seiner Geschöpfe, wenn Er ihr Verlangen ist, denn Er will sie glücklich und selig machen und in der Vereinigung mit Ihm haben sie dies Ziel erreicht, sind sie glückselig. An die Eroberung dieser Glückseligkeit

machten sich jene alten Helden der göttlichen Liebe, die wie Riesendenkmale auf der Gränze des Heidenthums und des Christenthums stehen, um alle kommenden Zeiten zu erinnern, daß der Mensch geschaffen ist zur Unterwerfung aus Liebe, die ihn zur Herrschaft durch Liebe führt.

Als Basilius seine Reise antrat, waren Antonius, Pachomius und Ammon bereits von der Erde geschieden, lebten aber in ihren Jüngern, ihren Institutionen und Regeln fort. Das anachoretische Leben, wie sie es als Vorschule ihrer Wirksamkeit durchgemacht hatten, stellte sich nach ihrer Erfahrung so schwierig und so gefahrvoll für den Anfänger heraus, daß schon Antonius eine gewisse Ordnung für den Stand der Einsiedler organisirt hatte. Die Neulinge wurden zu den Erfahrenen, die Jünglinge zu den Greisen gegeben; dadurch übten sich die Einen in Gehorsam, Dienstfertigkeit und Demuth, die Anderen in Nachsicht, in weiser Belehrung, beide Theile in Geduld und Liebe. Manches Jahr verging und manche Prüfung wurde verhängt, und mancher Einsiedler wurde aus einem Jüngling ein Mann, bevor der Jünger sich von seinem Meister trennte. Ueberdies versammelte jeder Sonntag und zuweilen auch noch ein Wochentag die Einsiedler eines gemeinschaftlichen Bezirkes zur Feier der heiligen Geheimnisse und Sacramente in ihrer Kirche, die den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Zellen bildete. Wild in die Wüste hinein zu laufen, war nicht Einsiedlergebrauch. Heiliger Disciplin mußte auch der Anachoret sich unterwerfen. Pachomius hatte das cönobitische oder gemeinsame Leben, den Mönchstand, organisirt und seine Klöster zu Tabenna mit bestimmten Regeln über Armuth, Gehorsam, Gebet und Arbeit versehen. Hier fand der Eintretende die Stille, welche der Geistessammlung nothwendig ist, und den Trost und die Hülfe, welche aus der Vereinigung mit Gleichgesinnten und aus der Macht des Beispiels hervorgehen. Ammon endlich vereinigte in seiner Genossenschaft beide Formen des ascetischen Lebens: im Kloster Nitria lebten die Cönobiten und in die Wüste Cellia und Scete begaben sich diejenigen Mönche,

deren Beruf so entschieden und deren Tugend und Frömmigkeit so groß war, daß die Oberen annehmen durften, sie wären im geistlichen Kampfe geübt genug, um ihn als Anachoreten siegreich fortzusetzen. Gegen das Ende des Jahrhunderts, als Palladius in den Klöstern von Nitria fünftausend Brüder fand, hatten sich sechshundert andere nach wohlbestandener Prüfung und Uebung aus der Genossenschaft hinweg und in die zehn Stunden entfernte Wüste Cellia begeben. Gewissen riesenhaften Kämpfern des Geistes, deren Beispiel allzu aufregend auf die Mehrzahl der Brüder wirken konnte, war die Einsamkeit der Wüste gerade Das, was sie nöthig hatten. Den Alexandrinischen Macarius wies Pachomius bewundernd und demüthig von Tabenna fort, als einen Uebergewaltigen, mit dem seine Brüder nicht Schritt halten könnten und der sie entmuthigen würde; Macarius ging nach Scete.

Basilius fand in Aegypten alle Formen und Schattirungen des acetischen Lebens und viele fromme Männer, die sich demselben mit feuriger Andacht und Beharrlichkeit hingaben. Die beiden Macarius lebten noch, der berühmte Abt Serapion und Isidor, der heilige Spitalmeister zu Alexandrien ebenfalls; auch Hilarion, der hochbegnadete Schüler des Antonius, stand den Mönchsvereinen vor, die sich um ihn an der Gränze von Palästina und Aegypten gesammelt hatten. Aller dieser Männer harrten noch die Tage schwerer Trübsal, die Kaiser Valens mit seinen Arianern über sie brachte. In Syrien und Mesopotamien fand Basilius ebenfalls schon, neben den Anachoreten, auch Mönchsvereine. Ueberall wendete er sich an die Meister des inneren Lebens und wurde von ihnen wieder und immer wieder auf die Hingebung des Willens an die göttliche Liebe, auf die Abtödtung der Leidenschaften durch strenge Selbstbeherrschung und auf Eifer und Beharrlichkeit im Gebet, als auf die einzig wahre Grundlage einer heiligen Ascese hingewiesen, deren Zweck die Nachfolge Jesu und deren Ziel die Umbildung in Jesus ist. Während Basilius die tiefsten Saiten seines Gemüthes auf dieser

Reise angeschlagen fühlte, fehlten ihm doch auch die heilsamen Bitterkeiten des Lebens nicht. Gerade hier im tieferen Orient wurde sein gläubiger Sinn schmerzlich verwundet durch die zahlreichen Streitigkeiten, welche wie ein Gewirr von Schlangen aus dem Schlangennest des Arianismus hervorbrachen. Mit festem Glauben hatte er die unvergeßlichen Lehren des Christenthums, die seine heilige Großmutter ihm mittheilte, im Herzen bewahrt. Seine edle, reine Seele hielt wie ein tapferer Krieger Wache neben dem anvertrauten Schatz und wehrte die bösen Gelüste des Verstandes und der Sinnlichkeit ab, welche denselben, wie Räuber und Diebe, zu schmälern, ja sogar ganz zu entwenden trachteten. Alle Systeme der Philosophie hatte er zerlegt; die ganze Literatur des heidnischen Alterthums war ihm bekannt; sogar solche Studien hatte er mit Eifer und Interesse getrieben, welche den untergeordneten Intelligenzen oft zur Klippe werden, die Naturwissenschaften, Physik, Medicin, Astronomie; aber das Alles lag in einer untergeordneten Region, welche das Wort der Offenbarung nicht berührte, viel weniger noch es trübte. Die Offenbarung füllt die größten Höhen und Tiefen des Menschengeistes und gibt ihm den nothwendigen Schwerpunkt, der ihn anzieht und festhält, damit er in seiner Beweglichkeit nicht verirre und verflattere, nicht gefangen werde von dem Reiz fein ausgesonnener philosophischer Systeme, welche die Wahrheit suchen, nicht sie lehren; damit er nicht geblendet werde von dem Zauber einer vollendeten Form des Ausdruckes und der Darstellung, welche äußerlich die Schönheit besitzt, nicht innerlich; damit er nicht armselig zu Grunde gehe an der Materie, indem er sich vertieft in ihre Stoffe und Kräfte, die ihn überwältigen, nicht er sie; damit er bei all' seinem Denken und Sinnen, Forschen und Fragen eine Magnetnadel habe, die ihm unwandelbar seine Richtung gibt und seinen Weg andeutet. Als einen sichern Compaß auf der unsichern Wanderschaft zum wahren Ziele, zum ewigen Leben: so verstand Basilius die Offenbarung; so hatte er sie verstanden gesehen von seiner Familie, von seinem Freund

Gregor. Mit der heidnischen Welt und dem heidnischen Leben wurde er auf den hohen Schulen bekannt, insoweit er sie in seinen Studienplan aufnahm und sich mit ihrer Theorie beschäftigte. Die häretische Welt und ihr Treiben war ihm aber ganz unbekannt geblieben und trat ihm nun entgegen im grellen Gegensatze zu jenen Erscheinungen der ascetischen Welt, welche der ungeschwächte Glaube an die Göttlichkeit der Offenbarung hervorrief. Je schmerzlicher Basilius von der Zerrissenheit der Kirche, von der Uneinigkeit der Bischöfe und von der Streitsucht über heilige Lehren, welche wie eine ansteckende Krankheit im Orient grassirte, berührt wurde, um desto mehr sehnte er sich mit frommer Scheu aus dem Getümmel einer Welt hinweg, in der es so schwer war, das Heil der Seele zu erwirken. Um das Jahr 359 kam er nach Kappadocien zurück, fest entschlossen, sich nunmehr ganz dem Leben des Gebetes und der Abtödtung zu widmen. Er hatte gehofft, einen Gefährten an seinem Freund Gregor zu finden, mit dem er immer im brieflichen Verkehre stand, und der ebenfalls eine lebhafte Neigung für die Abgeschiedenheit hatte; aber anderen Fügungen gehorchte.

Als Basilius Athen verließ, nahm Gregor freilich einen Lehrstuhl der Rhetorik daselbst an, um seine Bereitwilligkeit zu zeigen, der Hochschule zu dienen und um die Aufregung wegen Basilius Abreise zu beschwichtigen. Als ihm das gelungen und der Sturm gefallen war, zog er sich still zurück und wanderte unbemerkt aus dem berühmten Musensitz nach Constantinopel, wo er mit seinem Bruder Cäsarius zusammentraf, der eben aus Alexandrien dort anlangte. Cäsarius genoß eines so bedeutenden Rufes als Arzt, daß der Senat von Constantinopel ihm die Würde eines Senators und einen großen Gehalt, Kaiser Constantius aber das Bürgerrecht und die Stelle seines ersten Leibarztes gab, um einen so ausgezeichneten Mann festzuhalten. Cäsarius ging auf einige Zeit zum Besuche nach Nazianz, so daß die Brüder ebenso einträchtig das Vaterhaus wieder betraten, als sie es vor Jahren gemeinsam verlassen hatten. Dann begab sich Cäsarius

zu seinem Wirkungskreis in der Kaiserstadt zurück und Gregor blieb bei seinen hochbejahrten Eltern, um seiner Mutter in ihren häufigen Krankheiten, und seinem Vater bei den schweren und sorgenvollen Arbeiten und Geschäften des bischöflichen Amtes liebend und helfend zur Seite zu stehen. Die beiden Freunde Basilius und Gregor hatten ein gemeinsames Einsiedlerleben in's Auge gefaßt und für die Stätte desselben einen District der Diöcese Nazianz gewählt, der Tiberina hieß und durch seinen Mangel an jeglicher Naturschönheit sich auszeichnete. Als Basilius in die Heimath zurückkam und seinen Freund an das langwierige Krankenbett der gottseligen Mutter Nonna und an die Unterstützung des Vaters gefesselt fand, gab er Tiberina auf und ging nach Pontus. Abgesehen von seiner weltentfremdeten Richtung und Stimmung, war ihm der Aufenthalt in seiner Vaterstadt Cäsarea unerträglich, indem Dianius, sein hochverehrter Bischof, den er von Kindheit auf gekannt und geliebt hatte, wie so manche Bischöfe jener Zeit, mehr wohlmeinend als umsichtig verfahren war und aus übergroßer Friedensliebe die Formel von Rimini über die Gottheit Christi annahm, welche Kaiser Constantius allen Bischöfen der Christenheit aufzuzwingen suchte. Basilius mit seiner tiefen Ehrfurcht vor der Tradition der Glaubenslehre, welche in diesem wesentlichen Punkt auf dem Concil zu Nicäa traditionell festgesetzt worden war und mit seinem Scharfblick leicht die vieldeutige Oberflächlichkeit der Formel von Rimini: „der Sohn ist dem Vater ähnlich gemäß der Schrift" durchschauend, konnte von einer solchen Nachgiebigkeit kein Heil erwarten für das glaubenstreue Kappadocien. Und wirklich hatte der Mißgriff des Dianius die traurige Folge, daß mehrere Bischöfe dem Beispiele ihres Erzbischofes nachahmten und die Formel von Rimini unterzeichneten. Zu diesen Bischöfen gehörte auch der von Nazianz. Aber beide, Dianius sowohl als Gregor der ältere, legten ihren frommen Glauben in die neue Formel hinein und waren, obzwar dem Scheine nach Arianer, in Wirklichkeit nach wie vor ganz katholisch. Indessen zog ein solcher Schritt immer Spaltun-

gen und Zerwürfnisse nach sich, indem Diejenigen, welche bei dem Symbol von Nicäa beharrten, die kirchliche Gemeinschaft mit den Anhängern von Rimini aufgaben. Dies that auch Basilius; er begab sich nach Pontus auf die Familienbesitzung Annesi. Hier fand er auch Emmelia und Macrina wieder, die während seiner Abwesenheit ein lange gehegtes Vorhaben ausgeführt hatten. Er fand sie nicht wieder in dem schönen Landhause, dem Schauplatze seiner glücklichen Kindheit, nicht wieder als fromme edle Herrinnen, wie die ältere Macrina gewesen war; nein! sie lebten in einer Genossenschaft von Frauen, ihren Verwandten, Freundinnen und Dienerinnen, in der Alles aufgehört hatte, was an früheren Stand, Reichthum, Ansehen und Wohlbehagen erinnern konnte. Emmelia hatte unfern von Annesi und von der Kirche der Vierzig Martyrer das Kloster gebaut, das sie bewohnten und zu dessen Vorsteherin Macrina einmüthig gewählt worden war. Sie theilte die Hausordnung ein und wachte darüber, daß sie von Jedermann inne gehalten wurde. Arbeit, Psalmengebet und Betrachtung der göttlichen Geheimnisse des Glaubens wechselten mit einander ab. Für Niemand wurden Ausnahmen gemacht; die Kleidung, die Kost, die Lagerstatt war für Alle gleich; die Beschäftigung aber nach den verschiedenen Kräften berechnet. Friede und Eintracht, Armuth und Demuth herrschten zwischen den schwesterlich vereinigten Frauen, und nur das gemeinschaftliche Psalmengebet unterbrach die stille Ruhe des gottgeweihten Hauses. Macrina hatte nun, was sie wünschte: die vollkommene Entsagung um Jesu willen.

Emmelia's Mutterherz erlitt in dieser Zeit einen herben Verlust; ihr geliebter Sohn Naukrates wurde eines Tages entseelt im Walde gefunden und neben ihm sein Gefährte Chrysaph, treu im Tode wie im Leben. Naukrates hatte zuweilen Emmelia und Macrina im Kloster aufgesucht, zuweilen Botschaften ausgerichtet, für die sie einen sichern Boten brauchten. Wenn auch nur selten, so sahen sie sich doch und wechselten Worte der Liebe und des Trostes, die das Menschenherz auch in der Zelle, auch in der Einsiedelei so schwer

entbehrt. Aber Gott verlangte auch dieses Opfer von Emmelia und rief Naukrates bei achtundzwanzig Jahren, von denen er fünf in der Einöde zugebracht hatte, in's ewige Leben. Macrina's himmlischer Sinn freute sich über die kurze Pilgerfahrt durch das Thal voll Todesschatten ihres geliebten Bruders, und mit zärtlichen Tröstungen trocknete sie Emmelia's Thränen. Nun kam auch Basilius, und die trauernde Mutter hatte wieder einen Sohn in ihrer Nähe. Petrus war zur Vollendung seiner Erziehung frommen Männern anvertraut und Gregor war in die Ehe getreten. Seine Frau hieß Theosebie und paßte durch ihre lieblichen Tugenden zu der frommen Familie. Basilius hatte auf seiner Reise auch den Bischof Eustathes von Sebaste in Armenien besucht, der seine halbarianischen Ansichten unter dem Mantel äußerst strenger Abtödtung verbarg und dadurch die Menschen irre führte. In demselben Geist bildete er Schüler, welche das anachoretische Leben ergriffen, um von der Welt angestaunt und bewundert, keineswegs vergessen zu werden. Ihr innerer Hochmuth bäumte sich ungebändigt hinter der äußeren Abtödtung auf. Arianische Gesinnung ist mit der demüthigen Nachfolge Jesu durchaus unverträglich, denn das Wesen dieser Nachfolge ist der Glaube, daß der menschgewordene Gott sie durch Lehre und Beispiel geboten hat. Fehlt dieser Glaube, so fallen Lehre und Beispiel von selbst als Menschenmachwerk zusammen und die Ascese ist nichts als eine Comödie, die man für sich oder für Andere um äußerer Zwecke willen aufführt. Daher kommt es auch, daß der Unglaube in der heiligen Ascese immer Heuchelei wittert: das wahre Motiv derselben ist ihm abhanden gekommen, deshalb legt er ihr die Triebfeder bei, die ihn bewegen würde. Basilius Seele hatte viel zu entschieden eine himmlische Richtung eingeschlagen und war viel zu erfüllt von den großen Vorbildern, die er vor Kurzem bewundert hatte, um auf eine principielle Entartung des anachoretischen Lebens vorbereitet zu sein. Das Götzenopfer auf dem Altare Gottes faßte er nicht. Er freute sich, daß Anachoreten in seinen heimathlichen

Bergen ihre Einsiedeleien aufgeschlagen hatten und glaubte sich ihnen anschließen zu können. Aber ihre wilde Schwärmerei riß sie zu ungebührlichen Uebertreibungen hin, und ihr vom Hochmuth verkehrtes religiöses Gefühl gab ein solches Aergerniß unter dem Volke, daß sie in Mißachtung geriethen, und daß Basilius erkannte, der Geist Gottes walte hier nicht. Aber um so feuriger suchte er sein Ideal zu verwirklichen, und in sich selbst zuerst. Er wählte sich eine schöne einsame Stätte und baute dort eine Hütte, die er freudig bezog. Sie lag hoch am Abhange eines Berges, dessen Waldungen sich zur Rechten und Linken in schroffen Schluchten herabsenkten, und wie ein halber Mond ein freundliches Wiesenthal umfingen, das an der offenen Seite vom Fluß Iris begrenzt und gleichsam nach der Welt zu beschirmt wurde. Durch die eine Schlucht brauste ein tobender Wasserfall über Felsenblöcke; durch die andere rieselten stille Bäche. All' diese Gewässer nährten den Pflanzenwuchs in Wald und Thal und ergossen sich in den Iris. Blumenduft und Vogelgesang erfüllten die Lüfte; ganze Heerden von Hirschen, von Rehen und Hasen streiften ohne Scheu und ungestört umher. Jenseits des Iris lag Annesi, lag Macrina's schönes Landhaus von Platanen umgeben; lag das schlichte Kloster, das in seiner Unscheinbarkeit Kleinodien der streitenden Kirche für den Himmel aufbewahrte; lag die Kirche der Vierzig Martyrer, welcher Reliquien der triumphirenden Kirche für die Erde anvertraut waren. Anmuthig für das Auge, erhebend für die Seele, verlor sich die Landschaft am fernen, hügelbesäumten Gesichtskreis. Und von der Höhe herab schaute ein einsamer Mensch über sie und über alle Bilder der Zeit und des Raumes hinweg und sehnte sich nach den Höhen der Ewigkeit. So ist das Menschenherz nicht beschaffen, daß es mit einem einzigen kühnen Schwung für immer untergetaucht wäre in das Meer eines stillen Friedens. O nein! dazu gehört ein langathmiger Wille, dessen heiliges Verlangen den Gnadenbeistand herabzieht und von ihm getragen wird. Das empfand Basilius im vollen Umfang. Sein thätiger, rastloser, sinnender und

denkender Geist hatte sich nun dreißig Jahre abgemüht, um Das zu erreichen, worin er seine Ruhe finden könne. Mit Forschung und Studium und mit Ausbildung aller sittlichen und intellectuellen Kräfte hatte er sich auf jeder Stufe seiner Entwickelung beschäftigt, und nie Gemeines und Niedriges, immer das Edelste erstrebt. Nichts von Allem, was die Welt bot, kein Ruhm, kein Ansehen, keine Ehre, keine Geltung, keine Freude, nichts von Allem gewährte ihm auch nur einen Augenblick von Genügen. Dies Genügen lag auf einem anderen Punkte, lag da, wo das vollkommene Opfer begann; er wußte es, und dennoch überfiel ihn die bange Schwermuth, diese Tochter des Erdgeistes, welche sich auf jede Bahn zu drängen sucht, die von dem Treiben der Welt hinwegführt. Da schrieb er seinem Freunde Gregor den wunderschönen, aufrichtigen, demüthigen Brief, der so lehr- und trostreich für Alle ist, welche keine Basiliusseelen sind und doch in ihrer Sphäre und nach ihrem Maße dieselben Kämpfe zu bestehen haben.

„Wie man Kinder an der Aehnlichkeit mit den Eltern zu erkennen pflegt, so erkannte ich deinen Brief an der Gesinnung, die alles Irdische für nichts achtet gegen die Seligkeit, die uns in den Verheißungen hinterlegt ist. Daß du sagst, die Beschaffenheit des Ortes meiner Einsamkeit könne nicht in Betracht kommen, um das Verlangen nach derselben in dir anzuregen, bevor du über die Einrichtung der Lebensweise etwas erfahren habest, ist ganz deines Herzens würdig. Aber ich schäme mich dir zu schreiben, was ich in dieser Abgeschiedenheit bei Tag und bei Nacht thue. Wohl habe ich das Leben und das Treiben in der Welt als Quelle von tausend Uebeln verlassen; aber ach! mich selbst kann ich noch nicht verlassen. Ich gleiche Denen, welche auf dem Meere, weil sie an die Schifffahrt nicht gewöhnt sind, mit der Seekrankheit zu kämpfen haben. Sie wähnen, die Größe des Schiffes verursache zu viel Schwankungen. Sie begeben sich in einen kleinen Nachen; aber überall haben sie Ekel und wissen nicht, was sie thun

sollen, denn die Seekrankheit geht mit ihnen aus dem Schiff in den Nachen. So ungefähr steht es auch mit mir! So lange wir die in uns wohnenden Begierden mit uns herum tragen, haben wir überall dieselbe Unruhe, so daß wir aus der Einsamkeit nicht viel Nutzen ziehen. Was wir aber thun sollten und wodurch uns vergönnt würde, in die Fußtapfen Dessen zu treten, der uns den Weg zum Heil gebahnt und gesagt hat: „Wenn Jemand mir nachfolgen will, so verläugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach“: das ist Dieses. Wir müssen trachten, einen ruhigen Geist zu erlangen. Ein herumrollendes Auge vermag keinen Gegenstand klar und deutlich zu schauen. Unverrückt muß es sich auf Das richten, wovon es sich eine genaue Kenntniß verschaffen will. Ebenso kann auch der menschliche Geist die Wahrheit nicht deutlich erkennen, so lange er mit tausend zeitlichen Sorgen beschäftigt ist. Das einzige Mittel, um sie zu vermeiden, ist die Lossagung von der ganzen Welt. Diese Lossagung besteht aber nicht darin, daß man sich dem Leibe nach von ihr trennt, sondern darin, daß man die Theilnahme der Seele von ihr zurückzieht und ohne Heimath, ohne Eigenthum, ohne Besitz, ohne Gesellschaft der Freunde, ohne Vorrath von Lebensmitteln, ohne zeitliche Geschäfte, ohne Verkehr, ohne menschliche Wissenschaften, wohl aber bereit ist, im Herzen die Belehrungen aufzunehmen, welche von der göttlichen Weisheit ausgehen. Um das Herz für diese Aufnahme zu befähigen, müssen dessen böse Gewohnheiten und Neigungen ausgerottet werden, und dazu ist die Einsamkeit ungemein förderlich. Sie bringt die ungeordneten Bewegungen des Herzens zur Ruhe. Die Leidenschaften sinken in Schlummer, weil der anhaltende Reiz von der Welt her sie nicht aufstachelt. Dadurch gewinnt die Vernunft die Oberhand und überwindet sie, wie man wilde Thiere leicht bändigt, wenn man sie zuvor gezähmt hat. In der Einsamkeit wird auch die Uebung anhaltender Andacht durch nichts Aeußeres gestört, so daß die Seele, in der die Leidenschaften ersterben, dafür mit göttlichen Gedanken genährt wird und, auf Erden schon

selig, den Engeln im Himmel nachahmt. Mit Anbruch des Tages beginnt für uns das Gebet und der Gesang der Hymnen und Psalmen. Mit der steigenden Sonne geht man an die Arbeit, würzt, durchwebt und heiligt sie durch Loblieder, welche süße Tröstungen in die Seele gießen und in friedlichem Gleichmuthe sie erhalten. Diese Reinigung und Beruhigung der Seele gibt ihr, da sie sich nicht mehr durch die Sinne nach Außen zerstreut und verliert, die Kraft, sich in sich selbst zu sammeln und sich mit eigenem Schwunge zum Gedanken von Gott zu erheben. Ist sie von den Strahlen dieser göttlichen Schönheit erleuchtet, so besiegt sie ihre Schwächen, so vergißt sie zeitliche Sorgen und leibliche Nöthen. Frei von irdischen Neigungen versenkt sie ihr ganzes Wesen in das Streben nach den ewigen Gütern und beschäftigt sich nur damit, Selbstbeherrschung, Starkmuth, Weisheit und alle anderen Tugenden zu üben. Die Betrachtung der heiligen Schriften ist ein sicheres Mittel zu unserem Fortschritte, indem sie uns erhabene Sittenlehren und herrliche Tugendbeispiele vor Augen stellt. Wer nach Vollkommenheit strebt, muß die Leben der Heiligen so lange, so oft und so fest betrachten, daß er ihr lebendiges Abbild wird. Das Gebet, das einer solchen Betrachtung folgt, entflammt die Seele zur heißen Sehnsucht nach der göttlichen Liebe und gibt ihr klare Erleuchtungen über die Geheimnisse Gottes. Das Gebet, indem es Verstand, Gedächtniß und jede Anmuthung des Herzens auf Gott richtet, zieht Gott selbst in die Seele hinein. So wird der Gläubige ein Tempel Gottes; oder ein Fremdling auf Erden, der nur heimisch ist bei Gott." Darauf gibt er Vorschriften, welche das äußere Leben und Erscheinen eines Menschen betreffen, der sich von der Welt zurückgezogen hat. Seine Armuth erstrecke sich auf seine Nahrungsmittel: Wasser, Brod und etwas Gemüse genügen dem Gesunden, und während er es zu sich nimmt, beschäftige er sich mit frommen Gedanken. Auch sein Schlaf sei abgetödtet, kurz und leicht, und die Mitternacht sei für ihn, was für Andere der Morgen ist, nämlich die Zeit, wo

er in geistiger Sammlung, welche durch das Schweigen in der ganzen Natur gefördert wird, die Mittel überdenkt, die ihn zur Buße und zum Fortschritt auf dem Tugendpfade antreiben. Demuth spreche sich in Gang, Haltung und Blick, im niedergeschlagenen Auge, im groben Gewande aus; Demuth liege seinem Benehmen gegen die Gefährten seiner Einsamkeit zum Grunde: er muß gleichmäßig freundlich und durch Güte und Sanftmuth ihnen angenehm sein; er muß fragen ohne Zudringlichkeit und antworten ohne Hochmuth; er muß lernen ohne Beschämung und lehren ohne Eifersucht. Im Sprechen darf er nie übereilt sein und nie Andere unterbrechen. Verweise und Ermahnungen hat er mit großer Vorsicht und Schonung zu geben.

In einem Briefe an seinen Jünger Chilon spricht er sich noch weiter über die Erfahrungen aus, die er im Leben der Einsamkeit macht. „Halte diese Wahrheit fest, mein geliebter Bruder; du bist noch lange nicht vollkommen, weil du gut angefangen hast. Beharrst du auf dem Wege der Vollkommenheit bis zum Ende, dann erst wirst du es sein. Vergiß nie, daß du wie auf einem sehr schmalen und hohen Felsenpfade wandelst, und daß ein Sturz unfehlbar dein Verderben sein würde. Darum versuche auch nicht, dich auf Einmal auf den Gipfel der evangelischen Vollkommenheit zu schwingen und meide ein übertriebenes Vertrauen zu dir selbst, denn diese Unerfahrenheit würde dich zu Grunde richten. Es ist viel besser, Schritt um Schritt vorwärts zu gehen. Allmälig mußt du deine alten Gewohnheiten aufgeben, allmälig dir jedes Vergnügen entziehen. Denn wenn du urplötzlich mit allen deinen Neigungen brechen wolltest, so würdest du dir eine Menge Versuchungen bereiten. Hast du aber eine verderbliche Leidenschaft besiegt, so beginne alsbald den Kampf gegen eine andere; dann kommst du mit der Zeit dahin, sie alle zu unterwerfen. So gewiß wie ein Wassertropfen sich schnell verflüchtigt in Wind und Staub, so gewiß wird das wenige Gute, was wir in der Welt thun, bald zerstört durch das viele Böse, das wir in der Welt üben. Weil ich die

Gefahr erkannt habe, in ihr meine Seele zu verlieren, darum habe ich mich auf die heiligen Berge geflüchtet. Ich gleiche dem Vogel, der den Netzen und Schlingen des Jägers entrinnt und davon fliegt. Ich habe die Abgeschiedenheit aufgesucht, weil das Beispiel meines Heilandes mich in die Wüste zieht. In der Wüste wurde das Volk Gottes durch Strafen geläutert und durch das Gesetz begnadigt. Durch die Wüste ging es in's Land der Verheißung und nach Jerusalem, der Friedensstadt. Die Einsamkeit ist die Eiche von Mamre, wo Abraham Engel bewirthete; ist die Jacobsleiter, die zum Himmel führt, und auf der die englischen Heerschaaren herabstiegen; ist der Berg Carmel, auf dem Elias lebte und Gott wohlgefällig wurde; ist das heilige Feld, wo Esdras vom heiligen Geiste erleuchtet und belehrt, die heiligen Schriften sichtete und feststellte; ist die Kanzel, von welcher herab der selige Täufer Johannes den Menschen Buße predigte, nachdem er selbst Buße gethan. Die Einsamkeit ist der Oelberg, auf den sich Jesus Christus zurückzog, um zu beten und uns beten zu lehren. In ihr finden wir Jesus, den göttlichen Liebhaber der Einsamkeit, der da gesagt hat: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, bin ich mitten unter ihnen. In ihr finden wir die großen Propheten, die auf den Bergen umherirrten und in Felsenhöhlen wohnten; in ihr die Apostel, die Evangelisten, die heiligen Einsiedler, welche Alle anders zu leben begehrten, als man in der Welt zu leben pflegt. Freiwillig und mit freudigem Herzen habe ich dies strenge Leben mir auserwählt, und nichts verlange ich davon, als den Lohn, den göttliche Verheißungen den Martyrern und den Heiligen Jesu Christi zusagen."

Fünftes Kapitel.

Chilon war nicht der einzige Jünger, der zu Basilius auf die heiligen Berge floh, um seine Seele aus den Stürmen der Welt zu retten. Es ging ein ungeheures Ringen und

Kämpfen der Seelen nach Erkenntniß, ein schmachtender Durst nach Wahrheit durch die Zeit. Die geistige Luft war so belebend und anregend, die Menschheit war so geweckt durch die ungeheure Umwälzung, welche das Christenthum hervorgerufen hatte, und welche man in unserer Zeit nach anderthalb christlichen Jahrtausenden, im vollen Umfange gar nicht mehr faßt und versteht, daß diejenigen Erscheinungen im Geistesleben alltäglich waren, die man jetzt als Ausnahmen anstaunt, fast möchte man sagen, als Ausgeburten verdammt. Die christliche Lehre von der Erlösung und Heiligung des Menschen durch das Leben, Leiden und Lieben Gottes, war so neu, so unerhört, so verheißungsvoll, daß das ausgetrocknete Menschenherz sie aufnahm, wie der Sand Aegyptens das Wasser des Nils aufnimmt, wenn dessen Schleusen aufgezogen werden. Und wie dieser ausgedörrte Sand nun belebt und befruchtet wird und sich binnen Kurzem mit der lieblichsten, reichsten Vegetation bedeckt, mit Palmenhainen, mit üppigen Fluren, mit duftenden Gesträuchen und Wohlgeruch aushaucht und im glänzenden Farbenschmuck aufstrahlt: so ging es auch den Menschenherzen: ihr dürrer Boden wurde ein Garten Gottes. Wo ein Meister in der Wissenschaft des ewigen Heils sich zeigte, strömten ihm Jünger zu, um von ihm zu lernen, wie dieses innere Erdreich zu pflegen und anzubauen sei. Ein solcher Kreis war schnell um Basilius versammelt, schnell ein Kloster neben seiner Einsiedelei erbaut, das den geringen Bedürfnissen dieser Männer genügte. Sie führten ein weltabgeschiedenes und doch gemeinsames Leben, und Basilius war ihnen Lehrer, Führer und Vorsteher. Sein jüngster Bruder Petrus trat als siebenzehnjähriger Jüngling, mit einer an Gnaden und Tugenden überreichen Seele, in die fromme Genossenschaft ein. Wenn Basilius seinen Freund Gregor nicht zur Seite hatte, so rührte das keineswegs daher, daß dieser an weltlichen Verhältnissen gehangen hätte. Nein! Gregor hatte die Wissenschaften und alle Thätigkeit, die sie wecken, und allen Ruhm, den sie verleihen, nur gründlich kennen gelernt, um sich gründlich von ihnen loszusagen. Je größer der Vorrath des

menschlichen Wissens, desto klarer ist auch in einer großen Seele die Erkenntniß, daß sie sich unmöglich damit begnügen könne; ja, daß diese ganze mühselige, sorgsame Aufspeicherung sie nicht vor kläglicher Hungersnoth schütze. Als er nach Nazianz zurückkam, empfing er das Sacrament der Taufe. Seine Seele, die immer eine ideale Richtung hatte, ging nun so ganz in die Gnade Desjenigen ein, der sie in seinem Blute für sich gewonnen, daß er keinen anderen Wunsch mehr hegte, als den, mit Leib und Leben, mit Gut und Blut, mit Allem, was er von Gott erhalten hatte, Gott zu dienen. Er bekämpfte mit äußerster Anstrengung sein ungemein lebhaftes Temperament, das ihn aufbrausend, heftig, sehr gesprächig machte. Streng bewachte er Augen und Zunge und die Vorschriften der äußersten Mäßigkeit. Sein Vater besaß ein großes Vermögen; allein Gregor lebte wie der Aermsten Einer, und fand in dieser Armseligkeit eine süßere Lust, als in allen Genüssen des Reichthums. Er schlief auf dem platten Boden, genoß Salz und Brod mit Wasser, trug den gemeinsten Kleiderstoff, gönnte sich weder Behagen, noch Erholung, nicht einmal Ruhe, und freute sich, das Fleisch zu unterjochen, das den Aufschwung des Geistes zu himmlischen Betrachtungen so leicht hemmt. Wie die materiellen Weltgenüsse verachtete er auch die geistigen. Alle seine Studien der classischen Literatur, alle seine Vorbilder der Rhetorik legte er bei Seite, denn die Bildungsmittel, die sie ihm darboten, hatte er sich angeeignet. Er wendete nun sein ganzes Studium der heiligen Schrift, den Glaubenslehren und den Schriften und Auslegungen der Väter zu und erwarb sich auf diesem Gebiete mehr und mehr so viel Kenntniß und Verständniß, daß er zwischen den Kirchenvätern den Beinamen „der Theolog" mit St. Johannes Evangelist theilt. Seine ungemein zärtliche und liebende Anhänglichkeit an Basilius, verbunden mit hoher Verehrung, zog ihn nach Pontus, während ihn kindliche Ehrfurcht und Dankbarkeit an seine Eltern fesselte. Es ist so schön, wie in diesen abgetödteten Menschen, die sich jeden Genuß des Gefühles versagen, weil auch dieser

Genuß, wie jeder andere, gar leicht in Schwelgerei übergeht, wie in ihnen alle edlen natürlichen Empfindungen stark und lebhaft sind. Nicht aus Mangel an Liebeskraft, sondern aus Ueberfülle derselben legten sie das Herz in die Fesseln der himmlischen Liebe, damit es gesichert sei vor dem Untergange in der Liebe zu den Geschöpfen. Auf kurze Zeit eilte Gregor denn doch einmal nach Pontus, und aus dem Briefe, den er über seinen dortigen Aufenthalt an Basilius schreibt, lernt man das Leben der beiden Freunde kennen. Nach Nazianz zurückgekehrt schreibt Gregor:

„Wie wäre ich glücklich, wenn ich die Tage, die ich so eben mit dir verlebte, einen ganzen Monat genießen könnte! welch' eine Lust liegt doch in den freiwillig übernommenen und gemeinschaftlich getragenen Entbehrungen! Freilich, die Nebel von Pontus und die matte Sonne, deine Hütte mit feuchten Lehmwänden, dein Heerd mit spärlichem Feuer und reichlichem Rauch, dein Brod, das die Zähne zerbricht, während sie in deinem Gemüse wie in Leim haften bleiben, dein armseliger Garten, worin Disteln und Dornen besser zwischen den Steinen gedeihen, als Küchenkräuter, deine große Dürftigkeit, welche die Ernährerin der Armen, deine Mutter, veranlaßt, uns wie Arme zu behandeln: dies Alles mag Anderen nicht reizend erscheinen. Aber mir war es eine Wonne, mit dir zu entbehren. O ihr schönen Tage von Pontus, werde ich euch je wiederfinden! Dies Leben, das beinahe unirdisch und unkörperlich genannt werden kann; diese Eintracht und Friedfertigkeit der Brüder, welche durch dich über die Natur erhoben und gleichsam vergöttlicht werden; diesen heiligen Wetteifer im Streben nach Vollkommenheit, zu der deine Vorschriften den Weg bahnen und regeln; diese Wanderschaft der Seele zu Gott durch das Gebet; diese Nachtwachen voll Psalmengesang und stiller Betrachtung; diese Studien der göttlichen Offenbarung unter lichter Einsprechung des heiligen Geistes; und all' die Arbeiten, die mit geistiger Beschäftigung abwechseln: Holz tragen, Bausteine herbei karren, den Garten bebauen, Bäume pflanzen, die Pflanzungen

begießen! Ach! und werde ich die Platane je wiedersehen, die wir miteinander pflanzten? werden wir je unter ihr miteinander ruhen? Das Alles ist eben so leicht zu wünschen, als schwer zu erlangen. Aber du in deiner Einsamkeit hilf mir die Tugenden erlangen, in denen ich ein Anfänger bin. Bewahre mir durch dein Gebet die Früchte, die in mir erst zu keimen beginnen, damit ich nicht verschwinde wie der Schatten, wenn die Sonne untergegangen ist. Mein wahres Leben ist bei dir, sei's in der Wirklichkeit, sei's in Gedanken."

Im Jahre 361 wurde Gregor, wie er es nennt, von einem Donnerschlage getroffen. Sein Vater, der greise Bischof von Nazianz, erkannte in ihm alle Gnadengaben, die ihn zum Priesterthume befähigten, und that ihm die heilige Gewalt an, ihm die Weihen zu geben. Gregor war zu ausgezeichnet, um nur der Geschäftsmann und Verwalter seines Vaters in irdischen Angelegenheiten zu sein. In den wichtigeren, der Seelsorge, des Unterrichts der Catechumenen, der Predigt des Evangeliums, begehrte der alte kränkelnde Bischof Gregor's Aushülfe, welche dieser im vollen Maße, mit allen Begabungen des Herzens und des Geistes ausgerüstet, leisten konnte. Aber Seelen, die rein genug sind, um mit göttlichen Dingen vertraut zu sein, sind auch immer demüthig genug, um die ungeheure Kluft nicht aus dem Auge zu verlieren, die zwischen göttlicher Institution und menschlicher Ausübung liegt. Nur das Selbstvertrauen der Oberflächlichkeit tritt keck an das Göttliche heran und ist in seiner irdischen Befangenheit blind für die Verantwortlichkeit, welche die höchsten Gnaden nach sich ziehen, ahnungslos über die Last, welche sie auf den Nacken legen. Die höchsten Gnaden sind immer Ableger des heiligen Kreuzes, und wer sie empfängt, muß, wie der Gekreuzigte, sein Herzblut über sie ausgießen. Diese doppelte fromme Scheu, zuerst vor der unsäglichen Erhabenheit des Priesterthums und dann vor der Verantwortung, die es nach sich zieht, vor der Rechenschaft, die es dereinst ablegen muß: bewirkte, daß viele heilige Männer nicht den Muth hatten, sich für den geistlichen Stand zu melden. Sie

gehorchten dem Befehl, ja zuweilen dem Zwang ihrer Bischöfe, oder ihrer Aebte, oder der ganzen Gemeinde, weil sie in einem solchen Verlangen den Willen Gottes erkannten und über sich selbst sicher sein durften, nicht als hochmüthige Eindringlinge im Heiligthum zu erscheinen. So war es auch mit Gregor. Er schaute mit schüchterner Ehrfurcht zum Priesterthume auf, wie zu einer Sonne, die schwache Augen blendet. Sein Vater kannte zwar diese Gesinnung, allein die Gemeinde von Nazianz kannte auch Gregor und ließ nicht nach, den Bischof zu bestürmen, ihr einen so ausgezeichneten Priester zu geben. Da nun die Wünsche des Volkes mit denen des Bischofs aus derselben Zuversicht zu Gregors Vortrefflichkeit entsprangen: so mußte dieser am heiligen Weihnachtstage des Jahres 361 sich fügen und die Priesterweihe annehmen. Er war darüber so entsetzt und betrübt, daß er Eltern, Heimath, Verwandte verließ und nach Pontus floh. Bei seinem heiligen Freunde Basilius suchte er Kraft und Stärkung für seine zagende Seele und Basilius, von dem Gregor sagt, daß er in seiner Abgeschiedenheit und seinem Wandel vor Gott jenem Gesetzgeber des alten Bundes glich, der auf dem heiligen Berge, in Wolken verhüllt, mit Gott sprach; Basilius gab ihm Ruhe und Gleichmuth wieder, indem er ihm diese schwere Schickung als ein Mittel zeigte, um sich in dem Opfer des Eigenwillens und in der Annahme des Joches Christi, des Gehorsams, zu üben. Sie benutzten ihre Vereinigung, um fleißig die heilige Schrift und die Commentare der berühmtesten Ausleger derselben zu studieren, und machten eine Sammlung der schönsten Aussprüche des Origenes, die sie Philocalia nannten. Basilius theilte auch seinem Freunde den Entwurf der Regeln mit, welche er für seine ascetische Genossenschaft aufgesetzt hatte und welche die Grundlage aller Mönchsvereine im Orient geworden und geblieben ist. Ueber Gregors Flucht erhoben sich aber sehr mißbilligende Stimmen; man warf ihm vor, seiner Pflichterfüllung aus Liebe zur Bequemlichkeit aus dem Wege zu gehen. Die Bosheit aber behauptete, sein Stolz sei belei-

digt, denn er habe erwartet, sogleich auf einen Bischofsitz erhoben zu werden. Gregors Rückkehr nach Nazianz war unvermeidlich. Er trennte sich von Basilius und von seiner geliebten Einsamkeit und mußte dann auch gleich zum Osterfeste die Kanzel in Nazianz besteigen. Um zu zeigen, mit welcher Gesinnung er seine neue Laufbahn beginne, hielt er bald darauf eine Rede über die Würde des Priesterthums, die zugleich den richtigen Standpunkt für seine Flucht nach Pontus angab und die zu seinen allerschönsten gezählt wird.

„Gott selbst," sagt Gregor, „hat in der Kirche eine gewisse Ordnung eingesetzt, nach welcher es Hirten und Heerden, Führer und Folgsame gibt. So besteht der menschliche Körper aus vielen Gliedern, deren Befehlshaber gleichsam das Haupt ist. Gott selbst hat gewollt, daß in seiner Kirche die Hirten durch Lehre und Beispiel die Gläubigen unterrichten, über ihnen stehen durch Heiligkeit und vertrautere Beziehung zu Gott, aber durch geistige Bande zu einer solchen Einheit mit ihnen verknüpft sind, wie sie, auf einer anderen Stufe, im Zusammenhange von Leib und Seele sich darstellt. Wird diese Ordnung nicht inne gehalten, so geht die Schönheit und die Vollkommenheit der Kirche verloren, die nicht im Stande ist, ohne Priesterthum und ohne Opfer die heiligen Geheimnisse zu feiern und folglich dann die erhabenste Obliegenheit des christlichen Glaubens und Cultus aufgeben müßte. Ich kenne allzu genau die Größe Gottes und die Niedrigkeit des Menschen, um nicht tief von der Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß die höchste Ehre, welche einem Geschöpf jemals widerfahren kann, die ist: sich in irgend einer Weise Gott nahen zu dürfen. Ich bin also nicht vor dem Priesterthume geflohen, weil ich in demselben eine äußerlich höhere Stellung begehrt hätte, sondern wegen der außerordentlich schweren Pflichten, die das Gesetz Gottes dem Priester auferlegt, indem es ihm die Autorität über die Gläubigen ertheilt. Der Priester muß ein reines, schlackenloses Gold sein, damit man nirgends einen dunkeln Fleck an ihm gewahr werde, denn jeder seiner Fehler, auch der geringste, kann den Gläubigen

zum Aergerniß und zum schlechten Beispiele dienen. Der Priester darf seiner Frömmigkeit gar keine Gränzen setzen und sich nicht einbilden, viel geleistet zu haben, wenn er in seiner Gemeinde der frömmste ist; denn nicht tugendhafte Menschen, sondern die Vollkommenheit Gottes muß sein Vorbild sein."

Dann geht er über auf die Führung der Seelen, die er als die erhabenste aller Wissenschaften, als eine wahrhaft himmlische Kunst betrachtet. Da ihr Ziel ein übernatürliches ist, nämlich: die Seelen von der Welt abzulösen und zur Vereinigung mit Gott hinzuleiten, so gehören zu ihrer Ausübung die Tugenden der Geduld, der Menschenkenntniß, der Selbstverläugnung, der Sanftmuth, der Weisheit und der Gottesfurcht in einem wahrhaft übernatürlichen Grade, denn der Mensch, als der schlimmste Feind des eigenen Heiles, sucht die Leidenschaften zu verbergen und zu beschönigen, an deren Wunden seine Seele sich verblutet, und stellt die Langmuth und Klugheit seines geistlichen Arztes auf harte Proben. Ferner ist es nothwendig, daß der Priester gründlich genug in den Dogmen des christlichen Glaubens bewandert sei, um sie in ihrer vollen Reinheit und Wahrheit seiner Gemeinde deuten, und jede Irrlehre und falsche Auffassung sogleich widerlegen und abwehren zu können. Und er muß dies thun schlicht wie die Einfalt und erhaben wie die Weisheit, um den verschiedenen geistigen Bedürfnissen in seiner Gemeinde zu genügen; denn sowohl für die Schwachen, als für die Starken muß er sorgen und dereinst vor Gott Rechenschaft über seine Sorgfalt ablegen. Der Priester soll mit den Engeln verkehren, mit den himmlischen Heerschaaren Gott verherrlichen, mit Jesus Christus das Priesterthum theilen, die Creatur umgestalten und für den Himmel bilden. „Ich wußte wohl," fährt er fort, „daß der Priester nicht würdig ist, dem Herrn das heilige Opfer darzubringen, wenn er sich nicht zuvor durch Buße und Heiligung zu einem lebendigen und gottgefälligen Schlachtopfer gemacht hat. Durfte ich also wagen, Kleid und Namen eines Priesters anzunehmen und das Opfer

darzubringen, welches die mystische Erneuerung des höchsten Geheimnisses des Christenthums ist, bevor ich meine Hände durch gute Werke geweiht und meine Augen gewöhnt hatte, das Geschöpf nur in der Beziehung zum Schöpfer zu betrachten; bevor sich mein Ohr aufgethan, um nichts als heilige Lehren und Vorschriften der Weisheit zu empfangen; bevor der heilige Geist sich auf mich herabgesenkt, um meine Lippen zur Verkündigung der Wahrheit und zum Lobgesange Gottes zu befähigen und um meine Füße auf den Felsen zu festigen, damit jeder Schritt fest und ohne zu wanken die Richtung auf Gott verfolge. Da alle diese Vollkommenheiten mir fehlen, so glaubte ich das heilige Amt nicht antreten zu dürfen. Wie Jonas wollte ich fliehen vor dem Angesichte des Herrn; kehre aber auch zurück wie Jonas, um den Willen Gottes zu erfüllen. Der Gehorsam kräftigt Diejenigen, welche zitternd das heilige Amt antreten und die Güte Gottes lohnt ihr Vertrauen mit den Gnaden, die ihnen nothwendig sind. Ungehorsam ist Verachtung des göttlichen Willens und Gott verhüte, daß der gerechte Richter mir dereinst diesen Vorwurf mache! Gott verhüte, daß ich mich je dermaßen auf seine Barmherzigkeit verlasse, um seine Gerechtigkeit nicht mehr zu fürchten."

Gregor war somit mehr denn je an Nazianz gefesselt und von Basilius getrennt. Dieser setzte mit seiner Genossenschaft das ascetische Leben in Pontus fort, ohne durch seine Abgeschiedenheit von den Freuden der Welt gegen ihre Nöthen gleichgültig zu werden. Trotz seiner Armuth fand er immer Mittel, den Dürftigen zu Hülfe zu kommen; den Heiligen stehen in geheimnißvoller Weise die Schätze Gottes zu Gebot. Als eine große Hungersnoth das Land heimsuchte, fanden sich noch Ueberreste von Basilius Vermögen, die er dem armen Volke mit größter Liebe und mit frommen Tröstungen spendete. Kein menschliches Elend fand ihn theilnahmlos, nur gegen sich selbst war er von eiserner Strenge. Die scharfe Winterkälte auf den Bergen von Pontus ertrug er, trotz des Sträubens seiner zarten Natur, ohne sich die geringste

Erleichterung zu gönnen. Ein Rock und ein Mantel war sein ganzer Kleidervorrath; Nachts trug er ein rauhes härenes Bußgewand, das seinen Schlaf vielfach unterbrach. In seinen häufigen Krankheiten that er für seinen Körper nur, was nothwendig war, um ihn nicht aufzureiben; doch kaum genesen ergab er sich wieder allen Strengheiten der Ascese, theils um den Leib, den er einen rebellischen Sklaven nannte, in heilsamer Knechtschaft zu halten, theils um seinen Mönchen durch Beispiel seine Vorschriften eindringlicher zu machen. Sein Bruder Gregor vergleicht seine Fasten mit denen des Propheten Elias; und sein Freund Gregor sagt: so besitzlos habe er sich gemacht, daß er kaum mehr Fleisch und Blut besessen und bleich wie ein Sterbender ausgesehen habe. Aus diesem Sterben des äußeren Menschen ging das Leben des inneren hervor, und da das Leben mittheilend und anregend ist, so ergoß es sich bei ihm in heiliger Thätigkeit. Mehr als Einer kannte er die Bedürfnisse der Seelen. Er bemühte sich daher, für Männer sowohl als für Frauen Klöster zu eröffnen und Genossenschaften des gemeinsamen Lebens zu gründen, welche in seinen Regeln Fundament, Richtschnur und Dauer des Bestehens fanden. Seine Klosterfrauen nannte er Canonissinnen, als solche, welche nach heiligen Vorschriften leben. Sie mußten durch Handarbeit ihren Unterhalt fristen, indem sie den Stoff zu ihren Gewändern selbst spannen und webten und ihre Gärten selbst mit Gemüse bebauten. Das, was sie nicht verbrauchten und verzehrten, durften sie den Armen mittheilen. Ein persönlicher Besitz war ihnen gänzlich untersagt; Gehorsam gegen die Vorsteherin, Keuschheit, Demuth und schwesterliche Liebe Aller zu Allen streng zur Pflicht gemacht. Sie hielten das canonische Stundengebet gerade so ein, wie die Mönche und wie die Kirche es noch jetzt von ihren Priestern und Ordensleuten inne halten läßt, dies wunderbar schöne Gebet, das wie das Wehen des heiligen Geistes reinigend durch die schwere trübe Erdenluft schwebt und wie das beständige sehnsuchtsvolle Aufathmen der verbannten Menschenseele nach ihrer Heimath, zum Himmel

aufsteigt. Auf der täglichen Wiederkehr desselben Gebetes zu denselben Stunden liegt ein Abglanz von der wechsellosen Ewigkeit, zu der es Blick und Sinn und Herz erheben soll und mit einem gewissen majestätischen Frieden, der, in untergeordneter Sphäre, auch aus der regelmäßigen Wiederkehr großer Naturbilder quillt, des Sonnenaufganges, des Sternenhimmels, des Meeres ohne Küsten, führt es die Seele zum Vorgeschmack eines Tages hin, auf den keine Nacht folgen wird. „Israel zieht hin zu seiner Ruhe.“ Diese Wanderschaft der Seele zu Gott, diese Stationen auf der Pilgerfahrt bei Lob und Preis, bei Dank und Bitte, bei Bewunderung und Furcht, bei Klage- und Angstgeschrei, bei tiefer Desolation, bei himmlischer Freudigkeit, bei der namenlosen Sehnsucht, für welche jedes Wort nur ein schwacher Nachhall ist, bei dem schmachtenden Seufzer der Kreatur nach ihrer Seligkeit, macht der Betende in dem canonischen Stundengebet durch. Es ist eine Flucht aus dem Staube und eine Verschmähung der Irdischkeit mit dem Hinblicke auf himmlische Tröstungen, auf überirdisches Genügen, auf seliges Schauen, auf die Liebesfülle des Gottesherzens, wie sie Demjenigen nothwendig ist, der sich als einen Fremdling hienieden betrachtet. Basilius gibt auch genau die Stunden an und die Gründe, weshalb sie gewählt wurden. Er schreibt in seinen „großen Regeln,“ in der siebenunddreißigsten:

„Wir erhalten unsere Seele frei von eitlen Gedanken, wenn wir bei jeder Handlung Gott um Gnade für unser Wirken bitten und stets den Zweck vor Augen haben, ihm zu gefallen. Weil der Apostel gesagt hat: Betet ohne Unterlaß; so dürfen wir in der Genossenschaft des Gebetes festgesetzte Zeiten nicht versäumen; denn wir haben sie gewählt, weil eine jede an besondere Wohlthaten Gottes erinnert. Bei der Prim sollen wir die ersten Regungen unserer Seele und unseres Geistes Gott weihen, wie geschrieben steht: Zu dir, Herr, will ich beten; des Morgens wirst du hören meine Stimme; des Morgens will ich vor dir stehen und betrachten. Bei der Terz sollen die Brüder den heiligen Geist anbeten, der

sich um die dritte Stunde auf die Apostel herabließ und ihn anflehen, auch sie auf ihren Wegen zu führen. Zur Sext heißt es nach dem Beispiele der Heiligen: Abends und Morgens und Mittags will ich erzählen und verkünden und Gott wird erhören meine Stimme; und der neunzigste Psalm werde gebetet, um den Angriff des Unholdes abzuwehren, der um Mittag schleicht. Zur Non wollen wir mit Petrus und Johannes, wie die Apostelgeschichte es überliefert, zur Gebetsstunde in den Tempel gehen. Kommt der Abend, so danken wir Gott für alles Gute, was er am Tage uns gegeben und klagen uns an, für alles Böse in Werken, in Worten, im Herzen, wodurch wir ihn beleidigt haben (die Vesper). Beim Anbruch der Nacht, zur Complet, heißt das Gebet: Im Frieden Gottes will ich schlafen und ruhen. Zum mitternächtlichen Gebet fordert uns der Psalmist auf, indem er spricht: Um Mitternacht stehe ich auf, um dich zu preisen wegen deiner gerechten Gebote (die Mette). Endlich sollen wir dem Anbruche des Morgens zuvorkommen, wie geschrieben steht: Meine Augen wachen vor der Morgenröthe, damit ich deine Satzungen betrachte (die Laudes). Diese Gebetszeiten darf Keiner versäumen, der sich vorgenommen hat, zur Ehre Gottes zu leben. Die Gebete und Psalmengesänge sind aber zu jeder Stunde verschieden, damit durch die Abwechselung die Sehnsucht der Seele erneuert und ihre Aufmerksamkeit wieder gespannt werde." Diese Eintheilung des Gebetes entspricht der orientalischen Eintheilung des Tages in zwölf Stunden und der Nacht in vier Nachtwachen, von denen jede drei unserer Stunden umfaßt. Der Tag begann Morgens um sechs Uhr mit der Prim (der ersten Stunde), und so ging das Gebet von drei zu drei Stunden fort und fort durch Tag und Nacht, Dem zur Ehre, dessen Vaterauge liebend über seinen Kindern durch Tage und Nächte wacht. Zu diesem gemeinschaftlichen Stundengebet wurden die Mönche und Klosterfrauen am Tage von ihren verschiedenen Arbeiten abgerufen und Nachts geweckt.

Sechstes Kapitel.

Die Erziehung der Jugend war ein Hauptzweck, den Basilius bei seinen Klostergenossenschaften im Auge hatte. Er wußte aus Erfahrung, welch einen Einfluß auf das ganze spätere Leben des Kindes eine fromme Erziehung habe. War ein Kloster geräumig genug und waren in der Genossenschaft solche Mitglieder, welche Zucht und Unterricht der Kinder zu übernehmen verstanden, so sollten Knaben sowohl wie Mädchen aufgenommen, in der Furcht des Herrn erzogen, ihrem Alter gemäß in der Schule, und ihren Fähigkeiten gemäß in verschiedenen Geschicklichkeiten und Handwerken unterrichtet werden. Fehlten aber jene Bedingungen, so verwirft Basilius das Unternehmen als Vermessenheit. Ueber die Aufnahme und Behandlung der Kinder, sagt er in seiner fünfzehnten großen Regel: „Da der Herr spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen; so glauben wir, daß es gut sei, sie jederzeit, auch im frühen Alter aufzunehmen. Zuerst arme Waisen, die wir selbst aufsuchen, um ihnen, nach dem Beispiele Jobs, Vater zu werden; dann aber auch die, welche die Eltern uns übergeben. Letztere müssen wir jedoch vor vielen fremden Zeugen annehmen, damit es nicht etwa heißen könne, wir rissen die Kleinen wider den Willen der Eltern an uns. Als gemeinschaftliche Kinder der Genossenschaft soll man sie dann in aller Frömmigkeit erziehen. Sie müssen ihre besondere Wohnung, Kost und Tagesordnung haben, und dürfen nicht, mögen sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes sein, zwischen der Klostergenossenschaft leben. Am Tage halten sie sich in der Schule, oder bei den Lehrern des Handwerkes und der Künste auf; zum Essen, zur Erholung und zum Schlafen begeben sie sich in ihre Wohnung. Auf diese Weise wird die ascetische Stille des Klosters selbst nicht gestört und eine gewisse Vertraulichkeit vermieden, die der Ehrfurcht schadet und die bei vorwitzigen Kindern zuweilen vorfällt. Die am Tage vorgeschriebenen Gebete sollen gemeinschaftlich mit den Kindern verrichtet werden. Die Kleinen gewöhnen sich dadurch an Pünktlichkeit und Sammlung zum Gebet, und an ein an-

dächtiges Benehmen; den Alten aber ist das kindliche Gebet keine geringe Hülfe. Was Nahrung, Kleidung und Schlaf betrifft, müssen sie in gebührendem Maße versorgt werden. Den Knaben werde zum Erzieher ein älterer Mann vorgesetzt, der sich durch Sanftmuth und durch die Ruhe der Erfahrung auszeichnet. Mit der Stimme der Weisheit und mit dem Herzen eines Vaters suche er die Fehlenden in der Art zu bessern, daß sie nicht bloß bestraft, sondern zugleich geübt werden, ihre Leidenschaften zu überwinden. Hat z. B. ein Knabe seinen Spielgefährten beleidigt, so muß er zuerst ihn um Verzeihung bitten und dann sogleich ihm irgend einen kleinen Dienst leisten. Der Zorn wird aus der Seele entwurzelt, sobald man sich in der Demuth übt, weil gewöhnlich Hochmuth die Quelle des Zornes ist. In der Aufmerksamkeit und Geistessammlung muß er die Knaben üben, indem er recht häufig fragt, woran sie eben denken. Die jungen Seelen sind noch nicht so geübt in der Verstellung, um nicht ihre kleinen Heimlichkeiten, zuweilen unwillkürlich, leicht zu verrathen. Auch werden sie sich gewöhnen, unpassende Gedanken sich aus dem Sinne zu schlagen, um nicht dabei ertappt zu werden und einen Verweis zu bekommen. So lange die Seele zart wie weiches Wachs ist, nimmt sie leicht jeden Eindruck an; daher muß man sie von Anbeginn allem Guten zuneigen. Bilden sich später Vernunft und Urtheilskraft aus, so werden sie die Grundlage religiöser Eindrücke und tugendhafter Neigungen ausbauen; denn die Vernunft erkennt, daß sie gut und nützlich sind, und die Gewohnheit macht die Ausübung des Guten leicht. Dann erst, wenn die Vernunft vollkommen entwickelt ist, und wenn die Knaben, die nach reiflichem Erwägen und in ungestörter Ueberlegung, aus eigenem Antrieb und Entschluß eine Zeitlang in der Einsamkeit über ihren Beruf sich geprüft und ihn gewählt haben, dann erst soll man die Ablegung des Gelübdes der Virginität gestatten. Dies Weihegeschenk der Heiligung an Leib und Leben soll in Gegenwart der Oberhirten der Kirchen gemacht werden, theils damit sie es als ein heiliges Opfer Gott darbringen, theils

damit die feierliche Handlung durch Zeugen bekräftigt werde. Wer sich durch dieses Gelübde ganz Gott und den himmlischen Dingen widmet, wird nun in der Genossenschaft selbst aufgenommen, und theilt ihre Wohnung, ihre Tagesordnung, ihre Verpflichtungen. Wer nach reiflicher Prüfung für die Ablegung dieses Gelübdes weder Beruf noch Neigung in sich verspürt, wird ebenfalls vor Zeugen entlassen und kehrt, da seine Erziehung vollendet ist, in die Welt zurück."

Nach diesen einfachen väterlichen Grundsätzen richtete Basilius seine Klosterschulen ein und sie wurden später maßgebend für alle derartige Anstalten, welche auf die christliche Kulturgeschichte einen ungeheueren Einfluß gehabt, ja eigentlich diese Geschichte gemacht haben, indem Europa's Kultur in jeder Beziehung aus ihnen hervorging. Welche Geister sind in diesen Klosterschulen gebildet und genährt, welche Seelen geheiligt worden! wie viele Selige der triumphirenden Kirche verdanken ihre Seligkeit dem stillen Kloster, in dessen Frieden ihre Kindheit und Jugend sich verlief! welche geistige Gestirne voll Gnade und Erleuchtung gingen in solchen Klosterschulen auf und überstrahlten die Welt mit dem wundersamen Lichte, das sie dort eingesogen hatten! Fast alle großen Männer, Apostel und Bischöfe, die im siebenten, achten und neunten Jahrhundert auf den Trümmern der zerfallenden Barbarenwelt in Europa das Panier des Christenthums, das Kreuz, erhoben und christliche Lehre, Sitte, Gesetze, Bildung mit dem Evangelium verbreiteten, einpflanzten und pflegten, waren Zöglinge und Gründer von Klosterschulen. In der Schule auf dem Dissibodenberge wuchs das Kind heran, die wunderbare Seherin, die heilige Hildegard. In der zu Monte Cassino der Knabe, welcher als „der Engel der Schule" in der Kirche leuchtet, der heilige Thomas von Aquin. Und eine Gertrud, eine Mechtildis, eine Elisabeth von Schönau, eine Gertrud von Altenberg, mit der unberechenbaren Einwirkung ihres, der höheren Betrachtung geweihten Gebetlebens, auf den religiösen Schwung des Mittelalters: sie sind Zöglinge von Klosterschulen und sie

werden Lehrerinnen des höchsten inneren Lebens, das eine vielseitige Fülle geistiger Kräfte, in der Außenwelt anregt, werden Bildnerinnen der Gegenwart und Vorbilder der Zukunft.

Basilius war stets in geistig anregender Verbindung mit den Klöstern, die er stiftete. Seine sogenannten „kleinen Regeln" sind schriftliche Antworten, welche er den Klosterleuten auf mancherlei Fragen hinsichtlich ihres Standes, ihres Berufes, ihrer Regel, oder über Sittenlehren ertheilte. Eine Frage lautete z. B.

„Wie weit soll der Gehorsam nach der Regel des göttlichen Wohlgefallens gehen?"

Antwort: „Das lehrt der Apostel, indem er uns den Gehorsam des Herrn vorstellt, welcher gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze; und vorher sagt: Ihr sollt gesinnt sein, wie Jesus Christus gesinnt war."

Frage: „Soll man einen Dienst von einem Bruder mit Demuth annehmen?"

Antwort: „Mit der Demuth, die der Apostel Petrus bewies, als der Herr ihm die Füße wusch; mit der Demuth des Knechtes gegen den Gebieter."

Frage: „Mit welcher Gemüthsstimmung sollen wir den Brüdern dienen?"

Antwort: „Als wenn wir dem Herrn selbst den Dienst erwiesen; denn er sprach: Was ihr dem geringsten meiner Brüder thut, habt ihr mir gethan."

Frage: „Wie fangen wir es an, um ein Kind zu werden, dem das Himmelreich verheißen ist?"

Antwort: „Wenn wir uns gegen die Lehren des Herrn so verhalten, wie sich das Kind beim Lernen benimmt: es streitet nicht, es widerspricht nicht, es faßt folgsam und gelehrig die Lehren auf."

Frage: „Wenn ein Bruder die Selbstbeherrschung über seine Kräfte üben will, soll man es ihm gestatten?"

Antwort: „Die Frage scheint mir nicht richtig gestellt zu sein; denn Selbstbeherrschung besteht nicht in Abtödtung

der Sinnlichkeit in Speise, Trank, Nachtwachen ꝛc., worin man allerdings über seine Kräfte thun und unweise handeln kann; sondern in der vollkommenen Trennung von dem eigenen Willen, und darin kann man nie zu weit gehen.“

Frage: „Welche Sorge sollen die Arbeiter für die ihnen anvertrauten Geräthschaften tragen?“

Antwort: „Erstens so, wie für Dinge, welche Gott gewidmet sind; zweitens so, als wenn sie ohne dieselben den unverdrossenen schuldigen Eifer nicht bezeigen könnten.“

Frage: „Was soll man thun, wenn der Obere ein Werkzeug abverlangt, welches man zur Arbeit braucht?“

Antwort: „Wer sich selbst mit Allem, was er ist und besitzt, in der Liebe Christi dem Dienste Anderer hingegeben hat, wie wird der dem Oberen ein Werkzeug abschlagen können? zumal da Denen auch die Obsorge über die Geräthschaften zukommt.“

Frage: „Welche Liebe sollen wir zu einander hegen.“

Antwort: „Die, welche der Herr bewiesen und gelehrt hat, da er sprach: Liebet einander, wie ich euch geliebet habe; eine größere Liebe hat Niemand als die, daß er sein Leben für seine Freunde hingibt. Sollen wir also aus Liebe unser Leben lassen, um wie viel mehr müssen wir in kleinen Dingen nachgiebig sein; nicht um eine menschliche Pflicht zu erfüllen, wohl aber um Gott zu gefallen.“

Frage: „Darf man den Satan den Urheber einer Sünde, möge sie in Gedanken, Worten oder Werken vollbracht werden, nennen?“

Antwort: „Ich glaube überhaupt, daß der Satan an und für sich selbst bei Niemand der Urheber einer Sünde werden könne. Er bedient sich bald der verbotenen Leidenschaften und bald der Regungen, welche der menschlichen Natur inwohnen, um die Unwachsamen zu unerlaubten Handlungen zu verleiten. Der natürlichen Regungen bedient er sich, wie er es bei dem Herrn zu thun versuchte, da er dessen Hunger bemerkte und zu ihm sagte: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Der verbotenen

Leidenschaften aber bedient er sich wie bei Judas, denn als er sah, daß dieser an der Geldliebe krank sei, benützte er diese Leidenschaft und verleitete den Habsüchtigen durch dreißig Silberlinge zur Sünde des Verrathes des Herrn. Daß aber das Böse aus uns selbst seinen Ursprung nehme, spricht der Herr deutlich in den Worten aus: Denn aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken."

Frage: „Wenn einer in vielen Dingen recht thut, in einem einzigen aber sich verfehlt, wie soll man ihn behandeln?"

Antwort: „Wie der Herr den Petrus."

Frage: „Erlaubt die heilige Schrift, das Gute aus Selbstgefälligkeit zu thun?"

Antwort: „Wer sich selbst gefällt, der gefällt einem Menschen. Thut man also etwas Gutes, um an sich selbst Gefallen zu finden oder um Anderen zu gefallen, so weicht man durch diese Sucht von der Gottseligkeit ab, und wird bezeichnet durch das Wort des Apostels: Wenn ich noch Menschen gefallen wollte, so wäre ich Christi Diener nicht."

Inzwischen gingen die stillen Tage für Basilius zu Ende. Kaiser Julians Einladung, an seinem Hoflager zu erscheinen, lockte ihn freilich nicht aus der Waldeinsamkeit von Pontus heraus zur höchsten Entrüstung des Kaisers, der sich sehr wohl der beiden Freunde Gregor und Basilius aus Athen erinnerte und jetzt gern diese berühmten Männer in seine Umgebung gezogen hätte. Während nun Basilius die Aufforderung für sich selbst ablehnte, ging Gregor noch weiter. Man war nämlich in Nazianz äußerst empört, daß Cäsarius, der fromme Sohn des alten frommen Bischofs, kaiserlicher Leibarzt am Hofe des heidnischen Julian geblieben sei. Auch Gregor fand darin etwas sehr Unpassendes und zugleich sehr Gefährliches für seinen Bruder. Ein Kaiserpalast, den das Götzenopfer befleckt, darf nicht der freiwillige Aufenthalt eines Christen sein. Er schrieb unter Anderem an Cäsarius: „Unser verehrter Vater ist ganz untröstlich, daß du deine Stellung behalten hast. Ich mache mich bei ihm zum Bürgen deiner

Glaubenstreue und gebe ihm die Versicherung, du werdest gewiß nicht lange in der gefahrvollen heidnischen Umgebung bleiben. Diese Hoffnung ist sein Trost. Unsere Mutter weiß gar nichts über dich und setzt voraus, du seiest entlassen, wie so manche christliche Hofbeamte. Erführe sie das Gegentheil, so würde sie vor Schmerz sterben. Du kennst ja die weibliche Zartheit und die männliche Kraft ihrer Empfindungen und die glühende Frömmigkeit, welche sie von aller Werthschätzung des Irdischen abgelöst hat." Cäsarius gab den Vorstellungen seines Bruders, verstärkt durch die des Basilius, Gehör und fand bald eine passende Veranlassung, um sich zurückzuziehen. Julian hatte eine Liebhaberei dafür, sich mit Christen in Controversen einzulassen und sie, wo möglich, durch seine Dialektik zu verwirren und durch seine Beredsamkeit zum Schweigen zu bringen. In dieser Absicht forderte er den Cäsarius zu einem Gespräche über den Glauben in Gegenwart des ganzen Hofes auf. Der Ausgang des Gespräches war der, daß Julian verstummen mußte, und daß Cäsarius außer seinem christlichen Bewußtsein auch den feurigen Entschluß aussprach, gemäß seinem Glauben zu leben und sich gleich darauf nach Nazianz in freiwilliges Exil begab. Dort, inmitten seiner Familie, war er bereit, alle Heimsuchungen wie alle Triumphe der christlichen Kirche zu theilen, als sie durch Julians frühen Tod im Perserkriege von ihrem heftigsten Widersacher befreit wurde. Jenseits des Euphrats, da wo einst Babylon gestanden hatte und gefallen war, das große, das stolze, das götzendienerische Babylon mit seinen Zauberern und Sterndeutern und Todtenbeschwörern und Magiern, da fiel Julian, der den vollen babylonischen Apparat des Götzenwesens und dessen ganzes babylonisches Gefolge wieder in der Welt aufrichten und zu Ehren bringen wollte; und über ihm stürzte das Heidenthum zusammen. Cäsarius kehrte nun wieder in seinen größeren Wirkungskreis zurück, in welchem sein seltenes Wissen seinen Ruhm begründet hatte, während sein rechtschaffener, edler Charakter ihm die allgemeine Achtung erwarb. Valentinian und Valens, die Kaiser,

überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen und Letzterer machte ihn zum Schatzmeister von Bithynien und wies ihm Nikomedien zum Aufenthalte an.

Siebentes Kapitel.

Der hochbejahrte Erzbischof Dianius von Cäsarea fühlte sich schwach und seinem Ende nahe. Er glaubte seinem Gott und seiner Kirche eine Genugthuung schuldig zu sein. Deshalb berief er seine Kleriker und legte vor ihnen das Bekenntniß ab: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich die Glaubensformel, die mir aus Constantinopel zugeschickt worden ist, in der Einfalt meines Herzens unterschrieben habe, ohne das Symbol von Nicäa im mindesten beeinträchtigen zu wollen, indem ich mich an derselben alten Tradition halte. Ich wünsche nichts inniger, als niemals getrennt zu werden von den seligen dreihundertundachtzehn Bischöfen, welche jenes heilige Glaubensbekenntniß abgelegt haben.“ Unter den Klerikern, welche sich um Dianius versammelt hatten, befand sich auch Basilius, der mit einigen seiner Mönche nach Cäsarea gekommen war, um dort das cönobitische Leben einzuführen. Mit herzlicher Freude vernahm er die Erklärung des Erzbischofs und dankte Gott, nun wieder in das richtige Verhältniß zu seinem Oberhirten und in die kirchliche Gemeinschaft mit ihm treten zu dürfen. Als Dianius bald darauf starb, rief die Wahl eines neuen Erzbischofes mannigfache Unruhen hervor. Ein solcher war nicht bloß Metropolit von Kappadocien, sondern seine kirchlichen Rechte erstreckten sich auch noch über die Provinzen Pontus, Armenien, Galatien, Paphlagonien und Bithynien, also über den ganzen Norden und Osten von Kleinasien, so daß er, nach dem Patriarchen von Antiochien die größte und einflußreichste Stellung in der morgenländischen Kirche einnahm. Eine neue Besetzung des bischöflichen Stuhles war ein höchst wichtiges Ereigniß, an dem das Volk, gläubig wie es war, den lebhaftesten Antheil nahm;

und diesmal einen so feurigen, daß es den Mann seiner Wahl den Bischöfen, welche zu diesem Zwecke versammelt waren, gewaltsam aufdrang. Er hieß Eusebius, saß im Senat von Cäsarea, war allgemein wegen seiner Rechtschaffenheit geschätzt und wegen seiner Leutseligkeit beliebt; war aber noch Catechumen. Weder er selbst noch die Bischöfe freuten sich über die Wahl des Volkes, da beide Theile einsahen, daß ein Mann, der sich nie, weder mit den kirchlichen Angelegenheiten, noch mit dem Studium der Glaubenslehren befaßt habe, den schwierigen Zeitläuften und den Umtrieben der Häresie schwerlich gewachsen sein könne. Das Volk hing aber leidenschaftlich an Eusebius, gewann die bewaffnete Macht in Cäsarea für ihn und brachte ihn, halb gefangen, zur Ordination vor die Bischöfe. Da des Volkes Aufregung in Aufruhr hätte übergehen können, so hielten die Bischöfe es für gerathen, den Eusebius zu weihen, nachdem sie ihn zuvor getauft hatten. Nachher bereueten es einige von ihnen und wollten den Act für erzwungen und ungiltig erklären, besonders als der Statthalter von Kappadocien sich gegen den Eusebius aussprach, mit dem er bei der Verwaltung der Provinz in Zwiespalt gerathen war. Aber der alte Bischof von Naziänz mißbilligte mit aller Entschiedenheit ein solches Verfahren, das für alle Betheiligten nur Schaden nach sich ziehen konnte. Eusebius sah sich inzwischen nach einem Manne um, der ihn bei dem Unterricht des Volkes, bei der Predigt des Evangeliums und bei der Leitung des Erzbisthums mit Rath und That unterstützen könne; und mit kluger Einsicht zog er Basilius aus der klösterlichen Abgeschiedenheit, weihete ihn zum Priester und behielt ihn als seinen Rathgeber in Cäsarea. Basilius war ebenso niedergeschlagen bei diesem Ereigniß, wie früher sein Freund Gregor; denn er theilte nicht nur dessen Ueberzeugung von der hohen Aufgabe des Priesterthums, sondern er mußte auch eine Existenz aufgeben, die er mit aller Glut und Kraft seines Herzens erfaßt hatte. Die Hingebung an den Willen Gottes entschied seinen Kampf, und der Gehorsam in der Liebe Jesu machte ihn frei von

eigenen Wünschen. Gregor schrieb ihm tröstend: „Wir dürfen beide uns das Zeugniß geben, daß wir nie so hochfliegende Gedanken hatten, um uns in die Reihen der Priester zu stellen. Wir waren beide für die stillen und demüthigen Wege des Heils, und vielleicht wäre es besser gewesen, wenn man uns darauf gelassen hätte. Ich sage vielleicht; denn ich kenne ja nicht die Absichten des heiligen Geistes mit uns. Jetzt übrigens, da die Sache geschehen ist, müssen wir uns ruhig unterwerfen, und uns so verhalten, daß das Vertrauen der Gläubigen zu uns nicht getäuscht werde, besonders jetzt, wo die Häresie so vielfach anfeindet." Basilius verließ seine Einsiedelei in Pontus, setzte dem dabei gegründeten Mönchskloster seinen Bruder Petrus als Abt vor, der an Jahren ein Jüngling, aber in himmlischer Weisheit erfahren war, und begab sich zum Erzbischof Eusebius nach Cäsarea. Verließ er nun auch die äußere Stätte, wo die heilige Ascese heimisch war, so hatte er sie doch zu tief im Herzen aufgenommen, um sie nicht ebenso streng unter veränderten Verhältnissen zu üben. Der Weg der Entsagung war der Weg des Heiles, denn es war der, welcher zur Vereinigung mit Christus führt. Mochte sich dieser Weg durch die stille Einöde, oder durch die tumultuarischen Straßen des Weltverkehres dahinziehen, verlassen konnte Basilius ihn nicht, ohne das Ziel seiner Liebe zu verlassen. Bei der Verkündigung und Auslegung des Evangeliums, dem er sich zu widmen hatte, unterstützte sein ascetisches Leben ganz ungemein den Eindruck seiner Ermahnungen, denn man wußte, daß er lebte wie er lehrte, und daß er alle Aufforderungen zur Buße, zur Demuth, zur Weltverachtung, zur Abtödtung zuerst an sich selbst und dann an seine Gemeinde stellte, der er häufig Homilien (Belehrungen) hielt. In der Homilie über die Demuth sagt er:

„Werde nicht dein eigener ungerechter Richter und richte dich nicht nach Gunst. Meinst du etwas Gutes gethan zu haben, so vergiß es; deine Vergehen aber, die du so leicht zu vergessen pflegst, behalte im Gedächtniß. Werde nicht stolz auf

deine gute Handlung von heute; denke an die böse von gestern oder vor langer Zeit, und du wirst deinen albernen Stolz unterdrücken. Siehst du den Nächsten sündigen, so betrachte auch seine Tugenden, und erwägst du Alles, so wirst du ihn oft besser finden, als du selbst bist. So wollen wir uns immer in der Versuchung zum Stolz benehmen. Wir wollen uns selbst erniedrigen, damit wir erhöhet werden und den Herrn nachahmen, der aus dem Himmel zur äußersten Demuth herabstieg und dagegen aus der Niedrigkeit zur höchsten Glorie aufstieg. Alle Werke des Herrn predigen uns Demuth. Als Kind lag er in einer Höhle auf ein wenig Stroh. Im Hause eines Zimmermannes und einer armen Mutter war er ihnen unterthan. Er lernte, als ob er der Lehren bedurft hätte. Er stellte sich wie ein Jünger zur Taufe vor Johannes, obwohl er der Meister aller Propheten war. Er widersetzte sich Keinem, der gegen ihn aufstand und statt seine göttliche Macht zu üben, ließ er der zeitlichen die Gewalt. Er ließ sich als ein Verbrecher vor die Hohenpriester und den Landpfleger führen, unterzog sich dem Gerichte und ertrug die falschen Anklagen mit Stillschweigen. Von Knechten ließ er sich mißhandeln und von den Bösen zum Tode überliefern, zum schmachvollsten. Von seiner Geburt bis zu seinem Ende traf ihn jede Erniedrigung; aber die Herrlichkeit folgte ihr und Theil daran nahmen die Genossen seiner Schmach. Vor Allen die Apostel, die arm wie ihr Meister die Welt durchwandern. Keine Gelehrsamkeit, keine Weltweisheit, keine Schaar von Schülern, keine Ehren und Würden zeichnen sie aus. Arm, einsam, ohne bleibende Stätte, ziehen sie über Land und Meer, werden verfolgt, verhöhnt, gequält, gesteinigt, endlich um's Leben gebracht. Dies ist das Beispiel unseres Herrn und unserer Väter im Glauben. Laßt uns ihre Nachfolger sein."

Er war es. Er hatte manche Gegner in Cäsarea. Der Arianismus mit seinen verschiedenen Sprößlingen hatte sich auch dort eingeschlichen und haßte in Basilius das Licht, welches die arianische Finsterniß verdammte. Eben so feind-

lich waren ihm die lauen Christen, diese traurige Classe der Gläubigen, welche das Dogma zwar anerkennen, aber es theilnahmlos liegen lassen in ihrem von schlaffer Sinnlichkeit vermoderten, oder von starrer Selbstsucht verknöcherten Herzen; welche jede praktische Ausübung der Lehre Uebertreibung nennen, jedes Opfer Fanatismus, jeden Eifer Ehrgeiz und Eitelkeit, jede consequente Folgerung zu leben, wie man glaubt, Thorheit oder Scheinheiligkeit. Große Charaktere, die mit heiliger Energie, ihrer Aufgabe und ihrer Stellung gemäß, auf die Hebung und Vervollkommnung des religiösen Lebens wirken sollen, haben in den Lauen ebenso entschiedene Widersacher, als in den offenen Feinden des Glaubens. Beide wollen in gewichtiger und einflußreicher Stellung lieber einen unbedeutenden und schwachen Charakter sehen, der die Einen nicht bekämpft und die Anderen nicht anspornt. Sie nennen einen Solchen friedfertig und liebreich und gönnen ihm gleichgültig seine gleichgültige Existenz. Niemand ist den Lauen willkommener, als ein lauer Priester. Basilius mit seiner feurigen Seele, seiner idealen Richtung, seiner thatkräftigen Energie, seinem scharfsinnigen, schwunghaften, hochgebildeten Geist; in seiner Stellung als Rathgeber des in geistlichen Dingen unerfahrenen Erzbischofs, als anerkannter Meister des ascetischen Lebens, als Ausleger des Evangeliums vom größten Einfluß: Basilius war freilich für den Irrglauben und für die Lauheit der unbequemste Priester, den der Erzbischof hätte nach Cäsarea berufen können. Man versuchte durch vorsichtige Anfeindungen und ränkevolle Verdächtigungen ihn dem Erzbischof als einen ehrgeizigen und hochfahrenden Kopf darzustellen, der nach Befriedigung seiner Herrschsucht trachte; und wirklich ließ sich Eusebius dermaßen gegen ihn einnehmen, daß er ihm sein Vertrauen und sein Wohlwollen entzog und Basilius Stellung in Cäsarea ebenso peinlich als schwierig machte. Denn das Benehmen des Erzbischofs wurde von Basilius Anhängern und Freunden heftig mißbilligt. Und deren Zahl war groß. Das Volk, wankelmüthig wie immer

und überall, hatte längst vergessen, daß es Eusebius mit aller Gewalt zum Erzbischof verlangt hatte, und hing an Basilius wegen aller Tugenden und Vorzüge, die jetzt, da er aus der Dunkelheit seiner Zelle hervorgezogen und auf den Leuchter in der Kirche gestellt war, in die weitesten Kreise hinein strahlten. Seine heilige Beredsamkeit, seine Milde, seine Armuth, seine Unermüdlichkeit, lauter Eigenschaften, in welchen sich die Frömmigkeit des Priesters so einfach und natürlich ausspricht, gewannen ihm alle Herzen. Die Mönche in Cäsarea, die in ihm ihren geistlichen Vater verehrten, und mehr als alle Uebrigen seinen edlen reinen Sinn kannten, waren empört über die Behandlung, die ihn traf. Einige abendländische Bischöfe, welche in Folge der Glaubensstreitigkeiten wegen verschiedener Besprechungen nach Cäsarea gekommen waren, schätzten seine theologischen Kenntnisse hoch und sahen ungern das Verfahren des Eusebius. Mit einem Wort: es wäre nicht schwer für Basilius gewesen, die öffentliche Meinung so ganz für sich zu stimmen, daß der Erzbischof, durch sie gezwungen, ihm hätte Genugthuung geben müssen. Aber als ein Jünger des „Friedensfürsten" hielt er es für das Beste, friedlich allem Zwiespalt aus dem Wege zu gehen und schweigend persönliche Kränkungen hinzunehmen. D a s ist Friedfertigkeit, d a s ist Liebe. Ueberdies hatte er ja auch, wie der verbannte Evangelist Johannes, sein Pathmos, wo die himmlischen Dinge ihm um so näher traten, als die irdischen zurückwichen. Er ging nach Pontus zurück und nahm die Leitung seiner geliebten Klöster wieder auf, wanderte dazwischen umher in den Bergthälern und in abgelegene Gegenden und lehrte in einsamen Gemeinden oder zwischen zerstreut lebenden Hirten die Wahrheiten des Glaubens. Da war er geschützt vor den Verfolgungen der Feinde und vor dem blinden Eifer der Freunde; da fand er Genossen seiner Gesinnung in seiner Mutter, seinen Geschwistern, seinen Ordensbrüdern und seinem treuen Freund Gregor, der zuweilen seine Einsamkeit theilte, aber hauptsächlich in und für Nazianz wirken mußte. Seines alten Vaters Nachgiebigkeit

gegen die Anhänger der Formel von Rimini hatte ihn tief betrübt. Diese Schwäche warf nicht nur einen Schatten auf die lange Glaubenstreue des greisen Bischofs, sondern rief auch sofort Zwietracht in der Diöcese hervor, indem sich heftiger Widerspruch gegen das Verfahren des Oberhirten und manche Drohung kund gab, von dessen kirchlicher Gemeinschaft sich zu trennen. Unter tausend Sorgen und Mühen gelang es Gregor, den Mißgriff seines Vaters wieder auszugleichen und die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Dies war nothwendiger denn je, weil auf Kaiser Jovians christliche Regierung die arianische des Kaisers Valens für das Morgenland folgte. Kaum hatte sich Valens durch Albia Dominica, die Kaiserin, irre führen und dem Arianerhaupt Eudoxius von Constantinopel überliefern lassen, als die Häresie sogleich mit entschiedener Keckheit auftrat. Sie ließ es ganz unberücksichtigt, daß sie in ihren vielfachen Schattirungen die größten Widersprüche beherberge und daß Widersprüche ganz absichtslos Zeugniß für die innere Unwahrheit einer Lehre ablegen; sie warf sich nur auf die Verfolgung des katholischen Glaubens. Je weniger Boden der Arianismus in dem rechtgläubigen Abendlande zu seinem Gedeihen fand, desto entschlossener war er, das Morgenland durch Kaiser Valens in Besitz zu nehmen. Von der Grausamkeit des Kaisers gegen die Katholiken wußte man mehr als ein schreckenerregendes Beispiel. Die Nachricht, daß er seine Staaten zu bereisen denke, um überall den Arianismus einzuführen, klang demnach wie eine Ankündigung des Marterthums. Es war vorauszusehen, daß der Metropolitansitz von Kappadocien die heftigsten Stürme werde zu bestehen haben. Gregor betrachtete die Verfolgung des Glaubens als eine Prüfung und eine heilsame Züchtigung. „Julians Abfall," sagt er bei einer früheren Veranlassung, „war eine eiserne Geißel, die Gott über der sündigen Christenheit schwang. Durch irdische Wohlfahrt waren Viele verderbt; sie wurden gestraft, um darauf die Wirkungen der göttlichen Barmherzigkeit zu empfinden. Die großmüthigen Kämpfer aber wur-

den mit der Prüfung begnadet, weil sich ihre Hochherzigkeit in derselben noch mehr offenbarte.“

Um in würdiger und wirksamer Weise die Prüfung aufnehmen zu können, mußte sie gemeinschaftlich getragen werden, mußte jeder Zwiespalt unter den Gläubigen aufhören. Die Wahrheit ist Eine; sie schließt ihre Anhänger zusammen, indem sie ihnen einen gemeinsamen unwandelbaren Mittelpunkt gibt. Der Irrthum ist vielfach, ruft jede Art von Zersplitterung hervor und begünstigt sie. Sieht die Häresie die geringste Meinungsverschiedenheit zwischen den Gläubigen, so sucht sie dieselbe sogleich zu ihrem Vortheil auszubeuten, indem sie die Differenz zu vergrößern und die beiderseitigen Anhänger aufzuregen strebt. Gregor wußte, daß die Arianer in Cäsarea nicht ermangeln würden, die Trennung Basilius und des Erzbischofs zu benutzen, um die Unruhe der Katholiken zu erhöhen; darum begab er sich zu Eusebius, fand, daß Zeit und Ueberlegung ihn wieder günstig für Basilius gestimmt hatten, daß er ganz bereit zur Versöhnung sei, und schrieb nun seinem Freunde nach Pontus: „Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo du dich zu einem großmüthigen Schritt entschließen mußt. Er betrifft unseren gottgeliebten Bischof Eusebius. Da er jetzt in ganz friedfertiger Gesinnung ist, müssen wir ihn so und nicht anders nennen. Seine alte Freundschaft für dich ist wieder aufgewacht. Ich glaube er wird dir schreiben, um dich zurückzurufen. Er selbst hat es mir gesagt und seine Vertrauten wiederholten es mir. Nun meine ich, du solltest ihm zuvorkommen, solltest nicht seinen Brief abwarten, sondern dich unverzüglich bei ihm einstellen. Es ist deiner würdig und vernünftig, den ersten Schritt zu thun; also beeile dich. Noch andere Gründe kommen dazu. Die Häretiker stehen gewaffnet um die Kirche herum und brennen vor Verlangen, sie auch im Innern zu beunruhigen. Komm also. Und wünschest du, daß ich den Vermittler mache, so gehe ich nach Pontus und führe dich hierher zurück.“ Basilius zögerte nicht, das Anerbieten seines Freundes anzunehmen und sich mit ihm in Cäsarea in aller Ehrfurcht vor seinen Bischof zu

stellen, welcher der Hülfe froh war und den heiligen Mitkämpfer liebreich empfing. Kaiser Valens war schon mit einem ganzen Schwarm von Arianern in Cäsarea eingezogen und wartete auf eine passende Veranlassung, um mit seinen Absichten hervor zu treten. Aber Basilius vereitelte alle Anschläge, um irgend eine Schwäche der Katholiken zu benutzen, irgend eine Unruhe als Unzufriedenheit mit dem Glauben zu deuten. Vorsichtig, wachsam, eifrig und klug, war er überall bereit, die leiseste Meinungsverschiedenheit der Katholiken auszugleichen, unruhige Köpfe zu beschwichtigen, unklare Ansichten zu lichten, widerstrebende Herzen zu gewinnen. Er verließ fast gar nicht die Kanzel, bekräftigte das Volk in der Anhänglichkeit an der Glaubenslehre der Kirche, in dem Abscheu vor dem Gift der Häresie, führte es wieder und immer wieder auf das Symbol von Nicäa zurück, als auf den vollkommensten Ausdruck des katholischen Dogma's, welches deshalb den Häretikern ein unerträglicher Dorn im Auge und der Gegenstand stets erneuter Angriffe sei; und stellte unverzagt zwischen all' den Schwankungen und Stürmen die evangelische Vollkommenheit in der Nachfolge Jesu als das Ziel jedes Strebens auf. Es erhebt die unverdorbene Menschenseele, wenn man ihr Vertrauen schenkt, sie fähig hält der Begeisterung, sie zu einem hohen Ideal hinweist. Alle Gläubigen schaarten sich um Basilius, die Einen, wie um ihren Schirmherrn, die Anderen, wie um ihren Vorkämpfer. Das katholische Bewußtsein schlug in lichten Flammen auf. Um desto mehr sank den Arianern der Muth; sie fürchteten allzu heftigen Widerstand und der Kaiser scheute sich, in diesem kräftigen Volk bürgerliche Aufstände hervor zu rufen. Er gab vor der Hand Kappadocien auf, um seine Anschläge in anderen Provinzen des Orients auszuführen, und als er die Nachricht von der Empörung des Procopius empfing, war es ihm willkommen, Cäsarea zu verlassen, im Jahre 366.

Das gute Vernehmen zwischen dem Erzbischof und Basilius litt fortan keine Störung mehr, denn Eusebius hatte jetzt den Mann bewährt gefunden, dem er zuerst sein Vertrauen

geschenkt. Basilius wurde ihm unentbehrlich als weiser und zuverlässiger Rathgeber sowohl, als um die Schritte zu thun und die Sachen in's Werk zu setzen, welche berathen worden waren. Treu wie Einer und thätig wie Keiner wurde Basilius der Stab seines Alters, der mit der Liebe eines Sohnes und dem Gehorsam eines Priesters in zwiefacher Demuth seinem Oberhirten diente und die schwere Last der Seelsorge mit ihm theilte. „Fast wunderbar," schreibt Gregor, „war diese Eintracht zu nennen und ganz beispiellos; der Eine führte das Volk und der Andere leitete den Führer." Basilius Sorgfalt für die Gemeinde von Cäsarea war allseitig. Bei den Statthaltern und Beamten vertrat er mit seinem feinen aber entschiedenen Wort ihr weltliches und bürgerliches, oftmals gefährdetes Recht. Der Nothleidenden nahm er sich mit zärtlicher Sorgfalt an, half ihrem geistlichen Elend ab, erquickte sie leiblich, schaffte den Fremdlingen Herberge, wusch ihre Füße, bediente sie bei Tisch, öffnete den oft so verschlossenen Säckel der Reichen für die Bedürfnisse der Armen. Mit seinen Klosterleuten blieb er beständig in Verbindung, schrieb ihnen, gab ihnen Ermahnungen und Regeln, ordnete das zurückgezogene Leben der gottgeweihten Frauen und Jungfrauen, war ein unermüdlicher Verkündiger und Ausleger des göttlichen Wortes und hob das Gebetsleben in Cäsarea bei der Masse des Volkes auf eine ganz erstaunliche Höhe. Viermal wöchentlich empfing es die heilige Eucharistie und ganze Nächte — vielleicht die Vigilien der Communion- und der Festtage — verbrachte es in den Kirchen mit Psalmengebet. Die Weise dieses Gebetes beschreibt er selbst in einem Briefe; es ist genau dieselbe, wie noch jetzt in gewissen Klöstern die nächtlichen Tagzeiten gebetet werden. „In der Nacht stehen die Gläubigen auf und begeben sich in das Gotteshaus. Bußfertig, mit großer Zerknirschung werfen sie sich nieder vor Gott, klagen sich ihrer Sünden in der Stille an, erheben sich dann, theilen sich in zwei Chöre, die ihre bestimmten Plätze einnehmen, und halten das Psalmengebet gemeinschaftlich so, daß immer ein Chor mit dem anderen abwechselt und ihm gleichsam Ant-

wort gibt. Dadurch wird die Aufmerksamkeit gefesselt und der Gedanke auf den Sinn der Psalmen hingewendet. Die Psalmodie wird unterbrochen durch den Hymnengesang, den Einer anstimmt und den Alle fortsetzen. Gegen Morgen wird der Psalm der Buße, der erste, laut gebetet und Jeder wendet ihn auf sich selbst an. Dies ist die Art, wie die Kirche in Aegypten, Lybien, Palästina, Syrien und den Ländern vom rothen Meere bis zum Euphrat Vigilie, Psalmengesang und Gebet gemeinschaftlich begehen." In Cäsarea war sie früher nicht üblich gewesen, Basilius hatte sie auf seiner großen Reise in's Morgenland kennen gelernt und er mußte sich manchen Tadel als ein Neuerer gefallen lassen, der überdies zu viel Ascese von den Menschen verlange. Er ließ sich aber nicht irre machen; geistige Trägheit hat nicht das Recht, dem geistigen Aufschwung die Gränze ihres geringen Bedürfnisses nach dem Verkehr mit Gott zu setzen.

Achtes Kapitel.

Während sich Basilius dem feurigsten Eifer für das Heil der Seelen so rücksichtslos hingab, daß es seinem leiblichen Leben zum größten Nachtheile gereichte und er so kränklich wurde, daß seine gesunden Tage das waren, was für Andere Krankheit ist, nämlich eine Ausnahme: traf ihn auf der empfindlichsten Stelle ein bitterer Schmerz. Sein zweiter Bruder Gregor, der viel Talent und Kenntnisse besaß, sich als Lehrer der Rhetorik ausgezeichnet und mit Theosebie, einer vortrefflichen Frau verheirathet hatte, war von der Liebe zu den himmlischen Dingen, die in seiner Familie zu Hause war, so lebhaft ergriffen worden, daß er sich ausschließlich deren Dienst zu widmen wünschte. Theosebie gab ihm gern seine volle Freiheit und benutzte die ihre, um sich unter die Diaconissinnen aufnehmen zu lassen, welche in der Kirche das Amt hatten, sich der weiblichen Katechumenen und Armen anzunehmen. Gregor empfing die niederen Weihen der Kleriker, wurde Lector und übte dessen Verrichtungen beim

Gottesdienste. Sei es nun, daß sein Entschluß noch nicht fest genug, oder er selbst noch nicht reif für das geistliche Leben war: genug, er wurde desselben überdrüßig. Er ließ sich vom Weltgeiste und dessen Eitelkeit bethören und vertauschte wiederum den Altar mit dem Katheder, das Studium der heiligen Schriften mit der profanen Wissenschaft, den Schatten im Hause Gottes mit dem trügerischen Glanze des Hörsaals, die unbeachtete Stellung des Lectors mit der bewunderten und beifallgekrönten eines Meisters der Beredtsamkeit. Freilich verbanden die niederen Weihen nicht nothwendig zum Empfange der höheren und dem Lector war es nicht verwehrt, vom Altare in die weltlichen Verhältnisse zurückzutreten. Hatte aber ein Mann im reifen Alter, wie Gregor, die Laufbahn in der Welt und die Ehe aufgegeben, um sich dem Priesterstande anzuschließen: so erschien seine Willenskraft und seine Charakterfestigkeit durch einen Rücktritt in einem sehr unvortheilhaften Lichte, und Niemand konnte ihn vom Wankelmuth und Mangel an Ueberlegung frei sprechen. Theosebie kehrte nicht zu ihrem Manne zurück; vielleicht kannte sie ihn genau genug, um überzeugt zu sein, daß die Rhetorik ihn wohl augenblicklich verlocken, doch nicht für die Dauer fesseln werde. Gregor von Nazianz war es hauptsächlich, der ihn über die Thorheit seines Benehmens allmälig zur Erkenntniß und wieder auf den Weg zum verlassenen Heiligthum brachte. Während Gregor von Nazianz dem Freunde hülfreich war, verlor er seine Geschwister durch den Tod. Er hatte sie zärtlich geliebt. Nach zehn Jahren noch beweinte er den Cäsarius und küßte liebend Bücher und Sachen, die ihm einst gehört hatten. Die Provinz Bithynien war im Jahre 368 durch ein furchtbares Erdbeben verwüstet worden. Die Stadt Nicäa, wo Cäsarius sich eben damals aufhielt, hatte ganz besonders gelitten; unzählige Menschen verloren Haus und Habe; viele das Leben. Cäsarius aber nichts. Sein Haus blieb stehen, und mit einer leichten Verwundung rettete er sich. Aber diese plötzliche, unerwartete Nähe des Todes, dieser schnelle gewaltsame Untergang einer

halben Bevölkerung machte einen erschütternden Eindruck auf Cäsarius. Was war all' der Glanz eines Lebens, das unwiderruflich endet, und so überraschend enden kann! Seine Gedanken wendeten sich jener Sphäre zu, in welcher man von den Revolutionen der Erde nichts mehr zu leiden hat. Er legte sein Amt nieder, gab seine glänzende, einflußreiche Stellung auf, verließ Bithynien und zog sich in die liebe Heimath zu seiner Familie nach Nazianz zurück. Da lebte er, wie sie alle lebten, diese heiligen Menschen, arm, schlicht, mit dem Geringsten zufrieden, als ob er nie auf Purpurteppichen gewandelt, mit ausgesuchten Speisen genährt, in kostbare Stoffe gekleidet, auf behaglichem Lager gebettet, in wohlriechenden Essenzen gebadet gewesen wäre. Wer die Ewigkeit in's Auge faßt, dem geht das Verlangen nach irdischen Genüssen unter. Er bereitete sich vor auf das Sacrament der Taufe [1]), empfing es mit demüthiger Freude, erkrankte bald darauf und gab seine Seele in der vollen Unschuld der Taufgnade ihrem Schöpfer und Erlöser zurück, der sie so liebevoll geführt hatte. Der Bischof von Nazianz, gebeugt von Alter, Krankheit und Gram, und die greise Mutter Nonna folgten mit Kerzen in der Hand und die üblichen Gebete mitbetend dem Leichenzuge ihres Cäsarius, dem Gregor eine Grabrede hielt, welche das christliche Alterthum als ein Meisterwerk auf diesem Gebiet bewunderte. Cäsarius war nie vermählt gewesen. Das ganze Vermögen, das er sich selbst erworben hatte, vermachte er den Armen. Bald nach ihm starb auch Gorgonia mit dem stillen Frieden, den ein in Christus verborgenes Leben, und mit der süßen Freude, welche heilige Hoffnung der Seele gibt. Mit allen

1) Die verkehrte Ansicht, die Taufe in das spätere Alter, wohl gar bis zur Todesstunde zu verschieben, und lieber unter der Wucht der Erbsünde und der eigenen Sünde, also im Stande der Ungnade zu verbleiben, als sich der Gefahr auszusetzen, die Taufgnade durch Sünde wieder zu verlieren und in den Stand der Ungnade zurückzufallen; diese Ansicht bekämpften die erleuchtetsten Kirchenväter lange vergeblich. Auch Gregor von Nazianz; s. Taufe.

Gaben der Natur überreich ausgestattet, schön, geistvoll, liebenswürdig, von edlem Charakter, von zarter Herzensgüte war ihr Leben ein ganz übernatürliches, ganz geordnet nach derjenigen Einsicht, welche das Licht des Glaubens ihr gab. Sie war vermählt, aber dem Gatten zu Gefallen vergaß Gorgonia nicht den himmlischen Vielgeliebten. Sie war eine sorgsame Hausfrau, eine zärtliche Mutter; aber über den Freuden des häuslichen Heerdes vergaß sie nie ihr Bürgerrecht im himmlischen Jerusalem. Sie war vermögend; aber der Reichthum vertrocknete nicht ihr Herz gegen fremde Noth; so viel es in ihrer Macht stand, machte sie sich arm durch Entsagung und Abtödtung, um Wittwen zu kleiden, Waisen zu ernähren, Betrübte zu trösten, Kirchen auszustatten. Ihr Bruder Gregor sagt von ihr: „Sie war das Auge der Blinden, die Stütze der Lahmen, die Mutter der Verlassenen, die Verarmte Jesu Christi, für dessen Arme sie all' das Ihre selig hingab und ihren Kindern keinen anderen Reichthum hinterließ, als das Beispiel ihrer überirdischen Tugend.“ Durch das Gebet und die Hingebung an den Willen Gottes hielt Gorgonia sich in der beständigen Vereinigung mit Gott. Er zeigte ihr in einem extatischen Traumgesicht, daß ihr Erdenleben zu Ende gehe. Dies Leben war eine lange Vorbereitung auf die Gnade gewesen, im Blute Jesu das Bad der Wiedergeburt zu feiern und das weiße Gewand der Täuflinge nicht unwürdig zu empfangen; und nun drückte der heilige Geist das Siegel des Sacramentes als ein Unterpfand ihrer Seligkeit auf ihre reine Seele. Sie war nun an ihrem Ziel und doch wurde ihr das Abscheiden noch schwer, denn Alypius, ihr Gemahl, war noch ungetauft, und sie zitterte, ihn allein zu lassen in einer Welt, die immer so gefährlich ist, aber doppelt für den, welcher noch nicht in voller Rüstung gegen ihre Versuchungen kämpft. Da betete Gorgonia und betete so gottgefällig, daß Alypius voll Verlangen das Sacrament der Taufe begehrte und empfing. Nun waren Gorgonia's Wünsche und das Maß ihres Glückes erfüllt. Sie wußte, daß ihre letzte Stunde nahe und legte sich fried-

lich auf ihr Sterbebett. Mann, Kinder, Eltern, Verwandte und Freunde rief sie herbei, tröstete und ermahnte sie, sprach von ihren herrlichen Hoffnungen für das ewige Leben und erschien Allen wie eine Besiegerin, nicht wie eine Ueberwundene des Todes. Als die Kräfte sie mehr und mehr verließen, streckte sie sich aus wie im Sarge, schloß die Augen und psalmodirte mit ersterbender Stimme: „In deinem Frieden, o Herr, will ich schlafen und ruhen.“ Während sie leise so sang, entfloh ihre Seele. Es war gleichsam die Grabschrift, die sie selbst sich setzte. Gorgonia war kaum vierzig Jahre alt, als sie starb. Die Trauer ihrer Familie und besonders ihrer alten Eltern wurde gemildert durch die zuversichtliche Hoffnung, daß sie in die beseligende Anschauung Gottes eingegangen sei.

Zu derselben Zeit, da Gregor seine Geschwister beweinte, verlor Basilius seine Mutter. Wie ein lieblich leuchtender stiller Stern war Emmelia's ganzes Leben gewesen. In der Welt und im Kloster, im großen Familienkreise und in der abgeschiedenen Zelle, immer und überall war sie die Wonne und die Liebe ihrer Kinder. Diese zärtliche, innige Seele sollte nun auch die Erde verlassen. An ihrem Sterbebette stand Macrina, die treue Tochter, und Petrus, der Abt des benachbarten Klosters — ihr erstes und ihr letztes Kind. Emmelia nahm die Hände der beiden geliebten Kinder in ihre erkaltenden Hände, hob sie zum Himmel auf und sprach: „Herr, den Erstling und den Zehnten deines Segens habe ich dir geopfert.“ Dann verschied sie sanft unter den frommen Gebeten ihrer Klosterfrauen. In der Kirche der Vierzig Martyrer, die sie selbst unfern Annesi gebaut hatte, wurde sie neben ihrem Manne zur Ruhe bestattet. So lebten und starben diese guten Kinder Gottes, deren Wandel so einfach aussieht, daß Jeder meint, ihn nachahmen zu können, und der in seiner Einfachheit so vollkommen ist, daß er den Stempel der Heiligkeit trägt, den Stempel der vollkommenen Liebe. Basilius erstand eben von einer schweren Krankheit, als er mit unsäglichem Schmerze die Todesnachricht erhielt. Seinem Freunde, dem frommen Bischof Eusebius von Samosata, schreibt er darüber: „Vergib mein

Stillschweigen! Daß lange Krankheiten, ein strenger Winter und die Wucht der Geschäfte mich fast erdrückten, weißt du bereits. Nun aber habe ich wegen meiner Sünden den einzigen Trost meines Lebens, meine Mutter verloren. Dadurch ist die alte Krankheit zurückgekehrt, ich liege wieder auf dem Bette und die Erschöpfung meiner Kräfte scheint das Ende meines Lebens herbeiführen zu müssen. Wundere dich nicht, daß ich in meinem Alter so bitter meine Verwaisung beweine und untröstlich über die Trennung von dieser Seele bin; denn ich finde hienieden ihres Gleichen nicht mehr."

Zu seinem Herzeleid gesellten sich schwere Sorgen. Eine drückende Hungersnoth verbreitete das äußerste Elend in Kappadocien. Es war ein Binnenland, ohne Meeresküsten, ohne schiffbare Ströme und daher ohne Handelsverbindungen, um dem Mangel an Getreide durch Zufuhr aus anderen Ländern abzuhelfen. Ein kalter Winter, ohne Regen und Schnee, raubte dem Erdboden die Feuchtigkeit und den Flüssen das Wasser. Dann trat der Frühling schon mit Hitze ein und der Sommer verstärkte sie; aber keine Jahreszeit brachte Regen. Das wiederholte sich zwei Jahre. Der Himmel war immer heiter, immer blau. „Aber diese traurige Heiterkeit und Reinheit betrübt uns," sagt Basilius in einer Rede, die er damals hielt, um die Einwohner von Cäsarea zur Buße, zum Gebet und zur Mildthätigkeit aufzufordern. „Die Erde ist auf's Aeußerste vertrocknet, in Spalten zerrissen, untauglich zum Ackerbau. Die Quellen versiegen; durch große Flüsse gehen kleine Kinder. Der Landmann sitzt müßig auf dem Felde, faltet die Hände auf den Knien, beweint seine vergebliche Arbeit, seine unmündigen Kinder, klagt mit seinem kummervollen Weibe. Denn seine Aussaat hat zwischen den dürren Erdschollen nicht gekeimt, oder wenn sie keimte, so vertrocknete sie jämmerlich und die Früchte des Feldes verwandelten sich in verdorrtes Gras. Wie nun? hat nun Gott, der weiseste Herrscher, die Regierung seiner Welt vernachläßigt? O nein! die allgemeine Noth erinnere Jeden an seine Sünden und fordere ihn auf Buße zu thun. Gott

öffnet nicht seine Hand für uns, weil die unsere gegen den Nächsten verschlossen war; Gott hört nicht auf unser Gebet, weil die Bitte des Nächsten uns taub ließ; die Sonne versengt die Fluren, weil die Liebe in uns erkaltet ist. Unsere Scheunen waren in guten Zeiten überfüllt, aber des Dürftigen erbarmten wir uns nicht. O ihr Reichen! was hilft euch nun euer Reichthum? all' euer Gold verschafft euch jetzt kein Getreide. Wer aber nur noch ein Brod im Hause hat und es steht ein Hungernder vor seiner Thüre, der nehme das Brod, theile es mit dem Armen und seufze zu Gott: Ein Brod nur ist's, o Herr, und immer näher rückt die Noth. Aber ich folge deinem Gebot und theile dem hungernden Bruder mit. Gib nun auch du deinem darbenden Knecht sein tägliches Brod. O meine Brüder! wer so handelt, den wird Gott wunderbar ernähren, und handelten wir Alle so, würde Gott nicht unerbittlich sein."

Basilius selbst that das, wozu er Andere aufforderte: mit unerschöpflicher Barmherzigkeit suchte er dem allgemeinen Elend zu wehren, das in Cäsarea um so größer war, als aus allen Gegenden von Kappadocien die Brodlosen sich nach der Hauptstadt drängten, als ob ihnen dort geholfen werden müsse. Fast zwei Jahre schmachtete das Land. Als die Noth nachließ, starb der Erzbischof Eusebius und die Stürme der Wahl brachen von Neuem aus. Die Bischöfe der Kirchenprovinz eilten nach Cäsarea, um sowohl dem Ungestüm des Volkes, als den Ränken der Arianer schleunigst entgegen zu treten. Basilius hatte eine allzu bedeutende Stellung unter Eusebius eingenommen und ausgefüllt, um nicht alle Blicke bei der Bischofswahl auf sich zu ziehen, scheele und neidische Blicke, scheue Blicke, vertrauens- und ehrfurchtsvolle Blicke. Manche Bischöfe waren arianisch gefärbt; denen war Basilius durchaus zuwider. Andere fanden ihn übereifrig in seiner Ascese, in seiner Liebe für das Klosterleben und hatten nicht die mindeste Lust, einen Metropoliten sich zu wählen, der sie aus ihrer Lauheit aufstacheln könnte. In Cäsarea selbst waren die reichen Bürger feindlich gegen Basilius gesinnt; denn sie liebten ihre irdischen Güter

und konnten es nicht vertragen, wieder und wieder von Basilius zu hören, daß er dem Reichthum nicht nur kein Gewicht beilegte, sondern es sogar als ein Glück betrachtete, ihn zu verlieren. Diese Reichen hatten aber einen Anhang unter dem verkommenen Gesindel, das nie in großen Städten fehlt und sich mit Wenigem erkaufen läßt. Wenn die Arianer all' diese offenen und versteckten Gegner Basilius zu gewinnen und für einen der Ihren zu stimmen wußten, so trugen sie ohne Zweifel den Sieg davon. Der alte Bischof von Nazianz erkannte die Gefahr, und da seine Kränklichkeit ihn abhielt, bei der Wahl zu erscheinen, gab er in seinem Antwortschreiben auf die übliche Einladung von Seiten des Klerus von Cäsarea seine gewichtige Stimme für Basilius ab und forderte zugleich den Klerus auf, einträchtig dahin zu wirken, daß dieser Mann, von ausgezeichneter Reinheit des Lebens und der Lehre, und mit allen Kenntnissen und Gaben ausgerüstet, welche die Kirche von Cäsarea in den schwierigen Zeitläuften brauche, ihr zum Erzbischof gegeben werde. Der Bischof von Nazianz schrieb auch dem heiligen Eusebius, Bischof von Samosata in Armenien, und flehete ihn an, persönlich den Einfluß seiner Glaubenstreue und seines Eifers für das Symbol von Nicäa in Cäsarea geltend zu machen, damit Basilius den Metropolitansitz einnehme. Basilius selbst lag an einer seiner schweren Krankheit darnieder, aber nicht sein Eifer, die arianische Partei zu bekämpfen und zu schwächen. Er rief den Freund Gregor zu Hülfe, dessen eindringliche Beredsamkeit sein nothgedrungenes Schweigen ersetzen sollte. Gregor aber kam nicht bloß nicht, sondern machte ihm auch noch Vorwürfe, daß er ihn in dem Augenblicke unbesonnen herbeirufe, wo es sich darum handele, Basilius zum Erzbischof zu wählen. Es könne ja scheinen, als habe Basilius den Freund zum Parteigänger machen wollen. Von solcher Strenge war die Freundschaft dieser beiden Männer! Gregor hatte eine grenzenlose Anhänglichkeit an Basilius, sagte selbst von sich: „Ich folge ihm wie sein Schatten;" wußte am Besten, wie sehr Basilius auf dem

Bischofstuhle an seinem Platze sei, und verzichtete dennoch auf sein eigenes Verlangen, für den Freund zu wirken, um ihn nicht in falschem Lichte erscheinen zu lassen. Die Verhältnisse stellten sich so günstig für die Arianer, daß Eusebius von Samosata einige Tage nach seiner Ankunft an den Bischof von Nazianz schrieb: „Die Stadt ist in großer Aufregung, die Kirche Gottes in Gefahr, das Credo von Nicäa bedroht. Deine schriftlich abgegebene Stimme wird man verwerfen und fehlt sie uns, so siegen die Arianer.“ Da fand der neunzigjährige Greis die Kraft seiner Jugend wieder, bestieg eine Sänfte und ließ sich nach Cäsarea tragen. So kam der Tag der Wahl. Alle Bischöfe, katholische wie häretische, waren in der Hauptkirche versammelt, um vor dem ganzen Volke, das sich in großer Spannung herbeidrängte, zur Wahl zu schreiten, deren Ausgang wegen der gleichen Stellung der Parteien gar nicht zu berechnen war. Die Katholiken hofften das Votum des Bischofs von Nazianz durchzubringen, da Aehnliches auch früher schon geschehen sei; allein die Arianer verwarfen diese Toleranz, und so hätte wirklich Basilius nicht die Majorität gehabt, wenn nicht plötzlich große Unruhe vor der Kirche laut geworden, die Hauptthüre weit geöffnet und der Bischof von Nazianz gemeldet worden wäre. Die ganze Versammlung erhob sich, um den Greis zu begrüßen, der kaum noch Leben und Athem zu haben schien. „Da mein schriftliches Votum nicht gültig war,“ sprach er zu den Bischöfen, „so will ich es mündlich abgeben. Ich stimme für Gottes vielgeliebten Priester Basilius.“ So führte der schwache Greis die Wahlschlacht zu Ende. Die Katholiken frohlockten, aber zwischen den Gegnern rief eine Stimme laut aus: „Welcher Unsinn! man gibt uns zum Metropoliten einen Mann, der von Krankheit fast aufgezehrt ist!“ Der greise Bischof erwiederte ruhig: „Ihr braucht keinen Faustkämpfer, wohl aber einen Lehrer und Hirten. Wer ist nun in dieser Beziehung und durch den reinsten Tugendglanz mit dem Priester Basilius zu vergleichen? Auf mein Gewissen, ich kann ihm keinen Anderen vorziehen.“

Basilius war somit Erzbischof nach canonischer Wahl. Dreimal wurde sein Name laut in der Kirche ausgerufen, und dreimal antwortete der Jubelruf des anwesenden Volkes. Eusebius von Samosata und die katholischen Bischöfe umringten dankbar den alten Bischof von Nazianz, der sich bis zum Sterben angegriffen fühlte, allein innig froh war, sein Leben für diesen Triumph der Kirche aufzuopfern. Basilius wurde inzwischen von einer frohlockenden Menge aus seiner stillen Behausung zur Kirche und vor den Bischof von Nazianz geführt, um von ihm die bischöfliche Weihe zu empfangen. Zwei Bischöfe unterstützten den Greis, der mit zitternden Händen, doch mit freudestrahlendem Antlitz die heilige Weihe vollzieht. Und als ob die Kraft von Oben, die er für Basilius erfleht, sich ihm selbst mittheile, so kräftigt sich während der Ordination seine Stimme, so richtet sich seine gebeugte Gestalt empor, so leuchtet sein müdes Auge auf, und in wunderbarer Weise gestärkt verließ er das staunende Cäsarea, das sich nicht enthalten konnte hierin ein Zeichen zu sehen, wie wohlgefällig vor Gott Basilius Wahl sei. „Der heilige Geist siegte!" rief Gregor aus.

Neuntes Kapitel.

Gegen Ende des Jahres 370 betrat Basilius seine neue Laufbahn, auf welcher er nichts so reichlich fand, als Sorgen, Kämpfe und Stürme — dies Loos jedes eifrigen Bischofs; denn jeder soll das Werk Christi fortsetzen und den ihm anvertrauten Theil der Heerde Christi zur Beseligung durch den Glauben anleiten und deshalb muß er auch Antheil haben am Leiden Christi um die Seelen. Fest und tief wie Basilius nun auch seine besondere Kirche umfaßte, so verlor er nie aus den Augen, daß sie nur ein Glied im gesammten Körper der Kirche sei und daß die Kraft und Gesundheit jedes Gliedes von der des Gesammtkörpers abhänge. Die trostlose Häresie des Arius hatte nun fast ein halbes Jahrhundert das Christen-

thum benagt und so viel Gift verbreitet, daß manches Glied wie abgestorben für die gesunde Glaubenslehre war. Sei es, daß der morgenländische Geist sich mehr als der abendländische zur Dialektik jener „falschen Wissenschaft" neigte, vor welcher schon Paulus seinen Timotheus warnte; sei es, daß der Einfluß arianisirender Kaiser, von ihrer Residenz Constantinopel aus, unmittelbarer und verderblicher auf den Orient als auf den Occident wirkte, der sich fest um die Residenz des Statthalters Christi, um Rom, schaarte; genug, die morgenländische Kirche stand am Rande eines Abgrundes, der überall sich aufthut, wo man den Felsen Petri verläßt und in den sie einige Jahrhunderte später wirklich hinabstürzte. In dem alten urchristlichen Antiochien fand Basilius ein trauriges Schisma, Uneinigkeit, Schwankungen, Verfall der sittlichen Kraft mit dem Glauben. In Constantinopel fand er die Häresie und nur noch dem Namen nach und in Einzelnen die reine Lehre, da seit langen Jahren Arianer dort als Oberhirten schalteten und walteten. Beides waren Patriarchensitze, unter deren Gewalt und Gewicht das Morgenland vom Bosporus bis zum Euphrat stand. Patriarch von Alexandrien war noch Athanasius, der Greis, aber mit der übernatürlichen Jugendkraft der Heiligen. Er hielt am apostolischen, katholischen Glauben und folglich zum Felsen Petri, auf dem das Gebäude dieses Glaubens gegründet ist; er hielt zu Rom, als dem Mittelpunkte der Glaubenswelt. Basilius konnte sich in seiner Stellung kein höheres Vorbild wählen als Athanasius. Er nahm ihn zum Muster der Weisheit, der Mäßigung, der Unermüdlichkeit, der Entschlossenheit, und auch zum Muster in der Auffassung der Kirche, sie als Einheit betrachtend, und alle ihre Glieder organisch und harmonisch ordnend um das Haupt, Rom. Sein heißester Wunsch, sein glühendes Streben ging dahin, das wankende Morgenland wieder kräftig mit dem Abendlande zu verbinden und es aus der kränkelnden Zersetzung der Häresie in die gesunde Einheit der Glaubenslehre hinein zu retten. Um eine solche geistige Bewegung nach und nach hervorzurufen,

mußte er damit anfangen, in seiner eigenen Kirchenprovinz Frieden zu stiften. Die Bischöfe, welche seiner Wahl entgegen gewesen waren und unter denen sich sein eigener Oheim befand, versammelten sich nach der Abreise des Bischofs von Nazianz wieder und behaupteten, dieser alte Mann habe die Gemüther gleichsam überrumpelt und nur dadurch Basilius Wahl durchgesetzt; sie sei ungültig. Allein man bewies ihnen, daß sie durchaus canonisch sei, und sie mußten sich fügen. Basilius hatte nun aber die schwere Aufgabe, diese erbitterten Gemüther zu besänftigen, ohne ihnen zu schmeicheln und zu gewinnen, ohne falsche Nachgiebigkeit. Sollte seine Autorität immer Geltung haben, so mußte er seine Würde aufrecht halten, und wollte er dauernde und aufrichtige Einheit hervorrufen, so mußte er einleuchtend machen, daß nicht seinetwegen, sondern zum Wohl der Gesammtheit seine Autorität nothwendig sei. Aber Gregor konnte mit Recht von Basilius sagen: „Wie er früher Andere übertraf, so übertraf er nun sich selbst; denn er sah ein, daß ein Bischof unterhalb seines erhabenen Berufes bleibe, wenn seine Tugenden nicht über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehen.“

Mit Niemand fast wünschte Basilius so sehr die Aussöhnung, als mit dem Bischof, seinem Oheim, den er von Kindheit auf sehr geliebt und der nach seines Vaters frühem Tode Vaterstelle bei ihm vertreten hatte. Es schmerzte ihn sehr, den Blutsverwandten zwischen den Gegnern zu sehen. Wohlmeinende aber unweise Freunde, von denen auch Gregor, Basilius Bruder, gewonnen wurde, schrieben einen erdichteten Brief im Namen des Oheims an Basilius, um diesen zu veranlassen, an den Oheim zu schreiben und dadurch Beide einander näher zu bringen. Basilius wurde leicht getäuscht, da sein eigener Bruder ihm den Brief als vom Oheim kommend überbrachte, antwortete mit freudigster, versöhnlichster Gesinnung und war tief betrübt, vom Oheim die entgegengesetzte Sprache zu hören und zu erfahren, daß der Brief eine Erfindung seiner Freunde gewesen sei. Da die Verläumdungen seiner Rechtgläubigkeit und seines Eifers fortdauerten, ganze Städte und Ortschaften ihrem

Erzbischof entfremdeten und in fromme Seelen Mißtrauen gegen ihn säeten: so faßte Basilius den Entschluß, seinem Oheim zu schreiben und ihn zu bitten, um des Heils der Kirche willen sich versöhnen zu lassen. „Um meiner Sünden willen,“ sagt Basilius in dem Briefe, „ist diese Zwietracht zwischen uns entstanden und gern will ich mich schuldig bekennen, wenn dem Unfrieden dadurch ein Ende gemacht wird. Ist also irgend ein Trost in Christo, irgend eine Gemeinschaft des Geistes, irgend Mitleid und Barmherzigkeit bei dir, so mache dem verkehrten Zustande, der auf keiner Wahrheit beruht, durch dein Beispiel ein Ende und gib nicht zu, daß immer neue Verdächtigungen gegen mich einen Schein von Haltbarkeit darin finden, daß du, der Bruder meiner Mutter, dem Friedfertigkeit und Sanftmuth eigenthümlich sind, mir feindlich entgegen trittst. Habe ich Fehler begangen, so will ich mich gern bessern. Aber nur Ermahnungen bessern, Verläumdungen nicht; sie stiften Zwietracht, und durch die Uneinigkeit der Bischöfe leidet die ganze Kirche. Komm' also zu uns, oder schreibe mir, oder rufe mich zu dir, oder thue, was du für richtig hältst, aber tröste meine Seele.“ Dieser Aufforderung konnte der Bischof nicht widerstehen; er versöhnte sich mit Basilius und nach und nach thaten es auch die übrigen Bischöfe der Gegenpartei. Bei dem Bischof Bosporius mußte Basilius sich rechtfertigen über die Anschuldigung, den alten Erzbischof Dianius verflucht zu haben. „Ich habe fast die ganze Nacht schlaflos zugebracht,“ schreibt er an Bosporius, „so schmerzlich haben mich deine Worte mitten in's Herz getroffen. Ich hätte den seligen Dianius mit dem Anathema belegt! ich, der ich als Knabe schon mit Liebe zu seiner majestätischen, ehrwürdigen Priestergestalt aufschaute und später all' seine Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften aufrichtig bewunderte. Aber das ist richtig und nie werde ich es verhehlen: seine Annahme des Glaubensbekenntnisses, das aus Constantinopel hergeschickt wurde, versetzte mich in untröstliche Betrübniß und veranlaßte mich, für einige Zeit Cäsarea zu verlassen. Als der selige Dianius uns spä-

ter auf dem Krankenbett erklärte, er halte fest an dem Glauben, welchen unsere heiligen Väter zu Nicäa dem Erdkreis verkündet hätten, war die Scheidewand zwischen unseren Seelen gefallen, alle Trauer hörte auf und ich mit den Gleichgesinnten knüpfte wieder die kirchliche Gemeinschaft mit ihm an." Sogar stillen Klosterfrauen war Basilius hinsichtlich seiner Glaubenslehre verdächtigt worden, während man sie ihm als entschiedene Arianerinnen schilderte. Bischof Bosporius klärte aber beide Theile über die Anschwärzung auf. Dennoch hielt es Basilius für angemessen, den Nonnen zu schreiben und sie aufmerksam zu machen auf das jetzt vielfach besprochene Dogma vom heiligen Geist, das wiederum einem häretischen Strom willkommene Veranlassung war, die Wasser des ewigen Lebens zu trüben. Basilius nennt ihn einfach als den Dritten der Wesenheit Gottes, der nicht höher als der Ungeborene, nicht früher als der Eingeborene, kein Mittelding und kein Geschöpf, sondern gleichwesentlich dem Vater und dem Sohne beizuzählen sei.

Durch milde Friedfertigkeit und demüthige Liebe gewann Basilius allmälig seine Gegner unter den Bischöfen. Mit allem Nachdruck überwachte er seinen Klerus, um ihn in derjenigen Zucht zu erhalten, welche in den Augen der Gläubigen oftmals eine Bürgschaft für den wahren Glauben ist. Der tugendhafte Wandel eines frommen Priesters wird zuweilen einer ganzen Gemeinde zum Schilde gegen die Angriffe der Häresie. Das Laster ist ansteckend, aber die Heiligkeit übt auch ihren Zauber. Als Erzbischof von Cäsarea standen unter ihm, außer seinen Suffraganen, fünfzig Land- oder Chorbischöfe, denen in der alten Kirche gewisse Functionen übertragen waren: sie führten Aufsicht über die Landgemeinden, konnten nach eigenem Ermessenen niedere Kleriker, aber Diakonen und Priester nur mit bischöflicher Genehmigung weihen; durften das Sacrament der Firmung, doch nur in einer Kirche, spenden. Einige von ihnen wurden beschuldigt, die Ordination für Geld vorzunehmen. Basilius wollte es kaum glauben. Durch die vielen Glaubensstreitigkeiten war

aber eine Lockerung der Kirchenzucht sowohl, als des Bandes zwischen den Gemeinden und ihren Priestern eingetreten, denn die Häresie raubte dem Priesterstand seine Würde, löste den Gehorsam gegen kirchliche Ordnung und schwächte das Ansehen der geistlichen Aemter. Wer also in eine häretische Färbung des Glaubens oder in Glaubensschwäche gerathen war, verlor die Heiligkeit des Priesterstandes mit seinem apostolischen Beruf leicht aus den Augen und konnte wohl den Versuch wagen, den Eintritt in denselben zu kaufen oder zu verkaufen. Basilius schrieb den Landbischöfen: „Die Schmählichkeit der Sache hat schon dadurch, daß sie überhaupt vermuthet und besprochen wurde, meine Seele mit Schmerz erfüllt. Noch jetzt scheint sie mir unglaublich. Man sagt, daß Einige aus euch von Denen, die ordinirt werden, Geld nehmen und sich rein zu halten meinen, indem sie das Geld nicht vor, sondern nach der Weihe sich geben lassen. Das Nehmen bleibt aber Nehmen, gleichviel zu welcher Zeit. Wenn dies sich so verhält, so müssen wir zu dem Schuldigen sagen: Dein Geld sei dir zum Verderben! wie die Apostel im ähnlichen Fall es sagten; denn die Theilnahme am heiligen Geist verkauft sich nicht. Leib und Blut Christi ist uns anvertraut und dessen Verwaltung ist eine geistliche und himmlische Sache; kein Gewerbe. Die Kirche Gottes kennt so etwas nicht. Es wage also Keiner mit so schnöde befleckten Händen die hochheiligsten Geheimnisse zu feiern. Geschähe es dennoch: so würde er die Altäre unseres Bereiches meiden müssen. Verzeihet mir aber, daß ich zuerst schreibe, wie wenn ich es nicht glaubte und dann drohe, wie wenn ich es glaubte."

Da der Klerus frei vom Kriegsdienste war, so schien es Manchem gerathen, sich den untersten Stufen desselben anzuschließen ohne Beruf und ohne Neigung, nur um nicht Soldat zu werden; und da die Landbischöfe nicht nach dem alten Kirchengebrauch mit größter Vorsicht prüften und wählten, so kam es in den Landgemeinden vor, daß sich daselbst viele Unterdiakone befanden, aber unter ihnen kein Einziger, der zum Dienste des Altars tauglich gewesen wäre. Die Land-

bischöfe klagten selbst über ihre Verlegenheit, keine Diakone und Priester finden zu können. Basilius erneuerte die Vorschriften der Väter über die Wahl der Kleriker. „Ehemals herrschte in der Kirche Gottes die Sitte,“ schreibt er, „daß die Diener der Kirche nur nach aufmerksamer Untersuchung ihres ganzen Lebens und Wandels angenommen wurden. Die Priester und Diakonen forschten sorgfältig nach, berichteten darüber den Landbischöfen und diese sammelten die Zeugnisse, berichteten darüber dem Bischof und nahmen die Brauchbaren unter den Klerikern auf. Jetzt aber würdigt ihr uns gar keines Berichtes mehr und betreibt die heilige Sache mit solcher Vernachlässigung, daß ihr den Priestern und Diakonen ohne Weiteres gestattet, unwürdige Menschen aus ihrer Verwandtschaft und Freundschaft zum Dienste der Kirche zuzulassen, so daß wir zwar Kleriker in Menge, aber sehr wenig tüchtige Priester haben.“ Dann verlangt er, daß jeder Landbischof ihm ein genaues Verzeichniß der Unterdiakonen seines Bezirkes und ihres Lebenswandels einsende und ein zweites, damit übereinstimmendes, für sich behalte. „Wer künftig ohne unsere Einwilligung aufgenommen wird, bleibt Laie;“ so schließt er das Schreiben. Basilius gab selbst in dieser Beziehung das Beispiel heilsamer Strenge. Er schrieb dem Nectarius, einem angesehenen Mann, mit dem er befreundet war und der ihn gebeten hatte, einen gewissen Geistlichen als Landbischof anzustellen: „Ich wäre kein Ausspender, sondern ein Verkäufer der Gaben des heiligen Geistes, wenn ich sie gegen menschliche Freundschaft eintauschen wollte. Machte sich eine solche Weihe menschlicher Weise, so sehe ich nicht ein, warum man sie von uns verlangt und warum nicht ein Jeder sie sich selbst gibt. Geht sie aber nicht von Menschen aus, so wollen wir auch der Entscheidung Gottes nicht vorgreifen, sondern sie ihm anheimstellen und ihn bitten, daß Er sie zu seiner Ehre lenke.“ So haben von je her irdischer Sinn und weltliches Streben gesucht, ihre Ansicht und Richtung in die Kirche hinein zu drängen; so haben von je her die Väter der Kirche sich bemüht, das unreine Element auszuscheiden.

Mit diesem muth- und glaubensvollen Herzen wendete er sich den Leiden der gesammten Kirche ebenso eifrig zu, als den Nöthen der eigenen. Das Schisma zu Antiochien schien ihm besonders gefährlich. Der Irrglaube entschleierte sich leicht und war er erkannt, so war er auch schon gerichtet. Aber das Schisma, das trotz der Einheit im Glauben die Gemüther in feindliche Heerlager trennte und auf beiden Seiten fromme Männer und heilige Bischöfe aufwies, untergrub den Frieden, der den Katholiken gegenüber den Arianern so nothwendig gewesen wäre. Dies Schisma hatte folgenden Ursprung. Im Jahre 360 war Meletius zum Patriarch von Antiochien gewählt worden, merkwürdiger Weise von Katholiken und Arianern; von jenen, weil sie ihn als einen heiligmäßigen Mann kannten; von diesen, weil sie wähnten, diesen milden, sanften Charakter für ihre Partei zu gewinnen. Als die Letzteren sich getäuscht sahen, nahm Kaiser Constantius es sehr übel, schickte Meletius in's Exil und berief auf den Sitz des Patriarchen einen Hauptschüler des Arius, Namens Euzojus. Da Meletius aus linder Schonung fremder Schwäche das Wort „gleichwesentlich" nicht gebraucht hatte, so gerieth er bei einigen Gläubigen in Verdacht, dem Symbol von Nicäa nicht unbedingt ergeben zu sein, und da er verbannt war und sie dem Euzojus gegenüber ihre katholische Freiheit an den Tag zu legen begehrten, so wählten sie ihrerseits den Priester Paulinus zum Patriarchen, welchen der Bischof Lucifer von Cagliari ordinirte, der sich aber von der Gemeinschaft mit der katholischen Kirche losgesagt und somit das Recht verloren hatte, in ihrem Namen die Weihen zu spenden. Eine unerträgliche Verwirrung spann sich nun schon über zehn Jahre an diesem Faden fort und that den Arianern ungeheueren Vorschub, indem sie den Zwist der Kirche in einer Sache der Disciplin benutzten, um auch Zwist hinsichtlich des Glaubens auszustreuen. Das gelang ihnen; denn Alles was Partei ist, ist leichtgläubig in dem Punkt, der den Gegnern zum Schaden gereicht; und ein Schisma ist immer die Sache einer Partei, welche sich mehr zu einer

Persönlichkeit, als zur inneren Wahrheit der aufgeworfenen Frage hält. Basilius dringende Bitten an Athanasius um Friedensvermittelung zwischen so vielem Krieg, sind schon früher angeführt worden. Er wendete sich aber auch selbst unmittelbar an das Abendland und bat den Papst Damasus „nach Gewohnheit seiner Vorfahren, nicht als eine Neuerung" erfahrene und fromme Männer in's Morgenland zu schicken, um wo möglich die Uneinigen zu versöhnen oder um doch wenigstens die Personen und Verhältnisse so genau kennen zu lernen, daß festgesetzt werden könne, mit wem Gemeinschaft zu halten sei und mit wem nicht. „Die Gesetze der alten Liebe zu erneuern und den Frieden der Väter, dies himmlische und heilige Geschenk Christi, das im Laufe der Zeit verwelkt ist, wieder zu frischer Blüthe zu bringen, ist für uns nothwendig und wird deinem Christus liebenden Herzen gewiß auch willkommen sein," schreibt er lieblich an Damasus. Auch an die übrigen Bischöfe des Abendlandes erließ er mehrfache Rundschreiben, die ein lebendiges Bild des verwirrten und gesunkenen religiösen Zustandes im Orient geben. Ueber die Verfolgung, welche der häretische Kaiser Valens betrieb, sagt er:

„Da unser Herr Jesus Christus sich herabgelassen hat die ganze Kirche Gottes seinen Leib zu nennen und uns im Einzelnen zu dessen Gliedern zu machen, so hat er uns Allen auch das Recht gegeben, mit Allen in Verbindung zu treten. Weil nun das Haupt zu den Füßen nicht sagen kann: wir brauchen euch nicht; so werdet auch ihr uns nicht wie Fremdlinge verstoßen, sondern mit den Drangsalen, welchen wir um unserer Sünden willen überliefert wurden, Mitleid haben; so wie wir uns über euch freuen, daß ihr den Frieden ungetrübt bewahrt, den euch der Herr verliehen hat. Bei der Verfolgung, die über uns hereingebrochen ist und welche zuerst die Hirten trifft, damit die Heerden zerstreut werden, ist dies das Schlimmste, daß die Verfolger den Namen Christen tragen. Dadurch sind die Lehren der Religion umgestürzt, die Gesetze der Kirche verwirrt, das priesterliche Ansehen

und die Beobachtung der Canones dahin. Der Ehrgeiz drängt sich in die Kirchenämter, die Gottlosigkeit reißt die höchste Würde an sich, die Herrschsucht macht sich auf heiliger Stätte zur Magd Desjenigen, der ihr dahin verholfen hat. Das Volk ist ohne Warnung, denn der rechtmäßige Priester darf nicht freimüthig sprechen und jede Lästerzunge ist losgelassen, reizt Andere zur Feindseligkeit auf, damit das Böse allgemein und die eigene Bosheit nicht auffallend werde. Die Ungläubigen lachen, die Kleingläubigen wanken, die Glaubenslehre wird zweifelhaft, weil Diejenigen, welche sie verfälschen, die Wahrheit nachahmen; und Ungewißheit lähmt die Seelen. Das Heiligthum ist entweiht und die Gläubigen und Einsichtsvollen fliehen vor den Gotteshäusern als vor Schulen der Gotteslästerung, und halten ihre Andachten und Gebete mit Weib und Kind unter freiem Himmel. Weil die Bischöfe, Priester und Diakonen verfolgt, mißhandelt, abgesetzt werden oder die Flucht ergreifen müssen, ist der Klerus verderbt, so daß der eingeborene Sohn Gottes geläftert und der heilige Geist verachtet wird, ohne daß Jemand da wäre, der widerlegen könnte. Die Vielgötterei bekommt die Oberhand. Man hat einen großen und kleinen Gott. Man hält den Namen Sohn nicht für eine Bezeichnung der göttlichen Natur, sondern für die Benennung einer Würde. Man glaubt nicht, daß der heilige Geist zur Vollständigkeit der heiligen Dreifaltigkeit gehöre und an der göttlichen und seligen Natur Antheil habe, sondern daß er irgend eines aus den Geschöpfen, und dem Vater und Sohne von ungefähr und blindlings beigefügt worden sei. Wer gibt meinen Augen eine Thränenquelle, um Tag und Nacht das Verderben zu beweinen! Verführt wird das Ohr der Einfältigen und das Kind der Kirche in der häretischen Lehre auferzogen. Denn was sollen sie thun? Die Häretiker taufen, predigen, spenden die Sacramente, unterstützen auf mancherlei Weise die Nothleidenden; und weil sie all' diese Dinge vollziehen, so entspringt daraus ein Band, welches sie mit dem Volke verbindet. Bekämen wir also auch später die Glaubensfreiheit wieder, so wäre doch

keine Hoffnung mehr, Diejenigen zur Erkenntniß der Wahrheit zurückzubringen, die durch lange Täuschung geblendet und gefesselt sind. Betrachtet also unsere Drangsale als die eurigen, geliebte Brüder, denn wegen des gemeinschaftlichen Erbes und väterlichen Schatzes, wegen des reinen Glaubens stehen wir auf dem Kampfplatze. Das Uebel hat nicht eine oder einige Kirchen nur befallen, sondern es wüthet von Illyriens Gränzen bis zur Thebais. Gebet nicht zu, daß die Hälfte des Erdkreises von der Irrlehre verschlungen werde, und daß der Glaube bei Denen erlösche, bei denen er zuerst geleuchtet hat. Ihr, die ihr miteinander in größter Eintracht und Einigkeit verbunden seid, kommt! vergeltet dem Morgenlande das himmlische Gut, welches ihr ihm verdankt: erneuert ihm den Glauben. Kommt in einer so großen Anzahl, daß ihr hier eine Synode bildet; verkündet auf derselben das Bekenntniß wieder, welches unsere Väter zu Nicäa festsetzten, verbannt die Ketzerei und bringt die Glaubensgleichen zur Eintracht. Die fremde Rede pflegt mehr Eindruck zu machen, als die gewohnte, aus bekanntem Munde; besonders dann, wenn sie von Männern kommt, denen ein herrlicher Ruf vorhergeht, wie Euch, die ihr den von den Aposteln hinterlegten Glauben unversehrt bewahrt habt, während bei uns die wankenden Kirchen wie zersprungene Gefäße das einschleichende ketzerische Gift aufgenommen haben, welches durch gewisse frevelhaft neue Ausdrücke, die der menschliche Hochmuth erfand, eingeführt worden ist."

In einem anderen Schreiben klagt Basilius über Sectenwesen und Schisma: „Obgleich wir in einem Meer von Leiden schwimmen und durch die heftigsten Stürme geprüft werden, so leisten wir doch Widerstand in Christus, der uns Stärke verleiht und den Hoffenden Ausgang aus aller Trübsal verheißen hat. Die Häresie der Arianer, die sich offenbar vom Körper der Kirche losgerissen hat, fällt Allen in die Augen und schadet uns nicht so viel, als die Heuchelei Derjenigen, welche äußerlich ganz Milde und Schonung sind, innerlich aber die Heerde Christi zerfleischen. Sie scheinen

mit uns zu wandeln und dieselbe Glaubenslehre wie wir zu verkünden; heimlich aber deuten sie die Lehre falsch und streuen dabei die Verläumdung aus, als ob wir Neuerungen im Glauben einführten. Einer von Denen, welche uns vielen Kummer machen, ist Eustathes, Bischof zu Sebaste in Klein-Armenien, der mehrfache Apostasie durch mehrfache scheinbare Bekehrung verbarg, und der jetzt das Oberhaupt einer Sekte ist, die nicht bloß die Wesensgleichheit des Sohnes, sondern auch den heiligen Geist bestreitet. Und das Allerbeklagenswertheste ist endlich Dieses: daß auch der Theil, welcher gesund im Glauben, dennoch in sich selbst zerspalten ist, so daß uns wahrscheinlich ähnliche Drangsale erwarten, wie sie einst Jerusalem trafen, das zugleich von Vespasian belagert und vom Zwist der eigenen Bürger aufgerieben wurde. Dies versetzt die Kirchen in den Zustand der äußersten Schwäche und dringend bitten wir um eueren Beistand, damit das Schisma beseitigt, die Autorität der Kirche anerkannt und der Leib Christi dadurch vollkommen werde, daß alle Glieder zur Einsicht sich sammeln und halten."

So schmachteten von jeher die größten Seelen nach Glaubenseinheit; so untergrub von jeher der Irrthum im Glauben die Freiheit, die Wohlfahrt, die Sittlichkeit, den Frieden der Welt. Einfach ist der Glaube, darum macht er starke Seelen, in denen die höheren Kräfte des Menschen Boden, Stoff und Nahrung finden. Tausendfach ist der Irrglaube; darum verwirrt und verflacht er die Seelen und die höheren Kräfte ersterben kläglich auf ihrem sandigen und morastigen Boden. Nichts bleibt ihnen übrig, als die Verstandesrichtung mit ihrem trügerischen Licht, das, wie der Irrwisch, aus Dünsten der Erde entwickelt ist und meistens über einem Sumpfe flackert.

Wohl durfte Basilius an Jerusalems Elend erinnern, das von Haß und Zwietracht zerfleischt wurde, während der Feind die Mauern umgab. Das Aergerniß wucherte im Orient: der Altar war entweiht durch Eindringlinge, die Kanzel durch Irrlehrer, der Bischofstuhl durch Höflinge, der

Thron durch einen Verfolger. Der Lärm des Streites, die Flut von Glaubensbekenntnissen, die zahlreichen Apostasien bestürzten und verwirrten das Volk, und weckten Zweifel in ihm an die Weisheit seiner Hirten und Väter. Es fühlte sich nicht mehr heimisch und froh in den Gotteshäusern und bei den kirchlichen Feierlichkeiten; es ging hinaus in die Felder und Wälder und schrie zu Gott um die Wiederkehr des alten Glaubens. Die Hülfe, die Basilius von den Bischöfen des Abendlandes erflehte und ersehnte, kam nicht; denn diese kannten aus den Tagen des Kaisers Constantius allzu gut die Gefahr, mit den listigen und ränkevollen Arianern in Berührung zu kommen, um sich in ein Unternehmen von so zweifelhaftem Erfolg einzulassen. Ueberdies war Kaiser Valens nicht der Mann, der eine Durchkreuzung seines Vorhabens, den Orient zu arianisiren, geduldet haben würde. Statt der Hülfe kam für Basilius neuer Kummer und von einer Seite, von der er nicht darauf gefaßt war. Von seinen Feinden war er längst als ein Neuerer in Glaubenssachen verschrieen, besonders deshalb, weil er die Gottheit des heiligen Geistes lehrte. Die Reinheit und Festigkeit seines Glaubens, welche diese Verläumdung ihm zuzogen, hätten ihm wohl das Recht geben können, von Anderen ebenfalls die größte Entschiedenheit zu begehren; aber andererseits war der Geist der Milde und das Verlangen nach Versöhnung der Getrennten so groß in ihm, daß er mit den fieberhaft aufgeregten Gemüthern Mitleid hatte, Alles vermied in Worten und Bezeichnungen, wodurch kränkelnde Verstimmung gereizt werden konnte, und zufrieden war, wenn sich Häretiker oder Schwankende zum Symbol von Nicäa bekehrten, ohne sich weiter auf Erläuterungen über den heiligen Geist einzulassen. Daß dies Verfahren ganz mit dem des heiligen Athanasius übereinstimmte, haben wir früher gesehen. Um die göttlichen Geheimnisse der Offenbarung aufzunehmen und sich tief von ihnen durchdringen zu lassen: dazu gehört ein ruhiger oder doch ein beruhigter Geist. Diese innere Beruhigung tritt selten urplötzlich und vollständig ein; nicht jeder Zweifel

ist sogleich gehoben, nicht jedes Dunkel sogleich gelichtet. Die großen Männer wie Athanasius, wie Basilius, hatten genug Nachsicht mit der menschlichen Schwäche und genug Vertrauen zu der göttlichen Gnade, welche Denen zu Hülfe kommt, die guten Willens sind, daß sie lieber schonend schwiegen, wo sie ohne Verläugnung der Wahrheit schweigen durften, als daß sie eine Entschiedenheit des Ausdruckes forderten, der ein Vorwand zu neuer Zwietracht hätte werden können. Daß dies keine Frucht der Feigheit, wohl aber der Liebe war, bewies der Heldenmuth, mit dem sie für die Wahrheit kämpften, sobald sie keine andere Rücksicht zu nehmen hatten, als auf sich selbst. Aber die Mönche in Kappadocien, an deren stillen Klostermauern die tumultarischen Zerwürfnisse der Welt nur wie die zurückweichende Brandung an eine Felsenklippe brausten, hielten diese Rücksicht Basilius für die Nachgiebigkeit einer schwankenden Gesinnung oder für Mangel an Glauben; so daß der heilige Bischof in einem Kreuzfeuer widersprechender Vorwürfe stand. Die Gegner schrieen darüber, daß er an den heiligen Geist glaube; die Mönche, daß er nicht glaube. Mit einer milden Friedfertigkeit, die nicht immer Hand in Hand mit Feuereifer geht, schrieb er den Mönchen und sagt ihnen: „Wir glauben und bekennen, was uns überliefert wurde: daß der Tröster mit dem Vater und dem Sohne verbunden und nicht unter die Geschöpfe zu zählen sei. Wir werden getauft im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und gemäß unserer Taufe glauben wir und lösen keineswegs die Verbindung der Dreifaltigkeit auf. Unsere Intelligenz wird vom Geist erleuchtet, schauet so zu dem Sohne empor und betrachtet in diesem den Vater wie in einem Abbilde. Die gebührende Ehre nehmen wir ihm nicht und erdichtete Namen geben wir ihm nicht; wir nennen ihn heiligen Geist und Tröster. Dies ist unsere Lehre. Werden wir deshalb angeklagt und geschmäht, so ist das nicht unsere Sache, sondern die der Schmähenden. Wir sind unbesorgt, denn wir sagen mit dem Apostel: Der Herr ist nahe.“ (ad Philip. IV, 5.)

In dem Buche gegen Eunomius, der zuerst den heiligen Geist ein Geschöpf genannt hatte, und in der Abhandlung vom heiligen Geist führte Basilius später seine Lehre aus. Aber bei der innigsten Rechtgläubigkeit und bei dem größten Bemühen, die Lehre wissenschaftlich zu begründen, theilte er mit Athanasius die heilige Scheu vor den Geheimnissen, die Gott dem Glauben offenbart hat und die kein Menschengeist vollkommen erklären kann. Er schreibt darüber: „Wir wollen uns hüten, vom heiligen Geist irgend etwas zu sagen, was die heilige Schrift nicht sagt; aber auch eben so sehr uns bemühen, Alles zu sagen, was sie uns über ihn lehrt, wenn wir es jetzt auch noch nicht vollkommen verstehen. Das volle Verständniß ist jenen Zeiten aufbewahrt, da wir die Wahrheit von Angesicht zu Angesicht und nicht mehr verdunkelt von den Schatten und Räthseln des Erdenlebens schauen werden." Wie wunderbar ist es doch! die großen Geister, die heiligen Seelen, die erhabenen Intelligenzen fliegen auf in die Regionen des Glaubens und wiegen sich mit Wonne auf breiten Schwingen in den Lüften seliger Hoffnung, die aus einer anderen Welt ihnen entgegen strömen, und freuen sich auf den seligen Augenblick, wo sie schauen werden, was sie hienieden geglaubt haben. Die kleinen Geister aber und die beschränkten Köpfe fühlen sich ungemein gekränkt, daß ihnen dereinst göttliche Mysterien klar werden sollen, welche sie mit ihrer menschlichen Wissenschaft hienieden nicht zu ergründen vermochten. Traurige Verblendung! statt sich zu freuen, künftig mit dem Cherub zu erkennen und mit dem Seraph zu lieben, wollen sie Erkenntniß und Liebe auf die engen Gränzen ihres umnebelten Verstandes und ihres vererdeten Herzens beschränken!

Zehntes Kapitel.

Im Sommer des Jahres 372 erschien als Vorbote des Kaisers der Präfect Modestus in Cäsarea. Die Provinz

Bithynien war bereits gewaltsam arianisirt. In Galatien beschäftigte sich Valens noch mit List und Ueberredung, denselben Zweck zu erreichen. In Aegypten, wo alle Verfolgungen einen besonders heftigen Charakter annahmen, weil sie einen besonders großartig heiligen Widerstand trafen, wüthete sie auch diesmal. Der große Athanasius war todt. Die Häresie hatte in ihm den Gegenstand ihres bittersten Hasses verloren; allein Basilius trat in dieser Beziehung und um des nämlichen Grundes willen das Erbe des heiligen Athanasius an. Auch er war eine Säule des katholischen Glaubens. Ueberdas war der Kaiser doppelt erbittert, weil er bei seinem ersten Besuch in Cäsarea mit seinen arianischen Plänen hauptsächlich an Basilius Einfluß gescheitert war. Jetzt versuchte er bald durch Schmeichelei ihn zu gewinnen, bald durch Drohungen ihn zu schrecken. Durch Beamte seines Hofstaates und durch Offiziere seines Heeres hatte er diese Mittel schon anwenden lassen. Da sie ohne Erfolg blieben, trat Modestus, zwiefach gekränkt als schmiegsamer Hofmann und als Arianer, mit der größten Brutalität gegen Basilius auf, um ihn zu zwingen, die kirchliche Gemeinschaft mit dem Arianismus einzugehen. Ohne Umstände, wie einen angeklagten Verbrecher, beschied er den Erzbischof vor sein Tribunal. Auf dem erhöhten Richterstuhle, umgeben von allen Zeichen seiner Würde und allen Dienern seiner Macht thronte Modestus, und vor ihm stand Basilius in seiner gewöhnlichen armen Kleidung und mit seiner gewohnten milden Ruhe. Ohne ihn zu begrüßen, brach Modestus, sowie Basilius erschien, in den Vorwurf aus: „Wie kommt's, Basilius, daß du es wagst, dich dem Kaiser zu widersetzen?“ Basilius entgegnete, er verstehe diesen Vorwurf nicht. Da setzte der Präfect ihm auseinander, sein Ungehorsam bestehe darin, daß er in der Religion dem Kaiser nicht folge. Basilius antwortete: „Mein Kaiser kann unmöglich von mir verlangen, daß ich, ein Geschöpf Gottes, ein anderes Geschöpf als Gott anbeten solle.“ „Was gilt dir denn der Kaiser?“ „Bei einem solchen Befehle — nichts!“ Modestus, ganz

starr über diesen Freimuth, suchte ihm zu erklären, wie wünschenswerth es sei, zur Partei des Kaisers zu gehören und mit den angesehensten Männern in Kirchengemeinschaft zu treten. Basilius erwiderte: „Ja, du bist Statthalter und bekleidest eine hohe Würde und die Gemeinschaft mit dir, der du geschaffen bist nach dem Bilde Gottes, würde uns erfreulich sein; jedoch nicht mehr, als mit den Geringsten, denn nicht Aemter und Würden machen den Christen, wohl aber der Glaube.“ Modestus sprang auf von seinem Sitze und rief erzürnt: „Fürchtest du nicht die Strafen, die ich über dich verhängen kann?“ „Was für Strafen?“ „Einziehung des Vermögens, Verbannung, Marter und Tod.“ „Von diesen Strafen trifft mich keine,“ sagte Basilius gelassen. „Dies armselige Kleid und ein paar Bücher: das ist mein Vermögen. Ort und Land, wo ich lebe, sind meine Heimath nicht, denn ich bin ein Fremdling auf Erden und überall zufrieden, wohin Gott mich schickt: also kann eine Verbannung mich nicht betrüben. Und Marter? ich bin so schwach, daß der erste Streich meinem Leben ein Ende machen würde. Der Tod aber wird mir willkommen sein, denn er sendet mich zu Gott, für den ich lebe und athme und kämpfe, und zu dem meine Seele verlangt.“ Wie betäubt von einer solchen Verachtung aller irdischen Leiden schwieg Modestus und sagte dann in gemäßigtem Tone: „Mit solcher Verwegenheit hat nie Jemand zu mir gesprochen.“ „Vielleicht hattest du in dieser Sache noch nie mit einem Bischofe zu thun,“ entgegnete Basilius; „um sie zu vertheidigen, würde Jeder dieselbe Sprache führen. In allen anderen Dingen sind wir demüthiger und unterwürfiger als Einer; denn da wir die Diener der Geringsten sind, so würde es sich nicht für uns geziemen, den Höchsten zu trotzen. Handelt es sich aber um den Glauben, so haben wir Gott vor Augen, und nur Ihn. Dann schrecken uns weder Feuer noch Schwert, dann freuen wir uns zu den Geißeln und den wilden Thieren. Wende an deine Macht, überhäufe uns mit Schmach, erschöpfe deine Foltern: der Kaiser selbst wird uns unüberwindlich finden.“

Modestus aber fühlte sich überwunden; hochmüthig hatte er Basilius empfangen, ehrfurchtsvoll entließ er ihn, bat ihn nochmals, Alles zu erwägen, und gab ihm einen Tag Bedenkzeit. „Sie ist unnütz,“ antwortete der heilige Erzbischof; „wie ich heute bin, werde ich morgen sein.“ Valens war inzwischen in Cäsarea angelangt, erfuhr mit Unwillen den schlechten Erfolg des Präfecten und schlug den Weg der Güte ein, um Basilius durch Männer, die ihm geneigt waren, umstimmen zu lassen. Sie stellten ihm vor, wie nöthig ihm ein gutes Vernehmen mit dem Kaiser zu einer segensreichen Wirksamkeit sei, und daß er es nicht gering anschlagen dürfe, den Kaiser mit dem ganzen Volk zu einer Gemeinde vereint zu sehen. Es handele sich ja nur darum, das Wort „gleichwesentlich“ aus dem Symbol von Nicäa fallen zu lassen. Basilius antwortete: „Gewiß, es wäre ein großes Glück, den Kaiser in unserer Kirche zu sehen, denn eine gerettete Seele ist etwas Großes. Was aber das Symbol von Nicäa betrifft, so kann ich das Wort „gleichwesentlich“ unmöglich fallen lassen, weil ich nicht einmal dulden würde, daß man die Ordnung der Worte veränderte. Wie es ist, so ist es heilig!

Endlich berief Valens den Erzbischof vor seine eigene Person und in seiner Gegenwart mußte Modestus die Conferenz fortsetzen. Ein Vertrauter des Kaisers, der das Amt eines Oberküchenmeisters am Hofe bekleidete und Demosthenes hieß, war ebenfalls gegenwärtig und versuchte seinerseits Gründe vorzubringen, um Basilius zu gewinnen. Da er aber nichts weniger als das Talent seines berühmten Namensverwandten besaß, so entgegnete Basilius lächelnd: „Die Ueberredungsgabe dieses Demosthenes wird für Niemand gefährlich werden;“ und der Stand der Dinge blieb unverändert. Während Basilius stündlich sein Verbannungsurtheil erwartete, sprach Modestus zu Valens: „Wir sind besiegt; dieser Mann ist zu erhaben für unsere Angriffe.“ Der Kaiser besann sich eine Zeitlang, welche Maßregeln er wohl anwenden solle. Am Feste der Epiphania begab er sich in die Hauptkirche von Cäsarea, wo der Gottesdienst mit der feier-

lichen Würde gehalten wurde, die Basilius so nothwendig für den Kultus fand. Der Klerus behandelte mit tiefster Ehrfurcht die Feier der heiligen Geheimnisse und mit tiefster Andacht wohnte die Gemeinde ihr bei. Valens war ergriffen von dieser schönen und edlen Ordnung und ganz erschüttert, als er den Erzbischof am Altare celebriren sah, weltvergessen, aufgelöst in Demuth, in selige Stille, innerlich verklärt durch die Flammen heiligster Gottesliebe. An so etwas war der Kaiser freilich nicht durch seine Arianer gewöhnt! Es mochte wohl ein Strahl der Wahrheit in seine Seele fallen, daß hier Etwas vorgehe, das nicht auf Menschenwort und Menschenwerk beruhe. Den Gebeten und der Messe beizuwohnen, war ihm unverwehrt. Nicht dadurch schloß man sich den Rechtgläubigen an. Die kirchliche Gemeinschaft fand ihren Ausdruck und ihre Begründung in der gemeinschaftlichen Theilnahme am allerheiligsten Sacrament. Genau wie noch jetzt: die katholischen Gotteshäuser stehen Jedem offen; dem katholischen Gottesdienste darf Jeder beiwohnen; aber der Empfang der heiligen Eucharistie gehört ausschließlich dem Katholiken. Kaiser Valens wußte wohl, daß sie ihm nicht zukomme, und daß Basilius sie ihm verweigern müsse; allein jenes merkwürdige Begehren des Irrglaubens, in irgend etwas mit dem wahren Glauben zusammen zu hängen, Theil zu haben an seinen Gnaden, regte sich auch in ihm. Nach dem alten Gebrauche wurde das Brod und der Wein während des heiligen Meßopfers von den Mitgliedern der Gemeinde dargebracht. Es war das Offertorium ein Symbol der Aufopferung ihres innersten Wesens mit Mark und Blut, in heiligem Anschlusse an das Opfer des Gottessohnes. Der celebrirende Priester weihte von diesen dargebrachten Gaben denjenigen Theil, der für die Communion genügte; das Uebrige wurde zurückgelegt und diente zum Unterhalt der Priester und der Armen. Gaben der Irrgläubigen, weil diese darauf einen Anspruch an die heilige Communion hätten machen können, pflegte man nicht anzunehmen. Kaiser Valens konnte nicht dem Verlangen widerstehen, eine Gabe zu opfern.

Zwei seiner Hofleute überreichten in seinem Namen dem Erzbischofe Brod und Wein, und Basilius, der unerschütterliche Mann, der bereit war, wegen eines Buchstabens in Noth und Tod zu gehen, empfing mild die Gabe, um nicht den Kaiser inmitten seines Volkes durch Zurückweisung zu beschämen.

Ein anderes Mal kam der Kaiser in die Sacristei der Hauptkirche, als sich der Erzbischof dort befand, um Gelegenheit zu haben, sich ohne Zwang mit ihm zu unterhalten. Gregor von Nazianz, der sich eben bei seinem Freunde befand, war ein Zeuge dieser Unterhaltung und versichert: Basilius habe mit wahrhaft himmlischer Begeisterung von himmlischen Dingen geredet. Gewiß ist es, daß der Kaiser sich merklich milder gegen die Katholiken benahm. Das durchkreuzte aber alle arianischen Pläne. Man stellte mehr noch der Kaiserin Albia Dominica, als dem Kaiser selbst, das Benehmen des Erzbischofs als Beleidigung der Majestät vor und so setzten denn die Arianer es durch, daß sich Basilius endlich zu entscheiden habe, ob er in ihre Kirchengemeinschaft eintreten oder in's Exil wandern wolle. Gelassen wählte er die Verbannung. Mit großem Lärm betrieben die Arianer die Ausführung des Urtheils. Alles war bereit; zum Abschiede umringten ihn seine Freunde, die Sänfte erwartete ihn, das trauernde Volk umlagerte seine Thüre; da erschienen plötzlich einige Kämmerlinge und riefen Basilius in den Kaiserpalast. Da war Jammer und Klage zu Hause. Valentinian Galates, des Kaisers sechsjähriger Sohn, war plötzlich mit solcher Heftigkeit erkrankt, daß die Aerzte ihn verloren gaben. Die Eltern hatten eine zärtliche Liebe für den Knaben, die Kaiserin wollte verzweifeln, der Kaiser war rathlos. Vielleicht flüsterte sein Gewissen ihm zu, dies sei die Strafe Gottes für viele, viele Ungerechtigkeit und barbarische Grausamkeit. Gegen die Liebe Gottes ist der Mensch stumpf, unter der Geißel Gottes kommt er zur Besinnung. Wenn ein Mann des Glaubens für das Kind betete, so würde Gott vielleicht das Gebet des Gerechten erhören: dieser Gedanke flog dem Kaiser durch den Sinn und merkwürdiger Weise dachte er, das Gebet des

Gerechten keinem von seinen Arianern zu, sondern dem, den er so eben um des Glaubens willen in's Exil schickte. Basilius war gerne bereit die Barmherzigkeit Gottes mit seinem Gebet zu bestürmen, benutzte aber dies Ereigniß, um den Kaiser auf seine vielfachen Beleidigungen der göttlichen Barmherzigkeit aufmerksam zu machen und seine Zustimmung zur Taufe des Knaben zu gewinnen. Dem Kaiser lag aber mehr am Leibes= als am Seelenleben seines Sohnes; taufen sollten ihn die Arianer, beten sollte Basilius. Es trat eine vorübergehende Besserung des Kindes ein. Die Eltern frohlockten und ließen ihm von einem Arianerbischof das Sacrament der Taufe spenden. Bald darauf erkrankte es von Neuem und starb. Von Basilius Verbannung war nicht mehr die Rede und alle Anstalten der Arianer umsonst gewesen. Seine eigenen Reiseanstalten hatten darin bestanden, daß er dem einzigen Diener, der ihn begleiten sollte, den Auftrag gab, sein Schreibgeräth mitzunehmen. Wo der Ballast des Lebens so gering ist, da ist das Erdenleben selbst die härteste Verbannung. Während der Kaiser ganz in die Hände der Arianer zurückfiel, gewann Basilius einen Mann, der mehr als Valens selbst auf sein Verderben gesonnen hatte, den Statthalter Modestus. Er fiel in eine langwierige schwere Krankheit. Leiden drängen den Menschen zum Ernst hin, Ernst — zum Nachdenken; stille Sammlung ist ein guter Lehrmeister. Von Schmerzen gepeinigt und von Schwäche gebunden sah sich Modestus nach anderem Trost und anderer Kraft um, als die Welt ihm gab. Er ließ Basilius rufen und sagte, als der heilige Erzbischof eintrat: „Ich war dir eine Genugthuung schuldig; heute geb' ich sie dir: rette mich.“ Der Verfolger nahm seine Zuflucht zum Verfolgten, der Tiger zum Lamm: ein Triumph, den nur ein ächter Jünger des Gekreuzigten feiern kann! Modestus genas, schrieb seine Genesung der Fürbitte des Basilius zu, pries ihn als einen Wunderthäter und blieb ihm fortan durch Dankbarkeit und Ehrfurcht ergeben.

Eilftes Kapitel.

Kaiser Valens verließ Kappadocien und setzte im tieferen Orient seine Verfolgung der glaubenstreuen Bischöfe fort. Aus Antiochien verbannte er den Meletius, um den sich die größte katholische Partei gesammelt hatte, während Paulinus das Oberhaupt der kleineren bleiben durfte, weil die Arianer die Wenigen leicht unterdrücken konnten. Aus Edessa in Mesopotamien mußte der heilige Bischof Barses in's Exil gehen und zwar tief in die ägyptische Thebais hinein. Der heilige Eusebius von Samosata in Armenien ging in die Verbannung nach Thrazien. Er war ein Herzensfreund des Basilius und von der nämlichen glühenden Liebe für die katholische Kirche durchdrungen. Als Soldat verkleidet, unter den Augen der Arianer hatte er Syrien und Phönizien durchstreift, wo Schisma und Häresie gar viele Gemeinden ihrer Priester beraubten. Er ordinirte heimlich Kleriker an den verwaisten Kirchen, nicht nur Diaconen und Priester, auch Bischöfe sogar, und erweckte in den Gemeinden durch seinen Eifer und seine Belehrungen freudige Anhänglichkeit an den Glauben. Ein solcher Mann mußte natürlich den Arianern verhaßt sein. Nur Basilius, der noch vor Kurzem einem Freunde geschrieben hatte, er bereite sich auf Verbannung, vielleicht auf Schlimmeres vor, blieb wie durch ein Wunder in Cäsarea. Dafür aber fielen alle Sorgen und Kümmernisse um die orientalischen Kirchenangelegenheiten, welche jene Bischöfe mit ihm getheilt hatten, auf ihn allein, und neue Verwickelungen gesellten sich zu den alten. Der Kaiser hatte der leichteren bürgerlichen Verwaltung wegen das Land Kappadocien in zwei Provinzen getheilt. Jetzt machte der ehrgeizige und herrschsüchtige Bischof Anthimus von Tyana (Hauptstadt der zweiten Provinz) den Anspruch, daß sich diese Theilung auch auf die kirchlichen Verhältnisse erstrecke und Tyana fortan Metropolitansitz des zweiten Kappadocien sei. Obwohl dies nach dem Gebrauche der Kirche durchaus keine nothwendige Folge war, so trat Anthimus doch gleich nach des Kaisers Abreise als Metropolit auf, berief Synoden der Bischöfe,

suchte unter den Priestern Anhänger zu gewinnen und riß mit Waffengewalt Einkünfte an sich, die aus den Gebirgen des Taurus dem Erzbischof für die Kirche von Cäsarea auf Maulthieren gesendet wurden. Anthimus fand einen großen Anhang unter denjenigen kappadocischen Bischöfen, die nicht ganz fest im Glauben, und nur durch die scheue Wachsamkeit ihrer Kirchen gezwungen waren, sich zu Basilius zu halten; und ferner in jenen, die des Basilius Erhebung zum Erzbischof mit scheelem Auge als eine Beeinträchtigung ihrer Verdienste und überhaupt den Glanz seiner Persönlichkeit, der sogar den Kaiser überwältigt hatte, als eine Verdunkelung der ihren betrachteten. Der Semi-Arianismus, der die Gottheit Christi nicht ganz läugnete, nicht ganz annahm, grassirte in Kleinasien. In häretischen Sturmzeiten, wie eben die des Arianismus waren, scheint zum vollen und entschiedenen Bekenntnisse des katholischen Glaubens mehr Energie zu gehören, als der Mittelschlag der Menschen, der sich nicht zum schlichten gemeinen Mann stellt, aufbringen kann. Da werden dann Auskunftsmittel ersonnen, um nach keiner Seite hin anzustoßen und sich in der gerechten Mitte zu halten. Vergebliches Bemühen! für den Gläubigen hat der Halbglaube zu wenig, für den Irr- und Unglauben hat er zu viel. Nirgends findet er Theilnahme; nirgends faßt man Vertrauen zu ihm; nirgends ist er willkommen. Dadurch wird er, der in sich selbst schon haltlos ist, es auch nach Außen, und schwankt hin und her, je nachdem selbstsüchtige Zwecke ihn bestimmen. Hat das Verhältniß des Menschen zu Gott nicht eine unerschütterliche Grundlage in den Glaubenslehren der Offenbarung, so gibt es auch keine übernatürliche Regel mehr, welche das Verhältniß des Menschen zum Menschen ordnete. Der unklare Glaube erzeugt die unklaren Gewissen und aus schwankenden Ansichten über die ewige Wahrheit entspringen schwankende Charaktere, welche, ihrer Natur nach, viel leichter zum Bösen sich neigen, als zum Guten, weil das Gute nie ohne eine gewisse Energie ergriffen und festgehalten werden kann. Durch den Semi-Arianismus wird es erklärlich, wie

Basilius so manche Gegner und Anthimus so viel Anhänger finden konnte.

Eine schwere Krankheit des Basilius hatte das Gerücht seines Todes verbreitet. Es erschienen sogar einige Bischöfe zu seiner vermeintlichen Beerdigung in Cäsarea. Er hatte sich so weit wieder erholt, um ihnen die Sache der Kirche, welche durch Anthimus in so große Unordnung gerieth, an's Herz zu legen. Hatte er gehofft, sie würden sich den Ansprüchen des zweiten Metropoliten gemeinschaftlich mit ihm widersetzen, so täuschte er sich. Eine Kraftäußerung war ihnen beschwerlich. Hatte doch ihre Lauheit es zugelassen, daß unlängst der Bischofstuhl zu Tarsus im benachbarten Cilicien mit einem Arianer besetzt wurde. Auf Aehnliches mußte Basilius sich von ihrer Seite gefaßt machen, für den Fall, daß etwa Anthimus durch Verbrüderung mit dem Irrglauben seinen Anhang zu verstärken suchen würde. Bei dem Kaiser durfte Basilius auf keine Abhülfe zählen; so mußte er darauf bedacht sein, in seiner Provinz neue Bischofstühle zu errichten und sie mit tüchtigen Männern zu besetzen, um zuverläßige Glaubenswächter und Kampfgenossen um sich zu sammeln. Sein Freund Gregor stand noch immer in Nazianz dem alten Bischof, seinem Vater, zur Seite, lebte zuweilen aber auch einige Zeit in Cäsarea, bereitwillig dem Erzbischofe dienend mit Rath und Schrift. Stets blieb der Wunsch in ihm wach, sich möglichst zurückgezogen von allen Berührungen mit weltlichen Geschäften zu halten, und der Gedanke, daß er nach dem Tode seiner Eltern sich ganz der ersehnten Einsamkeit widmen dürfe, vermochte allein ihn zu trösten, wenn er an die Möglichkeit dieses Verlustes dachte. Nun erhob ihn Basilius zur bischöflichen Würde! Auf der Gränze der beiden Kappadocien lag der Flecken Sasima an der großen Straße, welche das Land durchschnitt, in öder, wasserarmer, unfruchtbarer Gegend, mit einer dürftigen und ziemlich gesindelhaften Bevölkerung. Anthimus beanspruchte die kirchliche Gerichtsbarkeit über Sasima; Basilius, der schon einen Theil seiner Provinz dem Frieden geopfert hatte, mußte endlich dem Vorschreiten des

Anthimus entgegen treten, machte Sasima zum Bischofsitz und ernannte Gregor zum Oberhirten. Dieser war geradezu in Verzweiflung, fühlte sich weder dem heiligen Amt, noch der hohen Würde, noch den kirchlichen Streitigkeiten, noch den Ränken des Anthimus gewachsen, und führte in allem Ernste bittere Klagen über und gegen Basilius, daß dieser seinen Freund zum Opfer der Verhältnisse mache. Basilius blieb bei seiner Behauptung: dem Heil der Kirche gegenüber müßten alle persönlichen Rücksichten schwinden. An Eusebius von Samosata, der den Wirkungskreis in Sasima zu beschränkt für Gregor fand, schrieb Basilius: „Wohl wünsche auch ich, daß Gregor eine Kirche leite, die seinem Geiste angemessen sei; da dies aber die Kirche auf dem ganzen Erdboden sein würde, und er deren Bischof doch nicht sein kann, so muß er seinem Sitze Ansehen geben, denn ihm kann kein Ort der Welt Ansehen verleihen oder nehmen." Der alte Bischof von Nazianz theilte des Basilius Ansicht, und Gregor mußte sich entschließen, die Weihe zu empfangen. Er kam aber nie dazu, seinen Sitz einzunehmen. Anthimus versuchte zuerst Gregor in seine Partei zu ziehen; als dies mißlang, wußte er mit Hülfe des Statthalters, der ihm gewogen war, so viel Schwierigkeiten zu erheben und Verwickelungen anzuspinnen, daß der friedliche Gregor dies Gewebe von Ränken nicht zu zerreißen vermochte. Da überdies sein Vater starb, so wünschte man in Nazianz, er möge die Verwaltung der Diöcese bis zur Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles führen. Er glaubte es übernehmen zu müssen; aber die neue Wahl zog sich weit hinaus. Da verließ er Nazianz und ging nach Seleucia, wo er sich während fünf Jahren mit kirchenschriftlichen Arbeiten beschäftigte. Sein Vater war im höchsten Menschenalter und im Rufe der Heiligkeit gestorben. Die herrliche Kirche, die er in Nazianz auf eigene Kosten erbaute, war ein Denkmal seiner frommen Gesinnung und ein Sinnbild seines reinen Lebens. Nonna, seine andächtige Frau, überlebte ihn nicht lange. Sie traf die Bestimmung, daß das ganze Vermögen nach dem Tode ihres Sohnes Gregor

den Armen zufallen solle. Sämmtlicher Familienbesitz war nun in Gregors Hand; und schon jetzt erfüllte er die Wünsche seiner Mutter, indem er alle Einkünfte den Armen zuwendete und sein Leben in größter Beschränktheit und unter tausend Entbehrungen nach alter Art fortführte. Seine Verstimmung gegen Basilius war längst gewichen und hatte ihn überhaupt nicht verhindert, dem heiligen Erzbischof zu schreiben, nachdem Gregor die Bischofsweihe empfangen hatte: „Nun wohlan, zeige mir den Weg! wandele dem Hirten und der Heerde voran; ich folge dir. Sei uns Allen ein Vorbild: der Liebe für die Kirche; der Weisheit in der Handhabung der Ordnung; des Eifers für Abhülfe jeder Bedürftigkeit. Lehre uns die Herrschaft, die der Geist bei dir über das Fleisch übt, und die glückliche Mischung von Ernst und Sanftmuth in deinem Charakter und besonders die köstlichste aller Eigenschaften: den heiligen unerschütterlichen Gleichmuth deiner Seele. Lehre uns dir ähnlich zu werden in der Kraft deiner glorreichen Kämpfe für das Heil der Seelen und in der Demuth deiner Siege, die Christus durch dich erstritten hat. O sage mir, zu welchen Weideplätzen, zu welchen Quellen des lebendigen Wassers ich die mir anvertraute Heerde zu führen, von welchen Wiesen und welchen Brunnen ich sie fern zu halten habe. Sage mir, wann ich den warnenden Zuruf und wann ich den Hirtenstab gebrauchen muß; wie ich die Heerde vor dem Wolf beschütze und mit den Mithirten in Frieden lebe; wie ich den Schwachen stärken, den Gesunden bewahren, den Gefallenen aufrichten, den Verirrten heimführen und den Verlorenen retten kann." Diese bewundernde, hingebende Unterordnung unter Basilius beweist, daß Gregor den Bischofsitz zu Sasima nicht zu gering für sich, wohl aber sich zu gering für das erhabene, allseitig schwere und verantwortungsvolle Amt eines Bischofs fand.

Zwölftes Kapitel.

Von allen seinen Kämpfen und Mühen ruhte Basilius sich aus bei der Durchführung eines geliebten Planes. Christus verherrlichen war das alleinzige Ziel seines Lebens und Strebens; die Nachfolge Christi zu üben und zu verbreiten, nach allen Richtungen, unter allen Formen, auf alle Weise, für alle Menschen war der Beweggrund seiner Handlungen. Daher der Eifer für das Ascetenleben; für das erhöhte Gebetsleben der ganzen Gemeinde; für die Heiligkeit des Priesterstandes; für die Würde des Cultus; für die Eintracht der Bischöfe; für die Einheit der Kirche; für die Reinheit der Glaubenslehre; denn durch dies Alles wurde Christus verherrlicht, indem die Menschen sich bemühten, seinen Geboten zu gehorchen, seinen Willen zu thun, seinem Beispiele zu folgen, ihre Seele umzugestalten nach dem Vorbilde, das er hinterließ, und somit dem Zwecke seiner Menschwerdung zu entsprechen und sich dem Erlöser als Erlöste hinzugeben. Darum liebte Basilius auch die Elenden mit jener zärtlichen Liebe der Heiligen, die in ihnen das mystische Bild des leidenden Heilandes sieht. Eine Plage des Orients, jetzt wie damals, ist die traurige Krankheit, die im Mittelalter auch im Abendlande sehr verbreitet war: der Aussatz. Alle Schrecknisse waren dieser Krankheit eigen; sie war fast unheilbar, sie war ansteckend, sie gewährte einen gräßlichen Anblick, sie ließ den Kranken lange, oft sehr lange leben, und sie beraubte ihn durch eiternde Wunden nach und nach seiner Glieder, so daß er bei lebendigem Leibe sich auflöste, wie der Leichnam im Grabe. Das christliche Mittelalter mit seiner frommen Barmherzigkeit erbaute große Leprosenhäuser, in welchen diese Unglücklichen Zuflucht und Pflege fanden, und heilige Seelen, Männer und Frauen, Ritter und Fürstinnen kamen, von der Liebe Jesu getrieben, ohne Furcht vor Ansteckung, ohne Scheu vor dem Anblick, in diese Spitäler und labten und trösteten die Unglücklichen, die von der eigenen Familie gemieden wurden. In Gegenden, wo es keine Leprosenhäuser gab und wo die Krankheit nur vereinzelt auftrat, baute man dem Aus-

sätzigen eine Hütte auf freiem Felde. Andächtig geleitete man ihn dahin; ein Priester betete die Gebete für die Sterbenden über ihn, der für die menschliche Gesellschaft abgestorben war, und übergab ihm drei Sachen: ein Gefäß von Metall, um Wasser zu schöpfen, da er sich des allgemeinen Brunnen-eimers nicht bedienen durfte; eine Schaufel, auf welcher er milde Gaben in Empfang nahm; ein Glöcklein, mit dem er, wenn er den Leuten nahe kam, schellen mußte, um ihnen anzuzeigen, daß er „der Feldsieche" sei, wie man ihn wegen seiner Behausung zu nennen pflegte. Beim Gottesdienste hatte er seinen abgesonderten Platz und die Gaben der Nächstenliebe fehlten ihm um so weniger, als man eine besondere Heimsuchung Gottes in dieser geheimnißvollen Krankheit wahrnehmen wollte.

Im Orient ist noch immer der Aussatz nicht selten. Auf einem wüsten Platz in Jerusalem, am Davidsthor, liegen eine Menge von Hütten, die wie Hundehütten aussehen. Das sind die Wohnungen der Aussätzigen. Da leben sie für sich, von Anderen geflohen und verstoßen, und bilden unter sich Familien, die durch Almosen und Bettelei ihr Leben fristen. Da existiren sie im äußersten Elende und fühlen sich doch nicht elend genug, um nicht unglücklichen Geschöpfen das Leben zu geben, welche für dasselbe Loos geboren werden, obgleich ihnen diese Krankheit zuweilen eine gesunde Kindheit gönnt und erst bei der heranreifenden Jugend beginnt[1]. Ihr Zustand und der Mangel an Obsorge für sie scheint im Orient von Alters her ganz hergebracht zu sein, denn Gregor sagt von den Aussätzigen: „Sie ziehen in Gesellschaft haufenweise herum und erwecken mehr Widerwillen als Mitleid. Aus Städten und Dörfern, von Feldern und Quellen werden sie vertrieben, häufig durch Verwandte und Freunde. Mit verstümmelten Gliedern und gleichsam todt vor dem Tode, irren sie umher und suchen durch erbärmliche Lieder das Mitleid zu rühren." Mit besonderer Rücksicht auf diese Ausgestoßenen baute Basilius ein großes Spital für arme Kranke und arme Reisende und Fremdlinge. Die

1) Orientalische Briefe: Jerusalem, November 5. 1843.

Baulichkeiten waren so großartig und weitläuftig, daß Gregor sie „die neue Stadt bei Cäsarea" nennt; das Volk aber gab ihnen den Namen des Erbauers „die Basilias." Da that der heilige Erzbischof allen heiligen Neigungen seines Herzens ein Genügen. Da nahm er nicht bloß die Nothleidenden auf, sondern traf auch alle Einrichtungen, deren sie bedurften. Da waren Aerzte, Diener, Krankenpfleger, Handwerker; da waren Werkstätten, wo Jeder sein Fach treiben oder ein beliebiges erlernen konnte; da waren Gärten zur Erholung für die Genesenden und um den Schwachen eine leichte Beschäftigung anzubieten; da waren Lastthiere und Wegweiser für die Reisenden. Eine prachtvolle Kirche, eine Wohnung für den Bischof, verschiedene Häuser für die Kleriker und ein Kloster für Mönche gehörten sämmtlich zu dieser großartigen Anstalt, in die sich Basilius oft begab, alle Bedürfnisse seiner Pfleglinge überwachte, alle Angestellte zu treuer Pflichterfüllung ermunterte und die Kranken, namentlich die Aussätzigen, liebreich pflegte. Die Einkünfte der Kirche von Cäsarea lieferten ihm die Geldmittel, so daß Niemand durch dies Werk der Barmherzigkeit belästigt wurde. Dennoch kam es nur unter einer Flut von Schmähungen und Verdächtigungen zu Stande. Es hieß, Basilius verschwende aus Prunksucht und Prahlerei das Kirchenvermögen; unter dem Vorwande, für jede Art des menschlichen Elendes zu sorgen, verfolge er selbstsüchtige Zwecke, suche sich populär zu machen; mit dem Kirchenschatz, der aus milden Gaben und Almosen der Gläubigen entstanden sei, schalte er zum eigenen Vortheil, indem er Gunst und Anhänglichkeit des Volkes erkaufe; nur zum Schein würden Hospital und Kirche gebaut: in Wahrheit sei die Basilias eine Festung, in welcher er sich gegen den Kaiser verschanzen wolle. Seine Feinde wetteiferten, um seinem Verfahren ihre eigenen unreinen Absichten zum Grunde zu legen und trugen ihre Verläumdungen dem Statthalter der Provinz vor. Dadurch sah sich Basilius genöthigt, sich bei demselben zu vertheidigen und ihm zu schreiben:

„Der große Kaiser hat mir die freie Verwaltung meiner Kirche zugestanden und das Recht, über ihre Einkünfte zu verfügen. Ich frage also Diejenigen, welche dein argloses Ohr belästigen, inwiefern ich den Staat beraube, indem ich ein prächtiges Bethaus, nicht unwürdig der Majestät unseres Gottes, erbaue und Wohnungen für den Bischof und die Geistlichkeit daran lehne, Wohnungen, welche dem Statthalter und seinem Gefolge gern zu Diensten stehen? Oder bringt etwa meine Kirchenverwaltung dem Gemeinwesen dadurch Schaden, daß ich für Kranke, für Reisende und andere Nothleidende ein Hospiz erbaue und einrichte, wo sie Hülfe und Trost, Unterstützung und Genesung finden? mußte ich für die Wärter und Diener, welche einer solchen Anstalt nothwendig sind, nicht passende Räumlichkeiten einrichten? zieht die vielfache Bedürftigkeit eines großen Hospitals nicht eine Menge von Werkstätten nach sich? war es ungeeignet, zu diesem Zweck äußere Gebäude für die Handwerker aufzuführen? Gereicht dies Alles nicht der Stadt Cäsarea zur Verschönerung? nicht dem Mann zur Ehre, unter dessen Statthalterschaft eine solche Anstalt gegründet wurde? Du allein, verehrtester Elias, kannst mit dem besten Willen in deiner Provinz nicht wüste Strecken in blühende Städte verwandeln, nicht mit einem Wort Colonien in der Oede ansiedeln. Wäre es weise, wenn du den Mann fortweisen und mißhandeln wolltest, der dich in deinem vortrefflichen Bemühen unterstützt? Ich bitte dich, lasse dich nicht verleiten, in deinem Wohlwollen für mich zu erkalten. Mußt du die Verläumdung anhören, so mache es wie in ähnlichem Falle Alexander, der, während er dem Verläumder ein Ohr lieh, das andere mit der Hand zuhielt, um anzudeuten, daß dieses die Vertheidigung des Angeschuldigten hören müsse, bevor er den Richtspruch thun könne."

Die Sache der Armen siegte bei dem Statthalter Elias, einem rechtschaffenen christlichen Mann, der aber zu Basilius Bedauern nicht lange in dieser Stellung blieb. Sie bot Alles, was die Ehrsucht reizen kann: Ansehen, Einfluß,

große Thätigkeit, Macht, beträchtliche Einkünfte, und Mittel genug, die letzteren in unerlaubter Weise zu erhöhen. Häufig wurden diese Stellen nach Gunst und durch Kabalen besetzt, da der Kaiser sie zu ernennen und seine Umgebung dabei bedeutenden Einfluß auf ihn hatte. Auch Elias war bei dem Kaiser angeschwärzt worden und sollte abberufen werden. Basilius schrieb dem Oberhofmeister des Kaisers, der Sophronius hieß und aus Cäsarea gebürtig war, und bat ihn, die Sache des Elias als die Sache von ganz Kappadocien bei dem Kaiser zu vertheidigen, damit dieser „der Unbestechlichste aller mir bekannten Menschen, ein Mann, der das Recht wahrhaft schirmt, der den Unterdrückten zugänglich, den Uebertretern der Gesetze furchtbar, für Arme und Reiche gleichmäßig gerecht ist, unserem Vaterlande erhalten werde." Umsonst! trotz dieses Zeugnisses und dieser Fürbitte, vielleicht auch wegen derselben, mußte Elias weichen. Für Basilius war das ein schmerzlicher Verlust. Er kam in vielfache Berührung mit dem Statthalter, sowohl in persönlichen und kirchlichen Beziehungen, als auch durch tausend Angelegenheiten anderer Personen, die sich in ihren Bedrängnissen an ihn wendeten. Aller ohne Unterschied nahm Basilius sich an. Die Bevölkerung der Taurischen Gebirge lebte von der Bearbeitung der dortigen Eisenminen. Da diese sehr ergiebig waren, wurde das Volk mit solchen Steuern belastet, daß es dabei zu Grunde ging; Basilius mußte die Bitte um Erleichterung vortragen. Julitta, seine Anverwandte, eine Wittwe mit einem unmündigen Sohn und einem geringen Vermögen, sollte ungerechter Weise eine Geldsumme auszahlen: Basilius mußte ihr Anwalt sein. Die Steuereinnehmer hatten den schlimmen Gebrauch eingeführt, bei Eintreibung der öffentlichen Abgaben den Leuten, besonders dem Landvolk, einen Eid abzuverlangen, ob sie ihre Steuer entrichtet hätten. Die armen Leute, oft von bitterer Noth gedrängt, den Verlust ihrer letzten Habe fürchtend, auf irgend eine bessere Zukunft hoffend, sahen oftmals in dem Eid einen willkommenen Aufschub und legten ihn falsch ab. Gegen diesen Mißbrauch

sprach sich Basilius mit Entschiedenheit und großem Schmerz mehrfach aus. Dem Beamten, der das Steuerwesen leitete, schrieb er einmal: „Ich betheuere vor Gott und den Menschen, daß ihr durch dies Verfahren den Seelen der armen Leute den Tod bringt. Macht doch eine andere Art der Eintreibung ausfindig, welche die Seelen unverwundet läßt! Ihr habt von den Eidschwüren keinen Nutzen, denn sind die Leute einmal an den Meineid gewöhnt, so werden sie die Zahlungen immer nachlässiger machen." Diese Bereitwilligkeit, dem Nächsten zu helfen und zu dienen, erwarb ihm die Liebe des Volkes in einem solchen Grade, daß es seine Anhänglichkeit an den heiligen Erzbischof in einem Augenblicke kundgab, wo die weltliche Macht gegen ihn auftrat. Nicht Liebe oder Ehrfurcht zu der Beamtenwelt, sondern die Scheu vor ihr, in welcher es häufig nur Quäler und kleine Tyrannen sieht, unterdrückt häufig im Volke den Ausdruck seines Mißvergnügens. Ein Beisitzer des Gerichtes in der Provinz Pontus wollte eine vornehme und reiche Wittwe in Cäsarea zwingen, sich mit ihm zu vermählen. Da Entführungen nichts Seltenes waren, so wußte die geängstigte Frau keine Stätte zu finden, die ihr mehr Schutz gewährt hätte, als eine Kirche. Sie floh dahin und ließ den Erzbischof anflehen, ihr ein sicheres Asyl zu verschaffen, wo sie verborgen vor ihrem Verfolger sich ruhig aufhalten könne. Basilius verschaffte es ihr. Der Vicar des Statthalters in Pontus wollte hierin eine Beleidigung des ganzen Gerichtshofes erblicken. Längst gehörte er zu den Feinden des Basilius und froh der Veranlassung, seinem Haß gegen den heiligen Erzbischof eine Folge geben zu können, nahm er sich mit ungewöhnlicher Wärme der Sache seines Beisitzers an, reiste nach Cäsarea und verlangte als des Statthalters Vicar, daß Basilius die Frau, die er unrechtmäßiger Weise zurückhalte, ihm ausliefere. Natürlich verwarf Basiltus dies Ansinnen. Der Vicar schickte mit größter Frechheit einige Beamte in die Wohnung des Erzbischofs, um nachzusehen, ob die Frau nicht im Hause selbst verborgen sei. Nicht als hätte er es geglaubt, nein! nur

weil er meinte, dem Erzbischof dadurch eine Schmach anzuthun. Dieser bekümmerte sich ganz und gar nicht um das unwürdige Treiben. Da gerieth der Vicar außer sich vor Zorn, forderte Basilius vor Gericht und behandelte ihn, als er mit seiner milden Ruhe erschien, wie einen überwiesenen Verbrecher, den man schmählich züchtigen muß. Er ließ ihm den Mantel abreißen und, da Basilius sich erbot, auch das Kleid abzulegen, mit Schlägen drohen. „Thue, was du verantworten kannst,“ sagte Basilius ruhig. Mit seiner Ruhe wuchs der Ingrimm des Vicars, der zur Drohung griff, ihn mit eisernen Haken zerfleischen zu lassen. „Wenn mir die Brust aufgerissen wird,“ sprach Basilius lächelnd, „so verschafft das vielleicht meiner kranken Lunge etwas mehr Athem.“ Inzwischen hatten sich diese Vorgänge mit größter Schnelligkeit durch ganz Cäsarea verbreitet und es entstand ein allgemeiner Aufruhr. Man rottete sich zusammen, die Männer griffen zu Steinen, Stöcken, Fackeln und Stangen, die Weiber zu Weberspulen, die Handwerker, wie die Schmiede, machten ihr Werkzeug oder ihr Fabrikat zu gefährlicheren Waffen, und so wälzten sich die Massen drohend dem Gerichtshofe zu, um ihren geliebten Erzbischof zu retten. Dem Vicar wurde nicht wohl zu Muthe bei der Aufregung des Volkes und als Basilius beruhigend einschritt, war er froh, sich in der Stille entfernen zu können. Seitdem wagte sich die weltliche Gewalt nicht mehr an den Erzbischof; aber Ruhe hatte er deshalb doch nicht.

Dreizehntes Kapitel.

Der ganze Winter verfloß für Basilius auf dem Krankenlager. Freundestrost und Unterstützung bei sorgenvollen Arbeiten fand er durch den jungen Bischof Amphilochius von Iconium. Er war ein Kappadocier von guter Herkunft und von bedeutendem Vermögen, überdas von so viel Geist und großem Talent, daß er alle Studien mit der größten Leich-

tigkeit machte und schon als Jüngling ein berühmter Rechtsanwalt war. Aber diese Laufbahn befriedigte seine Seele nicht. Er machte es wie all' die großen Männer seiner Zeit: er verließ die Welt, ihr Glück und ihre Ehre und zog sich im Jahre 373 in die Abgeschiedenheit zurück, zur großen Freude des leidenschaftlichen Liebhabers der zurückgezogenen Stille, Gregor's von Nazianz, mit dem er befreundet war. Auch Basilius kannte und liebte ihn und nannte ihn seinen geliebten Sohn; aber Amphilochius hielt sich fern von dem heiligen Erzbischof, weil er fürchtete, durch denselben zum Priesteramt berufen zu werden. Während er nun sorglos war und sicher zu sein meinte, fügte es sich, daß er eine Reise nach Iconium in Lycaonien zu machen hatte, wo der Bischofstuhl erledigt war und daß die allgemeine Wahl sich auf ihn mit solcher Entschiedenheit lenkte, daß weder seine Jugend, noch sein Laienstand, noch sein Widerstreben berücksichtigt wurden. Man kannte zur Genüge seinen vortrefflichen Charakter und seine geistige Begabung, und so mußte Amphilochius auch hierin wiederum dem Beispiele seiner großen Zeitgenossen folgen, dem Willen Gottes sich hingeben und die heiligen Weihen des Priesters und des Bischofs im Jahre 374 empfangen. Basilius schrieb ihm freudig: „Gepriesen sei Gott, der seine Auserwählten in jedem Alter zum heiligen Dienste sich bestellt. Er hat dich mit den Schlingen der Gnade, aus welchen man nicht entfliehen kann, gefesselt, damit du ihm Menschen fangest, die der Teufel gebunden hält. Solche Fügungen bewirkte unser gütiger Herr! Das Land, das dich erzogen und zu solcher Höhe der Tugend gebracht hat, besitzt dich freilich nicht; es sieht mit seinem Kleinod das Nachbarland geschmückt. Allein weil Alle, die auf Christus hoffen, Ein Volk, und die Christen Eine Kirche sind, obgleich diese nach verschiedenen Orten benannt wird, so frohlockt das Vaterland über die Anordnung des Herrn, und glaubt nicht dich verloren, hingegen durch dich viele Kirchen gewonnen zu haben. Gehe also dem Volke voran, das der Allerhöchste deiner Rechten anvertraut hat; denn zum Voran-

gehen hat Christus dich gesendet. Klage nicht über die Bürde, wie wenn sie deine Kräfte überstiege. Wenn du selbst es wärest, der diese Last zu tragen hätte, so wäre sie nicht schwer, wohl aber ganz unerträglich. Da aber der Herr dir tragen hilft, so wirf auf ihn deine Sorge; er wird es machen. Willst du aber uns besuchen, so warte nicht auf gelegene Zeit; sei vielmehr überzeugt, daß der väterlichen Liebe jede Zeit gelegen ist, um den theueren Sohn zu umarmen. Der Herr möge mir verleihen, dich bei uns zu sehen und, wenn du nicht bei uns bist, deinen Fortschritt im Evangelium und die heilige Zucht und Ordnung deiner Kirche zu vernehmen."

Amphilochius kam auf längere Zeit. Das Volk von Cäsarea theilte die Freude des Basilius an dem herrlichen Landsmann, hörte ihn gern das Evangelium auslegen, sah ihn mit Rührung nach der Basilias gehen und dort die Armen bedienen. Zwischen den Mönchen der Basilias, welche ebenfalls diesem gottgefälligen Dienste oblagen, fand Amphilochius seinen Freund Heraklides wieder. Beide hatten sich einige Jahre zuvor verabredet, zusammen in die Abgeschiedenheit zu gehen. Auf einer Reise nach Cäsarea war aber Heraklides dermaßen von Basilius und von dem Leben in der Basilias gefesselt, daß er dort blieb und an Amphilochius schrieb: „Ich weiß, wenn du den Bischof kenntest, würdest auch du nichts ihm vorziehen und nimmermehr mir rathen, ihn zu verlassen, um mich in die Einsamkeit zu begeben. Denn Wildniß und Felsenhöhlen findet man leicht; aber die Leitung von Seiten eines solchen Mannes nicht leicht." Nun sahen sich die Freunde wieder als Bischof und als Mönch. Einsiedler war keiner von ihnen. Der Gedanke es zu werden, um vollkommener Gott zu dienen, war nur das Licht gewesen, welches Jeden auf den Weg hinwies, der für ihn der Pfad des ewigen Lebens war. Solch' ein Segen liegt auf der reinen Absicht! Amphilochius veranlaßte Basilius, seine Abhandlung über den heiligen Geist zu schreiben. Die Häretiker warfen ihm vor, daß er drei Götter lehre. In einer seiner Homilien hatte er sich schon dagegen vertheidigt und schmerz-

lich ausgerufen: „Es ist ein großer Trost für Herzen, welche die Welt durch Haß kränkt, daß sie mit dem Herrn gehaßt werden. Haßt die Welt den Geliebten, was Wunder dann, wenn wir des Hasses würdig befunden werden! Bedenke ich aber, daß der Herr uns Liebe und Frieden hinterließ und daß jetzt der Streit bei uns einheimisch ist; daß Eintracht uns gegeben ward und wir Flammen der Zwietracht anfachen; so ersticken Thränen meine Stimme und mein von Schmerz zermalmtes Herz möchte brechen über unser gemeinsames ungeheueres Mißgeschick, daß uns die Liebe, die Wurzel der Gebote, verloren gegangen ist. Viele von Denen, die sich hier versammelt haben, sind mehr Auskundschafter als lernbegierige Zuhörer. Statt Erbauung suchen sie Anlaß zu Schmähreden, und wird ein Wort gesagt, welches sich in ihrem Sinn deuten läßt, so gehen sie hinweg und behaupten, sie hätten hier ihre Ansicht bestätigt gefunden. Warum aber, wenn ihr in der Dreifaltigkeit drei Götter annehmen und somit gegen den Herrn streiten wollt, warum setzt ihr meine Person an seine Stelle? Wer hinterließ uns die Lehre zu taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; ich oder der Herr? Sind diese Worte von mir, der ich sie verkündige, oder von Dem, der mich gesendet hat? Warum bekämpfest du in meiner Person die Wahrheit? ich kann zwar leicht besiegt werden, aber sie ist unüberwindlich."

Doch eben weil des Basilius öffentliche Reden vielfach durch feindliche Aufpasser verdreht wurden; ja, weil sogar Eustathes von Sebaste unter dem Schein der Freundschaft ihm Geistliche geschickt hatte, die bei ihm im Hause lebten und zum Dank dafür falsche Gerüchte über seine Glaubenslehre aussprengten: deshalb wünschte Amphilochius, daß Basilius in einer Schrift seine wahre Lehre ausspreche. Dies geschah. Basilius faßte in ihr die bestimmenden Begriffe über den heiligen Geist, die der heiligen Schrift folgen, zusammen. „Wer kann," sagt er unter Anderen, „die Benennungen des Geistes hören, ohne sich in seiner Seele aufzurichten und

seine Gedanken zur höchsten Natur zu erheben? denn er heißt der Geist Gottes und der Geist der Wahrheit, welcher vom Vater ausgeht; der rechte Geist und der leitende Geist. Heiliger Geist: das ist sein eigenthümlicher und besonderer Name, der am meisten das unkörperliche, reine, unzusammengesetzte Wesen bezeichnet. Daher sprach der Herr zum samaritanischen Weibe: Gott ist ein Geist. Wer das hört, muß sich nothwendig ein Wesen denken von unendlicher Kraft, von unbeschränkter Größe, nicht zu bemessen durch Jahrhunderte und Jahrtausende, von der Fülle des Guten reichlich mittheilend; ein Wesen, zu welchem sich Alles wendet, was der Heiligung bedarf und durch dessen Anhauch Alles angeregt wird, um sein angemessenes Ziel zu erreichen; ein Wesen, welches in Nichts mangelhaft ist und alles Uebrige vollkommen macht; nicht durch Zuwachs zunimmt, sondern in sich gefestigt und vollkommen ist; nicht durch wiederherstellenden Zufluß lebt, hingegen das Leben mittheilt. Es ist der Ursprung der Heiligung, das Licht des Verstandes, die Erleuchtung, die jedem vernünftigen Wesen zur Erkenntniß der Wahrheit nothwendig ist. Seiner Natur nach ist es unzugänglich, zufolge seiner Güte aber empfangbar; einfach seiner Wesenheit und mannigfaltig seinen Wirkungen nach; bei Jedem ganz zugegen und überall ganz; nicht seine Kraft nach einem und demselben Maße mittheilend, sondern Jedem nach dem Maße seines Glaubens. Es theilt sich mit, ohne Verlust zu erleiden; es bleibt ganz, obwohl Theil daran genommen wird. Jeder genießt die ganze Wohlthat des Sonnenstrahles, während er den Erdkreis erleuchtet: so spendet der heilige Geist einem Jeden, der für ihn empfänglich ist, als ihm allein gegenwärtig und Keinem zum Verlust, hinlängliche Gnade. Alles, was am heiligen Geiste Theil hat, genießt so viel von ihm, als es seiner Natur nach vermag, allein nicht so viel, als der heilige Geist geben kann. Seine Vereinigung mit der Seele geschieht nicht durch örtliche Annäherung, sondern durch Lossagung der Seele von den Begierden, welche zufolge ihrer Befreundung mit dem Fleisch in ihr erwacht sind und sie von

ihrer Verbindung mit Gott abgewendet haben. Kehrt also Jemand von der Sünde gereinigt zu seiner ursprünglichen Schönheit zurück, indem er in sich das göttliche Ebenbild wieder herstellt, so nahet er sich dem heiligen Geiste. Und wie die glänzenden und durchsichtigen Körper, wenn ein Sonnenstrahl auf sie fällt, nicht nur selbst überaus glänzend werden, sondern auch einen bunten Farbenglanz ausstrahlen: so werden die Seelen, die den heiligen Geist haben und von ihm erleuchtet werden, nicht nur selbst geistig gemacht, sondern gießen die Gnade auch über Andere aus. Daher kommt das Vorherwissen des Zukünftigen, das Verständniß der Mysterien, der Einblick in verborgene Dinge, die Austheilung höherer Weisheit, der himmlische Wandel, die Gemeinschaft mit den Seligen, das Ruhen in Gott, die Aehnlichkeit mit Gott, die Vereinigung mit Gott durch die Vergöttlichung der Seele."

Am Schluß der Abhandlung wirft Basilius einen traurigen Blick auf die Zustände der Kirche. „Sie gleichen einer Seeschlacht," schreibt er, „welche kriegerische Seemänner, in tiefem Haß entbrannt, sich liefern. Ungestüm brausen die beiden Flotten wider einander und in wüthender Leidenschaft beginnt die Bemannung den Kampf. Dazu bricht ein gewaltiger Sturm aus; der Wirbelwind peitscht die Schiffe umher, dichte Finsterniß verhüllt sie; Feind und Freund erkennen sich nicht, denn die Dunkelheit macht die Kriegszeichen unsichtbar. Die Wellen thürmen sich zu den Wolken auf und die Wolken stürzen Regenströme auf die Wogen herab. Die Schiffe treffen krachend zusammen; das Heulen des Sturmes, die Brandung der Wellen, das Kampf- und Todesgeschrei der Mannschaft erzeugen ein verwirrtes Getöse, welches der Ruf des Schiffskapitäns und des Steuermanns nicht durchdringt. In dieser furchtbaren Unordnung verlassen Einige ihren Posten und suchen bei dem Feinde mehr Sicherheit. Andere werfen sich zum Anführer eines Schiffes auf und wüthen wider einander im Aufruhr. Empörung, Neid und Verwirrung steigern sich im Uebermaß, da die Verzweiflung

am Leben die Furcht vor der Sünde nimmt. Dazu die wahnwitzige Ruhmbegier, welche die Schiffer um den Vorrang streiten läßt, während sie mit dem Schiff in die Tiefe versinken. Wie das Gleichniß, so das Uebel selbst! Der Arianismus stand einst, als eine von der Kirche Gottes abgesonderte Sekte, ihr gegenüber in Feindesordnung. Nach langem bitteren Kampf spaltete er sich auf unzählige Art in tausend Feinde, die sich in unversöhnlichem Haß wider die Kirche bestärken. Durch diese Schwankungen wurden die Marksteine des Glaubens, welche die Väter gesetzt hatten, verrückt und jedes Bollwerk der Dogmen erschüttert. Zudem wird Alles, was auf morschem Grunde ruht, gerüttelt, und fallen wir über einander her, so stürzen wir uns, und hat der Feind uns nicht getroffen, so verwundet uns der Bundesgenosse, und ist auch dieser gefallen, so macht der Mitkämpfer einen Angriff. Nur so lange halten wir zusammen, als wir gemeinschaftlich die Gegner fassen. Ist der Feind abgezogen, so sehen wir, daß wir untereinander verfeindet sind. Wer kann die Schiffbrüchigen zählen, die durch den Feind, oder durch geheime Nachstellung, oder durch Unkunde der Führer zu Grunde gingen! Ganze Kirchen sind an den verborgenen Klippen häretischer List kläglich zerschellt! Stürzen solche von den Fürsten dieser Welt angeregten Verwirrungen die Völker nicht schrecklicher ins Verderben, als Sturm und Wirbelwind eine Flotte? Trostloses Dunkel umgibt die Kirchen, weil die Lichter der Welt, welche Gott zur Erleuchtung der Seelen den Völkern aufgestellt hatte, verjagt werden. Man fürchtet die Auflösung des Ganzen; allein Streitsucht und Rechthaberei betäuben gegen die Gefahr. Verworrener Lärm, unverständliches Getöse erfüllt fast die ganze Kirche; Uebertreibungen und Weglassungen entstellen die reine Lehre Jesu. Einige wenden sich zum Judenthum, da sie die göttliche Dreipersönlichkeit vermengen; Andere zum Heidenthum, da sie die Verschiedenheit der göttlichen Natur behaupten; so daß weder die heiligen Schriften, noch die Ueberlieferungen der Apostel sie überzeugen. Die Freundschaft dauert nur so lange, als

sie sagen dürfen, was ihnen beliebt; tritt man ihrer Meinung nicht bei, so ist dies ein hinreichender Grund zur Feindschaft. Fester als jede eidliche Verpflichtung bindet Gleichheit des Irrthums die Empörer gegen die Kirche zusammen. Gottesgelehrter kann bei ihnen Jeder sein, auch Der, dessen Seele mit tausend Flecken gebrandmarkt ist. Daher rotten sich Massen von Aufrührern zu diesen Neuerern. Sie theilen unter sich die Vorsteherstellen der Kirchen, nachdem sie deren vom heiligen Geist bestellten Verwalter verdrängt haben; und da die evangelischen Satzungen in Folge all' der Unordnungen in große Verwirrung gerathen sind: so ist das Gedränge zu den höchsten Kirchenämtern unbeschreiblich. Durch solche herrschsüchtige Eindringlinge hat sich bereits eine schreckliche Anarchie unter den Laien ausgebreitet, denn Jeder wähnt, er müsse nicht sowohl Anderen gehorchen, als vielmehr Anderen befehlen. — Unsere Hoffnung auf den Beistand des heiligen Geistes setzend, hat uns die Wolke von Feinden nicht abgeschreckt, freimüthig die wahre Lehre zu verkünden. Es wäre doch allzu erbärmlich, wenn die Lästerer des heiligen Geistes mit Frechheit redeten und wir, die wir einen so mächtigen Beschirmer haben, zögern wollten, die Wahrheit auszusprechen, welche die Väter uns überliefert haben. Ueberdies ist es kein Leid, für den Glauben zu leiden. Nicht für ihn kämpfen zu können, das wäre ein Leid."

Wie der heilige Geist den Willen des Menschen ergreifen, entflammen und lenken soll, darüber spricht er herrlich in einer Homilie über den freien Willen: „Wem das göttliche Gesetz nicht auf steinerne Tafeln, sondern durch den Geist des lebendigen Gottes auf die Tafel des Herzens geschrieben ist, der weiß, wie unmöglich es sei, aus eigener Kraft die Hindernisse des bösen Feindes zu überwinden, wenn nicht die unüberwindliche Macht Gottes Beistand leistet. Wer aber, unbelehrt durch das Wort Gottes, dem Stolz sich hingibt, der wähnt mit dem eigenen Willen den Antrieb zur Sünde überwinden zu können, der doch nur durch das Geheimniß des Kreuzes besiegt wird. Der freie Wille besteht nicht in

der Macht, den bösen Begierden unzugänglich zu sein; sondern darin, daß der erlöste Mensch die Macht hat, dem Teufel und der Versuchung, je nachdem er will oder nicht will, zu widerstehen. Es ist unmöglich, daß Jemand auf Nattern und Basilisken wandele, und Löwen und Drachen zertrete, wenn er sich nicht zuvor gereinigt hat, um von Dem gestärkt zu werden, der zu den Aposteln sprach: Ich habe euch Macht gegeben, auf Schlangen und Scorpionen zu treten und über alle Gewalt des Feindes. Demnach ist die menschliche Natur ohne die Waffenrüstung des heiligen Geistes nicht fähig, den Nachstellungen des Teufels zu widerstehen und gegen seine feurigen Geschosse vermag sie so wenig sich zu vertheidigen, daß all' ihre Anstrengung umsonst ist, sobald sie sich von der Kraft des Kreuzes entfernt. Deshalb ist uns befohlen worden, den Herrn zu bitten, daß wir nicht in Versuchung gerathen, sondern daß er uns erlöse vom Uebel. Wer also der himmlischen Herrlichkeit theilhaft zu werden und in seinem Geiste, wie in einem reinen Spiegel, Christus zu schauen begehrt, muß mit unersättlicher Liebe und inbrünstigem Verlangen Tag und Nacht aus ganzem Herzen den Beistand göttlicher Kraft suchen, die man nicht erlangt, wenn man sich nicht zuvor bestrebt, sich frei zu machen von der Weichlichkeit der Welt und von der Herrschaft böser Begierden; denn sie verschleiern das Licht und lähmen die Thätigkeit zum Guten. Willst du wissen, o Mensch, wie du, für das Paradies geschaffen, den unvernünftigen Thieren ähnlich geworden bist und die unbefleckte Herrlichkeit verloren hast, so höre: durch den Mißbrauch des freien Willens, durch Ungehorsam sind wir Sklaven sinnlicher Begierden geworden, haben uns selbst vom seligen Lande der Lebendigen ausgeschlossen, und sitzen in Gefangenschaft an Babylons Flüssen. Das verheißene Land, das von Milch und Honig überfließt, haben wir nicht in Besitz genommen; Aegyptens Fleischtöpfe fesseln uns. Der reine Sauerteig durchsäuert uns nicht, sondern der alte der Bosheit. Unser Herz hängt noch an der Angel der Hölle, ist nicht untergetaucht in das Blut des Lammes Gottes. Zum

Frohlocken über das Heil in Christus haben wir uns noch nicht erhoben; der Stachel des Todes haftet in uns. Das Bild des himmlischen Menschen und die herrliche Gleichförmigkeit mit ihm haben wir noch nicht aufzuweisen, denn wir sind mit dem Bilde des irdischen gestempelt. Wir haben noch nicht Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet und seine unvergängliche Schönheit geschaut, denn die Sünde herrscht in unserem sterblichen Leibe, und wir wandeln in ihrer Nacht. Wir haben noch nicht mit Christus gelitten und seine Malzeichen an unserem Leibe getragen, denn die Eitelkeiten der Welt ergötzen uns. Wir sind nicht eingeweiht in das Geheimniß vom Kreuze Christi, denn sinnliche Lüste kreuzigen uns. Wir sind nicht Erben Gottes und Miterben Christi, denn nicht der Geist der Kindschaft, sondern der Knechtschaft wohnt in uns. Wir sind kein Tempel Gottes und des heiligen Geistes, sondern eine Herberge der Götzen und der bösen Geister, denn wir hangen den Lastern nach, und ermangeln der Sittenreinheit und der mit ihr verbundenen Geistesklarheit. Der Tag ist uns noch nicht angebrochen, nicht der Morgenstern im Herzen aufgegangen, nicht die Sonne der Gerechtigkeit erschienen. Wir sind kein makelloser königlicher Purpur, kein unentstelltes Ebenbild Gottes; sind nicht verwundet von der himmlischen Liebe, nicht entzündet zur göttlichen Liebe des Bräutigams. Noch haben wir seine unsichtbare und geheimnißvolle Gemeinschaft nicht erkannt und nicht die Kraft und den Frieden, welche aus der Heiligung hervorgehen. Noch sind wir kein auserwähltes Geschlecht, kein königliches Priesterthum, kein heiliges, zur Kindschaft angenommenes Volk; denn Schlangen sind wir und ein Natterngezücht. Sind wir etwa nicht Schlangen? und kriechen auf der Erde, und sind irdisch gesinnt, und haben unseren Wandel im Staube, im Himmel nicht. Sind wir etwa kein Natterngezücht? und werden befunden im Ungehorsam gegen Gott und im Gehorsam gegen seinen Widersacher. O wie soll ich dies Elend genugsam betrauern und Jerusalem beweinen und den Gesang des Herrn im fremden

Lande singen? Wie soll ich der schmählichen Knechtschaft des Pharao entfliehen, Aegypten verlassen, über das rothe Meer setzen, die Wüste durchwandern, durch die Schlangenbisse nicht umkommen, die Philistäer besiegen, die Säule des Lichtes und die Wolke des heiligen Geistes schauen, das Manna der ewigen Nahrung genießen, das Wasser des Lebens aus dem Felsen trinken, über den Jordan gehen und in's Land der Verheißung einwandern? Und wenn dies Alles nicht geschieht, und ich nicht in mir die Welt des Abfalles besiege, so ruhe ich nie im Heiligthume Gottes und schaue nie seine Herrlichkeit."

„Strebe also, ein makelloses Kind Gottes zu werden und einzugehen in jene Ruhe, in welche unser Vorbild Christus unsertwegen eingegangen ist. Strebe aufgeschrieben zu werden in der himmlischen Gemeinde zwischen den Erstgeborenen, damit du gefunden werdest zur Rechten des Allerhöchsten. Strebe einzuziehen in die heilige Stadt, in das Jerusalem, das droben ist, in die Wonne des Paradieses. Aber bedenke, daß du dieser Seligkeit nicht anders würdig werden kannst, als indem du Tag und Nacht der Buße, der Zerknirschung und der Sehnsucht heißeste Thränenströme weinest. Thränen, die das beklommene Herz aus Inbrunst der Reue oder des Verlangens nach Erkenntniß der Wahrheit vergießt, werden eine Speise der Seele. Maria genoß sie, als sie zu den Füßen des Herrn saß und aus Fülle der Liebe friedlich weinte. Wie Perlen flossen diese kostbaren Thränen aus ihren seligen Augen: so sehnte sie sich nach dem Umgange mit dem makellosen Bräutigam. Ahme ihr nach, o Mensch, ahme ihr nach! Schaue auf nichts, als auf Den, welcher sprach: Ich bin gekommen Feuer auf die Erde zu werfen, und was will ich anderes, als daß es brenne? Diese Flamme des Geistes ist es, welche die Herzen erwärmt, die Seelen erleuchtet, das reine Gold erprobt, die Bosheit verzehrt. Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer, heißt es schon im alten Bunde. Durch Feuerflammen nimmt er Rache an Denen, die ihn nicht erkennen und seinem Evangelium nicht

gehorchen. Dies Feuer war in den Aposteln, als sie mit Flammenzungen redeten; hat die Herzen des Kleophas und seiner Mitjünger erwärmt, als der Herr nach der Auferstehung mit ihnen redete; hat den Paulus umstrahlt und seinen Geist erleuchtet, seinen Gesichtssinn aber verdunkelt, weil die menschliche Sehkraft das Licht jenes Feuers nicht erträgt. Dies Feuer verbrennt den Balken in unserem inneren Auge und reinigt das Gemüth, so daß es seine ursprüngliche Sehkraft wieder erhält und die Wunderwerke Gottes schaut. Dies Feuer verscheucht die bösen Geister, bewirkt die Auferstehung und Unsterblichkeit, und verklärt die Seelen der Heiligen. Um dies Feuer wollen wir bitten, damit es uns durchdringe, und wir, in seinem Lichte wandelnd, selbst wie Lichter in der Welt erscheinen und ungetrübt das Wort des Lebens bewahren."

Wenn Basilius' Gesundheitsumstände es zuließen, trug er nicht selten täglich zweimal dem Volke Homilien vor. Die Zuhörerschaft war dann so groß, daß Gregor sagte, sie umwoge den Erzbischof „wie ein Meer." Freilich waren Manche dabei, die nur aus Neugier hingingen, oder um irgend ein Wort zu hören, das sich nach ihrer verkehrten Meinung deuten ließ, oder auch um geradezu Falsches in des Erzbischofs reine Lehre hinein zu dichten. Wo wäre keine Spreu unter dem Waizen.

Einst befand sich unter den andächtigen Zuhörern, andächtiger als Alle, ein Greis, der aus dem fernen Mesopotamien kam, um den berühmten Basilius predigen zu hören, obzwar er selbst der berühmteste Bußprediger der Zeit war: Ephräm der Syrer war es, der heilige und berühmte Diakon der Kirche von Edessa. Seine Mutter sah einst im Traume auf den Lippen ihres Sohnes, der damals ein kleines Kind war, einen Weinstock wachsen, der sich über die Erde ausbreitete, und aus allen Weltgegenden flogen Vögel herbei und pflückten von den Trauben. Dies Bild einer überströmenden, unerschöpflichen Fülle herzinniger, flammender, begeisterter Frömmigkeit verwirklichte Ephräm. Der Behauptung

des Aberwitzes gegenüber, daß die Frömmigkeit den Geist verdunkele und einenge, ist er eines von den tausend Beispielen, welchen Tiefsinn und welchen Schwung sie dem Genie verleiht, allerdings nur dem ächten Genie, nicht dem von der Ichsucht selbstgestempelten. Ephräm hatte keine classische Bildung, war unkundig der griechischen Sprache und der profanen Wissenschaften, hingegen wohl bewandert in der Schule der Demuth und des Gehorsams, die er als Einsiedler durchgemacht, und in dem unabläßigen, betenden und betrachtenden Studium der heiligen Schrift. Basilius sagt von ihm: „Er ist der Weisheit der Welt ebenso fern, als der Kenntniß der Wahrheit nahe.“ Und mit dieser himmlischen Erleuchtung legte er mündlich und schriftlich die heiligen Bücher aus, vertheidigte die Dogmen des Christenthums und bekämpfte Heiden, Juden und Häretiker. Und da er in ascetischen und polemischen Werken nicht die ganze Fülle geistiger Gnade niederlegen konnte, die in ihm war, so strömte er sie aus in Hymnen und Liedern, welche die ewigen Wahrheiten in der glänzenden und lieblichen Hülle orientalischer Poesie darstellten. Einen zärtlicheren und feurigeren Verehrer der heiligen Mutter Gottes gab es wohl nie! So wie er nur ihrer gedenkt, wird er gleichsam entzückt, und es geht ein Singen und Klingen zu ihrer Verherrlichung durch seine Seele, wie die Aeolsharfe melodisch klingt, wenn der Windeshauch sie berührt. Sein von der himmlischen Schönheit bezaubertes Herz mußte sich mit gränzenlosem Abscheu vor der Sünde entsetzen und ebenso glühend das Böse hassen, als das Gute lieben. Darum rief er in erschütternden Klageworten die Menschen zur Buße auf, und derselbe Mund, der nur Holdes, Süßes und Erhabenes zu reden weiß, um die heilige Gottesmutter zu feiern, durchschauerte tausend und tausende von Seelen mit seinen furchtbaren Bildern des Welt- und Strafgerichtes.

Basilius Ruhm erfüllte den ganzen Orient, und der heilige Diakon machte sich auf die weite Reise, um „die goldene Nachtigall der Glaubenslehren,“ wie Gregor von Nyssa

seinen Bruder nennt, kennen zu lernen. So wie er in Cäsarea ankam, ging er in die Hauptkirche, wo eben eine Auslegung des Evangeliums dem aufmerksamen Volke gegeben wurde. Ephräm stand in einem Winkel der überfüllten Kirche, vergaß alle Ermüdung und alle Beschwerden, pries sich überglücklich und lobte Gott; denn er sah mit dem Auge der Seele auf der rechten Schulter des Predigers eine glänzende Taube sitzen und erkannte daraus den heiligen Erzbischof, der göttliche Belehrung empfing. Dieser hatte seinerseits den Fremdling bemerkt, ließ ihn nach der Predigt einladen und fragte ihn durch einen Dolmetscher: „Bist du nicht der Diener Jesu Christi, Ephräm der Syrer?“ Dieser erwiederte: „Ich bin jener Ephräm, der weit entfernt ist von dem Wege zum Himmel. Darum erbarme dich eines armen Sünders, o mein Vater, und führe ihn auf die Bahn des ewigen Lebens.“ Er blieb eine Zeit lang in Cäsarea und wohnte bei Basilius, und beide fanden im vertrauten Umgange große geistige Freude und Kräftigung. Dann trennten sie sich und begegneten sich hienieden nicht mehr; aber die Kirche, immer gerecht und immer dankbar, stellte den demüthigen Diakon wie den großen Erzbischof in der ehrwürdigen Reihe ihrer heiligen Väter und Lehrer auf.

Vierzehntes Kapitel.

Basilius Bruder, Gregor, hatte sich aus den vielfachen Schwankungen seiner Seele allmälig zur Entschiedenheit und zur Klarheit emporgearbeitet. Das ist immer eine schwere Arbeit, wie Alles, was das übernatürliche Leben betrifft, weil der natürliche Mensch einsieht, daß er dabei zu kurz komme und sich deshalb auf's Aeußerste bemüht, den Zustand der Unklarheit aufrecht zu halten, der den irdischen Neigungen und Leidenschaften günstig ist. Doppelt schwer ist diese Arbeit, wenn einerseits die Gnade den Menschen zu einem Berufe hinzieht, welcher das größte Maß der Entsagung in seinem

Gefolge hat; und wenn andererseits der Charakter dieses Menschen sich noch nicht zu jener unerschütterlichen Sicherheit ausgebildet hat, die aus der Sammlung und Richtung aller Kräfte auf das Bewußtsein eines gottgegebenen Zieles entspringt. Eines ist gewiß: ohne Umstände fliegt Niemand in den Himmel hinein. Für Jeden ist „die Pforte eng und der Weg schmal.“ So war es auch für Gregor. Die Welt des geistigen Ruhmes umspann ihn mit ihren Reizen, welche der Eitelkeit um so mehr schmeicheln, als sie feiner Art sind. Seine ganze Familie betrübte sich über seinen langen Kampf, der einen so sehr ungewissen Ausgang verhieß und Gregor von Nazianz war trostlos über des Freundes heftige Neigung zu den profanen Wissenschaften und zu der Katheder-Berühmtheit. Er selbst hatte einst mit Feuereifer jene Studien getrieben und wußte aus Erfahrung, welche geringe Befriedigung der innere Mensch auf die Dauer in ihnen findet. Er ließ nicht nach, mit Vorstellungen und Ermahnungen voll Ernst und Liebe in den Freund zu dringen und ihm hauptsächlich hatte Gregor (von Nyssa) seinen endlichen Sieg zu verdanken. Mit unaussprechlicher Freude ertheilte Basilius seinem Bruder die heiligen Weihen, und um das Jahr 373 wurde Gregor von den Bischöfen Kappadociens, durch eine streng kanonische Wahl, zum Bischof von Nyssa gemacht und ordinirt. In seiner Diöcese Nyssa war der Arianismus so mächtig, daß er einer dornenvollen Zukunft entgegen sah. Man hatte gehofft, sein mildes, beredtes und belehrendes Wort werde von wohlthätigem Einflusse auf die Irrgläubigen sein; vor der Hand aber bäumten sie sich gerade gegen diese Milde auf und hofften, mit diesem Manne bald fertig zu werden. Da sie in Kappadocien ihre Anschläge nicht ausführen konnten, so wendeten sie sich nach dem benachbarten Galatien. Diese Provinz hatte Kaiser Valens vor einigen Jahren mit Gewalt arianisirt, die rechtgläubigen Bischöfe verjagt und statt ihrer Männer eingesetzt, die seiner Irrlehre folgten — vielleicht nur dem Glanze und der Macht seiner Majestät folgten. Auf jeden Fall waren es Männer, die

ihre Vollmacht und Sendung nicht von Christus, sondern von der weltlichen Autorität hatten und daher ebensowenig vom apostolischen Hirtenstabe geleitet wurden, als sie selbst ihn führten, hingegen ganz von einem profanen Scepter abhingen. Es war daher ganz in arianischer Ordnung, daß sie der Religion ihres Oberhauptes möglichst viel Anhänger, gleichviel in welcher Weise, zu verschaffen suchten und gern der Klage der Arianer zu Nyssa Gehör gaben, welche behaupteten, die Wahl Gregors sei nur durch Verletzung der kirchlichen Canones zu Stande gekommen, eine Behauptung, welche sie regelmäßig wiederholten, sobald die Wahl einen rechtgläubigen und eifrigen Bischof traf. Diese Männer hielten in Galatiens Hauptstadt Ancyra eine Versammlung, welche sie Concil nannten, erklärten Gregor von Nyssa für einen unrechtmäßigen Bischof, beschuldigten ihn, Kirchengelder veruntreut zu haben, und forderten, ächt arianisch, nicht vom Metropolitanbischofe, daß er die Sache untersuche, sondern von dem Statthalter, der sich eben in Ancyra aufhielt, einem heftigen Katholikenfeinde, daß er ohne Weiteres Gregor aus Nyssa entferne. Dieser Statthalter hieß Demosthenes; er glaubte gern die Verläumdung hinsichtlich der unterschlagenen Gelder und freute sich der Veranlassung, einen Bischof wie einen gemeinen Missethäter behandeln zu können. Er schickte eine Soldatentruppe zur Gefangennehmung Gregors. Dieser ließ sich fortschleppen, obgleich man mitten im kalten Winter und er sehr krank war. Er bat unterweges die Soldaten, ihm ein wenig Rast zu gönnen; sie antworteten ihm durch Mißhandlungen. Da benutzte er einen günstigen Augenblick, um sich seinen Wächtern zu entziehen und zu einem treuen und gläubigen Manne zu fliehen, der ihn vor den Nachsuchungen verbarg und in der Krankheit pflegte. Basilius sah sich aber genöthigt, an Demosthenes zu schreiben und mit größter Milde auseinander zu setzen, daß dies nicht die Art und Weise sei, Anklagen, und vollends Verläumdungen, zu behandeln. Ueber die kanonische Wahl hätten Bischöfe, und zwar die der betreffenden Kirchenprovinz, zu

entscheiden. Was aber die Kirchengelder beträfe, so wären deren Verwalter ganz bereit Rechenschaft abzulegen und dadurch falsche Beschuldigungen Lügen zu strafen. Mochte aber der heilige Erzbischof noch so mild und schonend zu Werke gehen, die Arianer waren gar nicht im Stande, ein solches Verfahren zu würdigen. Gregor war ihnen im Wege; Verläumdung bot Veranlassung ihn zu entfernen; gewaltsam wurde er weggeschleppt; und mit jener diabolischen Rührigkeit, durch die sich von jeher die Häresie ausgezeichnet hat, setzten die Arianer sogleich einen der Ihren auf den Bischofstuhl von Nyssa, der denselben auch mit solcher Unverschämtheit behauptete, daß ein völliger Umschwung der Verhältnisse eintreten mußte, bevor Gregor im Stande war, wieder sein heiliges Amt anzutreten. Basilius aber wurde der Beihülfe und Unterstützung seines Bruders und Mitbischofs fast bis zum Ende seines Lebens beraubt.

Um sich etwas von der langwierigen Krankheit des Winters zu erholen, ging Basilius im Frühling nach Pontus, nach der zwiefach lieben Stätte seiner Kindheit und seines Einsiedlerlebens. Er wollte seinen frommen Bruder, den Abt Petrus, wiedersehen und das stille Kloster auf den waldigen Hügeln; und Macrina, die Schwester, die gottseligste in ihrer gottseligen Genossenschaft; und die Gräber der Eltern in der Kirche der vierzig Martyrer; und das geliebte Haus seiner frommen Großmutter zu Annesi, welches jetzt seinem Milchbruder geschenkt worden war mit der Bedingung, dem Kloster des Petrus die nothwendigen Lebensmittel zu liefern. Bei diesen wohlthuenden Eindrücken und süßen Erinnerungen wollte Basilius sich erholen von vergangener, sich stärken für zukünftige Trübsal.

Der Zustand der Kirche in Pontus war ihm ebenso schmerzlich als beunruhigend. Der verderbliche Einfluß des Bischofs Eustathes von Sebaste, dessen Glaubenslehre schwankte, je nachdem sie irdischen Vortheil brachte, und der wegen seiner vielfachen religiösen Veränderungen mit Niemand entschieden brechen wollte, um sich überall wieder anschließen

zu können, hatte eine traurige Wirkung auf die Bischöfe von Pontus. Eustathes haßte Basilius, wie die Finsterniß das Licht, obgleich er die Maske der Freundschaft nicht ablegte. Dieser Charakter aus einem Stück, der nichts vor Augen hatte, als die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, und der sich mit unbegrenzter Opferliebe diesem Zwecke hingab, gewann freilich Gleichgesinnte zu begeisterter Hingebung, war aber den Irdischgesinnten ein scharfer Dorn im Auge, weil sein Leben und Weben eine schweigende Verurtheilung des ihren war. Wo er konnte, suchte Eustathes Basilius zu verdächtigen und dessen Glauben, dessen Lehre, dessen Eifer heimlich mit Gift zu bespritzen. So war es ihm gelungen, die Bischöfe von Pontus dermaßen gegen ihren Erzbischof einzunehmen, daß sie nicht einmal die gewöhnliche Aufmerksamkeit gegen ihn beobachteten, welche sie dem Metropoliten schuldig waren, und weder schriftlich noch persönlich in Verbindung mit ihm traten. Für Basilius, der die ganze Kirche als Eine in Christus, Eine in der Liebe auffaßte, gab es keinen größeren Schmerz, als Uneinigkeit, sei's im Glauben, sei's in der Liebe; und so schrieb er denn zuerst an jene Bischöfe einen wunderschönen demüthigen Brief, in welchem er sie bittet, sich mit ihm zu versöhnen: „Ich hatte stets ein großes Verlangen nach der Zusammenkunft mit euch," fängt er an; „allein es trat immer ein Hinderniß ein, das meinem Wunsche im Wege stand: bald Sorgen für die Kirchengemeinden, bald Kämpfe mit den Empörern gegen die wahre Lehre, bald körperliche Hinfälligkeit. Daher lebe ich bis auf diesen Tag in Trauer und Betrübniß, weil ich weiß, daß euer Beistand mir fehlt. Denn da ich von dem Sohne Gottes Selbst, durch sein Beispiel wie durch sein Evangelium, das Wort vernommen habe: Daran werden Alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch einander liebet; und: Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; so kann ich mich nicht überzeugen, daß ich ein würdiger Diener Jesu Christi genannt werden könne, wenn ich nicht die gegenseitige Liebe und den Frieden, so viel bei mir

steht, gegen Alle beobachte. Ich habe lange gewartet, ob uns nicht von eurer Liebe ein Besuch zu Theil würde; ob ihr uns nicht von Zeit zu Zeit treue Brüder senden würdet, um uns in unseren Drangsalen zu besuchen; ob nicht freundschaftliche Briefe häufiger kommen würden, theils um unseren Eifer zu unterstützen, theils um uns zurechtzuweisen, wenn wir in irgend etwas gefehlt hätten; denn wir läugnen nicht, daß wir tausend Fehlern unterworfen sind, da wir Menschen sind und im Fleische leben. Allein da ihr diese Pflichten unterlassen habt, entweder weil ihr sie nicht einsahet, oder weil ihr, durch Verläumdungen gegen uns eingenommen, uns eines freundschaftlichen Besuches nicht für würdig gehalten habt: sehet, so machen wir jetzt den Anfang eines Briefwechsels mit euch, und erklären uns bereit, die Beschuldigungen, welche gegen uns vorgebracht werden, vor euren Augen zurückzuweisen, wenn nur unsere Verläumder dazu bewogen werden können, sich in eurer Gegenwart persönlich uns gegenüber zu stellen. Dann wollen wir sie nicht Verläumder, nicht einmal Ankläger nennen, sondern Brüder, die uns in Liebe ermahnen und zu unserer Besserung tadeln. Dann werdet ihr keine Lästerungen anhören, sondern Beweise prüfen, und wir dürfen dann auf Heilung hoffen, was nicht geschehen würde, wenn man uns unsere Sünde nicht bekannt machte. Nichts trennt uns von einander, meine Brüder, sobald wir nicht absichtlich die Trennung suchen. Wir haben einen Herrn, einen Glauben, eine und dieselbe Hoffnung. Wir sind Sprößlinge jener Väter, welche uns geboten haben, die Zeichen der Gemeinschaft von einem Ende der Erde zum anderen zu tragen und Alle unter einander Brüder und Verwandte zu sein. Und wir trennen uns jetzt von einander, und schämen uns nicht der Trennung, und halten den Mangel an Eintracht für keinen Nachtheil, und fürchten nicht, daß die schreckliche Weissagung des Herrn an uns in Erfüllung gehe, die da heißt: Weil die Ungerechtigkeit überhand nimmt, wird die Liebe bei Vielen erkalten. (Matth. 14, 12.) Nein, ehrwürdige Brüder, nein! lasset dies nicht zu! tröstet uns

für die Vergangenheit durch liebreiche Grüße, lindert die Wunde unseres Herzens durch euere Freundschaft. Wollt ihr etwa zu uns kommen und persönlich unsere Gebrechen untersuchen, so geschehe dies. Wir sind bereit, euch mit offenen Armen zu empfangen und uns zur genauen Untersuchung zu stellen, wenn nur die Liebe bei der Sache vorangeht. Oder wollt ihr bei euch einen Ort bestimmen, wo wir uns einfinden, euch den schuldigen Besuch abstatten und alle mögliche Gelegenheit uns zu prüfen euch gewähren sollen, so geschehe das. Wenn nur das Vergangene geheilt und in Zukunft der Verläumdung kein Spielraum gestattet wird. So lange wir athmen, sind wir verpflichtet, nichts zu unterlassen, was zur Erbauung der Kirche Christi beiträgt."

Hatten diese Bischöfe nur eine persönliche, auf Unkenntniß seiner Gesinnung und seines Charakters beruhende Abneigung gegen Basilius, so kam bei Atarbius, dem Bischof von Neocäsarea, der traurig gewichtige Grund hinzu, daß er ein Anhänger der Irrlehre des Sabellius war, den dreipersönlichen Gott läugnete und sich eifrig bestrebte, seine Irrthümer in seiner Diöcese zu verbreiten. Für ihn war die Nachricht, daß Basilius im Lande sei, gleichsam die Ankündigung eines Glaubensrichters und er fürchtete nichts so sehr, als einen Besuch des heiligen Erzbischofs in Neocäsarea, wo derselbe viele Anverwandte und Jugendfreunde hatte. Die Kleriker waren eines Sinnes mit ihrem Bischof; aber Alle zusammen wußten öffentlich keinen anderen Grund für ihren Groll gegen Basilius anzugeben, als daß er ein Neuerer sei, welcher in der Kirche Dinge einführe, von denen der heilige Gregor Thaumaturg, der den christlichen Glauben nach Neocäsarea gebracht, nichts gewußt habe; nämlich das Psalmengebet der Gemeinde in der Kirche und das klösterliche Leben. Da dies aber keine Gründe waren, welche einen allgemeinen Abscheu gegen Basilius hervorriefen, und da der Bischof dessen Besuch in Neocäsarea durchaus verhindern wollte, so nahm er seine Zuflucht zu einem Gaukelspiel. Er gab vor, entsetzliche Träume gehabt zu haben, welche die Stadt mit

schwerem Unheil bedrohten, wenn Basilius sie heimsuche. Er ließ diese Träume unter dem leichtgläubigen Volke aussprengen, und es gelang ihm, dasselbe in die höchste Aufregung zu versetzen. Als ob es von einer Geißel Gottes bedroht sei, entstand ein großer Auflauf, um den Senat der Stadt zu bitten, er möge Sorge tragen, daß dieser große Feind Gottes in der Ferne bleibe. So wurde das arme Volk hintergangen: es schauderte zurück vor dem Heiligen. So triumphirte die Lüge über die Wahrheit; wie die Wolke, wenn sie sich über die Sonne hinzieht: vorübergehend.

Basilius war daran gewöhnt, und seiner in seinem göttlichen Meister ruhenden Demuth wurde es nicht schwer, um Gerechtigkeit zu bitten, statt sie zu fordern; und so hatte er denn an die Priesterschaft von Neocäsarea geschrieben und dringend gebeten, ihm ein gerechtes Gericht zu gönnen, ihn nicht ungehört zu verdammen, ihn nicht als einen überwiesenen Gotteslängner zu behandeln. Er hatte ihnen gesagt: „Wohl kenne ich die Worte des Apostels über die menschlichen Gerichte, als er sprach: Mir ist es das Geringste, von euch oder von einem menschlichen Gerichtstag gerichtet zu werden (1 Korinth. 4, 3.) und sein ganzes Leben der Untersuchung des untrüglichen göttlichen Gerichtes anheimstellte. Allein nachdem lügenhafte Verläumdungen euer Ohr eingenommen haben, nachdem unser Wandel und unser Glaube an Gott hinterlistig entstellt worden ist, spreche ich mehr euretwegen, als meinetwegen; denn ihr werdet empfindlicher beschädigt als ich. Ich werde zwar eurer Liebe beraubt, ihr aber der Wahrheit. Und welch' größeres Unglück könnte einem Menschen begegnen, als wenn er um das kostbarste Gut, um die Wahrheit betrogen würde? Meine Brüder! ich behaupte ja nicht, daß ich ohne Sünde und daß mein Leben nicht von tausend Gebrechen voll sei. Ich kenne mich selbst. Ich höre nicht auf über meine Sünden zu weinen, damit ich meinen Gott versöhnen und der angedrohten Strafe entgehen möge. Ich sage vielmehr: man bringe meine verborgene Bosheit an das Licht, aber man lasse nicht dem Hasse freien

Lauf, sondern ermahne mich als einen Bruder. Es ist ja ihrer würdiger, wenn selige und von keiner Sünde befleckte Männer mit uns Sündern Mitleid haben, als wenn sie gegen uns aufgebracht sind. Findet sich ein Irrthum in unserer Glaubenslehre, so werde eine unparteiische Untersuchung darüber angestellt. Wir sind unter der Aufsicht unserer Großmutter, der weitberühmten Macrina, der seligen Frau, die aus eurer Mitte stammte, erzogen worden; wir haben von ihr des großen Gregor (Thaumaturg) Lehre, welche sie bewahrte und beobachtete, empfangen und gelernt; wir sind später Länder und Meere durchwandert und haben immer zu Führern unserer Seele auf dem Wege zu Gott solche Väter gewählt, welche nach der überlieferten Glaubenslehre wandelten; und bis zu dieser Stunde haben wir das Bewußtsein, daß wir durch die Gnade Desjenigen, der durch heilige Berufung zu seiner Erkenntniß uns geführt hat, nie ein Wort, welches der gesunden Lehre widerspräche, in unser Herz aufgenommen, nie unsere Seele mit der Ruchlosigkeit des Arianismus befleckt haben. Aber wenn wir je Arianer zu unserer Gemeinschaft zugelassen haben, so ist das geschehen, weil sie ihren Irrthum im Herzen verbargen und Worte der Wahrheit im Munde führten. Ich habe vom seligsten Vater Athanasius, Bischof zu Alexandrien, einen Brief, den ich auf Verlangen vorzeigen kann, worin er deutlich erklärt: Wolle Jemand von der arianischen Ketzerei zurückkehren und das Glaubensbekenntniß von Nicäa ablegen, so dürfe man kein Bedenken tragen, ihn in die Gemeinschaft aufzunehmen. Diesem großen Mann bin ich in meinem Verfahren gefolgt. — Urtheilt also nach der Wahrheit und nach der richtigen Einsicht, meine Brüder. Lasset hinfort die Kirchen in Eintracht leben. Lasset uns nicht durch kindische und kleinliche Gesinnungen dem Volke Gottes große Uebel zufügen. Fraget die Väter über die Eintracht der früheren Tage und sie werden euch sagen, daß die Gemeinden und die Kleriker freundschaftlich zusammen hingen und daß die Hirten, von übernatürlicher

Liebe beseelt, sich Einer des Anderen als Lehrer und Führer in Sachen des Herrn bedienten."

Dies Schreiben blieb ohne Antwort und Erfolg, und ein zweites aus Annesi hatte keine bessere Wirkung, obgleich Basilius darin dem Klerus von Neocäsarea auseinandersetzte, daß man unmöglich die Einführung des Klosterlebens in Kleinasien ihm zum Vorwurf machen könne. „Was thun denn jene Männer, welche der Welt entsagt haben? fragt er. Sie tragen die Abtödtung Jesu an ihrem Leibe, sie haben ihr Kreuz auf sich genommen, sie folgen dem Herrn nach. Sind dies Vergehen, so würde ich mein Leben dafür hingeben, wenn es die meinigen wären und wenn ich unter meiner Leitung recht viel Männer hätte, welche sich derselben schuldig machten. Haben sich Personen des weiblichen Geschlechtes entschlossen, nach dem Rathe des Evangeliums zu leben, die Jungfräulichkeit der Ehe vorzuziehen und in der Trauer zu leben, welche gottgefällig gepriesen wird: so sind sie selig wegen ihres Entschlusses. Kann man ihrem Wandel Unsittliches nachsagen: so will ich wahrlich nicht ihre Vertheidigung übernehmen; wohl aber euch die Versicherung geben, daß unreine Herzen und freche Zungen sich nicht entblöden Dinge zu sagen, welche Satan, der Vater der Lüge, nicht zu sagen gewagt hat. O möchten wir doch recht viele Genossenschaften von Männern und Frauen haben, deren Wandel im Himmel ist, die ihr Fleisch mit allen Leidenschaften und Begierden kreuzigen, deren Sinn unzerstreut auf den Herrn gerichtet ist, die Tag und Nacht im Gebet und mit Lobliedern vor ihm verharren, während die Hände fleißig mit Arbeit beschäftigt sind, damit den Dürftigen mitgetheilt werden könne." — Aber was hilft die Stimme der Wahrheit Denen, welche sie nicht hören wollen? Nichts, — als daß diese verschmähte Wahrheit, dereinst Zeugniß für die Langmuth Gottes und für ihren Undank ablegen wird.

Als die Kunde von dem erkünstelten Volksauflauf zu Basilius gelangte, schrieb er nicht mehr dem Klerus, der sich der Theilnahme an einer solchen Gaukelei schuldig gemacht

hatte, sondern an die vornehmsten Männer der Stadt, die meistentheils seine Blutsverwandte waren, um ihnen den wahren Grund solcher Umtriebe zu enthüllen. „Ich wünschte jetzt," schreibt er, „daß ein Jeder von euch der alten Zeit sich erinnere. Damals suchte uns die Stadt an die Spitze des Unterrichtswesens zu stellen. Wie ludet ihr mich ein! was verspracht ihr mir nicht! was hättet ihr mir nicht gegeben! aber ich war nicht zu halten. Und jetzt sollte ich ungerufen mich bei euch eindrängen? O glaubt das nicht, meine Besten! mein Streben ist mehr darauf gerichtet, unbekannt zu bleiben, als das der Ehrgeizigen darauf, sich zu zeigen. Ich liebe diese Gegend von Jugend auf und weil ich jetzt von den Geschäften, welche sonst auf mir lasten, ein wenig ausruhen darf, so habe ich mich gern zu den Brüdern in die Einsamkeit begeben, keineswegs aber um von hier aus Anderen beschwerlich zu fallen. — Warum aber Menschen zu Träumen und zu Traumdeutern ihre Zuflucht nehmen, um eine Zusammenkunft mit mir zu hintertreiben, das wird vielleicht den Meisten von euch unbekannt sein; vernehmt es also: man geht bei euch damit um, den Glauben umzustürzen und einen anderen einzuführen, welcher den evangelischen und apostolischen Lehren zuwider ist. Nämlich die Irrlehre des Sabellius, die unter dem Schein des Christenthums nichts als Judenthum ist. Denn Der, welcher für den Vater, den Sohn und den heiligen Geist nur e i n e Person annimmt, läugnet das ewige Dasein des Eingeborenen, läugnet die Herabkunft desselben zu den Menschen, seine Auferstehung, sein Gericht; läugnet ferner die Wirkungen, welche nur dem heiligen Geist eigen sind. Nun ist aber nach apostolischer und evangelischer Lehre die Natur des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes dieselbe, so wie die Gottheit nur Eine ist; allein die Personen und deren Namen sind verschieden und stellen uns bestimmte und vollständige Begriffe dar. Wer die Gemeinschaft der Wesenheit nicht bekennt, versinkt in Vielgötterei und wer die besondere Eigenthümlichkeit der drei göttlichen Personen läugnet, verfällt dem Judenthum. Die falsche

Lehre ist bereits in Schriften niedergelegt. Hütet euch vor ihr mehr als vor Schierling und Tollkirsche. Sie ist Gift für die Seelen; nicht unsere Lehre und unsere Predigt, wie euere Träumer und Traumdeuter wissen wollen. Wissen sollten sie, daß die prophetische Gabe nur unbefleckte und von jedem Makel reine Seelen erleuchte. Denn wie der unreine Spiegel die Abbildung der Gegenstände nicht genau auffassen kann: so ist eine von zeitlichen Sorgen und sinnlichen Lüsten verfinsterte Seele nicht im Stande, die Erleuchtung des heiligen Geistes zu empfangen. Auch ist nicht jeder Traum sogleich eine Weissagung, und es gibt einen Lügengeist, der in den falschen Propheten wohnte. Hat uns aber der Herr seinen Frieden hinterlassen und uns ein neues Gebot gegeben, daß wir nämlich einander lieben sollen, und führen statt dessen die Träume Zwietracht und Verletzung der Liebe dafür ein: so sollen sie dem Teufel keine Gelegenheit geben, sich durch den Traum in ihre Herzen einzuschleichen und ihre Traumgesichte nicht höher schätzen, als die seligmachenden Lehren."

So ist die Welt: als Basilius mit ihr zusammenhing, wenn auch nur durch einen seidenen Faden, da wollte sie ihn auf Händen nach Neocäsarea hineintragen. Als er ihr nicht mehr angehörte, wollte sie ihn aus der Stadt hinaus steinigen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die vielfachen Verdächtigungen, denen Basilius sich ausgesetzt sah und die nachtheiligen Wirkungen, welche sie nach sich zogen, indem sie die Eintracht der Bischöfe störten, dem Volke ein Aergerniß gaben, die Verbreitung des Glaubens hemmten, dem Irrglauben die Wege bahnten, bewogen ihn endlich, die Kirchengemeinschaft mit Eustathes von Sebaste aufzugeben und sich öffentlich gegen diesen falschen Freund auszusprechen. Es kostete ihn einen langen Kampf, bis er

zur Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieses Schrittes kam. Eustathes, ein Schüler des Arius, aber anfangs nicht ganz übereinstimmend mit seines Meisters crasser Lehre vom Sohne Gottes, daher ein Semiarianer im Herzen, hatte doch immer das rechtgläubige Bekenntniß von Nicäa abgelegt, wenn es galt Priester und Bischof — und nach einer Absetzung wieder eingesetzt zu werden. Da er in Rom selbst seine Anerkennung als Bischof von Sebaste nachgesucht hatte, so zweifelte Basilius nicht im Mindesten an der Rechtgläubigkeit eines Mannes, der ihm gegenüber sowohl mündlich als schriftlich nie einen Anklang von Irrlehre, selbst nicht in den vertrautesten Gesprächen, hatte laut werden lassen. Eine solche Unaufrichtigkeit durch lange Jahre in der Freundschaft fortzuführen, hielt Basilius für unmöglich und alle Warnungen, welche ihm über Eustathes zu Ohren kamen, für ungerechtfertigten Verdacht. Nachdem Basilius Erzbischof von Cäsarea geworden war, hatte Eustathes ihm zwei Kleriker unter dem Vorwande geschickt, daß sie sich bei ihm bilden und ihn in verschiedenen Arbeiten unterstützen sollten; eigentlich aber als Spione und Verläumder, deren Aussagen um so glaubwürdiger erscheinen mußten, als sie im vertrauten Umgange mit dem heiligen Erzbischof und unter seinem Dache lebten. Diese Männer sprengten Lügen über seine Glaubenstreue aus. Basilius war von einem solchen Verrath so tief ergriffen, daß er selbst sagt: „Nachdem mein Herz durch solche Arglist verwundet war, fehlte nicht viel, daß ich gegen alle Menschen Verdacht gehegt hätte, wenn mir nicht Gottes Erbarmung zuvorgekommen wäre.“ Seine große liebevolle Seele hielt sich aber nicht für berechtigt, aus dem Verrath an der Freundschaft auf Verrath am Glauben zu schließen. Er hielt noch immer die Kirchengemeinschaft mit Eustathes aufrecht. Indessen wurde dieser seinem eigenen Metropoliten, dem Erzbischof Theodotus von Nicopolis, Hauptstadt Klein-Armeniens, so verdächtig, daß er die Gemeinschaft mit ihm aufhob. Da nun Theodotus Basilius zu einem Concil über diesen Gegenstand einlud und des Basilius Weg über Sebaste

führte, so glaubte er es der Freundschaft und der Nächstenliebe schuldig zu sein, mit Eustathes zu sprechen und ihm die häretischen Punkte vorzulegen, über welche man ihn anklagte. „Ich bitte dich," sagte Basilius, „sprich dich jetzt unzweideutig über deinen Glauben aus. Ist es der, den die Kirche lehrt, so bleibe ich in deiner Gemeinschaft; ist er es nicht, so muß ich sie aufheben." Sie hatten ein langes Gespräch bis tief in die Nacht hinein und am nächsten Morgen nahmen sie es wieder auf. Ein Priester der Kirche von Sebaste war gegenwärtig und erhub Widerspruch gegen des Basilius Ansichten; Eustathes aber nicht. Er hatte nicht den Muth, offen seine Irrlehre gegen Basilius auszusprechen; vielmehr beteten sie gemeinschaftlich die Non und lobten Gott für ihre Einigkeit im Glauben, und Basilius setzte froh und beruhigt seinen Weg nach Nicopolis fort. Als Theodotus erfuhr, daß er in Sebaste gewesen sei und nicht mit Eustathes gebrochen habe, wurde auch des Basilius Glaubensreinheit ihm verdächtig und er lud den heiligen Erzbischof nicht nur zur Theilnahme am Concil nicht ein, sondern ließ ihn nicht einmal zum gemeinsamen Stundengebet zu.

Basilius nahm die Kränkung mit seiner gewohnten Demuth hin, betrachtete sie als eine Folge seiner Uebereilung, daß er sich kein schriftliches Glaubensbekenntniß von Eustathes habe geben lassen und setzte gemeinschaftlich mit Theodotus ein solches auf, welches der Bischof von Sebaste nur zu unterschreiben brauchte, um sich von jedem Verdacht der Häresie zu reinigen. Es stellt die Autorität des Concils von Nicäa fest und erklärt, daß dieses die Einheit der göttlichen Natur gegen Arius, und die Verschiedenheit der göttlichen Personen gegen Sabellius festsetze. Es schloß ebenfalls von der katholischen Kirchengemeinschaft diejenige Häresie aus, welche den heiligen Geist zu einem Geschöpf mache. Dies Bekenntniß brachte Basilius dem Eustathes auf seiner Rückreise und dieser unterschrieb es folgendermaßen: „Ich, Eustathes, Bischof, habe gelesen und zeige dir an, Basilius, daß ich mit dem Gelesenen übereinstimme. Ich unterschreibe in Gegenwart

unseres Bruders Fronto, des Chorbischofs Severus und anderer Kleriker." Ueberdies versprach er, sich zu einer Zusammenkunft von Bischöfen einzufinden, welche Basilius einladen wollte, um vollständigen Frieden zwischen ihm und der katholischen Kirche zu stiften. Die Bischöfe kamen; Eustathes kam nicht. Basilius schickte einen Boten nach Sebaste. Dieser kehrte mit der Nachricht zurück: alle Anhänger und Schüler des Eustathes widersetzten sich seiner Abreise und murrten gegen seine Unterschrift eines Glaubensbekenntnisses, in welchem Basilius eine neue Irrlehre über den heiligen Geist ausgesprochen habe. Die katholischen Bischöfe blieben noch einige Zeit beisammen, immer hoffend auf die Ankunft des Eustathes. Endlich erschien statt seiner ein Brief in unbestimmten Ausdrücken, so daß nicht mehr zu zweifeln war, er wolle seinen zweideutigen Standpunkt nicht verlassen; und die Bischöfe trennten sich trauernd über so viel Heuchelei. Eustathes hatte die Frechheit, noch einmal vermittelnde Vorschläge über die Glaubenslehre bei Basilius beantragen zu lassen; dieser erwiderte: Eustathes möge einfach erklären, ob er Die, welche das Credo von Nicäa verwarfen und Die, welche den heiligen Geist ein Geschöpf nannten, in seiner Kirchengemeinschaft aufnehme oder nicht. Als anstatt eines bestimmten Ja oder Nein ein langer, leerer Wortkram und Wünsche des Friedens erfolgten, schrieb Basilius: „Ich bin bereit, mein Leben für den Frieden in der Kirche hinzugeben; aber er sei aufrichtig und dauernd. Will Eustathes mit einem Wort bekennen, daß er die Gemeinschaft mit den Feinden des Glaubens verwirft: so will ich gern die Schuld unseres schmerzlichen Zerwürfnisses auf mich nehmen. Einen falschen Frieden aber muß ich verwerfen. Ich kann nicht als Heuchler dem Altare nahen."

So war er immer: nie verletzte er die Liebe, nie verläugnete er die Wahrheit. Eustathes hielt es jetzt für gerathen, seine unhaltbare Stellung aufzugeben und sich der Kaiserpartei und dem Arianerbischof Euzojus von Antiochien anzuschließen und überdies eine neue Verläumdung des Basilius zu verbreiten:

mit der Irrlehre des Apollinaris sollte er übereinstimmen; und zwar deshalb, weil Basilius vor zwanzig Jahren einen freundschaftlichen Brief an Apollinaris geschrieben hatte. Dieser Apollinaris war aber, bevor er in seine Irrlehre gerieth, ein glühender Verfechter des katholischen Dogma's und dem großen Athanasius so werth, daß er sich mit Schmerz entschloß, ihn zu bekämpfen und in der Schrift „von der Menschwerdung," die er zu diesem Zwecke schrieb, nie den Namen des Apollinaris nannte. Ein freundlicher schriftlicher Gruß von Basilius an Apollinaris aus einer Zeit, wo beide Laien und jung waren, konnte demnach nur in den Augen der Bosheit etwas Verfängliches haben. Basilius brach aber jetzt sein Stillschweigen und vertheidigte sich öffentlich gegen Eustathes. „Drei Jahre lang," schreibt er, „haben wir das nachgeahmt, womit der Prophet sich rühmt: Ich ward wie ein Mensch, der nicht hört und der in seinem Munde keine Widerrede hat. Wir verschlossen den Schmerz, den die Verläumdung uns verursachte, in der Tiefe des Herzens, weil wir glaubten, daß sie mehr aus Unkenntniß der Wahrheit als aus Bosheit gesagt werde; da aber die Feindschaft mit der Zeit fortschreitet und anstatt das Vergangene zu bereuen, nur immer bitterer wird: so scheint mir die Zeit zu schweigen vorüber und die Zeit zu reden gekommen zu sein."

Er geht nun auf seine Jugend über, die er fast ganz an weltliche Wissenschaft verschwendet, bis ihn „das wunderbare Licht der Wahrheit des Evangeliums wie aus tiefem Schlafe geweckt" habe; auf sein Verlangen, in der Vollkommenheit gefördert zu werden; auf seine Reisen, die er unternahm, um große Vorbilder zu finden; auf die heiligen Männer in Cölesyrien, Palästina und Aegypten, „die in der That beweisen, was es heiße, ein Fremdling auf Erden zu sein und den Wandel im Himmel zu haben;" auf seine freundschaftliche Verbindung mit Eustathes und dessen Schülern in der Ascese, welche darauf beruhte, daß Basilius hoffte, „zu seinem Heil einige Hülfe zu finden." Dann fährt er fort: „Wegen ihrer demüthigen und strengen Lebensweise schloß ich mich ihnen

an und duldete nie die Beschuldigungen, die man wider sie, als heimliche Arianer, vorbrachte, denn niemals hatte ich dergleichen Irrlehren von ihnen vernommen. Aber auch sie sollten bekennen, daß wir in unserem Glauben nie gewankt haben. Möge mein ganzes Leben Tadel verdienen, so darf ich mich doch im Herrn rühmen, niemals irrige Begriffe in der Glaubenslehre gehabt zu haben. Ich behielt die, welche ich in meiner Jugend von meiner Großmutter Macrina und von meiner seligen Mutter empfing; sie entwickelten sich in mir und als meine Vernunft reif geworden war, vertauschte ich sie nicht gegen neue Ansichten, sondern ließ die Anfangsgründe sich vervollkommnen. Wer mich jetzt wegen falscher Lehre in übelen Ruf bringt, denke an den Richterstuhl Christi und erforsche sein Gewissen, ob er je etwas Anderes von uns gehört habe, als Das, was wir jetzt sagen. Frage dich selbst! ruft er nun dem Eustathes zu, hast du etwas Anderes gehört, als du mich im Kloster am Fluß Iris besuchtest und der gottliebende Gregor bei mir war? Oder zu Annesi, bei meiner Mutter, wo wir Tag und Nacht Gespräche über diesen Gegenstand führten? Oder als wir zusammen den seligen Sylvanus besuchten? Waren nicht später deine getreuesten Schüler immer um mich? schrieben deine Geschwindschreiber nicht auf, was ich gegen die Häresie lehrte? Stimmt nicht Alles genau zusammen? ausgenommen, daß man in unseren Reden einen gewissen geistigen Fortschritt findet, der aber nicht eine Veränderung, wohl aber eine Ergänzung durch Zuwachs der Erkenntniß ist. Und jetzt werde ich der Gotteslästerung beschuldigt, sogar von Solchen, die durch lange Freundschaft mit mir verbunden waren! Wer aber Willens ist, mit seinem Bruder die Freundschaft zu brechen, muß Vieles sorgfältig erwägen, muß manche Nacht schlaflos hinbringen, muß mit tausend Thränen Gott um Licht bitten; sollte es aber nicht thun auf einen einzigen Brief hin, der ihm nur in der Abschrift, nicht im Original zu Händen kam und der vor zwanzig Jahren geschrieben wurde. Ich habe Niemand, der meine Gesinnung und meinen Wandel in die-

sen zwanzig Jahren besser bezeugen könnte, als eben meine Ankläger."

Die Gesinnung des Eustathes hatte sich durch seinen offenen Anschluß an die Arianer jetzt so vollkommen entschleiert, daß seine Verläumdungen einem katholischen Bischof nicht mehr schaden konnten.

Sechzehntes Kapitel.

Der heilige Epiphanius, Bischof zu Salamis auf der Insel Cypern, hatte eine große Verehrung für die Persönlichkeit, den Geist und die Glaubenskraft des Basilius und bat ihn, die Irrlehre des Apollinaris in einer Schrift zu bekämpfen. Kleriker seiner Kirche waren Ueberbringer seines Schreibens an Basilius. In welcher Trübsal die Kirche des Orients damals stand, geht aus dem Anfang von Basilius Antwort hervor, die im Jahre 377 geschrieben wurde. „Es war in der That kein geringer Beweis von Liebe, daß du dich unserer erinnerst, die wir so geringe und werthlose Menschen sind, und daß du uns Brüder schicktest uns zu besuchen, taugliche Ueberbringer friedfertiger Briefe. Dies ist eine gar seltene Erscheinung, weil bereits Alle bei Allen in Verdacht stehen, und weil die, welche in den Hauptpunkten übereinstimmen, wenigstens in irgend einer Sache durchaus von einander abweichen und dadurch die Wunden vergrößern, welche die Häretiker den Seelen schlagen."

Die Aufforderung, sich mit den Irrthümern des Apollinaris schriftlich zu beschäftigen, lehnt Basilius ab. Im Hinblick einerseits auf die allgemeine Disputirsucht, die wie eine Krankheit des Gehirns im Orient grassirte; andererseits auf den gemeinen Mann, der durch die gehäuften Erklärungen und Erläuterungen der Dogmen eher verwirrt als belehrt wird, schreibt er an Epiphanias: „Das Dogma von der Menschwerdung des Herrn wollen wir, wie es im Nicäischen Bekenntnisse aufgestellt ist, festhalten; denn wenn wir von

der Einfachheit des Glaubens abweichen, so ist des Redens kein Ende mehr; der Widerspruch reißt uns weiter und immer weiter fort, und wir laufen Gefahr, die Seelen der Einfältigeren zu beunruhigen. Ueberhaupt können wir zu jenem Bekenntnisse nichts beifügen, auch nicht das Geringste, mit Ausnahme der Verherrlichung des heiligen Geistes. Diesen Punkt haben unsere Väter nur im Vorübergehen erwähnt, da zu jener Zeit diese Frage noch nicht angeregt worden war."

Alles Feuer der sinkenden Flamme seines Lebens wollte Basilius zum Kampfe gegen die Arianer verwenden, der ihm um so ausschließlicher zufiel, je mehr Kaiser Valens katholische Bischöfe absetzte und in's Exil schickte. Die verlassenen Gemeinden, die verwaisten Kleriker, die verfolgten Klosterleute wendeten sich hülfs- und trostbedürftig an Basilius, der mitten in der Verfolgung unverfolgt da stand, wie ein Leuchtthurm in der tobenden Meeresbrandung. An syrische Mönche schrieb er: „Laßt den Muth nicht sinken in eueren Drangsalen; erneuert euch in der Liebe zu Gott; steigert täglich euren Eifer in der Ueberzeugung, daß ihr die Ueberreste der Religion treu im Gemüthe bewahren müßt, welche der Herr bei seiner Ankunft auf Erden finden soll. Und wenn auch die Bischöfe aus ihren Kirchen vertrieben sind, so darf euch das nicht wankend machen. Und wenn auch aus den Klerikern selbst Verräther hervorgegangen sind, so darf das euer Vertrauen auf Gott nicht schwächen. Nicht die Menge ist es, die selig wird, sondern die Auserwählten Gottes. Der große Volkshaufe erschrecke euch nie; er wird wie die Welle von den Winden hin- und hergetrieben. Und wenn auch nur Einer gerettet wird, so muß er in der rechten Gesinnung bleiben, mit unerschütterlicher Hoffnung auf Christus, weil der Herr seine Heiligen nicht verlassen wird. Euere ganze Brudergemeinde in Christo grüßet von mir und betet aufrichtig für meine erbarmenswürdige Seele."

Zu Nicopolis in Klein-Armenien hatten nach dem Tode des Bischofs Theodotus die Arianer die Oberhand gewonnen und trotz des Widerstandes der Einwohner einen Geistlichen

auf den Bischofstuhl gesetzt, der sich vom Ehrgeize blenden ließ, den katholischen Glaubten verläugnete und sich dem Arianismus anschloß. Er hieß Fronto. Die übrigen Priester und das Volk flohen seine Gemeinschaft, und da ihnen die Kirchen in der Stadt genommen waren, hielten sie ihren Gottesdienst auf freiem Felde. Basilius schrieb dem Klerus von Nicopolis: „Das, was euch begegnet, ist Vielen widerfahren, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Geschichtsbücher und mündliche Tradition stimmen darin überein, daß Prüfungen für den Namen des Herrn Diejenigen getroffen haben, welche auf ihn hofften. Aber die Trübsal ging vorüber und es zeigte sich, daß die heftigen Prüfungen, die über die Kirche einbrachen, schwächer waren, als die Festigkeit des Glaubens an Christus. Darum wollen wir den Entschluß fassen, nicht auf die Gegenwart zu sehen, sondern den Blick unserer Hoffnung auf die Zukunft zu richten. In den Wettkämpfen wird Niemand bekränzt, der nicht verwundet und mit Staub bedeckt worden ist. Ihr seid Söhne der Bekenner und Söhne der Martyrer, welche bis zum Blutvergießen Widerstand geleistet haben. Lasset uns also bei geringeren Drangsalen nicht in Jammer ausbrechen. Bis jetzt ist keiner von uns durch Geißeln zerfleischt, in's Gefängniß geworfen, in die Verbannung geschickt worden. Welch Ungemach haben wir denn erlitten? Dieses etwa: daß wir noch nichts litten, noch nicht der Leiden für Christus würdig erachtet wurden. Schmerzt euch der Umstand, daß Jener das Bethaus inne hat und ihr unter freiem Himmel den König des Himmels und der Erde anbetet: so bedenkt, daß die Jünger in einem Saale eingeschlossen waren, während die, welche den Herrn gekreuzigt hatten, im weltberühmten Tempel den jüdischen Gottesdienst begingen."

In einem anderen Schreiben ermahnt er die Priester zu Nicopolis: „Wenn ich sehe, daß die Bösen mit Muth und Eifer zum erwünschten Ziele hinstreben und gelangen, euere Gottseligkeit aber schon ermüdet und bei der anhaltenden Drangsal den Muth verliert, so werde ich von Trauer erfüllt.

Denke ich aber an Gottes mächtige Hand, die im Stande ist, die Gebeugten aufzurichten, die Gerechten zu erheben, die Stolzen zu zerschmettern, die Mächtigen von ihrem Throne zu stürzen, so bin ich wie umgewandelt. Ich fasse wieder Hoffnung, und die Ueberzeugung kräftigt mich, daß uns der Herr in Folge eures Gebetes bald den Frieden geben wird. Ermüdet nur nicht im Gebete und übt die Beharrlichkeit aus, zu der ihr Andere auffordert."

Die Verfolgungswuth der Arianer ging aber zu Nicopolis, wie überall, bald in Grausamkeit über, so daß Basilius der niedergeschlagenen Gemeinde tröstend schrieb: „Wie seufzte und jammerte ich, als euere Bedrängnisse mir zu Ohren gelangten! wie wehe that es mir, von eueren Leiden zu hören, von Schlägen und Mißhandlungen der Personen, von Plünderung der Häuser, Verwüstung der Stadt, Verheerung des Landes, Vertreibung der Priester, vom Einfall der Wölfe und von Zerstreuung der Heerden. Aber ich erhob meine Augen zum Herrn im Himmel und hörte auf zu weinen und faßte die feste Ueberzeugung, daß bald Hülfe erscheinen und die Verlassenheit nicht lange mehr dauern wird. Was wir leiden, das leiden wir um unserer Sünden willen. Der Gnadenvolle wird aber aus Liebe zu der Kirche und aus Barmherzigkeit seinen Beistand erscheinen lassen."

Zu derselben Zeit schreibt Basilius seinem Freunde Amphilochius, dem Bischofe von Iconium, im Hinblicke auf die traurigen Zustände in Nicopolis, welche sich mehr oder minder durch ganz Klein-Armenien verbreiteten:

„Wenn wir dein ruhiges Leben betrachten, so danken wir dem Herrn, der deine Frömmigkeit von der Feuersbrunst entfernt hält, die unsere Bezirke auf schreckliche Weise verheert. Der gerechte Richter hat uns um unserer Sünden willen einen Engel des Satans (den Fronto) geschickt, der uns gründlich quält, die Irrlehre heftig verbreitet und im Haß gegen uns schon so weit gegangen ist, daß er nicht mehr das Leben der Gläubigen schont. Einen gewissen Asclepius, der keine Gemeinschaft mit ihnen haben wollte, hat er so lange

geißeln lassen, bis er an den Schlägen starb, oder vielmehr in's Leben überging. Mit dieser Schandthat stimmen alle übrigen Handlungen zusammen, wie Leute sie sich erlauben, welche den Schutz der herrschenden Macht nach Gutdünken mißbrauchen dürfen. Allein der Herr wird uns auf deine Fürbitte Geduld und Befreiung von diesen Uebeln gewähren, und darum wollen wir die schwere Heimsuchung so ertragen, wie es der Hoffnung auf Ihn angemessen ist. Lebe wohl, sei fröhlich in Gott, bete für uns."

Der Glaube ist prophetisch. Die Verfolgung nahm ein plötzliches Ende: Kaiser Valens starb.

Siebenzehntes Kapitel.

Das östliche Europa war von deutschen Völkern: Gothen, Alanen, Sueven, Gepiden, Heruler &c. bewohnt. Je mehr die Volkszahl zunahm, desto mehr suchten sie sich durch Eroberungen auszubreiten. An der unteren Donau saßen die Gothen, bald heftige Feinde der Römer, bald ihre Bundesgenossen. Sie besiegten und tödteten Kaiser Decius; Gallus zahlte ihnen Tribut; unter Valerian drangen sie durch Macedonien und Griechenland, über den Hellespont in Kleinasien bis Kappadocien vor, verwüstend und zerstörend, was sie nicht als Beute entführen konnten. Unter den gefangenen Kappadociern, welche die Gothen fortschleppten, waren Christen. Durch sie begann das milde Licht des Evangeliums den nordischen Barbaren aufzugehen in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, und obzwar die Masse des Volkes noch heidnisch war, erschien doch schon ein Bischof der Gothen, Theophilus, auf dem Concil von Nicäa und unterschrieb das Glaubensbekenntniß. Die Gothen waren Kaiser Constantins Bundesgenossen gegen Licinius. Mit Kaiser Valens führten sie Kriege, die für sie einen ungünstigen Ausgang nahmen, denn Valens gewährte ihnen nur unter der Bedingung Frieden, daß sie nicht mehr das südliche Ufer der

Donau betreten würden; dafür aber zahlte er ihrem König Athanarich jährlich eine gewisse Geldsumme. Diese Ruhezeit wendete Athanarich dazu an, um die Christen unter seinem Volke zu verfolgen. Wie den heidnischen Kaisern war ihm das Christenthum und dessen Ausbreitung ein Dorn im Auge. Er suchte es auszurotten, indem er den Christen die Wahl ließ zwischen Götzenopfer und Tod. So wurden Viele zu Martyrern, unter ihnen der heilige Sabas, ein junger Mann von dreiunddreißig Jahren, der im Jahre 372 nach unsäglichen Qualen ertränkt wurde. All diese Gläubigen, diese Bekenner und Martyrer waren katholisch. Nach einigen Jahren wurde es den beiden Königen, dem Ostgothen Athanarich und dem Westgothen Fritigern nicht mehr möglich, den Friedenstractat mit Valens inne zu halten. Ein neues Barbarenvolk tritt in's Leben der Weltgeschicke: die Hunnen. Aus Asien wälzte es sich auf Europa wie eine unheilbringende Wetterwolke, sei es, daß es vor Siegern mehr und mehr weichen mußte, sei es, daß es dem damaligen Zuge der Völker des Ostens gegen Westen folgte; geheimnißvoller Zug, welcher dem göttlichen Geisteshauch gehorchte und diente, der die Geschicke der Welt regiert. Die Hunnen, aus ihren Steppen vertrieben, wälzten sich mit ungeheuerer Uebermacht auf die Gothen, so daß diese gleichsam den Boden unter den Füßen verloren und, aus ihren Wohnstätten gedrängt, sich genöthigt sahen, Kaiser Valens zu bitten, ihnen die Ansiedelung in seinem Reiche, auf dem südlichen Ufer der Donau zu erlauben. Sie schickten deshalb im Jahre 376 den christlichen Bischof Ulphilas mit einer Gesandtschaft nach Antiochien, wo sich der Kaiser seit Jahren aufhielt. Valens gewährte die Bitte unter der Bedingung, daß sich die Gothen zum Christenthume bekehrten, d. h. zu dem seinen, dem Arianismus. Mit größtem Eifer wirkte für diese Bekehrung der gothische Bischof Ulphilas, berühmt durch seine Erfindung der gothischen Buchstaben und durch seine Uebersetzung der heiligen Schrift in die gothische Sprache. Er war ein Kappadocier von Geburt, aber bei den Gothen naturalisirt.

Er hoffte für die Gothen vortheilhaftere Bedingungen und friedlichere Verhältnisse, wenn sie auf den Vorschlag des Kaisers eingingen und verrieth den Glauben, für den vor wenigen Jahren die Martyrer geblutet hatten. Seltsam! so berühmt durch die Jahrhunderte zu gehen wegen Scharfsinn und Thätigkeit des Geistes und nicht das Brandmal des Apostaten an der geistvollen Stirne zu tragen! Als ob die Uebersetzung der heiligen Schrift den Verlust des heiligen Glaubens aufwiegen könnte!

Im Jahre 377 setzten die Gothen über die Donau, um sich in Mösien anzusiedeln. Es war zur Bedingung gemacht, daß die Männer ihre Waffen auf römischem Boden niederlegten. Da sie aber bestechliche Beamte fanden, so erkauften sie die Erlaubniß, sich nicht von ihren geliebten Waffen zu trennen, mit Hab' und Gut. Sie mochten wohl hoffen, daß ihnen die Waffen das Verlorene bald wieder erobern würden. Statt ihnen aber die zugesagten Ländereien anzuweisen und Lebensmittel zu liefern, verschloß man vor ihnen sogar die öffentlichen Magazine. Sie mußten ihre Heerden schlachten und verzehren. Dann aßen sie Hunde, und für einen Hund mußten sie oft einen Sklaven hingeben, und hatten sie keinen, ein Kind. Als nun gar König Fritigern zu einem Feste nach Marcianopolis eingeladen und seine Leibwache in seiner Abwesenheit niedergemacht wurde, erkannten die Gothen, daß man sie als Feinde betrachte und behandle und sie auf jede Weise zu schwächen, vielleicht auszurotten suche. Fritigern rief seine Mannen zu den Waffen, und es erfolgten Schlachten auf Schlachten, die sämmtlich zum Vortheile der Gothen ausfielen. Von altem Nationalhaß und neuer Rache entflammt, plünderten und verwüsteten sie Mösien, überstiegen das Balcangebirg, fielen in Macedonien und Thracien ein, und machten Streif- und Raubzüge bis in die Vorstädte von Constantinopel. Diese traurigen Nachrichten veranlaßten Kaiser Valens, im Frühling 378 von Antiochien aufzubrechen und nach Constantinopel zu gehen. Er fand das Volk daselbst höchst niedergeschlagen und unmuthig über

seine Zögerung. Als er kurz nach seiner Ankunft im Circus erschien, dessen Spiele und Wettkämpfe trotz aller Ungunst der Zeiten der leidenschaftlichen Liebhaberei des Volkes nicht fehlen durften, erhob sich die anwesende Menge; nicht um ihn zu begrüßen, sondern um mit einer Stimme Waffen zu begehren: sie selbst wollten gegen die Gothen ausziehen, welche der Kaiser unbedachtsam in's Land gezogen habe. Valens war im höchsten Grade aufgebracht, rief den Feldherrn, Graf Trajan, vom Oberbefehl ab und schickte statt seiner den General Sebastian zum Heere. Dieser Mann war Manichäer und berüchtigt durch die Grausamkeit, mit welcher er vor einigen zwanzig Jahren die Sache des Arianerbischofs Georg und dessen Anhangs in Alexandrien gegen Athanasius aufrecht gehalten hatte. Dem Trajan, einem tüchtigen und bewährten Feldherrn, warf Valens mit großer Bitterkeit Feigheit vor. Aber Trajan, der ein ebenso tapferer Soldat als muthiger Christ war, entgegnete unverzagt: „Nicht ich, Herr, bin besiegt worden; dich hat Gott besiegt. Weil du so lange wider ihn Krieg führst, hat er Barbaren zu seinem Werkzeuge und zu deinen Ueberwindern gemacht."

Als Valens nach kurzem Aufenthalte mißmuthig Constantinopel verließ und sich in's Feldlager begab, kam er an der Hütte eines Einsiedlers vorüber, der Isaak hieß, und der wegen seines frommen Gebetslebens allgemein sehr verehrt wurde. Isaak rief dem Kaiser zu, der mit prangendem Gefolge dahin ritt: „Herr, wohin gehst du! gehe nicht weiter! Gott ist nicht mit dir, du wirst dein Heer verlieren und wirst nicht wiederkommen." „Ich werde wiederkommen und dich um's Leben bringen lassen," erwiederte Valens zornentbrannt. „Wohlan, Herr, tödte mich, wenn meine Prophezeiung falsch ist," antwortete Isaak. Nach einigen kleinen günstigen Treffen kam es am 9. August 378 bei Adrianopel zur entscheidenden Schlacht. Sie endete mit der gänzlichen Niederlage des kaiserlichen Heeres; zwei Drittheile desselben bedeckten das Schlachtfeld als Leichen, unter ihnen Sebastian, der fromme Trajan und viele Generäle. Der Kaiser war verschwunden.

Wie er umgekommen war, wußte Niemand genau. Er soll schwer verwundet durch einen Pfeilschuß in die Hütte eines thrazischen Bauern getragen, und diese durch die Gothen in Brand gesteckt worden sein. So kläglich endete Kaiser Valens: die Gothen, denen er das Verderben der Seelen durch die Häresie brachte, wurden ihm zum Verderben, und kaum dreißig Jahre später standen sie vor den Thoren von Rom als Eroberer.

Basilius erlebte noch dies für den Frieden der Kirche so wichtige Ereigniß und die Heimkehr der verbannten und flüchtigen Bischöfe, welche Kaiser Gratian auf ihre Sitze zurückberief. Wie eine Feuersbrunst, welche keine Nahrung mehr findet, allmälig erlischt, sank der Arianismus nach und nach im Oriente zusammen, freilich nur, um anderen Häresien Platz zu machen. Die Gothen aber behielten ihn bei, schon aus Haß und zum Gegensatze wider die Römer und steckten mit ihm auch andere germanische Völker, namentlich die Longobarden an. Große Reiche gründeten sie mit dem Arianismus in Italien, Gallien und Spanien, und es währte über zweihundert Jahre, bis die zur sittigenden Macht der Welt aufblühende katholische Kirche seine Zerfallenheit in ihre Einheit verschmolz.

Auch die Beilegung des Schisma's zu Antiochien, das seinem Herzen solchen nagenden Kummer gemacht hatte, sah Basilius aufdämmern. Meletius kehrte dahin zurück und wurde mit unbeschreiblichem Frohlocken, sogar von der Partei des Paulinus empfangen. Alle Einwohner strömten ihm entgegen; die Einen küßten seine Hände, die Anderen seine Füße, noch Andere seine Gewänder. Wer nicht bis zu ihm gelangen konnte, pries sich glücklich, sein Antlitz zu sehen, ja, nur seine Stimme zu hören; so war er geliebt. Doch die volle Versöhnung erlebte er nicht mehr. Er hatte seinerseits sogleich die Freiheit benutzt, die Gratian gewährte, um einige seiner besten und erprobtesten Schüler zu Bischöfen derjenigen Kirchen seiner Diöcese zu weihen, welche die Arianer auf kaiserlichen Befehl jetzt räumen und den Katholiken zurück-

geben mußten. Kaiserliche Gewaltthat hatte ihnen diese Kirchen verschafft; kaiserlicher Befehl nahm sie ihnen; das war in der Ordnung, und sie konnten aus dieser Erfahrung lernen, was es sei, den Kaiser zum höchsten Oberhaupte der Kirche zu machen. Am 1. Januar 379 starb Basilius, kaum fünfzig Jahre alt. Aber all' seine Tage und Jahre waren solche, von denen der Psalmensänger sagt: „Einer ist besser als Tausende," so voll gottseligem und gottgefälligem Streben und Wirken, Sinnen und Handeln, so von übernatürlicher Geltung waren sie. Als seine Todeskrankheit ihn ergriff, umwogte ganz Cäsarea sein Haus, und Jeder suchte an sein Sterbebett zu gelangen, um ihn noch Einmal zu sehen, noch Einmal seinen Segen zu empfangen, noch Einmal ein Wort der Liebe von ihm zu hören. Mit dem Gebet: „Herr, in deine Hände empfehle ich meine Seele," stockte sein Athem und es war ein lichter, schöner, großer Geist weniger auf Erden. Eine ungeheuere Wehklage erhob sich, in welche auch Juden und Heiden einstimmten, denn er hatte auch ihrer Nöthen immer sich erbarmt. Gregor von Nazianz sagt in der Lobrede, die er dem Freunde hielt: „Die ganze Welt beweinte ihn, als den Lehrer der Wahrheit und als das Band des Friedens zwischen den Kirchen." Bei seiner Beerdigung fand sich eine solche Volksmenge ein, daß mehrere Personen todt gedrückt wurden. Man wollte den Saum seines Kleides berühren, ja das Tragbett, auf dem er ruhte, weil sie geheiligt waren durch seine heiligen Ueberreste. Der Psalmengesang verstummte neben dem Seufzen, Weinen und Jammern der Menge. Mit der größten Mühe konnte der Trauerzug sich nur Bahn machen und die ehrwürdige Hülle zu der Gruft geleiten, welche die Familie des Abgeschiedenen mütterlicher Seits zu Cäsarea besaß. Sein Bruder Gregor von Nyssa und sein Freund Amphilochius von Iconium begleiteten ihn zur letzten Ruhestatt auf Erden, und somit war ein Leben erloschen, dessen himmlischen Glanz und dessen erhabene Würde die bewundernde Mit- und Nachwelt anerkannte, indem sie Basilius den Heiligen und den Großen

nannte. Man rechnete es sich zur Ehre und zum besonderen Glücke, ihn gekannt zu haben, mit ihm in irgend einer Verbindung, selbst durch dienende Stellung, gewesen zu sein. Man freute sich, irgend ein Wort, irgend eine Handlung von ihm erzählen zu können, das man gehört, deren Augenzeuge man gewesen war; so wichtig und werthvoll achtete man die geringsten Züge seines täglichen Lebens. Seine wahrhaften Bewunderer, Freunde und Jünger bemühten sich, ihm ähnlich zu werden in seinen Tugenden; Diejenigen aber, deren Bewunderung an mehr äußerlichen Gaben, an seinen Talenten, seiner Beredsamkeit, seiner classischen Bildung hängen blieb, ahmten ihm auch mehr äußerlich nach. Man wollte den Bart und den Mantel tragen, wie er; ein armes kleines Bett haben, wie er; die Mahlzeit einrichten, wie er. Er war sehr blaß, er ging und sprach langsam, er sah sinnend und gedankenvoll aus. Das Alles sollte nachgeahmt werden, sogar der Ausdruck des Gesichtes! Da aber Basilius gedankenvoll aussah, weil seine Seele immer voll edler, frommer und guter Gedanken war, die dem Antlitze einen gewissen stillen Ernst verleihen, so war ihm dieser Ausdruck ganz natürlich, während seine Nachahmer grämlich oder gezwungen ernst aussahen und nie die ruhige Einfachheit seines Wesens treffen konnten. All' diese erkünstelten Basiliuse, die jetzt plötzlich auftauchten, verhielten sich zu ihm, wie starre Bildsäulen zum frischen Leben.

Gregor von Nazianz, der seit Jahren aus einer Welt, die ihm zu tumultuarisch war, in das Kloster zur heiligen Thekla in Seleucia sich geflüchtet hatte, lag selbst krank, als Basilius starb. In der Leichenrede, die er zum Gedächtniß des Freundes einige Jahre später in Cäsarea hielt und darin dessen ganzes Leben und Wirken zusammenfaßt, sagt er mit seiner etwas hyperbolischen Ausdrucksweise: „Wollte man ein Buch über Basilius schreiben, so müßte der Titel desselben aus den Namen aller Tugenden bestehen." An Gregor von Nyssa schrieb er von seinem Krankenlager: „Nach den vielen schmerzlichen Verlusten, die ich schon gelitten habe, war es mir also

auch noch vorbehalten, Basilius zu verlieren! Er ist also todt! die heilige Seele ist heimgegangen in jenes Vaterland, das, ach leider! so fern von uns ist. Er genießt nun endlich in der seligen Anschauung Gottes jenes Glück, welches, so lange er lebte, seine Sehnsucht und sein Verlangen war. Die schwere Krankheit, die noch jetzt mich fesselt, raubt mir den Trost, seine heiligen Ueberreste zu küssen und mit dir und unseren Freunden zu weinen. Denn ohne Thränen kann man nicht auf die Trauer der Kirche sehen, die in ihm ihre Krone verloren hat." — Die Kirche! die Kirche! und immer die Kirche! das war der leitende, der beseelende Gedanke dieser heiligen Männer in Leiden und Freuden, in Leben und Tod.

Steht Athanasius in seiner unvergleichlichen Majestät so gewiß einsam da, als wäre er vom Himmel herunter gefallen, um auf Erden die Thaten Gottes auszuführen, ohne Gemeinschaft auf Erden zu haben: so bildet Basilius in dieser Beziehung genau den Gegensatz zu ihm; denn Basilius steht da im innigsten Zusammenhang mit allen Verhältnissen, die auf Erden süß und ehrwürdig sind, aber immer so, als wollte er die Flügel entfalten, um aus ihnen in den Himmel aufzufliegen. Dadurch liegt ein großer Zauber auf diesem Leben! es war, wie man heutzutage sagen würde, ungemein interessant; und es ist allerdings vom höchsten Interesse, zu sehen, wie eine ungemein interessante Persönlichkeit sich in der göttlichen Gnade untertaucht und als ein Heiliger aus ihr hervorgeht. Diese liebliche Kindheit, dies anmuthige Familienleben, dies Streben nach Wissen und Wahrheit, dieser Glanz des ersten Auftretens in der Welt, das macht jedem Herzen diesen Basilius so bekannt und vertraut, als habe man das Alles mit ihm durchgemacht. Dann beginnt sein ascetisches Leben mit großen inneren Kämpfen, die er nicht verhehlt; mit einem solchen Schwung des übernatürlichen Menschen, daß der Körper fast darüber zu Grunde geht, bis die heilige Kraft eines auf Gott allein gerichteten Willens ihm die stillen Jahre im Kloster am Iris errang. Wo er als Knabe gespielt hatte, da kämpfte er als Mann, um seine Seele zu

retten, die, wie jede Seele, auf dem reißenden Strom der Welt zum Untergang sich neigt. Nun kommen Schüler zu ihm, welche die Kunst dieses Kampfes, dessen Waffe die heilige Ascese ist, lernen wollen: sie werden seine Brüder. Und seine leiblichen Brüder kommen, Gregor und der kleine Petrus: sie werden seine Schüler und so vollkommene, daß sie ihm ähnlich werden an Heiligkeit. Treue Freunde gesellen sich zu ihm und falsche auch; aber mit dem Vertrauen eines großen Herzens glaubt er an ihre Falschheit nicht. Auf die einsamen Jahre folgen die ungeheuer bewegten seines Episcopates, wo er unter einer Flut von Schmähungen und Anfeindungen die zerfallende morgenländische Kirche stützt und aufrecht hält und für den heiligen Geist, der in ihm war und wirkte, als Nachfolger der Apostel, als Hirt der Seelen, als Lehrer der evangelischen Wahrheit, geistige Schlachten lieferte. Und auf diesem Felde, im opferfreudigsten Kampfe für das Reich Gottes, in dem flammenden Verlangen, das Reich Gottes auszubreiten und zu befestigen, in dem Bewußtsein, dies sei die Aufgabe, weshalb ihn Gott auf den Leuchter in der Kirche gestellt habe: begegnen sich Athanasius und Basilius und lieben sich, ohne sich je gesehen zu haben, wie Waffenbrüder nach der Ordnung der Gnade. Ein anderer Christophorus, der gewaltige Riese, der das Kind Jesu auf seinem Nacken trägt durch den wildreißenden Strom, trägt Athanasius das Geheimniß von der Wesensgleichheit des Sohnes; und mit der Taube auf der Schulter, wie Ephräm ihn sah, ist Basilius der Träger von der Lehre des heiligen Geistes, und so wandeln Beide, himmlisch vereinigt in der Kirche, durch die Zeit in die Ewigkeit. Wir aber, wenn wir dies wunderbar schöne Leben betrachten, werden wir wohl lernen, alle Verhältnisse so zu benutzen, daß wir uns in ihnen und durch sie heiligen?

Achtzehntes Kapitel.

Gregor von Nyssa war nun auch seinem Bischofsitz zurückgegeben. Der Jubel der Stadt begrüßte seine Heimkehr. Gottgeweihte Jungfrauen mit brennenden Kerzen in der Hand erwarteten ihn an der Thüre der Hauptkirche, in die er sich sogleich begab, um sein Dankgebet zu verrichten. Er wohnte im September dieses Jahres 379 dem Concil zu Antiochien bei, auf welchem die Spaltung beigelegt wurde, welche den Orient so lange betrübt und aufgeregt hatte. Der Bischof Meletius, „der sanftmüthigste aller Menschen," wie die Zeitgenossen ihn nannten, sagte zum Bischof Paulinus: „Da unsere Heerden den nämlichen Glauben haben, so wollen wir sie auch in demselben Schafstall versammeln; und ist es der bischöfliche Sitz, der dich und mich trennt, so laß uns das heilige Evangelium darauf legen und zu beiden Seiten unseren Platz einnehmen, als die Ersten in den Reihen der Priester. Derjenige, welcher den Anderen überlebt, übernehme dann friedlich den Hirtenstab und die Führung der ganzen Heerde." Paulinus machte anfangs noch Einwendungen. Daß die Arianer zur Wahl des Meletius beigetragen hatten, wollte ihm immer noch bedenklich erscheinen. Doch allmälig wurden all seine Freunde und endlich er selbst für den liebevollen Versöhnungsvorschlag des Meletius gewonnen und die in zwei Feldlager getheilte Gemeinde schloß Frieden. Einige Arianer und sonstige Sektirer blieben in ihrer Vereinzelung. Ein anderer Anlaß zu vielen Streitigkeiten und Unruhen wurde auf diesem Concil beseitigt, indem die anwesenden Bischöfe, hundert und einige fünfzig an Zahl, sämmtlich die Darlegung des Glaubens unterschrieben, welche die Wesensgleichheit des Sohnes, die Gottheit des heiligen Geistes und die Irrthümer des Apollinaris betraf, und welche Papst Damasus ihnen nach Antiochien geschickt hatte. Wer guten Willens war, konnte nunmehr in die Ruhe seines Glaubens sich betten. Aber ach! der Menschengeist ist ein gefallener und und im Abfall ist keine Ruhe!

Nachdem Gregor die Freude der Beilegung des Kirchen-

zwistes gehabt hatte, traf ihn ein herber Verlust. Er ging von Antiochien nach Pontus, um Macrina und Petrus in ihren Klöstern zu besuchen. Seit fast acht Jahren hatte er Macrina nicht gesehen. Seine Weihe zum Priester, dann seine Erhebung auf den Bischofsitz von Nyssa hatte ihn mit Arbeit überhäuft und die Verfolgung ihn dann in's Exil getrieben. Er wollte sich bei Macrina trösten über den Tod des Basilius und er fand sie sterbend. Bei Annesi empfingen ihn die Mönche im feierlichen Zuge und begrüßten ehrfurchtsvoll den frommen Bischof, den Bruder ihrer beiden geistlichen Väter, Basilius und Petrus. Petrus selbst war ihm vor einigen Tagen entgegen gereist, hatte aber aus Mißgeschick einen anderen Weg eingeschlagen und deshalb ihn verfehlt. Im Frauenkloster erwarteten ihn die Nonnen in der Kirche, wo Gregor das Gebet mit ihnen hielt und ihnen den Segen gab. Als er Macrina zu sprechen verlangte, wurde er in's Innere des Klosters geführt, in ihre Zelle. Da lag sie im heftigsten Fieber auf der Erde, ihr Lager ein Brett, ihr Kopfkissen ein Block, ihre Decke ein härener rauher Teppich; da lag sie gen Osten gewendet, um in der Richtung zum Altar, an dem die heiligen Geheimnisse gefeiert wurden, zu beten. Das Gespräch der Geschwister wendete und fiel sogleich auf Basilius, den Beide so sehr geliebt hatten; Gregor klagte über seinen Tod, Macrina freute sich seiner Befreiung aus dem Thal der Thränen. Sorgsam für Andere, wie sie immer gewesen war, erinnerte sie ihn zur Mittagszeit daran, daß er etwas essen und sich ausruhen müsse. Da er wohl sah, wie nahe ihr Ende, so wollte er sie nicht verlassen. Aber sie sagte: „Du bedarfst der Erholung, mein Bruder, und wir sehen uns ja wieder.“ Nach der Mahlzeit eilte er zu ihr zurück und sie stattete ihm einen genauen Bericht über ihre Erlebnisse der letzten Jahre ab und knüpfte Preis und Lob Gottes an jedes derselben. Dann war es an Gregor zu erzählen; als er aber die Arbeiten wider die Häresie und die Verfolgung unter Valens Beschwerden nannte, unterbrach sie ihn mit dem Ausruf: „O mein Bruder, sprich nicht von

Beschwerden! große Gnaden sind es; sei nicht undankbar." Gregor, der dies Alles in einem Leben Macrina's selbst erzählt, fand einen solchen Genuß darin, sich mit ihr zu unterhalten, daß er Zeit und Stunde vergaß. Macrina nicht. Als der Gesang der Vesper in ihre Zelle hineinklang, entließ sie ihn, damit er Theil nehme an dieser heiligen Abendfeier, welche dem christlichen Auge das süß melancholische Bild vorhält, wie der heilige Frohnleichnam vom Kreuz in die Grabesruhe sinkt und die Seele mahnt, sich mit ihm kreuzigen, mit ihm einbegraben zu lassen, um mit ihm verherrlicht aufzuerstehen. Macrina's Seele, längst der Welt gekreuzigt, sehnte sich nach dieser ungestörten Ruhe in Gott. Am anderen Morgen fand Gregor Macrina ringend mit versagenden Kräften gegen die Gewalt des gesteigerten Fiebers. Sie athmete mit der äußersten Anstrengung; allein ihre Heldenseele überwand Krankheit und Schwäche, um durch liebliche Gespräche den Kummer zu zerstreuen, der sich im Antlitz ihres Bruders malte. Als sie aber die Nähe des Todes fühlte, begann sie zu beten, machte über Augen, Mund und Herz das heilige Kreuzzeichen, seufzte tief und athmete ihre Seele im Gebet aus. Gregor wollte ihr die Augenlieder schließen; allein sie deckten so friedlich ihre Augen zu und ihr Mund war so ruhig geschlossen und ihre Hände lagen so still gefaltet auf ihrer Brust, daß sie einer Schlafenden glich. Er fand es passend, sie für ihre Bestattung etwas besser zu kleiden. Aber Lampadia, welche Macrina's Stelle in der Leitung der Genossenschaft vertrat, versicherte, es sei ganz vergeblich nach Kleidungsstücken aus früheren Tagen zu suchen; Macrina habe außer ihrem Ordensgewande nichts besessen; Mantel, Schleier und abgetragene Schuhe wären ihr ganzer Nachlaß. Vestiana aber machte ihn aufmerksam auf den Schmuck, den Macrina trug: ein eisernes Kreuz und ein eiserner Ring, die an einer Schnur um den Hals hingen und auf ihrem Herzen ruhten, gleichsam als habe sie sich durch den Ring dem geliebten Kreuz anvermählt. Gregor löste Beides ab und gab das Kreuz an Vestiana. Den Ring behielt er um so lieber,

als eine Kapsel in demselben einen Splitter vom wahren Kreuz umschloß. Gregor ließ die entseelte Hülle der geliebten Schwester mit seinem Mantel bedecken und ordnete eine feierliche Beerdigung an. Sie wurde nach der Kirche der Vierzig Martyrer getragen, in deren Gruft Emmelia ruhte. Gregor und der Diöcesanbischof von Ibora trugen den Vordertheil der Bahre. Ein langer Zug von Priestern, Diakonen und Mönchen auf der einen Seite, und von gottgeweihten Frauen und Jungfrauen auf der anderen, Alle mit brennenden Kerzen in der Hand, sangen abwechselnd Psalmen. Eine große Volksmenge folgte andächtig der Prozession, die sich so langsam bewegte, als ob sie möglichst lange Macrina's sterbliche Ueberreste in ihrer Mitte behalten wollte, denn sie brauchte fast den ganzen Tag, um den Weg von etwa zwanzig Minuten zwischen dem Kloster und der Kirche zurückzulegen. Gegen Abend langten sie an. Gregor sprach die üblichen Gebete, ließ die Gruft öffnen und legte selbst mit Hülfe des Bischofs Araxes, Macrina zur Seite ihrer Mutter nieder, wie sie das immer gewünscht hatte. Er kniete hin, betete für die Abgeschiedenen, küßte den Staub dieser heiligen Gruft, und Alles war vorüber. Macrina hatte Basilius kein ganzes Jahr überlebt; sie starb im December 379.

Gregor trat gleich im folgenden Jahre nach Arabien eine Reise an, die er im Auftrage des Concils zu Antiochien unternahm, um in jenem weit entlegenen Lande, von dem man nur selten Kunde erhielt, den Zustand der Klöster hinsichtlich der Glaubenslehre kennen zu lernen, und wenn es Noth thue, zu verbessern. Der Kaiser gewährte ihm die Benutzung der öffentlichen Wagen, in denen auf Kosten des Staates kaiserliche Beamte und Gesandte reisten. Dadurch wurde es ihm möglich, mit seinen Begleitern die Gebetsstunden inne zu halten und sie thaten es so pünktlich, als wären sie in ihrer ruhigen Behausung. Mit derselben Sorgfalt beobachteten sie auch die Fasten; der Wagen wurde ihr Kloster. Die Reise ging durch Palästina und über Jerusalem, wo der Zudrang und Zusammenfluß der Pilger damals so groß war, daß er

manche Unordnung hervorrief und daß Gregor den Personen, die nicht sehr abgetödtet und sehr innerlich gesammelt sind, später den Rath ertheilte, lieber nicht solche Pilgerfahrt zu machen, weil sie mehr Zerstreuung und wegen derselben weniger Erbauung finden würden als daheim. Jede Volksmasse, auch eine andächtige, hat durch das unvermeidliche Gedränge etwas Unruhiges, und Unruhe auf heiligen Stätten ist immer störend, wenn der Geist nicht den Grad der inneren Sammlung erreicht hat, daß der Gedanke an Gott ihn in überirdische Stille einführt und das Gebet ihn über den Tumult der Erde erhebt. Schismatische Verwickelungen in der Kirche von Jerusalem betrübten Gregor schmerzlich. Er sah wieder die traurigen Zustände, welche erst eben in Antiochien aufgehört hatten. Er klagt: „Wie ist es möglich, im aufrichtigen Bekenntniß der heiligen Dreifaltigkeit einig zu sein und dennoch das nahtlose Kleid Christi zu zerreißen.“ So schreibt er an die frommen Frauen Eustachia und Basilissa, die er in Jerusalem kennen gelernt hatte. Sie hatten sich dahin begeben, nicht auf flüchtiger und unruhiger Pilgerfahrt, sondern um den Melanien und den Paulas nachzuahmen, die sich auf den Stätten des heiligsten Leidens in der Selbstverläugnung übten. Theosebie, Gregor's Frau, die mit ihm zugleich der Welt entsagt und in Cäsarea ein gottgeweihtes Leben geführt hatte, starb um diese Zeit. Beide Gatten hatten sich nach ihrer Trennung nie wieder gesehen.

Petrus, das jüngste Kind in dieser Familie von Heiligen, der unter Basilius Augen im Kloster am Iris in die Heiligkeit hineingewachsen und später von ihm zum Priester geweiht worden war, sollte auch die Würde und Bürde des bischöflichen Amtes tragen. Im Jahre 380 starb Eustathes, Bischof von Sebaste, und es war eine eigenthümliche Fügung, daß dieser Mann, der des Basilius Richtung so sehr bekämpfte, gerade den Petrus zum Nachfolger haben mußte, der ganz im Geiste seines Bruders wirkte und lehrte. Er fand die traurigste Zerrüttung in seiner Diöcese vor; der Arianismus hatte tiefe Wurzeln gefaßt, und mit unsäglicher Mühe und Geduld hatte er

das Unkraut auszurotten, bevor er gute Saat ausstreuen konnte.

Neunzehntes Kapitel.

Nach dem Tode des Kaisers Valens hatte der neunzehnjährige Kaiser Gratian einen Mitkaiser gewählt, der das morgenländische Reich beherrschen sollte, während er selbst sich das Abendland vorbehielt. Zwei Jahre vorher hatte Gratian in seiner jugendlichen Unerfahrenheit von böswilliger und neidischer Intrigue sich bethören und einen seiner tüchtigsten Feldherren, den Grafen Theodosius, einen edlen Spanier, hinrichten lassen. Zu spät erkannte Gratian mit tiefem Schmerze, daß des Theodosius Feinde ihm Gedanken von Empörung gegen den Kaiser nur angedichtet hatten. Mit hochherzigem Vertrauen wendete sich Gratian jetzt an den Sohn des Theodosius, der denselben Namen führte wie der Vater, und machte ihn um seiner ausgezeichneten Eigenschaften willen zum Kaiser, ohne zu fürchten, daß je Bitterkeit oder Nachegedanken des neuen Mitkaisers ihr gutes Vernehmen stören könnten. So kam Theodosius der Große auf den Thron, und die Prophezeiung, daß ein Theod der Nachfolger des Valens sein würde, ging wirklich in Erfüllung. Constantinopel war freilich die Hauptstadt seines Reiches; wegen der Kriege mit den immer mehr und mehr eroberungslustigen Gothen nahm er aber seine Residenz zu Thessalonich in Macedonien. Er war dreiunddreißig Jahre alt, fest im angeerbten katholischen Glauben, aber noch ungetauft. Flaccilla, die Kaiserin, war eine ungemein fromme tugendhafte Frau. Das katholische Morgenland athmete frei auf, als es vom Throne herab weder kaiserliche Gewaltthat noch Weiberintriguen zum Schutze der Häresie zu fürchten hatte, und suchte die entsetzlichen Wunden zu heilen, welche die Häresie dem mystischen Leibe Christi geschlagen hatte. Nirgends mochte die Kirche gründlicher verwüstet sein, als in Constantinopel selbst, wo seit

vierzig Jahren Arianerbischöfe gewaltet und gelehrt hatten. Ihrer Verfolgungssucht war es gelungen, den wahren Glauben fast ganz auszurotten; nur ein kleines getreues Häuflein bewahrte denselben, sah sich aber sämmtlicher Kirchen beraubt, die Kaiser Constantin aus Andacht zu diesem heiligen, jetzt verfolgten Glauben einst so prachtvoll erbaut hatte. Es versammelte sich zum Gottesdienste in einer Kapelle der Vorstadt und entbehrte zuweilen sogar einen Priester. Die frömmsten und eifrigsten morgenländischen Bischöfe zogen in Erwägung, welcher Mann geeignet sein könne, dieser Ueberschwemmung von Irrlehren einen Damm zu setzen und nach und nach die bethörten Seelen aufzuklären und zu retten. Ihre Wahl fiel auf Gregor von Nazianz, dessen Geist und dessen Schriften hinlänglich bekannt waren, und der ihnen ganz geeignet schien, durch seine ausgezeichnete Rednergabe und sein heiliges Leben der wahren Lehre Eingang zu verschaffen. Da er das Bisthum Sasima nie übernommen, das von Nazianz nur provisorisch verwaltet hatte, und jetzt seit Jahren, von aller öffentlichen Thätigkeit abgelöst, einsiedlerisch im Kloster zu Seleucia für christliche Studien und seine eigene Heiligung lebte: so wurde er keiner Pflicht entzogen, wenn er nach Constantinopel ging und dort die kleine Heerde als Oberhirt führte. Die Katholiken daselbst vernahmen nicht sobald diese Absicht, als sie jubelnd einstimmten und Gregor herbeiwünschten, um ihrer verlassenen Kirche vorzustehen. Schwerer hielt es, Gregors Zustimmung zu gewinnen. Seine Richtung war die beschauliche, war ein stilles Gebetsleben, eine stille Wirksamkeit für das Reich Gottes, ein stilles Arbeiten der Seele und des Geistes, um in einsamer Zelle die Feder zu einer Waffe der ewigen Wahrheit zu machen, eine stille Sehnsucht, den Frieden, den die Welt nicht gibt, durch Ablösung von ihr ungefährdet zu bewahren. Und nun sollte er diese süße Einsamkeit verlassen? Er sträubte sich mit solcher Entschiedenheit, daß man ihm Widersetzlichkeit gegen den Willen Gottes vorwarf, Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Kirche, Neigung zu selbstsüchtiger Bequemlichkeit; er

möge bedenken, daß eine Versammlung häretischer Bischöfe in Constantinopel daselbst die Irrlehre des Apollinaris neben der des Arius einführen und die Verwirrung der Seelen immer vergrößern wolle. Seine Freunde flehten ihn an, das Opfer seiner Ruhe zu bringen; der Patriarch Petrus von Alexandrien schickte ihm Briefe, durch welche er ihn zum Bischofe von Constantinopel ernannte: Gregor mußte nachgeben. Kaum genesen von schwerer Krankheit, mit einem Körper, der ohnehin durch die Strengheit seines Lebens vor der Zeit geschwächt war, glaubte Gregor endlich gehorchen und seine letzten Kräfte im Kriegsdienst für die Kirche verzehren zu müssen. Im Todesjahr seines Basilius ging er nach Constantinopel, der eine Freund in die ewige Ruhe, der andere in eine schauerliche Unruhe. Er nahm seine Wohnung bei Verwandten und hielt in ihrem Hause seine ersten Versammlungen, obgleich er die Ausführung der kaiserlichen Edicte, welche den Arianern die Ueberweisung der Kirchen an die Katholiken befahlen, bei dem Magistrat hätte beanspruchen können. Er zog es vor, nicht das mindeste äußere Aufsehen zu machen. Später wurde dies Haus von den Katholiken in eine Kirche verwandelt und Anastasia, d. h. Auferstehung genannt, zur dankbaren Erinnerung, daß hier die katholische Lehre wieder in's Leben getreten sei. Gregor führte seine Gewohnheiten der Mäßigkeit und Abtödtung fort, aß und schlief nach knappstem Maße, war ärmlich gekleidet, machte keine Besuche, war nie an öffentlichen Orten zu sehen, und verhielt sich ruhig in seiner Behausung bei Betrachtung und Gebet. Er that dies aus Neigung; zugleich rieth es ihm aber auch die Klugheit. Um hier eindringend und erschütternd zu predigen, mußte das ascetische Leben des Predigers seinen Worten den Nachdruck des Beispiels geben. Das wiederholt sich überall; allein es war hier doppelt nothwendig, weil das weltliche Treiben der arianischen sogenannten Geistlichkeit nichts weniger als erbaulich war und die Religion lächerlich machte. Uebrigens erschien auch Gregor den Arianern nichts weniger als erbaulich. Ein bejahrter Mann, kahlköpfig, von

gebeugter Haltung, mit abgemagertem Antlitz, dürftig gekleidet, flößte Denen, die nach der äußeren Erscheinung urtheilten, nicht viel Ehrfurcht ein. Dazu war er arm, machte keinen Aufwand, kam aus einem fernen Lande, hatte in seiner Sprache etwas Fremdartiges, Rauhes: Grund genug, um ihn zu verachten! Als aber dieser alte verachtete Fremdling die Häresie angriff, die in der Hauptstadt des Reiches seit länger als einem Menschenalter herrschte und triumphirte, da brach der heftigste Zorn wider ihn aus. „Man wähnte," schreibt er, „daß ich die Lehre von zwei Göttern statt eines Gottes einführen wollte. Das darf nicht Wunder nehmen; der Irrthum verwirrte die Köpfe. Sie wußten nichts von unseren Glaubenslehren; sie wußten nicht, wie die Einheit Gottes die Dreifaltigkeit bildet und wie die Dreifaltigkeit in der Einheit sich zusammenschließt; sie wußten nichts von diesem zwiefachen Mysterium, das wir mit dem Glauben erfassen."

Auch sahen die Arianer eine Beleidigung ihres Bischofs Demophilus darin, dem sie leidenschaftlich anhingen, daß Gregor als Bischof kam. Genug, es entbrannte ein wüthender Krieg gegen ihn und alle Sekten der Häretiker verfolgten und verläumdeten ihn, da er der Feind jeder Häresie war. Auf der Straße wurde er mit Schmähreden, sogar mit Steinwürfen verfolgt, endlich wie ein Missethäter den Gerichten vorgeführt. Er fand seinen Trost in dem Ausspruche Jesu, daß die Welt seine Jünger verfolgen werde, wie sie ihn selbst verfolgt habe. Diese tausendfachen Kreuzigungen des natürlichen Menschen machten Gregor nur um so geschickter, die Lehre des gekreuzigten Gottes zu verkünden. Er kannte so gründlich die heiligen Schriften, legte sie mit solcher Klarheit und Deutlichkeit aus, zog aus ihnen so bündige und unbestreitbare Schlüsse, hatte neben einer ungemein bestimmten Ausdrucksweise so viel Frische und Lebhaftigkeit der Darstellungsgabe, daß seine Predigten das Entzücken seiner Zuhörer ausmachten. Wie verschmachtende Reisende in der Wüste, die einen Brunnen gefunden haben, eilten die Katholiken herbei, um sich geistig an den Worten des ewigen

Lebens zu laben, die von seinen Lippen strömten. Nach und nach drang der Ruf dieser wunderbaren Beredtsamkeit über den katholischen Kreis hinaus. Die Häretiker wurden neugierig, was er denn wohl eigentlich sage, die Polytheisten, wie er es sage. Der Eine wollte seine Lehre kennen lernen, der Andere den Genuß haben, ihn reden zu hören. Allmälig drängte man sich zu seinen Vorträgen. Man unterbrach ihn zuweilen durch Ausrufe der Bewunderung; man gab ihm Beifall durch Händeklatschen; Andere schrieben ihm die Predigten nach. Diese Theilnahme erfreute Gregor, insofern sie eine Huldigung für die göttlichen Wahrheiten des Evangeliums war. Für seine Person nahm er nie ohne Erröthen und ohne Mißbehagen den leisesten Lobspruch an; ja, nur der Gedanke, daß es zur Ehre Gottes und im schuldigen Dienst der Kirche sei, konnte ihn überhaupt bewegen, öffentlich zu reden. Daher schmeichelte er auch nie seinen Zuhörern, sagte ihnen niemals Dinge, die ihnen angenehm, wohl aber solche, die ihnen nützlich und heilsam waren, nahm niemals Rücksicht auf die Launen und bösen Neigungen von Vornehmen und Geringen, sondern tadelte die Einen wie die Anderen. Obzwar die Darlegung und Vertheidigung des christlichen Glaubens und die Widerlegung der häretischen Lehren und Meinungen den Hauptinhalt seiner Reden ausmachte, so verlor er doch nicht das sittliche Leben der Gläubigen darüber aus den Augen. Wo sich die Gelegenheit darbot, ließ er aus der Glaubenslehre sittliche Vorschriften fließen und wies deren inneren Zusammenhang nach. Gegen die allgemeine Neigung der Zeit, überall und mit Jedermann die Glaubensgeheimnisse zum Gegenstande des Gespräches zu machen, sagt er: „Quält nicht eueren Verstand, um die Natur des Vaters, die Zeugung des Sohnes, die Macht und Herrlichkeit des heiligen Geistes, diese eine untrennbare Wesenheit, welche sich drei Personen mittheilt und die ganze Hoffnung der Gläubigen ausmacht, ergründen zu wollen. Haltet euch an den Worten und an der Auslegung, bei denen ihr aufgewachsen seid. Ueberlaßt es den Lehrern der Kirche, so erhabene

und schwierige Punkte zu beleuchten, und seid überzeugt, daß ihr für euer Heil nicht sorgt, indem ihr aller Orten über die Religion disputirt, wohl aber, indem ihr die Gebote Gottes erfüllt, Werke der Barmherzigkeit übt, die Sinnlichkeit abtödtet, den Jähzorn zähmt, die Zunge beherrscht und durch alle diese Mittel, verbunden mit eifrigem und beharrlichem Gebet, die bösen Begierden dem Geist unterwerfet."

Es konnte nicht fehlen, daß zahlreiche Bekehrungen stattfanden, von lauen Katholiken sowohl, als von Häretikern. Je mehr dies geschah, um desto mehr entbrannte auch der Haß der großen Menge, die arianisch war und blieb, und da sie keine wirkliche Beschwerden über ihn führen konnte, überhäufte sie ihn mit einer solchen Flut der allerseltsamsten Schmähungen, daß er dieselben in einer Rede zusammenstellte und sich vertheidigte. Sie warfen ihm vor, er sei aus einer kleinen Stadt gebürtig, er sei arm, er vernachlässige seine äußere Erscheinung, führe ein übermäßig strenges Leben, sei allzu geduldig und sanftmüthig, habe nur eine winzige Kirche und eine kleine Gemeinde. „Ist meine Vaterstadt unbedeutend," sagt er, „so fällt diese Schuld doch gewiß nicht auf mich zurück, und ist es ein Unglück, dort geboren zu sein, so sollte man mich loben, daß ich es mit solcher Gelassenheit ertrage. Meine Herkunft mag minder vornehm als die euere sein; allein David ging von seiner Schafheerde auf den Thron Israels, und Amos hütete die Ziegen, bevor er zum Propheten ward. Meinen Körper schmücke ich nicht, denn er kommt vom Staube und wird bald dahin zurückkehren. Auch verzärtele ich ihn nicht, denn Christus wurde mit Galle getränkt und mit Dornen gekrönt. Bin ich aber sanftmüthig und demüthig, so erfülle ich nur das Gebot unseres Herrn und folge nur seinem Beispiel; denn er litt ohne Zorn, ohne Erbitterung, ohne Klage. Das ist richtig: unsere Kirche ist klein, aber Gott wohnt in ihr. Unsere Feinde bilden ein großes Volk, für uns sind die himmlischen Heerschaaren. Jene besitzen Gold und Silber; wir den ächten und wahren Glauben. Sie haben herrliche Wohnungen; wir die Hoff-

nung auf den Himmel. Unsere Heerde ist klein, ja; aber sie wird sich mehr und mehr vergrößern und sie stürzt in keinen Abgrund.“

Ein anderes Mal ermahnt er seine Zuhörer: „Da ihr mit solcher Neugier die heiligen Mysterien, wie die Zeugung des Sohnes und den Ausgang des heiligen Geistes zu ergründen sucht: so frage ich, weshalb untersucht ihr nicht mit demselben Eifer der Neugier die Art und Weise, wie euer Körper mit euerer Seele verbunden ist; wie es zugeht, daß ihr zugleich Gebilde des Staubes und Ebenbild Gottes seid; wie es möglich ist, daß der Gedanke, den ihr denkt, auch in einem anderen Geist geweckt werden kann. Thätet ihr dies, so würdet ihr erkennen, daß ihr von Geheimnissen umgeben hienieden wandelt und euch nicht die vergebliche Mühe geben, göttliche Mysterien enträthseln zu wollen, welche nur der Glaube, nicht die Neugier, fassen kann und fassen soll. Habt ihr aber von himmlischen Dingen Etwas begriffen, so bittet und flehet zu Gott, daß er euch das Verständniß von Allem gebe, was euch noch mangelt; und dann haltet euch in der Liebe Gottes und in der Ruhe. Steigt zum Himmel auf durch ein himmlisches Leben; strebt nach der Vereinigung mit dem Unendlich-Reinen durch die Reinigung euerer Herzen. Wollt ihr Göttliches verstehen lernen und Gott schauen: so wandelt und handelt nach seinen Geboten, denn ein solches Handeln ist für die Seele eine Stufe zu heiliger Betrachtung. Gibt es einen Sterblichen, der sich schmeicheln dürfte, in der Erkenntniß so weit gekommen zu sein, wie der Apostel Paulus? Nun wohlan! dieser Paulus bekennt, daß er jetzt nur wie in einem Spiegel und in Räthseln schaue und daß die Zukunft ihm aufbewahre Gott zu schauen, wie Er ist. Wenn ihr also in der Erkenntniß ein wenig weiter fortgeschritten seid, als manche Andere: so seid ihr dennoch so fern von der ewigen Wahrheit, als die göttliche Intelligenz die euere übertrifft. Möge sich der Menschengeist auch noch so sehr anstrengen, um sich von den sinnlichen Gegenständen abzulösen durch Beherrschung der Sinnlichkeit: so behält dennoch seine feinste

und schärfste Erkenntniß eine gewisse irdische und materielle Trübung."

Gegen das Vorurtheil der damaligen Zeit, das Sacrament der Taufe bis auf das Sterbebett zu verschieben, um nicht die Gnade der Taufunschuld durch neue Beleidigungen Gottes zu verlieren, spricht sich Gregor sehr lebhaft aus. „Die Taufe," sagt er, „ist die größte unter allen Wohlthaten Gottes, denn sie versöhnt uns mit Ihm, indem sie unsere Sünden tilgt. Warum wollt ihr diese Wohlthat lieber einer Krankheit verdanken, als dem Allbarmherzigen? etwa weil ihr nach dem Tode den Lohn der reinen Herzen empfangen wollt? Nun wohlan! dann vergeßt nicht, daß die Kronen nur für Sieger im Kampfe sind. Nicht die Gnade wird belohnt, sondern euer treuer Kampf, und der fällt weg, sobald die Stunde der Taufe auch die des Todes ist. Sagt auch nicht: wir wollen warten bis zu den heiligen Festen der Ostern oder Pfingsten. Der Tod wartet nicht immer so lange auf euch. Sagt auch nicht: ein Bischof, ein Metropolit soll uns taufen. Darauf kommt es nicht an! kein Metropolit bringt euch die Taufgnade; sie kommt unmittelbar vom heiligen Geist. Tauft euere Kinder! man kann sie nie zu früh heiligen, und es ist besser, daß dies geschehe, bevor sie es verstehen, als daß sie sterben ohne die Taufgnade."

Ueber das Dogma von der Gottheit des heiligen Geistes, welches alle Gemüther in Bewegung brachte, seitdem Macedonius, der abgesetzte Bischof von Constantinopel, es geläugnet hatte, sagt Gregor: „Wir wollen unsere Kanzel furchtlos auf den höchsten Höhen der Offenbarung aufschlagen und von dort herab die Gottheit des heiligen Geistes und die Anbetung, die ihm von uns gebührt, durch die Zeugnisse der heiligen Schrift verkünden. Christus kommt in die Welt; der heilige Geist frohlockt über diese Ankunft. Christus wird getauft: der heilige Geist bezeugt ihn. Christus thut Wunder: der heilige Geist steht ihm bei. Christus kehrt in den Himmel zurück: der heilige Geist steigt herab. Andächtiger Schauer durchrieselt mich bei den Namen, welche die Schrift

ihm gibt, und den Wirkungen, die sie ihm beilegt. Geist Gottes, Geist des Herrn, Geist der Kindschaft Gottes, Geist der Wahrheit, der Weisheit, der Freiheit, des Rathes, der Kraft, der Wissenschaft, der heiligen Furcht: so lauten einige dieser Namen. Er heiligt, er verherrlicht, er gewährt, er mißt; er ist der Finger Gottes, er ist Feuer wie Gott, er steht in einer Reihe mit dem Vater und dem Sohn. Der heilige Geist ist Schöpfer, indem er die zweite Schöpfung in der Taufe gibt. Er verleihet Licht und Leben und ist selbst Leben und Licht. Er redet, er sendet aus, er weht wie und wo er will, er gewährt alle Gnaden, er macht die Apostel, die Propheten, die Evangelisten, die Hirten und Lehrer; er thut, was Gott thut. Jeder Vergleich, den man von irdischen Dingen entlehnen und auf das Geheimniß der Dreifaltigkeit anwenden wollte, wäre unvollkommen und daher gefährlich. Es ist so erhaben, daß der Herr es erst nach seiner Auferstehung den Aposteln mittheilt und daß nach seiner glorreichen Himmelfahrt der heilige Geist sich in sichtbarer Gestalt der feurigen Zungen auf sie herabließ, damit es ihnen unmöglich sei, nicht an Den zu glauben, der seine Gotteskraft in ihnen selbst durch ein so großes Wunder äußerte."

In einer Rede über die Liebe zu den Armen geht Gregor alle Tugenden durch und schließt dann: „Keine Tugend aber ist Gott näher als die Barmherzigkeit und auf keine Weise wird ihm mehr und unmittelbarer gedient, als durch Mitleid mit den Armen und Elenden. Darum wollen wir, so lange es noch Zeit ist, Christus besuchen und pflegen, Christus kleiden und nähren, Christus beherbergen und bedienen, nicht bloß mit Narden, wie die Magdalene, nicht mit einem Grabe, wie Joseph von Arimathia, nicht mit Leichentüchern, wie jener Nicodemus, der Ihn nur halb und halb liebte, sondern indem wir Barmherzigkeit an den Armen üben, damit sie uns, wenn wir von hinnen scheiden, Aufnahme verschaffen in die ewigen Zelte."

Zwanzigstes Kapitel.

Gregor's Heerde wuchs von Tag zu Tage, nicht bloß an Zuhörern, sondern auch an Bekehrten; ja den Katholiken selbst schien es, als ob sie jetzt erst Christen und von dem Licht der Wahrheit erleuchtet würden. Dieser glänzende Ruf beschränkte sich nicht auf Constantinopel, er durchflog den ganzen Orient und zog aus weiter Ferne Schüler und Wißbegierige herbei. Unter diesen Schülern war auch ein Meister, ein berühmter Ausleger und Uebersetzer der heiligen Schrift, ein tief Erfahrener in der Wissenschaft von den göttlichen Dingen, eines der größten Lichter und Lehrer der Kirche: der heilige Hieronymus. Aus Rom hatte er sich zurückgezogen in eine unbekannte Laure Syriens, wo er als Einsiedler lebte, anfangs mit zwei Gefährten, später allein, denn Innocenz starb und Heliodor kehrte in die Welt zurück. Hieronymus studirte in seiner Einsamkeit das Hebräische und läuterte seine Seele durch heilige Ascese, damit sein Geist ein reines Organ werde, um die Eingebungen des heiligen Geistes, die in heiliger Schrift niedergelegt sind, aus den Ursprachen in's Lateinische zu übersetzen. Hieronymus war trotz seiner Gelehrsamkeit unsäglich demüthig; daraus kann man schließen, wie heilig er war. Bei den Glaubensstreitigkeiten im Morgenlande über die Dreipersönlichkeit Gottes und über das Dogma vom heiligen Geiste, drangen unruhige Köpfe mit Fragen nach seinen Meinungen in seine Abgeschiedenheit. Statt ihnen zu antworten, schrieb er an Papst Damasus: „Aus dem aufgeregten tobenden Orient wende ich mich an den Lehrstuhl des Petrus, um aus apostolischem Munde die Richtschnur für meinen Glauben zu empfangen. Da Christus mein alleiniger Lehrer ist, so kann ich keine andere Gemeinschaft haben, als mit dem Stuhle Petri, denn ich weiß, daß Er auf diesen Petrus seine Kirche gebaut hat. Wer außerhalb dieses Hauses das Osterlamm genießt, ist ein Profaner. Wer nicht in Noe's Arche flieht, kommt in der Sündflut um. Wer nicht mit deiner Heiligkeit in Verbindung einsammelt, der zerstreut. Das Alles heißt: wer nicht

für Christus ist, der ist für den Antichrist. Da ich nicht immer deine Heiligkeit zu Rathe ziehen kann, habe ich mich an die frommen ägyptischen Bekenner gehalten, wie der Nachen einem Schiffe folgt. Jetzt aber, da man so heftig um bezeichnende Ausdrücke zankt, flehe ich deine Heiligkeit an zu bestimmen, ob ich das Wort Hypostase brauchen darf oder nicht."

Die Schismatiker zu Antiochien suchten ebenfalls Hieronymus, Jeder für seine Partei, zu gewinnen. Da schreibt er abermals an Papst Damasus: „Ich halte mich fern von jeder Partei und kenne weder Meletius, noch Paulinus, noch Vitalis (Bischof der Apollinaristen). Wer mit Rom in Gemeinschaft ist, der ist mein Mann. Sie sagen alle Drei, sie wären es; ich könnte es von Einem glauben; doch von welchem? zwei sagen ja entschieden die Unwahrheit. Bei dem Kreuz des Herrn beschwöre ich deine Heiligkeit, meine Seele, für die Christus gestorben ist, nicht zu verachten und mich wissen zu lassen, mit wem ich in Syrien Gemeinschaft zu halten habe." So beugte sich Hieronymus vor Roms Spruchgewalt. So war Rom auch in dieser schwierigen, zerrissenen, schwankenden, von Haß, Mißtrauen und Bitterkeit erfüllten Zeit das Centrum der Einheit in der Kirche, und folglich in der ganzen geistigen Welt. Und je größer die Geister waren, ein Athanasius, ein Basilius, ein Hieronymus: um so fester hielten sie sich an diesen von Gott gegebenen Mittelpunkt, weil ohne denselben das universelle Christenthum, das der Sohn Gottes gewollt und verheißen hat, eine Chimäre ist.

Um im Verständniß der heiligen Schrift fortzuschreiten, verließ Hieronymus seine geliebte Einöde, stellte sich unter die Kanzel des „Theologen" zu Constantinopel und fürchtete durchaus nicht, seine eigene Berühmtheit durch diese demüthige Wißbegier zu schmälern. Er begnügte sich auch nicht mit diesen öffentlichen Vorträgen. Im freundschaftlichen Zwiegespräch mit Gregor erweiterte er den Schatz seiner Kenntnisse. Eines Tages bat Hieronymus um Erläuterung eines Wortes im Evangelium,

das ihm in Gregors Vortrag dunkel geblieben war. „Das werde ich dir in der Kirche erklären," antwortete Gregor mit heiterem Scherz, „denn du mußt von deiner Einfalt überführt werden vor all' den klugen Leuten, die mich immer ganz genau verstehen, wie ihr Beifall es ja deutlich beweist." Gregor wußte wohl, was er von dem Zujauchzen der Menge zu halten habe, und Hieronymus setzte die Bemerkung hinzu, das sei überall deren Art; sie bewundere am meisten, was sie am wenigsten verstehe.

Neben diesem heiligen Schüler fand sich aber auch ein sehr unheiliger ein, bei dem man zweifelhaft ist, ob man mehr staunen soll über die Frechheit seines Unternehmens oder über die Verwirrung der Zustände, die überhaupt den Versuch eines solchen Unternehmens möglich machen konnte. Es trat in Constantinopel ein Mensch auf, der Maximus hieß, ein Aegypter aus Alexandrien war und einer Familie angehörte, die sich ihrer Martyrer und Bekenner rühmte. Auch er nannte sich Christ, bekannte sich aber zugleich zur philosophischen Secte der Cyniker, obgleich diese sogar von den Heiden wegen ihrer Schamlosigkeit verachtet wurde — und trug das weiße Gewand, den großen Stock und das lange fliegende Haar dieser Secte. Sein Wandel war das Gegentheil von einem christlichen. In Aegypten war er öffentlich ausgepeitscht und auf vier Jahre in eine ferne Oase verbannt worden. Dann hatte er sich an verschiedenen Orten aufgehalten, hatte überall einen schlechten Ruf zurückgelassen und war einige Mal der Gerechtigkeit in die Hände gefallen. Dieser Mensch kam auf den unbegreiflichen Einfall, katholischer Bischof in Constantinopel werden zu wollen und Gregor zu verdrängen, der zwar nicht eigentlich Bischof, aber doch der Oberhirt der katholischen Gemeinde war. Er erschien vor Gregor als einer jener frommen ägyptischen Bekenner, welche um des Glaubens willen von den Arianern gegeißelt und verbannt worden waren, und versicherte, Alles verlassen zu haben, um Gott zu dienen, sogar den Trost, bei seiner Mutter und seinen Schwestern, die er gottgeweihte Jungfrauen nannte, zu

leben. Er sprach sich mit vielem Feuer gegen die Irrlehren aus und bezeigte großen Eifer, die katholische Glaubenslehre gründlich kennen zu lernen. Frömmigkeit und Wissenschaft schienen das einzige Ziel seines Strebens zu sein. Der arglose Gregor, der eben anfing, seine kleine Heerde in der Anastasia zu versammeln, freute sich über den tapfern Bekenner, nahm ihn liebreich auf, besprach mit ihm seine Studien und vertheidigte ihn lebhaft gegen Alle, die zu diesem christlichen Cyniker kein rechtes Vertrauen fassen konnten. Maximus, so behauptete Gregor, habe von jener Secte nur das weiße Gewand, die kühne Rede, die Armuth, den Haß des Lasters und die Liebe zur Tugend angenommen.

So nistete sich der Betrüger ganz ruhig und bequem im Schoße des katholischen Lebens zu Constantinopel ein und betrieb in aller Stille das Unglaublichste, die Ausführung seines Planes. Er theilte denselben einem Geistlichen mit, der eifersüchtig auf Gregors Rednergabe und deshalb ihm so abgeneigt war, daß er lieber einen Maximus zum Bischof haben wollte. Um Geld zu bekommen, schloß Maximus heuchlerisch Freundschaft mit einem Priester von einer Insel im Archipelagus, der mit einer bedeutenden Geldsumme nach Constantinopel gekommen war, um Marmor für den Bau einer Kirche zu kaufen. Diesen guten Mann umgarnte Maximus so listig, wußte ihm solche vortheilhafte Vorspiegelungen einleuchtend zu machen, daß der Betrogene dem Betrüger die ganze Summe Geldes auslieferte. Nun ließ Maximus einen kleinen Trupp Aegypter, die für Geld zu Allem fähig waren, aus Alexandrien kommen und erkaufte sich in Constantinopel selbst einen Anhang von solchen Leuten, die sich zu demjenigen Bischof hielten, bei dem sie hoffen konnten, irdische Güter zu gewinnen; das war nun offenbar bei Gregor unmöglich. Endlich, nachdem er sich eine Partei gesammelt hatte, die allenfalls „das Volk" vorstellen konnte, auf welches jeder Usurpator sich zu berufen pflegt: spann Maximus seine Ränke so weit und geschickt aus, daß der Patriarch von Alexandrien sich herbeiließ, einige ägyptische

Bischöfe zur Ordination des Maximus zu senden. Gregor war krank und hatte keine Ahnung weder von ihrer Ankunft, noch ihrer Absicht. Die ganze ägyptische Gesellschaft mitsammt dem erkauften Anhang begab sich bei nächtlicher Weile in eine Kirche, die ebenfalls verrätherischer Weise sich öffnete, und nun begannen die üblichen Ceremonien der Bischofsweihe. Da sie ziemlich lang sind, ging die Sonne darüber auf. Kleriker, die in der Nähe der Kirche wohnten, entdeckten den Unfug und machten Lärm. Schnell verbreitete er sich; die ganze Stadt eilte herbei, die Magistratspersonen, die Bürger, die Gläubigen; auch Häretiker, Ungläubige und Fremde. Mochte man glauben und denken, was und wie man wollte, Gregor war zu berühmt, als daß ein solches Ereigniß nicht eine allgemeine Bewegung von Theilnahme und gerechter Empörung einerseits und von Schadenfreude und Neugier andererseits hervorgerufen hätte. Die Aegypter sahen sich genöthigt, die Kirche zu verlassen und in ein Privathaus sich zu begeben, das einem Flötenspieler gehörte; dort wurde die Ordination des Maximus zu Ende gebracht. Doch vergeblich für seinen Plan! es entstand eine solche Aufregung wider ihn, daß man ihn nicht in der Stadt dulden wollte. Da machte er sich auf den Weg zu Kaiser Theodosius nach Thessalonich und die ägyptischen Bischöfe begleiteten ihn.

Die Katholiken hatten sich inzwischen in ihrer Anastasia versammelt, um mit Leib und Leben Gregor zu bewachen und zu vertheidigen, für den Fall, daß die Rotte sich etwa seiner Person bemächtigen wolle. Er selbst war gramerfüllt und verlangte, Constantinopel zu verlassen. Als er diesen Wunsch seiner Gemeinde aussprach und ihr Lebewohl sagte, erhob sie sich wider ihn und beschwor ihn, nicht bloß zu bleiben, sondern auch den Bischofssitz einzunehmen. Er weigerte sich standhaft, sogar mit Thränen. Immer dringender flehten die Gläubigen; sie würden die Kirche nicht verlassen und wenn sie darin sterben sollten; er solle schwören, daß er bei ihnen bleiben wolle. Endlich sagte Gregor, er könne nicht den Bischofssitz einnehmen, ohne sich selbst das Verdammungs-

urtheil zu sprechen, da es den kirchlichen Gesetzen zuwider sei. Bleiben wolle er so lange, bis mehrere Bischöfe sich eingefunden hätten, welche man in nächster Zeit erwartete. Die Gemüther waren aber noch nicht ganz beruhigt und verlangten, er solle diesen Entschluß mit einem Eide bekräftigen. Er aber hatte seit seiner Taufe keinen Eid abgelegt und gab ihnen die Versicherung, sein Wort genüge. Die Häretiker hatten gehofft, es würde sich eine feindliche Parteiung der Katholiken, theils für Gregor und theils für Maximus, aus diesem Ereigniß ergeben, sahen sich aber gänzlich getäuscht: die Anhänglichkeit an Gregor trat allgemein lebhaft hervor.

Theodosius war in diesem Jahr 380 von einer schweren Krankheit heimgesucht und begehrte die Taufe von dem frommen Bischof Ascholius von Thessalonich. Aus den Gesprächen mit diesem heiligen Manne erfuhr er, daß Thessalonich gleichsam die Grenze des Glaubens und des Irrglaubens sei. Von hier gegen Westen bete die Kirche des Abendlandes einmüthig die heilige Dreifaltigkeit an; von hier gegen Osten sei der Irrglaube in tausend Secten zu Hause und Constantinopel sei so recht als ihr Nest zu betrachten, indem der arianische Unfug, der jeder anderen Irrlehre Thür und Thor öffne, hier, unter dem Schutze des kaiserlichen Purpurs, Heimat und Herrschaft gefunden habe. Theodosius, der sich nach dem Empfang der Taufe glücklicher pries, ein lebendiges Glied der Kirche geworden, als Kaiser des Morgenlandes zu sein, hörte mit tiefem Schmerz von diesen Dingen, die ihm bisher in seinem kriegerischen Leben, bei seiner katholischen Gesinnung und Umgebung, und fern vom Orient, auch fern geblieben waren. Er beschloß, Constantin dem Großen nachzuahmen; wie Jener nicht eigentlich den Polytheismus verfolgte, sondern nur durch die Gesetze ihn auszulöschen suchte: so verfuhr Theodosius gegen die Häresien. Oeffentlich und freudig trat er bei jeder Veranlassung als ein Bekenner des wahren Glaubens auf. Er verkündete sogleich, im Februar 380, in Thessalonich ein berühmtes Gesetz, worin er sagt: Alle Völker seines Reiches hätten dem Glauben zu folgen,

den die römische Kirche vom Apostel Petrus empfangen habe und den jetzt dessen Nachfolger, Papst Damasus, bekenne; dies sei, gemäß der apostolischen Lehre auf der Grundlage des Evangeliums, der Glaube an die Dreifaltigkeit, an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, die einer Natur und einer Herrlichkeit in drei Personen wären. Wer diesen Glauben bekenne, sei und heiße katholischer Christ; wer die Thorheit habe, ihn zu verwerfen, sei ein Häretiker (Irrgläubiger, Ketzer). Deren Conventikel dürfen nicht den Namen Kirche tragen und ihre Strafe verfalle der Gerechtigkeit Gottes und der kaiserlichen Autorität, weil es ein Verbrechen und ein Sacrilegium sei, den wahren, von Gott offenbarten Glauben zu verachten. Dies Gesetz wurde zuerst nach Constantinopel geschickt, um von dort aus im Morgenlande verbreitet zu werden.

Der Zeitpunkt, den Maximus gewählt hatte, um vor Theodosius zu erscheinen, war also seiner Absicht so ungünstig wie möglich. Bischof Ascholius setzte den Kaiser von der Sachlage in Kenntniß und Maximus wurde aus Thessalonich verwiesen. Er kehrte nun wieder nach Aegypten zurück, sammelte wieder eine freche Rotte um sich und verlangte vom Patriarchen Petrus, man möge ihn auf dem Bischofssitz von Constantinopel erhalten, wo nicht, so werde er den Patriarchen aus Alexandrien vertreiben. Der Statthalter von Aegypten schickte den Unruhstifter in Verbannung. Maximus hatte vielleicht die Zeiten der Arianerbischöfe Georg und Gregor in Alexandrien erlebt; jedenfalls von ihnen gehört: und so konnte er, vom arianischen oder cynischen Standpunkte aus, nicht mit Unrecht einen solchen Anspruch erheben.

Während einige Stämme der Gothen mit Theodosius in so gutem Vernehmen waren, daß sie im römischen Heer Kriegsdienste thaten, beunruhigten andere unaufhörlich das Reich durch ihre Einfälle und Raubzüge in die Nachbarprovinzen. Sie drangen im Sommer dieses Jahres sogar bis Macedonien vor. Da besiegte sie Theodosius, vertrieb sie, befestigte die Grenzstädte und betrat Ende November zum ersten Mal

seine Hauptstadt Constantinopel. Die Bevölkerung empfing ihn frohlockend und jubelte über seinen triumphirenden Einzug. Seit dem unglücklichen Auszug des Valens gegen die Gothen hatte sie keinen Kaiser gesehen. Wie mit dem Einen gedemüthigt, fühlte sie mit dem Anderen sich gehoben. Des Kaisers erste Sorge betraf die Ehre Gottes, das Heil der Seelen, den Frieden der Kirche. Dem Arianerbischof Demophilus sagte er, wenn derselbe sich zum Glauben von Nicäa bekennen wolle, so möge er das ganze Volk unter seinem Hirtenstab zu einer Heerde sammeln und fortan in Frieden und Einigkeit leben; wo nicht, so müsse er die Kirchen, welche für Bekenner des Glaubens von Nicäa gebaut wären, ihnen wiederum einräumen und die Stadt verlassen. Demophilus wählte das Letztere. Dann erschien auch Gregor vor dem Kaiser mit der Bitte, sich ebenfalls zurückziehen zu dürfen. Er konnte sich nicht trösten, daß er, durch sein Vertrauen zu Maximus, ein solches Aergerniß gleichsam hervorgerufen habe. Er sagt: „Wer Niemand betrügt, ist leicht zu betrügen: das ist der Fehler der Ehrlichkeit. Maximus hatte über mich alle Vortheile, welche Schlauheit und Hinterlist über die Arglosigkeit haben. Ich zählte auf seine Treue und Anhänglichkeit, nahm ihn in meine Wohnung, an meinen Tisch, besprach mit ihm meine Pläne, während er mir den seinen verheimlichte und ihn bei nächtlicher Weile, wie ein einbrechender Wolf oder Dieb, ausführte, ohne weder mich, noch die Gemeinde, noch den Magistrat davon in Kenntniß zu setzen, wie es üblich ist bei der heiligen Weihe eines Bischofs. Vom bischöflichen Stuhl konnte er mich nicht verdrängen, denn ich nahm ihn nicht ein. Ich besaß keine andere Würde, als die eines Lehrers des christlichen Volkes, kein anderes Amt als das, die Seelen zu bewachen. Seine Geschicklichkeit bestand also nicht sowohl darin, sich auf den leeren Bischofsstuhl zu schwingen, als darin, daß ich ihm zum Werkzeug eines Planes dienen mußte, durch dessen Ausführung der heilige Geist so schwer beleidigt und das gläubige Gemüth so tief verletzt ist.“

Der Kaiser empfing Gregor auf's Freundlichste, umarmte ihn und sagte, statt auf seine Wünsche einzugehen: „Gott gibt dir durch meine Hände, als den wohlverdienten Lohn deiner Arbeiten, die Kirchen der Stadt zurück.“ Bei der ungeheuern Ueberzahl der Arianer klang dies Wort ganz märchenhaft für Gregor; sie waren zu mächtig, zu unruhig, zu verwegen, um, wie er meinte, sich diese Maßregel gefallen zu lassen. Aber der Kaiser beschloß, persönlich Gregor in die St. Sophia einzuführen, in diese Hauptkirche, von welcher alle übrigen abhingen. Am anderen Morgen war eine ungeheure Volksmasse in Bewegung. Das Vorhaben des Kaisers bewegte alle Gemüther. Plätze, Straßen, Häuser, Fenster, Dächer, an denen der kaiserliche Zug vorüber gehen mußte, wimmelten von Menschen aller Stände und jedes Alters. Da erschienen kaiserliche Truppen, umringten die St. Sophia und versperrten den Unberufenen die Eingänge. Arianische Weiber und Kinder erhuben ein Jammergeschrei und verstummten nur vor der Schaulust, als die kaiserliche Leibwache erschien und zwischen ihr in heiterer, ruhiger Majestät, huldvoll und freundlich wie bei einem Triumphzug, der Kaiser! und neben ihm ein ältlicher, abgezehrter, gebeugter, ärmlich gekleideter Mann, Gregor, der Urheber dieses Glaubenssieges. In tiefer Sammlung ging er zur Seite des Kaisers und lobte in der Stille Gott, dessen Arm nicht verkürzt ist. Ein Schwarm von Arianern warf sich zornglühend vor der St. Sophia der Leibwache entgegen, mit vielen Bitten den Kaiser und mit vielen Drohungen Gregor anrufend. Allein der Kaiser ließ sich nicht stören oder aufhalten und führte Gregor in die St. Sophia ein.

Als nun plötzlich ganz unerwartet der trübe graue Morgen von dem prächtigsten Sonnenschein gelichtet wurde und die majestätische St. Sophia in den goldenen Strahlen aufleuchtete wie Noe's Bundeslade vom Regenbogen; und da dies Licht gerade in dem Augenblicke einbrach, wo der Gesang der Hymnen begann und alles Volk die Hände zum Gebet erhob: so wurden die Gemüther freudig ergriffen, woll-

ten darin ein günstiges Vorzeichen von Gnade und Segen finden und brachen in die an den Kaiser gerichtete Bitte aus, er möge ihnen Gregor zum Bischof geben, nur das fehle noch zu ihrem Glück und zur allgemeinen Wohlfahrt; denn jeder Bürger würde sich geehrt fühlen, wenn ein solcher Mann den Sitz des Patriarchen einnehme. Ein freudiges wogendes Getöse erfüllte die Kirche. Jung und Alt, Vornehm und Gering stimmten in den Ruf zusammen und von den Gallerien herab schrieen die Frauen, durchdringender und lauter, als es sich für die Zurückhaltung ihres Geschlechtes schickte," bemerkt Gregor. Ihm war dieser Tumult höchst unbehaglich und er fürchtete irgend einen verkehrten Schritt der aufgeregten Menge. Da er selbst zu angegriffen war, um mit vernehmlicher Stimme sprechen zu können, so hieß er einen Priester an das Gitter des Chores vorgehen und dem Volk zurufen: „Mäßigt euch und seid ruhig! für jetzt darf uns nichts beschäftigen, als Preis und Dank dem gnädigen Gott darzubringen." Wiederum brach Jubel und stürmischer Beifall aus; der Kaiser bezeigte nochmals sein Wohlwollen an Gregor und der wichtige Act der Rückgabe der Kirchen Constantinopels und ihres Einkommens an die Katholiken war somit ohne Aufruhr und Empörung vollzogen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In ihrer stürmischen Begeisterung für Gregor ließ sich die katholische Gemeinde zwar einen Augenblick in der St. Sophia dämpfen; allein sie drang so anhaltend und so feurig in Theodosius, sein Werk zu krönen und dauernde Ruhe zu schaffen, indem er, alle arianischen Gelüste und Umtriebe abschneidend, Gregor zum Patriarchen ernenne, daß der Kaiser selbst sich mit allen Gläubigen vereinigte, um Gregors Widerstand zu überwinden. Gregor blieb dabei, eine solche Ernennung sei wider alle kirchlichen Gesetze und daher nichtig. Endlich aber gab er insoweit nach, daß er die Geschäfte

des Patriarchen, eine Wohnung im bischöflichen Hause neben der St. Sophia und die Verwaltung des Kirchenvermögens übernahm, Alles aber nur so lange, bis eine Versammlung von Bischöfen die Verhältnisse regeln würde. Er fand die Kirchengüter in der größten Zerrüttung. Die Register der weltlichen Administratoren gaben ebensowenig Auskunft über den Stand des Besitzes und der Einnahme, als die Papiere der Arianerbischöfe. Nirgends war ein Verzeichniß des ungemein kostbaren Altargeräthes und sonstiger Kleinodien zu finden, womit die Kaiser, nach Constantins Beispiel, und die Großen und Reichen die Kirche beschenkt hatten. Ohne Nachforschungen anzustellen, welche bei Uebelwollenden leicht den Verdacht von Habgier wecken, bemühte sich Gregor in aller Stille Ordnung in diese Verwirrung zu bringen. Mit derselben Mäßigung verfuhr er gegen das irregeleitete Volk, das, von treulosen Hirten und Lehrern um den wahren Glauben betrogen, ihm nur beklagenswerth, nicht strafbar erschien. Es gab Uebereifrige unter den Gläubigen und unter den Priestern, die ihn zu gewaltthätigen Maßregeln gegen Häretiker und Sectirer überreden wollten. „Wie urtheilt ihr so oberflächlich,“ ruft er aus, „wenn ihr die unerbittliche Härte edle Festigkeit nennt, die Sanftmuth hingegen Schwäche. Ihr wollt also mit Feuer und Schwert die Bedauernswerthen verjagen, auf die Gunst der Zeiten euch stützen, das Wohlwollen der Machthaber mißbrauchen und statt heilsamer Arznei tödtliches Gift anwenden? Ich nicht! ich möchte durch unsere Milde unsere Widersacher zur Milde stimmen und durch ein sanftes und liebreiches Verfahren nicht nur ihre aufgeregten Gemüther beruhigen, sondern auch — was ungleich wichtiger ist! — ihnen zeigen, daß wir unseren Sieg der göttlichen Vorsehung zuschreiben, nicht den glücklichen äußeren Verhältnissen, und daß wir unseren Weg mit der Kraft zu ebnen suchen, die uns von Gott kommt, nicht mit den Waffen der weltlichen Gewalt.“

Mit dieser Nachsicht und Uneigennützigkeit ging Gregor überall zu Werke, zeigte sich wenig öffentlich, am wenigsten

in der großen Welt, und zog sich dadurch auch von seinen Freunden manche Mißbilligung zu. Sie meinten, es müsse mehr Glanz und Ehre ihn umgeben, sein Einfluß müsse größer sein, er müsse im Stande sein, mehr Dienste zu leisten, mehr Wohlthaten zu spenden, um auch dadurch die Gemüther zu gewinnen und seine Anhänger zu fesseln; sie hätten sich gern gesonnt in seinem Glanze. Sie dachten eben irdisch und er dachte himmlisch. Er schreibt: „Unsere Gegner hatten ausgesprengt, unsere Gemeinde sei so klein, daß sie kaum die Vorhallen unserer Kirchen füllen würden. Leider war das Volk nur allzu sehr von Parteien und Secten zerrissen worden; als wir aber unsere Gotteshäuser zurück erhielten und überall öffentlich unseren Gottesdienst feierten, da erwachte in merkwürdiger Weise der alte Glaube, der Glaube ihrer Kindheit und Jugend in den Gemüthern und die Kirchen füllten sich mehr und mehr mit Gläubigen und mit Solchen, die es werden wollten. Das gab mir sehr viel Beschäftigung. Ueberdas hatte ich für die Armen, für die Mönche, für die gottgeweihten Jungfrauen, für die Gefangenen, für arme Reisende theils geistliche, theils leibliche Hülfe zu leisten. Dazu kamen eine Menge Männer und Frauen der verschiedensten Stände, die sich in ihren Anliegen Rath oder Trost erbaten. Ferner unser gemeinsames Psalmengebet der Geistlichen und meine eigenen Studien und Gebetsstunden, welche ich meistens in die Nacht hinein verlegte. Mit einem Wort: ich war im beständigen Dienst des Herrn. Möchte er ihm wohlgefällig gewesen sein."

Indessen gab sich die feindliche Partei nicht zur Ruhe. Die Ordination des Maximus bot ihnen den Anlaß zur Behauptung, Gregor habe den rechtmäßigen Inhaber des bischöflichen Stuhles durch Cabalen verdrängt. Die Anhänger, welche sich Maximus unter dem Gesindel von Constantinopel, namentlich unter den Bootsknechten erkauft hatte, waren ergrimmt auf Gregor und zu jeder That bereit, die ihnen gut bezahlt wurde. Einst lag Gregor gegen Abend auf seinem ärmlichen Bett, leidend, wie er so oft war, und müde von

den Anstrengungen des Tages. Da drang ein kleiner Trupp von Männern aus dem Volke in sein Zimmer und ihm fiel ein junger Mensch sogleich in's Auge, der sehr schlecht gekleidet war und blaß und verstört aussah. Gregor richtete sich erschreckt auf und fragte nach ihrem Begehren. Sie antworteten: sie hätten Gott und dem Kaiser für das Glück gedankt, einen solchen Bischof zu besitzen, und wollten nun auch ihm danken. Darauf entfernten sie sich geräuschvoll bis auf den Jüngling, der sich nun seufzend, weinend und händeringend ihm zu Füßen warf. Gregor begriff nicht im mindesten diesen seltsamen Auftritt und alle Fragen, die er an den trostlosen jungen Menschen richtete, klärten nichts auf, weil dieser nicht aufhörte zu wehklagen. Endlich kamen Leute herbei und lösten das Räthsel. Der Jüngling war ein gedungener Meuchelmörder, den im entscheidenden Augenblick das Gewissen gerührt hatte, so daß er nicht fremdes unschuldiges Blut, sondern bittere Reuethränen vergoß. Gregor sagte gerührt: „Gott erhalte dich, wie er mich erhalten hat;" und litt nicht, daß die Sache weiter verfolgt wurde.

Wegen der beständigen Verdächtigungen seiner Feinde, daß er in Constantinopel an nichts gedacht habe, als durch Intriguen den Bischofsitz zu gewinnen, hielt er es für nothwendig, einmal in des Kaisers Gegenwart eine Rede zu halten, worin er auseinandersetzte, daß ihm alle Talente mangelten, wodurch man sich einschmeichele und beliebt mache. Er habe nichts Neues gepredigt, sondern den alten reinen Glauben, den man vor fünfzig Jahren immer hier gehört; er sage auf der Kanzel und im gewöhnlichen Leben den Leuten einfach die Wahrheit, unbekümmert, ob sie ihnen gefalle, ob nicht; er lebe zwischen den Menschen gleichsam außerhalb der Welt und gänzlich fern vom Umgange mit Einflußreichen und Mächtigen; sich einen Anhang zu erkaufen, sei ihm unmöglich gewesen, indem er Geld ebenso wenig wie Flügel besitze; womit er sich hier ausschließlich beschäftigt habe, das wisse seine Gemeinde. „Ihr seid mein Ruhm und meine Freude," rief er ihr zu, „ihr seid meine Rechtfertigung gegen meine Tadler; euch gegen-

über muß die Verläumdung schweigen. Die göttliche Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit in eure Seelen einzuprägen, darauf habe ich alle Mühe und Sorgfalt gerichtet, dahin ging mein Bestreben, das war meine Beschäftigung. Fahret fort, den Glauben an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist zu bekennen; hütet euch, der Gottheit etwas hinzufügen oder etwas ihr entziehen zu wollen; und möge die Tadellosigkeit eures Wandels der Heiligkeit eures Glaubens entsprechen und ein ehrenvolles Zeugniß für euren Lehrer ablegen. Ich habe meinen Mund nur geöffnet, um den Seelen zu nützen, und fanden meine Worte Beifall, so machte er mich nicht hochmüthig; es war eine Huldigung, die man dem wahren Glauben und der reinen Lehre darbrachte. Ein treuer Diener des Evangeliums bezieht einen solchen Beifall nicht auf seine armselige Persönlichkeit und benutzt ihn nicht zur Erreichung irdischer Vortheile. Aber die Siege des Gotteswortes über Menschenworte hat Manchen gekränkt. Leider gibt es nur allzu viel Nebenwege, auf denen wir vom Pfade des Heils abirren können, um in ewige Abgründe zu stürzen. Auf ihnen schleicht der uralte Feind und Verderber heran, entstellt das Ebenbild der Gottheit im Menschen und verbreitet über die Erde eine Verwirrung der Geister, wie einst Gott die Sprachenverwirrung schickte. Daher diese Unzahl von besonderen Meinungen und Ansichten. Daher diese Menge von krankhaften Gehirnen, die alle von der Offenbarung abfallen, um neue Erfindungen über Gott und die göttlichen Geheimnisse an den Tag zu bringen. Daher diese Masse von Menschen, die der Irrthum blendet und die Denjenigen hassen, welcher das Licht der Wahrheit verbreitet, weil es ihren kranken Augen wehe thut."

Kaiser Theodosius wünschte sehnlichst, seinem Reiche die Glaubenseinheit, dies Fundament des Friedens und der Eintracht, zu geben. Die Rückstellung der Kirchen an die Rechtgläubigen war nur ein äußerlicher Schritt dazu. Er berief daher mit Zustimmung des Papstes Damasus ein Concil der Bischöfe des Morgenlandes nach Constantinopel, damit hier,

im Hauptsitze des Arianismus, jede Irrlehre verworfen und das Credo von Nicäa bestätigt werde. Gregor ersehnte ebenfalls dies Concil, welches auch über ihn bestimmen sollte. Es fanden sich hundertundfünfzig Bischöfe ein, unter ihnen seine alten Freunde Gregor von Nyssa, Petrus von Sebaste, Amphilochius von Iconium und viele ausgezeichnete und gottselige Männer, wie Cyrillus von Jerusalem und Meletius von Antiochien. Allein es kam in dieser Versammlung auch auf höchst betrübende Weise zum Vorschein, wie der heilige Geist oftmals so wenig bei Besetzung der Bischofsstühle gewaltet hatte, und wie er vor dem Weltgeist hatte weichen müssen. Es waren ja erst wenig Jahre verflossen, seitdem Kaiser Valens versucht hatte, den Glauben in seinem ganzen Reich zu arianisiren und Leute, welche sich dazu gebrauchen ließen, zu Bischöfen zu machen. Nichts war natürlicher, als daß diese für die wahren Interessen der Kirche, d. h. für die Verbreitung der katholischen Lehre, die Ausrottung der Häresien, die Beförderung heiliger Männer auf die Bischofsitze — höchst gleichgültig waren, und ihre Privatzwecke, Privatvortheile und Privatfreundschaften zur Richtschnur ihrer Handlungsweise machten. Manche verstanden gar nicht die Wichtigkeit der Dinge, die behandelt werden sollten, weil weder ihre Erziehung noch ihre Vergangenheit sie dazu herangebildet hatte. Gregor sagt, es hätten einige den Soldatensäbel, den Ackerpflug und die Schreibstube verlassen, um unmittelbar darauf Oberhirten des Volkes zu werden; die Glaubenslehren wären ihnen so gut wie unbekannt und deshalb wären sie auch immer zum Wechsel bereit. Von theologischer Wissenschaft sei natürlich keine Rede, hingegen bei Manchen die Unwissenheit so groß, daß sie kaum die Zahl ihrer Finger zusammenrechnen könnten. „Man sagt," schreibt er, „daß der Adler, um seine Jungen zu prüfen, sie in die Sonne blicken lasse und sie aus dem Nest werfe, wenn sie mit den Augen blinzeln. So vorsichtig sind wir nicht; wir wählen zu den höchsten Kirchenämtern nicht Die, welche sich bewährt haben, sondern Solche, die sich selbst dazu berufen. Daher sehen

wir heute einen Mann auf der Schaubühne und morgen auf dem Bischofsitz. Heute war er Simon der Magier, morgen ist er der Apostel Petrus." Nirgends treten die gefährlichen Folgen der Verweltlichung und folglich der Verkommenheit der Geistlichkeit lebendiger und anschaulicher vor's Auge, als in den kirchlichen Verhältnissen des Morgenlandes, wo offenbar häretische oder zur Häresie sich neigende Monarchen, ohne Umstände, nach ihrer Einsicht, oder nach Willkühr, Gunst und Laune die Kirchenämter besetzten.

Die erste Handlung des Concils, dessen Vorsitz Meletius führte, war die: Gregor auf dem so höchst wichtigen Patriarchensitz zu bestätigen und feierlich einzuführen. Der Kaiser frohlockte; unter dem Hirtenstabe dieses Mannes hielt er sein Volk für geborgen. Das Volk frohlockte auch in gewohnter oberflächlicher Art. Nur Gregor frohlockte nicht. Die furchtbare Schwere seines Amtes und der furchtbare Ernst der kommenden Rechenschaft vor Gott, und dabei die furchtbare Zerrüttung der morgenländischen Kirche erfüllten ihn mit Entsetzen. „Aber eine Hoffnung brach meinen Widerstand," sagt er. „Was man kräftig will, das hofft man ja durchzuführen und ein hohes Ziel erreicht man nicht ohne hochherzige Zuversicht. Ich hoffte also, meine Stellung in der Mitte zwischen Morgen- und Abendland, und der Einfluß, der immer von einer hohen Würde ausgeht, würden mir behülflich sein, eine feste und dauernde Verbindung der Kirche in beiden Welttheilen zu begründen." Auf die Festlichkeit seiner Inthronisation folgte bald eine Trauerfeier: Meletius starb. Bis zum letzten Athemzug empfahl er wieder und immer wieder Frieden und Einigkeit. Um seiner unvergleichlichen Sanftmuth und Liebe willen wurde er wie ein Heiliger verehrt; aber seine Mahnung befolgte man nicht. Im Gegentheil! sein Tod rief neuen Unfrieden hervor. Nach dem Uebereinkommen zwischen Meletius und Paulinus, welches die sechs ältesten und angesehensten Priester zu Antiochien eidlich bekräftigt hatten, sollte der Ueberlebende ungestört auf dem Bischofsitz bleiben, und von Rom aus, so wie auch durch das

Nationalconcil zu Antiochien, im Jahre 379, war dies gut geheißen. Jetzt aber behaupteten eine Menge Bischöfe, besonders die jüngeren, man müsse eine neue Wahl treffen. Gregor, der nach dem Tode des Meletius den Vorsitz führte, flehte umsonst, man möge doch nicht wieder das Schisma hervorrufen, sondern Paulinus, den Greis, friedlich auf dem Bischofstuhl leben und sterben lassen. „Wenn wir uns um zwei Engel stritten," rief er aus, „so müßte unser Streit verstummen, sobald wir durch denselben der allgemeinen Kirche Schaden zufügten. Gott hat uns jetzt den ersehnten Frieden gegeben: laßt uns doch ihn bewahren. Das Concil von Antiochien hat vor zwei Jahren jene Uebereinkunft bestätigt; das Abendland hat sich lange zuvor für Paulinus entschieden; entzündet also keine neue Feuersbrunst des Zwistes. Laßt uns gemeinsam daran denken, die Welt zu retten, die so leicht durch unsere Gezänke den Glauben verliert. Wir befinden uns in einem gefährlichen Augenblick: es handelt sich um die Feststellung der heiligsten Dogmen. Ein Schisma führt leicht zu jeder Art von Widerspruch, auch zu dem gegen die Glaubenslehre. Hütet euch, es zu begünstigen! es könnte eine Häresie daraus hervorgehen!"

Alles umsonst! die Leidenschaft wollte nicht hören, nicht verstehen, nicht einsehen. Gregor erkrankte und fand nun einen willkommenen Vorwand, um den Vorsitz niederzulegen. Er verließ sogar das bischöfliche Haus, in welchem die Sitzungen stattfanden, um möglichst fern von diesem stürmischen Meer der aufgeregten Meinungen sich zu halten. Er sah immer deutlicher ein, daß hier unter den gegenwärtigen Umständen seines Bleibens nicht sei. Gehemmt in all' seinen Planen, gestört in seiner ganzen Wirksamkeit, schwand seine Hoffnung, eine Vermittelung des allgemeinen Kirchenfriedens von seinem erhabenen Standpunkte aus zu bewerkstelligen, umsomehr, als er ein trauriger Augenzeuge des unsäglichen Unfriedens sein mußte, der unter den Bischöfen wegen persönlicher Ansichten und Interessen herrschte. „Diese Hirten der Völker, diese Ausspender der himmlischen Gaben des hei-

ligen Geistes, diese Friedensengel, die von ihrem Thron, wie von Oben herab, nur Worte des Heils verkünden sollen, erfüllten die Kirchen mit Unordnung und Lärm. Wider einander erzürnt und aufgeregt, angeklagt und anklagend, Parteigänger suchend, gierig nach Ansehen und Macht, verzehrt von Eifersucht auf Alles, was hervorragt: stürzten sie die Welt in eine namenlose Verwüstung." So wehklagt Gregor.

Diejenigen Bischöfe, welche den Frieden wünschten, hatten die Bischöfe von Macedonien und Aegypten, die noch nicht erschienen waren, beschworen, ihre Ankunft zu beschleunigen, weil sie wußten, daß diese ebenfalls den Paulinus in seinem Recht schützen würden. Sie langten an, höchst erzürnt auf die Partei der Ruhestörer, der Erneuerer des Schisma's; aber anstatt sich kräftig zu Gregor und den Gleichgesinnten zu halten, murrten die Aegypter gegen seine Inthronisation zu Constantinopel. Dies war entscheidend für Gregor's Entschluß; er durfte seine Fessel lösen. Er begab sich in die Versammlung und sagte: „Gott hat uns hier vereinigt, um Entscheidungen über die wichtigsten und höchsten Angelegenheiten zu treffen. Darum, meine Brüder, wäre die Beschäftigung mit meinem Schicksal zu unwichtig für so viele Oberhirten, die ihre Gedanken den himmlischen Dingen zuzuwenden haben. Kann ich aber zur Beruhigung der Gemüther beitragen, so laßt mich ein anderer Jonas sein und werft mich in's Meer, obzwar ich den Sturm nicht angeregt habe. Laßt dies den Anfang euerer Vereinigung sein. Wider meinen Willen bin ich hier eingeführt worden; freiwillig ziehe ich mich zurück und nichts bedaure ich, als daß ich die heilige Dreifaltigkeit hier nicht mehr vertheidigen kann."

Die Bischöfe waren, je nach ihren Gesinnungen, erstaunt oder froh, oder verlegen, oder niedergeschlagen. Die Meisten sahen ihn gern gehen; er war ihnen zu überlegen an Geist, an Herz, an Talent, an Tugend. Der schwächere Kämpfer in der Arena sieht es nicht ungern, wenn ein stärkerer Nebenbuhler sich zurückzieht; er hat dadurch eine Hoffnung mehr auf den Siegespreis. Andere aber wollten nichts von seiner

Abdankung wissen und verließen das Concil und die Stadt, um nicht Theilnehmer einer anderen Wahl sein zu müssen. Aus der Versammlung ging Gregor zum Kaiser und sagte: „Herr! ich komme wie die Anderen, um eine Gnade von dir zu erbitten; aber nicht Gold und Marmor für meine Gotteshäuser, nicht Stellen und Aemter für meine Verwandten. Nein! ich glaube mehr zu verdienen. Ich bitte um meine Freiheit. Erlaube mir, mich von meinem Platz zurückzuziehen, auf dem mich Niemand gern sieht, nicht einmal meine Freunde." Wie aufrichtig er diesen Schritt that, zeigt der Erfolg: Theodosius entließ ihn voll Ehrfurcht und Bewunderung. Hätte Gregor sich nicht mit der größten Entschiedenheit ausgesprochen, so würde Theodosius ihn gern und leicht festgehalten haben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Gregor war nun frei und freute sich seiner Freiheit. Aber das Herz that ihm weh, wenn er an seine Heerde und an seine theure Anastasia dachte. Das Gerücht verbreitete schnell dies Ereigniß und verschiedene Personen, besonders Leute aus den unteren Ständen, eilten zu ihm und flehten ihn auf den Knieen und mit Thränen an, sie nicht zu verlassen, nicht die Erndte aufzugeben, zu welcher er die Saat so reichlich und gesegnet ausgestreut habe. Wie ein zärtlicher Vater, der gute Kinder verläßt, weinte er mit ihnen, tröstete und beruhigte sie, wies auf die Gebrechlichkeit seines Körpers hin, die ihn jeden Augenblick aus ihrer Mitte hinwegreißen könne und verhieß ihnen einen Oberhirten, der kräftiger an Leib und Geist als er, ihren Seelen auch kräftiger werde dienen können. In der St. Sophia vor dem ganzen Concil, dem Volk und der Geistlichkeit hielt er dann seine berühmte Abschiedsrede. Er war so leidend, daß ihm das laute Sprechen höchst beschwerlich fiel, aber sein geistiges Feuer riß dennoch alle Zuhörer hin. Er entwarf ein Bild der Zustände, die er in

Constantinopel vorgefunden: keine Hirten, keine geistliche Weide, kein gemeinsamer Schafstall; nur zerstreute und verscheuchte Schäflein, die es dem Zufall überlassen mußten, eine gesunde Nahrung zu finden und immer auf der Hut vor dem einbrechenden Wolf waren; kurz eine Heerde wie jene, über die der Prophet Ezechiel klagend trauert, als er das Elend des Volkes Israel unter dem Drucke der ungläubigen Völker beschreibt. „Jetzt aber, nachdem Gott die Seinen heimgesucht, hat er sie gerettet," fährt Gregor fort, „und sind sie auch noch fern von der Vollkommenheit, so streben sie ihr doch mehr und mehr zu und wachsen augenscheinlich im Guten. Wenn sie von ihrem gegenwärtigen Standpunkt zur Vollkommenheit sich erschwingen, so ist das minder befremdend, als daß ein so geringer Anfang so überraschenden Erfolg hatte." Dann spricht er seine dankbare Freude aus, von Gott gerufen zu sein, um hier in dieser Stadt, „dem Auge der Welt," das Licht der wahren Lehre wieder zu entzünden, und eine Gemeinschaft zu hinterlassen, deren Glaube Zeugniß für die Reinheit seines Glaubens ablege. „In der Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit ist sie unter sich und mit uns und mit Gott Selbst vereinigt!" ruft er aus. Nachdem er die Glaubenslehre dargelegt hat, bittet er, kein allzu großes Gewicht auf diese oder jene dogmatische Benennung zu legen, „denn die Heiligkeit unseres Glaubens besteht in seinem Wesen und Inhalt, nicht in Benennungen." Als Lohn für seine Hirtenarbeit wünscht er nichts, als einen tüchtigen Nachfolger, von tadellosem Wandel, beredt im Lehramt und geübt in den geistlichen Angelegenheiten. Er selbst sei allzu erschöpft durch mannigfache Mühsale, um länger den Anforderungen der Gegenwart zu genügen und seine Sanftmuth, die man ihm ja beständig vorwerfe, mache ihn durchaus untauglich, sich dem Strom entgegen zu stellen, der aus dem zerrüttenden Zwiespalt der Kirchen verderblich in eine Welt sich ergieße, die durch wahnwitzige Gier nach Genuß, nach Glanz und Pracht, nach Schaulust und Vergnügen schon hinlänglich zerrüttet sei. Man habe ja sogar ihm ein Verbrechen daraus

gemacht, daß er jedes weltliche Gepräge verschmäht habe. „Ich wußte aber nicht," sagte er, „daß ein Bischof darin wetteifern müsse mit den Consuln, den Statthaltern, den Feldherren, die immensen Reichthum besitzen und nicht wissen, wie sie ihn verschwenden sollen; wußte nicht, daß wir Das, was den Armen gehört und was ihnen nothwendig ist, für unseren Luxus ausgeben dürfen; wußte nicht, daß es uns gezieme, ein stolzes Roß oder einen prachtvollen Wagen zu besteigen und mit prangendem Gefolge einher zu ziehen. Wenn ich diese Lebensart nicht annahm, und wenn ihr, meine Brüder," sprach er zu den Bischöfen, „mir deshalb zürntet, so vergebt mir jetzt, denn der Fehler ist nun einmal geschehen."

Dann nimmt er Abschied von den Kirchen, vor Allem von der Anastasia; von den heiligen Aposteln Andreas, Lucas und Timotheus, deren Reliquien in der prachtvollen Apostelkirche, der Begräbnißstätte der Kaiser, ruhten, und die ihm Vorbilder seines Strebens und Wirkens gewesen waren; von der Geistlichkeit und den Klosterleuten; vom Kaiser und dem ganzen Hofe; von den Häretikern sogar, die er anfleht, sich zum wahren Glauben zu bekehren; von Constantinopel, dem Knoten zwischen Morgen- und Abendland; von den Schutzengeln der Stadt und der Gemeinde; und von der Kanzel, auf welcher er die beseligende Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit gepredigt habe. Nach diesem Lebewohl verließ er im Juli 381 Constantinopel, wo er etwa zwei und ein halbes Jahr die Lasten und Mühen des guten Hirten getragen hatte. Nicht einmal sein letzter Wunsch hinsichtlich eines Nachfolgers wurde erfüllt! es geschah genau das Gegentheil. Man wählte den Prätor von Constantinopel zum Patriarchen, einen würdigen Mann aus senatorischem Geschlecht, der Nectarius hieß, der aber gänzlich unerfahren in kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten, und überdies noch Catechumen war. Er wurde getauft, empfing die heiligen Weihen, bestieg den Thron des Patriarchen und sollte nun lehren, bevor er selbst gelernt hatte; während der Mann, der die Lehre inne hatte und sie

vorzutragen wußte, wie Wenige unter seinen Zeitgenossen, gleichgültig bei Seite geschoben und entlassen wurde, als sei er ein überflüssiger, unnützer Diener. In der Angelegenheit von Antiochien fand sich Keiner, der Gregor's Hochherzigkeit gehabt und wie Jonas sich über Bord hätte werfen lassen. Der Priester Flavian nahm die Wahl zum Gegenbischof des Paulinus an, obwohl er den Vertrag zwischen diesem und Meletius anerkannt hatte. Aber diese nämlichen, von Parteisucht, Ehrgeiz und Dünkel verblendeten Menschen standen, was die Reinheit der Glaubenslehre betraf, unter der Führung des heiligen Geistes, der es nicht verschmäht, sich so geringer Werkzeuge zu bedienen und seine göttliche Macht mitten in der menschlichen Gebrechlichkeit zu offenbaren.

Theodosius erreichte seine Absicht insofern, als das Concil, das Glaubensbekenntniß von Nicäa festhaltend, die Irrlehren über den heiligen Geist und den Sohn Gottes entschieden verwarf und deren Anhänger als nicht mehr zur Gemeinschaft der Kirche gehörend bezeichnete. Sechsunddreißig semiarianische Bischöfe, welche durchaus nicht zur Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater sich bekennen wollten, schlossen sich somit von der allgemeinen Kirche aus. Gregor von Nyssa soll, nach einigen Schriftstellern, das Credo von Nicäa in seiner gegenwärtigen Form, mit der Lehre vom heiligen Geist, aufgesetzt haben. Das Concil ernannte ihn mit zwei anderen Bischöfen zum Mittelpunkte der kirchlichen Einheit in Pontus, welches dreizehn Provinzen umfaßte. Auch er verließ gern Constantinopel. Abgesehen von den peinlichen Zerwürfnissen unter den Bischöfen, war ihm die leichtfertige Streitsucht über Dogmen ganz unerträglich, die dort mehr als irgendwo in allen Classen und Ständen überhand nahm. Der Kaiser und der Handwerker, die Dame aus der großen Welt und der Bettler hatten sich angewöhnt, die erhabensten Mysterien in den Kreis ihrer alltäglichen Besprechungen hinein zu ziehen. Auf den Straßen und Märkten, die von Menschen der unteren Stände wimmelten, weil der Südländer die Gewerbe und die Handthierung des All-

tagslebens unter freiem Himmel zu treiben sucht, hörte Gregor oft, wie Wechsler an ihren Tischen, Trödler vor ihrem Kram, Schneider und Schuhmacher bei ihrer Arbeit theils mit ihren Kunden, theils untereinander dogmatisirten und die Wesensgleichheit und Wesensähnlichkeit, die Unterordnung des Sohnes unter den Vater und Aehnliches zum Gegenstande ihrer Disputirübungen machten; eine beklagenswerthe Oberflächlichkeit, vor welcher Gregor von Nazianz so oft warnt. — Durch die Beistimmung des Papstes und der abendländischen Bischöfe zu den Beschlüssen dieses Concils über die Glaubenslehren erhielt es später das Ansehen eines öcumenischen und ist demnach das zweite allgemeine der Christenheit.

Gregor kehrte mit Freuden in seine Heimath zurück. Seit manchem Jahre war er in der Fremde. Die Furcht vor dem bischöflichen Amt hatte ihn nach dem Tode seines Vaters in die Einsamkeit von Seleucia getrieben. Als er sich in ihr gestählt und gesammelt hatte für eine große Wirksamkeit, riefen ihn gewichtige und gebietende Männer nach Constantinopel, so recht auf den Weltmarkt des irdischen Treibens, damit er den Menschen, den Hirten wie den Heerden, den Weg des Heiles lehre, zeige, voranschreite. Solche Stimmen des „Rufers in der Wüste" läßt die Gnade Gottes nie verstummen und in besonders gefährdeten Zeiten schallen sie dröhnend und mahnend in das Wortgeschwirr des Aberwitzes und der Thorheit hinein. Das war Gregors Sendung von Gott. Als er sie erfüllt hatte, durfte er sein Vaterland wiedersehen. Er ging auf sein Gut zu Arianz, das ganz in der Nähe von Nazianz lag und freute sich an dem Schatten der Bäume, die er in seiner Jugend gepflanzt hatte. Das war auch die einzige Freude, die ihm zu Theil wurde. Als er die Verwaltung der Kirche von Nazianz niederlegte, hatte er, bis ein Bischof gewählt sei, den Cledonius zu jenem Verwaltungsamt empfohlen und er fand ihn noch jetzt seit sieben Jahren vor, weil sich die Bischöfe noch immer nicht über die Besetzung des Stuhles von Nazianz vereinigen konnten. Gregor sah aber mit Schmerz eine Menge Uebelstände, die

nur ein Bischof abschaffen konnte, indem dessen Autorität, weil sie dauernd ist, mehr Nachdruck hat, als ein provisorisches Regiment. Ueberdies hatten sich Apollinaristen mit ihrer Irrlehre, die eine unvollständige Menschwerdung Gottes annahm, indem sie behauptete, daß Christus keine vernünftige menschliche Seele gehabt habe, in Nazianz angesiedelt, und da es wohl nichts so Verkehrtes in Sachen des Glaubens gibt, was nicht die menschliche Schwäche für Wahrheit angenommen hätte, so fanden sie auch hier Anhänger. Er suchte sogleich die benachbarten Bischöfe und Geistlichkeit und Gemeinde zu Nazianz von der dringenden Nothwendigkeit einer Bischofswahl zu überzeugen, fand jedoch wenig Eifer und Theilnahme. Die Bischöfe verhielten sich gleichgültig; ein Theil der Geistlichkeit war mit dem Stande der Dinge zufrieden und erklärte sich offen gegen ihn; der andere Theil stimmte äußerlich für Gregors Ansichten und Bemühungen; statt sie jedoch zu unterstützen, hintertrieben sie dieselben heimlich und hielten nicht Wort. Das Volk folgte seiner Geistlichkeit. Da Gregor von gränzenloser Nächstenliebe war und auch im irrenden Menschen immer den Bruder, immer die zur ewigen Seligkeit erschaffene und bestimmte Seele sah: so war er auch von der größten Freundlichkeit und Milde gegen die Apollinaristen. Diese behaupteten nun, Gregor theile ihre Ansichten, denn er behandele sie als Brüder und sie waren so entschieden in ihrer Behauptung, daß sich Gregor gegen Cledonius dawider vertheidigte und ihm schrieb: „Der Sohn Gottes von Ewigkeit hat in der Zeit zu unserem Heile die Menschheit angenommen, damit der ganze Mensch, der in die Sünde fiel, wiederhergestellt werde durch Denjenigen, der ganz Mensch ist und ganz Gott. Ist Christus ein Mensch ohne vernünftige Seele, was ist er denn und inwiefern ist er dann überhaupt Mensch? sie unterscheidet ja den Menschen vom Thier. Wer einen solchen Christus annehmen kann, muß selbst sehr wenig Vernunft haben.“ Dann geht er all' die irrigen Meinungen über das Mysterium der Menschwerdung durch, über die geheimnißvolle, unergründliche Verbindung des Mensch-

lichen und Göttlichen in einer Person, und sagt: „Wer an Maria nicht wahrhaft als an die Mutter Gottes glaubt, trennt sich vom Glauben an Gott.“ Dies sagt er volle fünfzig Jahre vor dem Concil zu Ephesus, das ihr den Namen beilegt, dessen Gregor sich bedient: Gottesgebärerin, Theotokos. Dies sagt er, der Lehrer und Vertheidiger der heiligen Dreifaltigkeit, der nicht die Gewohnheit hatte, das Heiligste oberflächlich zu behandeln. Aus seinen Studien und Betrachtungen der göttlichen Geheimnisse des Christenthums trat ihm die Mutter Gottes als ein so wesentliches Glied der gesammten Heilsordnung entgegen, daß ohne sie der christliche Glaube ihm zusammenstürzt. So dachte das christliche Alterthum von der allerseligsten Jungfrau Maria.

Endlich, nach vielen Bemühungen, ging der Metropolit von Kappadocien, Helladius, der Nachfolger des heiligen Basilius, auf Gregors Bitten und Wünsche ein und Nazianz erhielt in dem vortrefflichen Priester Eulalius einen würdigen Bischof. Während Gregor Gott lobte, mußte auch dies Ereigniß dazu dienen, böse Zungen gegen ihn aufzuregen. „Man behauptet,“ schrieb er an Gregor von Nyssa, „Eulalius sei wider meinen Willen zum Bischofe geweiht. Glaube es nicht! glaube nicht, daß ich so gehaßt oder so verachtet sei. Ich habe für diese vernachläßigte Kirche gethan, was ich konnte; aber ich bin ja halbtodt und kann die ganze Last unmöglich tragen. Deshalb freue ich mich, daß der ehrwürdige Eulalius auf meine Bitten und auf dein und anderer frommer Bischöfe heiliges Gebet Hirt der verwilderten Heerde geworden ist. Andere wollen dem Eulalius vorwerfen, er sei nicht rechtmäßiger Bischof, so lange ich lebe. Wird man denn nie begreifen, daß ich für Sasima geweiht war und nicht für Nazianz!“

In der Fastenzeit dieses Jahres legte sich Gregor ein vollkommenes Stillschweigen auf. Er sagte, da er durch seine Reden die Menschen nicht verhindert habe, unendlich viel mehr zu sprechen als nothwendig sei, so wolle er versuchen, ihnen durch sein Schweigen ein besseres Beispiel zu geben. Nichts

sei heilsamer, als der Beweglichkeit der Zunge von Zeit zu Zeit einen Zügel anzulegen; der Zorn, die üble Nachrede und manches andere Böse werde dadurch unterdrückt. Ueberdies habe seine Zunge freilich nie unmittelbar einem Menschen geschadet; aber mittelbar wohl; denn sein Rednertalent habe viel Neid erregt. So büßen die Heiligen für die fremden Sünden! Bald darauf erhielt er eine Einladung von Theodosius, einer Synode in Constantinopel beizuwohnen, auf welcher gemeinsame Maßregeln gegen die Arianer getroffen werden sollten. Diese hielten nämlich vor den Thoren der Städte in großen Massen ihre Versammlungen, welche eine Menge von Unordnungen und Aufregungen nach sich zogen. Es wird erzählt, Amphilochius von Iconium habe den Kaiser gebeten, den Arianern diese Versammlungen, so wie die Verbreitung ihrer Irrthümer zu untersagen. Theodosius lehnte es ab. Bald darauf führten die Geschäfte des Amphilochius ihn wieder in den Pallast und er fand im Gemach des Kaisers dessen ältesten Sohn Arcadius, der, obzwar erst sechs Jahre alt, schon von seinem Vater zum Augustus ernannt worden war, ein Titel, der ihn zum Mitkaiser und Thronfolger machte. Amphilochius begrüßte mit gewohnter Ehrerbietung den Kaiser, während er Arcadius gar nicht zu bemerken schien. Als Theodosius ihm sagte, wer dieser Knabe sei, behandelte Amphilochius den Kleinen mit der freundlichen Nachlässigkeit, die man einem Kinde zuwendet. Theodosius konnte eine empfindliche Bemerkung über dies seltsame Benehmen nicht unterdrücken. Da sagte Amphilochius lächelnd: „Der Beherrscher des Morgenlandes fühlt sich gekränkt in der Vernachlässigung seines Sohnes, und der Herr des Weltalls sollte gleichgültig sein gegen die Beleidigungen, die seinem göttlichen Sohne widerfahren?" Genug, die Synode fand im Jahre 383 statt und verschiedene kaiserliche Gesetze gegen die Häretiker begleiteten sie und folgten ihr. Gregor lehnte jedoch die Theilnahme an derselben ab und schrieb an Procopius, einen der ersten Hofbeamten: „Ich muß bekennen, daß ich mich gern von diesen Versammlungen entfernt halte,

weil sie durch Disputirsucht und Eigenliebe nicht selten die Uebel vergrößern, welche sie heilen sollten. Ich bitte dich, dem Kaiser die Versicherung zu geben, daß nicht Trägheit mich zurückhält, sondern Körperschwäche."

Die Häresie ist eben disputirend; das ist ihr Leben: Widerspruch gegen die Wahrheit! und zu allen Concilien, die Gregor erlebt hatte, fanden sich Theilnehmer ein, welche vom häretischen Geist jener Zeit mehr oder minder angesteckt waren. Das Alles mußte sie aushalten und hielt sie aus, die christliche Kirche, und hielt es aus gleichsam in der Wiege, überströmt vom Blute ihrer Martyrer, unter den Augen ihrer Bekenner. Sie läßt sich nicht irre machen. Welch' eine Zuversicht zu den Führungen des heiligen Geistes, welch' eine troſtreiche Sicherheit gegen alle künftigen Häresien schöpfen ihre Kinder aus ihren frühen schweren Kämpfen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In seiner ländlichen Einsamkeit fühlte sich Gregor geborgen, wie der Schiffer im Hafen nach großen Stürmen. Neben seinem Hause lag ein Garten und jenseits desselben ein kleines Gehölz. Ein Springbrunnen, die Wonne des Orientalen, fehlte auch in Gregors Garten nicht. Die Freude an der Natur war der einzige Genuß, den er sich gönnte, übrigens führte er sein altes strenges Leben fort, trug nie Schuhe, hatte nie Feuer, schlief auf Stroh, fastete viel, hielt lange Nachtwachen, betrachtete mit erhöhtem Eifer und betete mit verstärkter, in tausend Thränen sich ergießenden Zerknirschung. Sein zärtliches Herz erhielt ihn fortwährend in Verbindung mit seinen Freunden und mit Personen, die seinen Rath, seine Fürsprache, seinen Trost bedurften. Seinem Freunde Amazonius schrieb er nach Constantinopel: „Fragen dich die Unseren, was ich treibe, so sage ihnen: Gregor widmet sich in friedlicher Ruhe den Uebungen des christlichen Lebens und kümmert sich um seine Feinde und Verfolger so wenig, als um

Die, welche nicht geboren sind. Fragt man dich aber, wie ich die Trennung von meinen Freunden ertrage; dann schweige nur, damit du nicht bekennen mußt: Auf dem Punkte ist Gregor schwach und niedergeschlagen."

Er war befreundet mit einer gottseligen Wittwe Namens Thekla, die sich, gemäß der frommen Sitte der Zeit, nach dem Tode ihres Mannes aus dem Weltleben zurückgezogen hatte und in geheiligter Einsamkeit ihre Kinder erzog. Eine andere fromme Sitte war die, gern den Aufenthalt an solchen Orten zu wählen, wo hochverehrte Martyrer gelebt hatten oder wo ihre heiligen Reliquien ruhten. So siedelten sich Emmelia und Macrina neben der Kirche der Vierzig Martyrer an; so Paulin von Nola neben der des heiligen Felix in Campanien; so, in späteren Zeiten, die heilige Hildegard neben der des heiligen Rupert in Bingen. Welch ein tiefsinniges Bewußtsein von Gemeinschaft der triumphirenden und der streitenden Kirche, welch eine Durchgeistung des Erdenlebens mit den Kräften und Mächten einer himmlischen Welt liegt in der Wahl eines solchen Wohnortes! Thekla traf sie, denn Gregor, der sie einmal besucht hatte, schrieb ihr, er bedaure nicht die mühselige Reise, denn er habe sich nun von ihrer lobenswürdigen Abgeschiedenheit überzeugt, da sie fern von Weltfreuden und Freunden keine andere Gesellschaft habe, als Gott, die heiligen Martyrer, neben denen sie wohne, und ihre lieben Kinder.

Ein Bruder Thekla's hieß Sacerdos und Gregor trug viel dazu bei, daß der Jüngling sich früh dem geistlichen Leben widmete. Der heilige Basilius erkannte den Geist und die Gnade des Sacerdos, ertheilte ihm die heiligen Weihen und machte ihn zum Obervorsteher der Basilias, indem er ihm zugleich Kloster und Hospital anvertraute. Sacerdos rechtfertigte das Vertrauen des großen Erzbischofs durch unermüdliche fromme Hingebung an den Dienst Gottes. Er hatte einen Freund, der Eudoxius hieß und der, weil er nicht Schritt hielt mit Sacerdos auf dem Wege der Vollkommenheit, ihn beneidete. Vom Neid zur Verläumdung ist nur

ein Schritt; und da der nunmehrige Erzbischof Helladius dem Eudoxius willig Ohr lieh, wurde Sacerdos plötzlich und ohne den Grund zu erfahren, von der Vorsteherschaft der Basilias abgesetzt. Sacerdos war ungemein niedergeschlagen über die Treulosigkeit seines Freundes und die Ungerechtigkeit seines Erzbischofs. Aber Gregor's Ermunterungen trösteten ihn und richteten ihn auf. Gregor war in dieser Beziehung so oft geprüft, daß er aus dem Schatz eigener Erfahrung und mit einer vom Irdischen ganz abgelösten Seele an Sacerdos schrieb, er müsse sehr dankbar sein, wenn nicht seinen Verfolgern, so doch dem barmherzigen Gott, der ihm diese Prüfung seiner Demuth und Selbstentäußerung sende. „Bist du in das geistliche Leben eingetreten mit der Hoffnung, dort nicht zu leiden: so hat dir die wahre geistliche Gesinnung gefehlt. Trifft dich Leid, so mußt du es starkmüthig tragen oder eingestehen, daß du deinem Entschluß treulos bist. Und welches Leid trifft uns dann am Ende? Nur Eines: Gott und die Tugend zu verlieren! Alle anderen Dinge mögen kommen und gehen, wie Gott will, der unseres Daseins Herr ist und die Ursachen weiß, weshalb wir geprüft werden. Wir dürfen keine andere Furcht haben als die: irgend etwas zu thun, das mit frommer Gottesfurcht im Widerspruch ist. Haben wir bisher pflichtgetreu die Armen gepflegt und bedient, für die Brüder gesorgt, freudig das Lob Gottes gesungen, und will man uns das nicht mehr gestatten: nun wohlan! so wende sich der fromme Sinn anderen heiligen Uebungen zu. Die Gnade ist nicht so dürftig und beschränkt, daß sie uns nicht auf einem anderen Wege in den Himmel führen könnte. In stiller Zurückgezogenheit zu leben, heiliger Betrachtung sich zu widmen, die Seele zu reinigen im Lichte, das von Gott kommt: das ist vielleicht ebenso verdienstlich vor Gott, als eine große äußere Thätigkeit." Sacerdos starb bald darauf und Gregor schrieb an Thekla: „Möchtest du dich dereinst mit so freudiger Zuversicht auf den Tod vorbereiten, wie mein geliebter Sohn Sacerdos, der mit leichtem Herzen eine Welt verließ, in welcher die Dämonen so

thätig sind, und zu Gott und den heiligen Engeln entfloh.

Ein Jüngling Namens Adelphos hatte sich Gregor's Leitung hingegeben, bevor er sich dem geistlichen Stande widmete, und Gregor hatte versprochen, ihm behülflich zu sein, einen herrlichen Tempel Gottes aufzubauen in ihm selbst. Gregor gab sich große Mühe mit Adelphos, besuchte ihn sogar, kränklich wie er war, auf dessen Landsitz und ertheilte ihm seine Ermahnungen stets mit der größten Milde. Als aber Adelphos sich verschiedene Vergehen zu Schulden kommen ließ, schrieb Gregor ihm schmerzlich betroffen und mit großer Strenge. Am Schlusse des Briefes schreibt Gregor: „Ich hätte dir angenehmere Dinge sagen können, aber keine nützlichere. Ich habe es vorgezogen, dir zu deinem Heil einigen Schmerz zu machen, als dich durch verkehrte Nachsicht in großes Elend zu stürzen. Ueberdas hätte ich für mich das Schicksal des Hohenpriesters Heli befürchten müssen, der die Sünden seiner Kinder nicht strafte und den dafür das Zorngericht Gottes traf.

Gregor war so allgemein verehrt, daß Leute, die ihn gar nicht persönlich kannten und die auch gar nichts von ihm begehrten, ihm nur schrieben, um ihre Huldigung ihm darzubringen. Das that auch Candidian, der unter Julian dem Apostaten Statthalter von Kappadocien gewesen und ein vortrefflicher Mann, aber ein Heide war. Gregor antwortete ihm mit großer Hochachtung und äußerst dankbar für die Milde, die Candidian damals für die Christen an den Tag gelegt und schließlich sagt er: „Ich wünsche dir nicht Vermehrung deiner Würden und Ehren, weil deine Tugend nicht durch sie erhöhet wird. Allein ich wünsche dir eine andere, eine ganz herrliche Sache: möchtest du dereinst mit uns und mit unserm Gott zur Zahl der Verfolgten gehören; das ist ein sicheres Mittel, um die Güter der Ewigkeit zu erlangen."

In seinen letzten Jahren zu Arianz schrieb Gregor sehr viele Gedichte, in welchen er theils die Geschichte seines Lebens mit allen inneren Kämpfen und Versuchungen und mit

allen äußeren Prüfungen und Schicksalen erzählt, theils allgemeine Gegenstände behandelt, wie die Leiden der Kirche, das menschliche Glück, das Lob der Jungfräulichkeit, Betrachtungen über die heilige Schrift. Im Lob der Jungfräulichkeit sagt er: es müsse sich die Jungfrau zu den Frauen verhalten, wie die Perle zu Edelsteinen, wie der Morgenstern zu den übrigen Gestirnen, wie die Lilie zu anderen Blumen. Ein Gedicht ist gegen den Luxus der Frauen seiner Zeit gerichtet, gegen ihre schleppenden Purpurgewänder, ihr Uebermaß an Geschmeide, an Wohlgerüchen, an Sklaven und Dienern und gegen den widerlichen Gebrauch der Schminke, die das Menschenantlitz zu einer gemalten Maske macht. In einem anderen Gedicht beklagt er das ewige Ringen des Menschen zwischen seiner himmlischen und seiner irdischen Abstammung und mit der Demuth der Heiligen sagte er: „Ich bin zwar mein Leben lang liebentflammt für die Tugend gewesen, aber angeeignet habe ich sie mir nicht. Ja mit Schmerz muß ich bekennen, daß ich kaum den Weg betreten habe, der zu ihr führt."

Gregor wurde nicht bloß zu Concilien nach Constantinopel eingeladen, sondern auch zu einer Hochzeit. Im Jahre 385 vermählte sich die später so berühmte fromme Jüngerin des heiligen Johannes Chrysostomus, Olympias mit Nebridius, dem Präfecten von Constantinopel. Gregor lehnte die Einladung ab in einem Gedichte, das ihr vortreffliche Rathschläge für ihren neuen Stand gibt, Rathschläge voll feiner Klugheit die einen, zu hoher Vollkommenheit anleitend die anderen, z. B.: nie eine Person loben, die ihrem Manne nicht gefällt; nie ihrem Manne so viel Zärtlichkeit beweisen, als er ihr zeigt; ihren Rath geben, wenn er begehrt wird, aber die Ansicht des Mannes lieber durchführen als die ihre; so wenig ihr Haus verlassen, daß sie in der Welt gleichsam unbekannt und gekannt nur von ihrem Manne sei. Olympias nahm sich diese Rathschläge zu Herzen und wandelte sowohl in ihrer kurzen Ehe, als später im Wittwenstande auf dem Wege der höheren Vollkommenheit.

Gregor war wie der Schwan, von dem man sagt, er beginne zu singen, wenn sein Tod nahe sei. Er dichtete außerordentlich viel: Lebensregeln, Sentenzen, Lehren des Christenthums, Preis und Lob Gottes, Alles wurde ihm zum Gedicht. Das Geräusch der Welt und ihre schreienden Mißklänge waren verhallt, so daß die Harmonie seiner schönen heiligen Seele in der poetischen Form einen entsprechenden Ausdruck fand. Er schied aus diesem Leben um das Jahr 390, ohne daß man die Umstände seines Todes wüßte. Wie ein ächter Einsiedler war er schon bei Lebzeiten der Welt abgestorben und sie ihm. Mit ihm war wieder einer der großen Kämpfer für das christliche Dogma dahin. Wo die Grundwahrheiten angefochten wurden, traten immer die mächtigen Verfechter desselben auf. Das Fundamentaldogma des Christenthums, die Trinität, welche durch die Wesensungleichheit des Sohnes und des heiligen Geistes von den Häretikern geläugnet wurde, hatte in Athanasius, Basilius und Gregor drei unwiderstehliche Kämpfer gehabt und alle Drei überströmten ihre Siege mit ihrem innersten Herzblut. Was ihre Person betraf, war der Ausgang verschieden: Athanasius starb in der Glorie eines großen Triumphes; Basilius sah die Morgenröthe seines Sieges dämmern; Gregor zog sich vom Schlachtfelde zurück. Bald wird ein vierter dieser christlichen Helden erscheinen, kämpfen und äußerlich erliegen. Irdische Erfolge des Augenblicks krönen selten die Heiligen Gottes.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Schon auf dem ersten Concil zu Constantinopel hatte Gregor von Nyssa den Anfang seiner Bücher gegen Eunomius an Gregor von Nazianz und Hieronymus vorgelesen. Der Arianismus war wie ein Polyp, dem überall neue Polypen herauswachsen; ein solcher war auch Eunomius. Basilius hatte eine Widerlegung seiner Häresie geschrieben und so lange der große Erzbischof lebte, hatte Eunomius nichts darauf er-

widert. Nach dem Tode des Heiligen erschien aber eine Schrift von Jenem, worin er seine Lehre zu vertheidigen und Basilius mit dem Gifte falscher Behauptungen, Lügen und Verläumdungen zu bespritzen suchte. Er machte sich dadurch in den Augen aller rechtlichen Leute so verächtlich, daß er, als er einst nach Cäsarea kam, sogleich aus der Stadt gewiesen wurde, weil sie innerhalb ihrer Mauern keinen Menschen dulden wollte, der das Andenken des heiligen Erzbischofs verunglimpfe. Gregor hatte in sein Werk gegen Eunomius auch eine Vertheidigung des Basilius eingeschlossen. Als es vollendet war, fürchtete er, die brüderliche Liebe könne ihn zu weit geführt haben und er bat seinen jüngsten Bruder Petrus von Sebaste ihm zu sagen, was er von dem Werk halte und ob man es veröffentlichen dürfe. Petrus antwortete, ihm scheine sowohl die Widerlegung der Irrlehren, als auch die Vertheidigung des Basilius vom heiligen Geiste eingegeben und die Wärme des Ausdruckes und der Schreibart erhöhe nur die Vorzüge des Buches. Gregor veröffentlichte es nun; es ist sein größtes Werk, das in der Kirche in hohem Ansehen steht wegen des Scharfsinnes sowohl, womit er Eunomius in allen Windungen seiner Irrthümer verfolgt, als auch wegen seiner klaren, festen und lebendigen Schreibweise. Die Irrlehre selbst war eine der tausend Variationen des Arianismus wider das Geheimniß von der Dreipersönlichkeit Gottes mit einigen dem Eunomius eigenthümlichen Ansichten. Er suchte durch seine Speculationen über das Wesen der Gottheit zu verstehen zu geben, als würde er besonderer Erleuchtungen und Erhebungen zum Schauen Gottes gewürdigt, und lehrte, die Seele des Menschen werde nicht befleckt durch Sünden; man habe nicht nöthig, den Lockungen der Sinnlichkeit, der Unmäßigkeit, der Unlauterkeit zu widerstehen. Habe man nur den Glauben — nämlich seinen Glauben oder eigentlich den Glauben an Eunomius — so sei die Seele rein. Gregor sagt über diesen Punkt: „Behauptet und beweist Eunomius uns, daß dies seine Lehre nicht sei; so werde ich mich herzlich freuen und alle Rechtschaffenen mit mir. Nur

aber fürchte ich, daß seine Schüler es ihm nimmermehr erlauben werden."

Gregor wußte wohl, daß die gelockerte Sittenlehre der mächtigste Hebel der Häresie sei. Er nahm Theil an den verschiedenen Provinzialsynoden, die zu Constantinopel stattfanden, und hielt daselbst im Jahre 383 seine Rede über die Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes. Er klagt zum Eingange darin über die Wuth oder den Wahnsinn des Volkes, Theologen sein zu wollen. „Willst du ein Brod kaufen," sagt er, „so erzählt dir der Bäcker, daß der Vater größer sei als der Sohn. Fragst du nach der Wärme des Badewassers, so antwortet dir der Bademeister mit einer Betrachtung über die Natur des Ungezeugten. Willst du ein Geldstück gewechselt haben, so wirst du belehrt über die Unterordnung des Sohnes unter den Vater." Allerdings sehr verkehrt und sehr unheilvoll, weil es den menschlichen Dünkel übermäßig aufblähte. Aber welche merkwürdige Triebkraft und Richtung zum Leben des Geistes und des Glaubens muß eine Zeit gehabt haben, in der solche Auswüchse, solche wilde Schößlinge statt finden konnten.

Zwei Jahre später war Gregor wieder in Constantinopel, das er höchst aufgeregt fand. Es war eine Verschwörung gegen Theodosius entdeckt worden und er hatte den Verschwörern das Leben geschenkt. Aelia Flaccilla, die fromme Kaiserin, die er bei vielen gerechten und großmüthigen Handlungen zu Rathe zog, hatte ihn dringend zur Begnadigung aufgefordert. Um den kleinen Kaiser Arcadius früh daran zu gewöhnen, die Gnade vorwalten zu lassen, ließ Theodosius auch von ihm das Begnadigungsurtheil unterzeichnen. Gleich darauf wurde die kaiserliche Familie tief betrübt durch den Tod Pulcheria's, der einzigen Tochter des Kaisers, und der Patriarch Nectarius beauftragte Gregor, als den berühmtesten Redner, die übliche Trauerrede bei dem Begräbniß zu halten. Die Bevölkerung von Constantinopel war eine sehr leicht und schnell erregbare; alle Ereignisse fanden lebhaften Anklang; dieser Todesfall fand unbeschreibliche Theilnahme. Ohnehin

war man erschüttert durch die Nachricht, daß kurz vorher eine benachbarte Stadt fast ganz zerstört sei durch ein heftiges Erdbeben: so drängten sich Mahnungen des Todes und der Vergänglichkeit des irdischen Glückes von allen Seiten an die Genußsucht und Oberflächlichkeit des Lebens. Alles wollte den Trauerzug sehen, der vom kaiserlichen Palaste nach der Kirche der heiligen Apostel sich bewegte. Als auf goldener Tragbahre die irdische Hülle der kleinen Pulcheria erschien, legte sich ein solcher Ausdruck von Trauer über die ungeheure Menschenmasse, daß die Kerzen davon verdunkelt wurden, wie Gregor sagt, welche in großer Menge neben dem Zuge getragen wurden.

Flaccilla war so angegriffen durch den Verlust ihrer kleinen Tochter, daß die Leibärzte ihr riethen, sich zur Stärkung ihrer Gesundheit zu den warmen Heilquellen von Scotumin in Thracien zu begeben. Sie reiste hin. Kaum dort angelangt, nahm ihr Leiden einen gefährlichen Charakter an und nach wenigen Tagen war sie todt. Ihre Leiche wurde nach Constantinopel zurückgeführt und mit Verzweiflung vom Volke empfangen. Sie war ungemein geliebt und verehrt, und verdiente es. Sie war eine ganz gerade Seele, die nichts suchte, als aufrichtig Gott zu dienen. Von ihr hörte Theodosius immer die Wahrheit, immer die Mahnung, nie zu vergessen, daß er nur deshalb Kaiser sei, um über seine Völker die Gerechtigkeit herrschen zu lassen. Dabei war Flaccilla bis in's Herz hinein katholisch, abgeneigt allem Wortgezänke, die mindeste Berührung mit der Ketzerei wie die Sünde meidend. Einst hatte Eunomius ein Gespräch mit dem Kaiser begehrt, um sich zu vertheidigen über seine Lehre, die er für rechtgläubig ausgeben wollte. Einige Personen waren der Meinung, Theodosius solle ihm Gehör schenken. Flaccilla nicht. Flaccilla blieb dabei, Eunomius sei als Irrlehrer von den wahren Lehrern der Kirche verurtheilt und es schicke sich nicht für den Kaiser, einem solchen Gehör zu geben. Wolle Eunomius seine Lehre nochmals prüfen lassen, so sei auch das nicht die Sache des Kaisers, sondern der Bischöfe. Mit dieser Energie verband sie die größte Sanftmuth und liebreichste Freundlichkeit

für alle Menschen, so daß die Thränenströme und lauten Wehklagen gerechtfertigt sind, die ihre Leiche empfingen. Nectarius fürchtete die allgemeine Trauer zu erhöhen, wenn eine Leichenrede gehalten würde, in welcher das Lob der edlen Kaiserin unvermeidlich war; und so wurde denn ihr Begräbniß mit großer Feierlichkeit, jedoch ohne jene begangen. Erst nach einigen Wochen, nachdem sich das Volk beruhigt hatte, trug Nectarius abermals diese Ehre Gregor auf, der noch immer anwesend war. Gregor nennt Flaccilla in dieser Gedächtnißrede: den Stolz des Kaiserreiches, das Bild jeder Tugend, den Trost der Kirche, den Reichthum der Armen, den Hafen der Elenden; und lobt besonders ihre tiefe Demuth bei dem großen Glückswechsel ihres Lebens und ihren festen Glauben bei aller Glaubensverwirrung der Zeit.

Unter den Personen, die Gregor bei seiner häufigen Anwesenheit in Constantinopel kennen lernte, war auch Olympias. Heilsbegierig wie die großen Römerinnen Marcella, Melania, Paula, ihre Zeitgenossin und Seelenschwester, reich, vornehm, geistvoll wie sie, verschmähte Olympias früh alles Glück, welches auf äußeren Vorzügen und Gaben beruht und sehnte sich nach der Befriedigung, welche die Seele in der Richtung auf himmlische Dinge und auf das höchste Gut findet. Daher suchte sie eifrig von Meistern des inneren Lebens und Geisteslehrern unterrichtet zu werden. Dies Verlangen knüpfte ihre Bekanntschaft mit Gregor an. Nach dem frühen Tode ihres Gemahles spendete sie mit großer Freigebigkeit Almosen nicht bloß in nächster Nähe, sondern überall hin, wo sie hörte, daß die Kirche arm und nicht im Stande sei, für die Bedürfnisse der gottesdienstlichen Feier und für die Nothleidenden zu sorgen. Gregor erhielt für die Dürftigen seiner Gemeinde beträchtliche Summen von Olympias. Sie verschenkte das gemeine irdische Gold, welches die Wonne der Welt ist, um, nach dem Rathe des Evangelisten in der geheimen Offenbarung, „das brennende Gold der Liebe dafür zu kaufen.“ Mit dieser Liebe umfing sie den menschgewordenen Gott und bat Gregor, ihr dasjenige Buch der heiligen Schrift auszu-

legen, in welchem die Seele mit den inneren Sinnen die höchste Schönheit schaut, die höchste Harmonie hört, die höchste Süßigkeit kostet, göttliche Wohlgerüche einathmet und die unendliche Lieblichkeit umfängt: das Hohelied. Um so lieber erfüllte er diesen Wunsch einer Seele, die nach der innigsten Vereinigung mit Gott sich sehnte, als er schon während einer Fastenzeit angefangen hatte, seiner Gemeinde das Hohelied zu erklären. Diese Homilien waren von einigen Personen in Nyssa niedergeschrieben worden. Gregor sammelte sie und setzte sie fort; allein er vollendete die ganze Auslegung nicht. Andere Arbeiten, vielleicht auch der Tod, verhinderten es. Er deutet das Buch im mystischen, d. h. im geheimen, inneren Sinn; „denn," sagt er, „wollte man es den Gläubigen buchstäblich zu verstehen geben, so wäre das ungefähr so, als reiche man einem Menschen statt eines Brodes, eine Kornähre zu essen." Ueber die Myrrhe, die vielfach im Hohenliede und in der ganzen heiligen Schrift vorkommt, sagt Gregor: „Der Tod wird durch die Myrrhe bezeichnet; der Tod, welcher in der Verachtung der Irdischkeit besteht und dann beginnt, wenn das heiße Verlangen nach himmlischen Gütern diejenigen Begierden mehr und mehr schwächt, welche sich den weltlichen Genüssen zuwenden. Diese Myrrhe war es, die auf des Apostel Paulus Lippen duftete und die jene heilige Jungfrau Thekla im Herzen aufnahm. Diese heilsame Myrrhe senkte sich mit der Lehre vom Evangelium allmälig in ihr ganzes Wesen ein und ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre leiblichen Sinne empfingen gleichsam den Eindruck des Todes, indem nichts in ihr lebte als die göttliche Lehre, durch welche sie der Welt abgestorben war. Diese Myrrhe hat auf den Lippen eines apostolischen Lehrers ungeheuere Kraft zur Bekehrung der Seelen." Ueber den Anruf: „Komm, meine Taube!" sagt Gregor: „Die reine Seele fliegt auf den leisesten Ruf Gottes und aus eigenem Antriebe ihm zu. Es gibt für sie keinen äußeren Zwang; die Liebe ist freiwillig und die Tugend, die eine praktische Liebe ist, muß es auch sein."

Viele Personen wendeten sich an ihn, als an einen lebendigen Wegweiser auf dem Tugendwege. In Folge solcher Gesuche schrieb er seine Abhandlungen über die „Vollkommenheit des Christen.“ Er gründete dieselbe auf die Nachfolge Jesu Christi. „Wollen wir uns recht innig mit Jemand verbinden,“ schreibt er, „so suchen wir dessen Lebensweise zu theilen, dessen Gewohnheiten anzunehmen, auf dessen Ansichten einzugehen. Will nun eine Seele die Braut Jesu werden, so muß sie, da der himmlische Bräutigam in göttlicher Schönheit strahlt, sich bestreben, ihrerseits schön zu werden; und will sie sich an ihn fesseln, muß sie sich von allem Sündhaften ablösen, weil Er die Sünde verabscheut. Sucht die Seele sich von der Nachfolge Jesu loszumachen unter dem Vorwande, ihre Natur sei zu unbeständig: so bedenke sie doch, daß Niemand gekrönt wird, der nicht gekämpft hat. Um kämpfen zu können, müssen wir einen Gegner haben; und dieser Gegner ist für uns Alle ohne Ausnahme unsere unbeständige Natur, mit der wir ununterbrochen im Kriege sein müssen. Darum darf auch keine Seele sich jemals einbilden, die Vollkommenheit erreicht zu haben. Die Vollkommenheit des Christen besteht in einem beständigen Fortschreiten und Wachsen, denn sie hat hienieden keine Gränzen. Der Name Christ ist ein göttlicher Name, ein heiliger Name. Wer ihn trägt, muß ihm Ehre machen, und nichts macht ihm Ehre außer des Menschen Bestreben, gottähnlich und heilig zu werden; denn das ist die Erfüllung des Gebotes Jesu: Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

In seinen vielfachen Schriften behandelt er fast alle Glaubenslehren und immer mit großer Bestimmtheit und Klarheit. Ueber die Transsubstantiation sagt er: „Wie unser Leib gekräftigt wird durch die kräftige Nahrung des Brodes, so wird der Mensch ein Theilnehmer des Unverweslichen durch seine Vereinigung mit jenem Fleisch, welches das ewige Wort aus Gnaden annahm und aus Gnaden mittheilt, indem er unter der Gestalt des Brodes mit dem Gläubigen sich eint. Der Herr bewirkt dies, indem er, kraft der Segnung, das

Wesen der sichtbaren Dinge verwandelt." — Ueber die heilige Eucharistie: „Der Ewige gibt sich uns hin, damit wir ihn genießen und werden, was er ist; damit wir sein Fleisch lieben und nicht mehr das unserige; sein Blut lieben und nicht mehr an Fleisch und Blut hangen. Denn der Leib des Herrn hat wunderbare Kraft, ist von unvergleichlicher Süßigkeit für Die, welche ihn zu kosten verstehen, regt zu stets erneuertem Verlangen Diejenigen an, welche sich nach ihm sehnen und entzündet zu einer immer feuriger flammenden Liebe Die, welche ihn lieben. Aber die Sorgfalt des Joseph von Arimathia, den heiligen Leib Jesu in einem neuen Grabe zu beerdigen, warne uns, diese kostbare Gabe nicht in einem Herzen aufzunehmen, welches einem Grabe voll Moder und Verwesung gleicht. Darum wollen wir uns prüfen, bevor wir ihn empfangen, wie der Apostel es befiehlt."

Das heilige Bußsacrament dient ihm zu einer Widerlegung des Eunomius, welcher behauptet hatte, es sei ganz überflüßig, an die Lehre von der Dreipersönlichkeit Gottes zu glauben. „Mit demselben Recht," sagt Gregor, „könnte man auch den Glauben an die Lehre von der Taufe und vom Sündenbekenntniß für überflüßig erklären. Die Macht aber, welche der Bischof oder sein stellvertretender Priester hat, die Sünden nachzulassen, ist ihm von Jesus Christus durch Petrus mit dem Schlüssel des Himmels gegeben. Wem er die Sünde nachläßt, ist wahrhaft frei; und wem nicht, der ist und bleibt mit unsichtbaren Fesseln gebunden. O hätten wir Augen, um den Zustand einer Seele zu sehen, die um ihrer Sünden willen von den heiligen Sacramenten ausgeschlossen wurde und, wenn sie darin bleibt, dereinst vom Paradiese wird ausgeschlossen werden! Die Wächter des himmlischen Jerusalem sind nicht zu betrügen, sie erkennen das Zeichen der nicht nachgelassenen Sünden an der Seele und weisen sie auf ewig von dem Pfade zurück, der zur Seligkeit der Anschauung Gottes führt. Das ist das Schicksal des Sünders, der von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen ist. Und das Recht, dies zu thun, haben sich die Bischöfe nicht eigen-

mächtig zugelegt, sondern es war schon ein gültiges Gesetz bei unseren Vätern im Alten Bunde und der Gnadenbund hat es bekräftigt."

Den Apostel Petrus nennt Gregor den Fürsten und Führer des Chores der Apostel und sagt: „In der Feier seines Gedächtnisses verherrlichen wir alle anderen Glieder der Kirche; weil dem Vorzuge gemäß, welchen der Herr ihm gab, die Kirche Gottes fest und sicher in diesen Felsen eingesenkt ist." Die seligste Jungfrau Maria nennt Gregor Mutter Gottes und setzt hinzu: „Nie hat man gehört, daß ein katholischer Christ sie Mutter des Menschen genannt hätte. Da sie nicht nach der Ordnung der Natur Mutter geworden war, so konnte sie auch nicht durch die Geburt ihres göttlichen Sohnes ihre Jungfräulichkeit verlieren." Die Verehrung der heiligen Reliquien und die Fürbitte der Heiligen, diese zarten Blüthen eines religiösen Lebens, werden in Gregors Reden über den heiligen Theodor, die heiligen vierzig Martyrer, den heiligen Gregor Thaumaturg und den heiligen Ephräm als ganz innig verwoben mit dem christlichen Bewußtsein von der Gemeinschaft des mystischen Leibes Christi dargestellt. Er ist ihr ahnungsloser Vertheidiger gegen den brutalen Vorwurf späterer verfinsterter Zeiten, daß sie nicht aus dem Wesen des Christenthums hervorgegangen, sondern nur ein Zusatz der Willkühr wären. Er sagt: „Die Gläubigen hegen eine zärtliche Andacht für die Reliquien der Martyrer und fühlen sich begnadet und gesegnet, ein Grab zu berühren, in welchem die Ueberreste eines Blutzeugen Christi ruhen. Mit überströmenden Thränen und heißen Gebeten flehen sie um dessen Fürbitte bei Gott." Und am Schlusse dieser Reden thut Gregor dasselbe. Solch' ein Zeugniß aus dem vierten Jahrhundert, wurzelnd in dem Seelenleben des Volkes, des ganzen Volkes, Männer und Weiber, Gelehrte und Unwissende, Vornehme und Geringe, ist schwer zu verwerfen. Die Kirchen seiner Zeit beschreibt Gregor als herrliche Gotteshäuser, großartig gebaut, reich verziert, mit Ornamenten von vergoldetem Schnitzwerk an der Decke. Zu Amasea, in der Kirche

des heiligen Theodor, welche die Reliquien dieses Martyrers bewahrte, befand sich ein Wandgemälde, welches die Geschichte seines Marterthums darstellte. In einer anderen Kirche befand sich ein so ergreifendes Gemälde vom Opfer Abrahams, daß Gregor sagt, er habe es nie ohne Thränen anblicken können. Als sich einige Jahrhunderte später beschränkte Eiferer gegen die Bilder in den Kirchen erhoben, beriefen sich die Vertheidiger derselben auf Gregors Zeugniß, und bewiesen daraus, daß man von je her Gemälde als einen Schmuck der Kirchen betrachtet und angewendet, und durch sie der Andacht Mittel vor Augen gestellt habe, um sich zu erwärmen, zu sammeln und frischen Schwung zu nehmen; der frommen Seele ein willkommener Antrieb, der lauen ein nothwendiger.

Um das Jahr 387 verlor Gregor seinen jüngsten Bruder Petrus im kräftigen Mannesalter. Die Trauer über den Verlust wurde durch die Freude verklärt, daß die dankbare Gemeinde von Sebaste das Gedächtniß ihres Bischofs schon ein Jahr nach seinem Tode öffentlich mit dem Andenken einiger Martyrer ihrer Stadt feierte. Endlich kam auch Gregors Sterbestunde. Mit dem Jahrhundert ging sein Leben zu Ende, aber alle Nachrichten über genaue Zeit und Umstände fehlen gänzlich. Im stillen Dunkel erlosch dies schöne Licht; aber in geistiger Weise leuchtete es fort und fort. Die Väter des öcumenischen Concils zu Ephesus, im Jahre 431, nannten ihn den sehr würdigen Bruder des heiligen Basilius und bedienten sich seiner Schriften, um die apostolische Lehre der Kirche gegen die Häresie des Nestorius über Christus und die seligste Jungfrau Maria zu vertheidigen. Das fünfte öcumenische Concil, im Jahre 555, setzt ihn unter die Zahl derjenigen heiligen Väter und Lehrer der Kirche, Athanasius, Hilarius, Basilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa, deren Lehre immerdar zu befolgen sei; und das siebente öcumenische Concil, im Jahre 787, gibt ihm, wegen seiner umfassenden theologischen Kenntnisse, den ehrenvollen Namen, Vater der Väter. Er war der letzte der drei großen Kappadocier, welche in stürmisch drangsalvoller

Zeit wie ein Mann und mit einem Munde für die Kirche stritten und litten. Während bei den Häretikern nicht zwei Köpfe zweiter und dritter Ordnung eine und dieselbe Irrlehre lehrten, sondern jeder sich beeilte, eine eigene zu erfinden und mit ihr einen Anhang für seine Person zu gewinnen; standen jene drei Männer, die zu den größten, ehrwürdigsten und berühmtesten des christlichen Alterthums allzeit gezählt wurden, einig und felsenfest im katholischen Dogma da und suchten mit vollkommener Hintansetzung ihrer Persönlichkeit nichts zu sein als Nachfolger der Apostel in Verkündigung der Wahrheit des Evangeliums. Gregor war auch der letzte aus jener Familie von Heiligen, die in der Weltgeschichte ihres Gleichen sucht. Macrina die Aeltere war die Ahnfrau des hochbegnadigten Geschlechtes, ebensosehr der geistigen als der leiblichen Abstammung nach. Ihre Glaubenstreue, ihr Beispiel, ihre Lehren wirkten segensvoll und begeisternd auf Kind und Kindeskinder; und ihr Gebet und ihre Thränen waren der himmlische Thau und Sonnenschein, der diese Pflanzschule von Heiligen für den Himmel erzog.

Der heilige Johannes Chrysostomus,

Patriarch von Constantinopel.

„Gepriesen sei der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal. — Denn gleichwie die Leiden Christi uns reichlich zu Theil werden, so wird uns auch durch Christum reichlicher Trost zu Theil.“ (II Korinth. 1.)

Erstes Kapitel.

Der große Theodosius war todt, als dieser wunderbare Mann, der die Herzen der Menschen durch den Zauber seiner Rede in seiner Gewalt hatte, den Sitz des Patriarchen in der Residenz der oströmischen Kaiser annahm — und verlor. Auch sein Leben war ein langer Kampf für das Reich Gottes, den sein priesterlicher Beruf und sein bischöfliches Amt schon im Allgemeinen mit sich brachten. Allein dieser Kampf bewegte sich nicht sowohl auf dem Felde der Glaubenslehre, als auf dem praktisch sittlichen des Lebens. Seine großen Vorkämpfer hatten die häretischen Lehren rastlos verfolgt und aus den Köpfen der Menschen zu vertreiben gesucht; er sollte sie aus den Herzen treiben; eine Aufgabe, für welche Christus gekreuzigt ward. Daher ist es ganz in der Ordnung der Gnade, daß dieser heilige Nachfolger Jesu, wenn auch nicht am Kreuz, doch unter dem Kreuze erlag. Das oströmische Kaiserreich trug vom ersten Augenblick seines Entstehens dasjenige Gepräge, womit es ein volles Jahrtausend gestempelt

blieb, bis es erlag vor dem Türken: Günstlingsherrschaft, also Ränke und Intrigue, mochten diese Günstlinge Männer oder Weiber sein. Der Boden ist den Heiligen ungünstig.

Theodosius starb im Januar 395, nachdem er die drei letzten Jahre seines Lebens Alleinherrscher im ungeheueren römischen Reich gewesen war. Dieses Reich erstreckte sich vom Euphrat, der in die indischen Meere sich ergießt, bis zum Tajo, der in den atlantischen Ocean mündet; und von den Wüsten Aegyptens bis zu den Nebeln Schottlands. Ein riesenhaftes Reich, drei Welttheile mit ihren verschiedenen Völkern, Sprachen, Eigenthümlichkeiten umfassend, und einen Riesen an Geist, an Kraft, an Herrschertalent zum Haupt begehrend. War dies immer ein Bedürfniß gewesen, welchem die Kaiser im ganzen vierten Jahrhundert dadurch zu entsprechen gesucht hatten, daß sie Mitkaiser wählten, die in verschiedenen Theilen des Reiches residirten: so war es am Ende des Jahrhunderts eine dringende Nothwendigkeit, denn alle Gränzen des colossalen Reiches, die ausgenommen, welche das Meer bespülte, waren von den barbarischen Völkern des nordöstlichen Europa's, Asiens und Afrika's nicht bloß mehr bedroht, sondern überschwemmt. Wie reißende Flüsse die Ufer verheeren, weder Damm noch Deich ihnen auf die Dauer widersteht: so fluteten jene Völkerströmungen in das riesenhafte römische Reich mit solcher Gewalt und solchem immer wiederkehrenden und verstärkten Nachdruck hinein, daß die Fugen auseinander zu weichen und der Coloß zu stürzen drohte. Theodosius hielt ihn zusammen. Fromm, weise, weltklug, energisch, einsichtsvoll, großmüthig, tapfer und thätig, hatte er alle Eigenschaften, die den Herrscher zum Segen seiner Völker machen und die leider seltener auf die Nachfolger sich vererben, als die Krone. Er hinterließ drei Kinder, Arcadius, Honorius und die durch ihre Schicksale so berühmte Galla Placidia, das einzige Kind aus seiner zweiten Ehe. Als Theodosius sterbend das Reich zwischen seinen Söhnen theilte, ermahnt er sie in seinem Testament: Jeder von ihnen möge den Eifer ganz und ungetheilt bewahren,

den er für die Religion gehabt habe. „Denn durch sie," sagt er, „wird der Friede der Staaten bewahrt, wird die Veranlassung zu Kriegen aufgehoben, wird der Feind überwunden und werden wahre Siege gewonnen." Der eilfjährige Honorius erhielt das Abendland. Sein Vormund war Stilicho, einer von seines Vaters großen Feldherren, der Abkunft nach ein Vandale, in den Theodosius großes Vertrauen setzte und ihn mit seiner Nichte Serena vermählt hatte. Die Residenz der abendländischen Kaiser war Mailand, nicht mehr Rom. Es war, als ob sie dem Schatten des armen Fischers von Galiläa Platz machten. Das Morgenland erhielt Arcadius mit der Residenz Constantinopel. Da er bereits achtzehn Jahre zählte, hatte Theodosius ihm keinen Vormund mehr geben können, ihm aber als Rathgeber und Führer der Geschäfte den Präfect des Palastes Rufinus zur Seite gestellt, auf dessen Erfahrung und Geschicklichkeit Theodosius sich verließ, um den Mangel dieser Eigenschaften bei seinem Sohne zu ersetzen. Allein dieselben Männer, welche unter einem tüchtigen Kaiser sehr brauchbar sind, weil er ihnen sowohl die Richtung gibt, als sie im heilsamen Zügel hält, rechtfertigen unter einem schwachen Regenten oftmals durchaus nicht das in sie gesetzte Vertrauen. So war es auch mit Rufinus. Unersättlicher Ehrgeiz und Habgier waren die Triebfedern seiner Handlungen und sein Streben ging dahin, Mitkaiser des Morgenlandes zu werden und seine Tochter, sein einziges Kind, mit Arcadius zu vermählen. Rufinus hatte aber einen mächtigen Nebenbuhler im Einfluß auf Arcadius, dessen schwacher Charakter mehr noch als sein Mangel an Geist und Einsicht ihn in beständiger Abhängigkeit von den Personen erhielt, welche sein Vertrauen zu gewinnen und sich ihm angenehm zu machen wußten. Dies war im höchsten Grade seinem Kämmerling Eutropius gelungen, der ursprünglich ein Sklave des Consuls Arinthäus war, in den Dienst von dessen Tochter bei ihrer Verheirathung trat, dann nach Constantinopel kam und sich auf Kriech- und Schmeichelwegen erst in den kaiserlichen Palast, endlich in

die unmittelbare Umgebung des Arcadius zu bringen wußte. Eutropius sah sehr gut ein, daß die künftige Kaiserin Palast, Hof und Reich beherrschen werde; es lag ihm also ungemein viel daran, eine Frau auf dem Throne zu sehen, die im Einverständniß mit ihm die Herrschaft übe. Von der Tochter des Rufinus war dies natürlich nicht zu erwarten, vielmehr genau das Gegentheil. Darum gab sich Eutropius alle Mühe, die Absichten des Rufinus zu vereiteln, und es gelang ihm.

Es lebte in Constantinopel ein junges Mädchen von großer Schönheit und von lebhaftem Verstande, freilich der Abkunft nach Barbarin im Sinne der Römer, d. h. keine Römerin. Ihr Vater, Bauto, war ein Gallier und einer der Feldherren des Theodosius. Das junge Mädchen hieß Eudoxia. Arcadius fand sie sehr schön; ob er sich aber zur Vermählung mit ihr entschlossen hätte, ist zweifelhaft, wenn nicht Rufinus sich plötzlich nach Antiochien eingeschifft und den Statthalter von Syrien ohne Urtheil und Recht abgesetzt und zu Tode hätte mißhandeln lassen. Diese Ungerechtigkeit raubte seiner Tochter den Thron. Eutropius hatte die Neigung des Kaisers für Eudoxia aus allen Kräften begünstigt, theils aus Haß gegen Rufinus, theils aus Eigennutz, weil er auf Eudoxia's Dankbarkeit rechnete, um am Staatsruder zu bleiben. Als Rufinus aus Syrien zurückkehrte, fand er seinen Plan gründlich gescheitert und Arcadius bereit, sich mit Eudoxia zu vermählen. Dies geschah im April 395. Eutropius triumphirte. Eudoxia war schön und es fehlte ihr nicht an Verstand; aber Habgier und Vergnügungssucht waren unersättlich bei ihr, und mit einem Gemisch von schmeichlerischem Wesen und von kühnem Stolz wußte sie ihren Gemahl so einzunehmen, daß er ihren Herrscherlaunen freie Hand ließ. In den ersten Jahren aber, da sie noch sehr jung war, blieb Eutropius der Regent des Kaisers. Sie war sich noch nicht ihrer Macht bewußt; es muß Alles gelernt werden. Uebrigens hatte sie auch gute Eigenschaften, war wohlthätig, hatte Anwandlungen von Frömmigkeit und von Eifer für die Religion, jedoch Alles nur bis auf den Punkt,

wo ihre Neigungen und Leidenschaften nicht berührt wurden. Auf die Höhe der Tugend erhoben sich ihre guten Eigenschaften nicht. Mit den vornehmen Frauen der Stadt und den Damen ihrer Umgebung trieb sie einen Wetteifer von gränzenlosem Luxus und lieh ihnen für tausend Intriguen ein offenes Ohr und willigen Schutz. Durch diese und durch ihre Kämmerlinge erfuhr sie alle Stadtgeschichten und Stadtgeschwätze, die vor anderthalb Jahrtausend nicht seltener waren, als heutzutage. Ja, sie erfuhr oft mehr, als wirklich geschehen war, da man Zusätze auch damals liebte und die kahle Wirklichkeit auch damals gern mit einigen Erfindungen verbrämte. Eudoxia aber glaubte unbedingt, was ihre Damen und ihre Kämmerer ihr erzählten. Unter den letzteren war einer, der Amantius hieß und als ein wahrer Diener Gottes fastend, betend, Almosen spendend, abgetödtet wie ein Anachoret, stets in Werken der Barmherzigkeit thätig, mitten in der weichlichen und verschwenderischen Pracht dieses Hofes lebte. Merkwürdiger Weise hatte Eudoxia ihn sehr gern; das, was in ihr gut war, freute sich seiner seltenen Tugend. Sie erlaubte ihm nie, nach Jerusalem zu pilgern, wie Amantius es sehnlichst wünschte, weil sie fürchtete, er werde sich dort in irgend eine Zelle verkriechen und nicht wiederkehren. Ja, als sie und der Kaiser und der Hof und Alles, was in Constantinopel Geltung hatte und haben wollte, den heiligen Patriarchen haßte und verfolgte, blieb Amantius ihm treu, was nicht erstaunenswerth ist; aber Amantius blieb trotz dem vor wie nach in der Gunst der Kaiserin. Eutropius gönnte der Eudoxia ihre Pracht und ihre Verschwendung und sah es sehr gern, wenn sie mit ihrem Hofstaat in Lustbarkeiten sich unterhielt; denn um so weniger fiel ihr das Regieren ein. Arcadius that gutmüthig, was sein Günstling und seine Frau wünschten, und erfüllte alle äußeren Formen, die er als Kaiser zu beobachten hatte. Mehr vermochte seine schlaffe Unentschlossenheit nicht zu leisten.

Dieser Hof von Sammt und Seide bebte zusammen vor des Rufinus Rache. In seinen stolzen Plänen durch Eutropius

und Eudoxia durchkreuzt, versuchte er Verwirrung anzustiften, um wo möglich die Feinde zu stürzen und zu höherer Geltung zu gelangen. Er lockte die Hunnen an zu einem Einfall in die östlichen Länder und diese, die nichts lieber begehrten, als solche Streif- und Raubzüge zu machen, verheerten alle östlichen Provinzen mit Feuer und Schwert, plünderten, führten die entsetzten Einwohner als Gefangene hinweg, drangen bis Antiochien vor und versetzten ganz Syrien und Palästina in Angst. Die Truppen des morgenländischen Reiches waren noch im Abendland, wo Theodosius kurz vor seinem Tode mit ihnen die Empörer Eugenius und Arbogast besiegt hatte. Eine Vertheidigung gegen die Hunnen war also unmöglich; sie zogen sich von selbst zurück, als sie genug der Beute hatten, aber — um wieder zu kommen. Dies genügte Rufinus Plänen nicht. Er reizte auch die Gothen auf, damit zugleich Asien und Europa Arcadius bedrohen, von Eutropius hinweg- und zu ihm hindrängen sollten. Die Gothen hatten sich vor Theodosius so gebeugt, daß sie eine besondere Abtheilung seines Heeres unter Feldherren ihrer Nation bildeten. Waren sie unzufrieden mit dem Kaiser, so war dies jedoch eine äußerst gefährliche Einrichtung, die wohl ein Theodosius, aber kein Arcadius aufrecht halten konnte. Jetzt war Alarich einer ihrer vornehmsten Häuptlinge. Alarich war unzufrieden oder wurde es auf des Rufinus Anstiften, hielt sich für zurückgesetzt gegen andere Heerführer, begehrte höhere Ehrenstellen, machte seine Gothen unruhig und fing seinerseits an, das morgenländische Reich in seinen westlichen Provinzen zu verheeren. Aus Mösien, wo sich die Gothen unter Kaiser Valens niedergelassen hatten, streiften sie nach Thracien, nach Thessalien und Macedonien, sogar bis in die nächste Umgebung von Constantinopel, nicht minder beutelustig und räuberisch als die Hunnen. Man ließ sie gewähren, denn es fehlten dem Eutropius die Mittel, dem Rufinus der Wille, ihnen Einhalt zu thun. Da schickte Stilicho dem Arcadius sein Heer zurück, an dessen Spitze der Gothe Gaïnas stand. Rufinus glaubte Gaïnas, als ein Gothe, halte zu ihm und baute

auf dies Heer neue verwegene Hoffnungen. Gaïnas aber setzte Eutropius von der Verrätherei des Rufinus in Kenntniß und erklärte, er werde ihm den Tod der Verräther geben, worin Eutropius ihn von ganzem Herzen bestärkte. Es war üblich, daß der Kaiser einem heimkehrenden Heere entgegen ging. So geschah es auch dieses Mal. Neben dem kleinen unansehnlichen, unschönen Arcadius nahm sich Rufinus hohe Gestalt und stolze Haltung doppelt majestätisch aus und er hoffte auf die Truppen, unter denen er auch Anhänger hatte, einen so vortheilhaften Eindruck zu machen, daß sie ihn auf der Stelle zum Kaiser ausrufen würden. Nachdem die Begrüßung des Arcadius vorüber war, umgab Gaïnas mit seiner Leibwache mehr und mehr den Rufinus, und auf ein verabredetes Zeichen, als Rufinus in Arcadius drang, ihn als Mitkaiser den Truppen vorzustellen, fielen die Soldaten über ihn her, tödteten ihn zu den Füßen des Kaisers und machten seinen hochverrätherischen Plänen ein gräßliches Ende. Dies geschah am 27. November 395.

Niemand beklagte seinen Tod; er war verhaßt wegen der unerhörten Erpressungen, durch die er sich große Reichthümer gesammelt hatte. Seine Frau und seine Tochter, fromme edle Seelen, gingen nach Jerusalem und zogen sich dort für immer in die Stille eines Klosters zurück. Der Ort, wo jener Mord vorfiel, war vor dem Hebdomon-Palast, der an dem einen Ende der ungeheueren Stadt landwärts lag, während sich am anderen Ende, meerwärts und gleichsam auftauchend aus den Wellen des Bosporus, der große kaiserliche Palast befand. Durch das Thor nächst dem Hebdomon wurden die feierlichen Einzüge gehalten. Nach seinem Siege über den Gegenkaiser Maximus und nach einer mehr als zweijährigen Abwesenheit von Constantinopel ließ Theodosius, als er freudig triumphirend heimkehrte, dies Thor, durch welches sein Ausgang zum ungewissen Kampfe Statt gefunden hatte, und durch das er jetzt als Sieger zog, mit Goldplatten belegen. Es hieß seitdem das goldene Thor, und kaiserliche Triumph- und andere Festzüge, die von der Landseite kamen, nahmen stets durch dasselbe ihren Weg.

Später aber, als die kaiserliche Krone des Abendlandes an die deutschen Kaiser gekommen war, sahen die byzantinischen mit einiger Besorgniß gen Westen, und im Bewußtsein, daß die Zeit ihrer eigenen Triumphe vorüber sei, ließen sie das goldene Thor vermauern, als ob dadurch den Völkern des Westens der Triumphzug nach Constantinopel unmöglich gemacht sei. Glücklicher wäre es gewesen, wenn sie sich gegen den Türken hätten vermauern können! — Der alte Hebdomonpalast, als kläglichste aller Ruinen, ist eines der wenigen Ueberreste aus byzantinischer Zeit in Constantinopel. Er bietet ein merkwürdiges Bild der Vergänglichkeit und Umwandlung alles Irdischen: die höchste Herrlichkeit und Pracht auf's Tiefste in Schmutz und Elend versenkt. Durch das Viertel der Blachernen, das auch noch aus byzantinischer Zeit diesen Namen trägt und das meistens von Juden und dem niedrigsten Volke bewohnt wird, gelangt man zum Hebdomon. Er liegt auf einer geringen Anhöhe und sieht aus wie ein großer viereckiger Schutthaufen, in welchem noch einige alte Fenster erhalten sind. Leer ist er keineswegs! ein Schwarm des allerarmseligsten und bettelhaftesten Gesindels hat sich darin niedergelassen und hat den Hebdomon nach seinen Bedürfnissen ausgebaut, eingerichtet und in eine Agglomeration elender Häuser verwandelt. Will man eine gewisse alte Säule sehen, die wie ein Trauerdenkmal einsam neben einem Fenster steht, will man die Aussicht über die Stadtmauern hinweg von einer gewissen baufälligen Terasse aus haben: so muß man durch die unsaubersten Zimmer und an allerlei Tröbel von Kleidungsstücken und Geschirren vorüber seinen Weg sich bahnen. Und das ist die Stätte, wo Marmor und Alabaster, wo Getäfel von Cedernholz und vergoldetes Schnitzwerk Gemächer bildeten, die mit Vorhängen von Purpur geschlossen, mit persischen Teppichen belegt, mit kostbarem Geräth angefüllt, mit den feinsten Wohlgerüchen durchduftet waren! Es mag kaum eine zweite Ruine auf Erden geben, die einen so widerlich abstoßenden Eindruck macht, wie dieser Palast der Kaiser des Morgenlandes.

Die Freude des Volkes über Rufinus Tod mäßigte sich, als es des Eutropius Allmacht bei dem Kaiser kennen lernte. Mit Erstaunen sah es diesen Sklaven, der von einem Herrn an den anderen geschenkt worden war und der nur deshalb seine Freiheit erhalten hatte, weil das Alter ihn dienstunfähig machte, plötzlich zum Oberkämmerer sich erschwingen und Palast und Staat mit furchtbarer Despotie und Geldgier regieren. Eutropius verkaufte öffentlich die Statthalterstellen und andere wichtige Aemter. Er hielt sich ganze Schaaren von Spionen, welche die Vermögensverhältnisse der Leute erkundschaften mußten, und fand Eutropius ihr Besitzthum annehmbar, so wurden sie gequält und mißhandelt, bis sie sich loskauften mit dem größten Theile ihres Vermögens oder sie wurden unter nichtigem Vorwande verbannt. Auch aus dem Senat und vom Hofe verjagte er Alle, die ihm irgendwie im Wege waren; zuerst seinen größten Wohlthäter, den Abondantius, welcher Eutropius aus seiner ganz niedrigen Dienerstelle am Hofe zu einer ansehnlicheren befördert hatte. Eutropius fand dessen Ansehen lästig und dessen Vermögen anlockend: also wurde Abondantius in's Exil nach Pityusa in der Landschaft Colchis geschickt. Ebenso mußte ein anderer Großer des Reiches dem Emporkömmling weichen. Er hieß Timasius, und Eutropius, der nach seinem Vermögen lechzte, bewirkte seine Verbannung in eine Wüste Lybiens, wo Timasius umkam. Seine Wittwe Pentadia flüchtete in eine Kirche und blieb geschützt von deren Asylrecht, bis das Ungewitter vorüber war. Ihre Freunde und Verwandte hatten zu erwirken gewußt, daß ihr Vermögen ihr bliebe; Grund genug für Eutropius sie zu hassen, und da sie durch ihre Verhältnisse, ihre Familie und die allgemeine Achtung zu sehr geschützt war, um ihm zu weichen: so wird seinem Haß gegen sie und gegen einige andere Personen, die sich ebenfalls vor ihm zu den Altären flüchteten, jenes Gesetz zugeschrieben, durch welches Arcadius das Asylrecht der Kirchen aufhob und Diejenigen, die dennoch am Altare ihre Zuflucht suchten, hinweg zu reißen und noch strenger zu strafen

gebot. In die wilden menschlichen Leidenschaften, welche die Kirche nicht so schnell durch den Einfluß der Religion sänftigen konnte, weil dieselben mit den großentheils noch barbarischen Weltzuständen zusammenhingen, schob die Kirche eine heilsame Schranke, indem sie sich das Recht erwirkt hatte, alle Diejenigen so lange für unverletzlich zu erklären, als sie, vor ihren Feinden, Verfolgern oder Richtern fliehend, an den Altären Gottes Schutz in Anspruch nahmen. Dadurch wurden unzählig viele Unschuldige, Schwache und Schutzlose gerettet: man brachte sie in den Klöstern, Spitälern oder anderen Häuser unter, die zu den Kirchen gehörten, bis die Wuth der Feinde sich gelegt hatte, oder bis ihre Unschuld erkannt war. Auch Verbrecher hatten das Asylrecht, wenigstens so lange sie nicht überwiesen waren, weil die Kirche nicht dulden konnte, daß ein Mensch ohne Urtheil und Richterspruch sein Leben verliere, selbst wenn er es verwirkt habe. Zu einer Zeit, wo die Willkür in Gestalt eines Eutropius herrschte, war das Asylrecht der Kirche ein tröstlicher Nothanker für Alle, da Niemand sicher war, ob sein Lebensschifflein ungefährdet an diesem Strudel von bösen Leidenschaften vorüberziehen werde. Daher erregte die Aufhebung des Asylrechtes großen Abscheu vor Eutropius. Arcadius mochte dies Gesetz mit Widerstreben erlassen haben; allein seine Characterschwäche machte ihm die Nachgiebigkeit zur Natur. Er hatte von seinem Vater nichts geerbt, als das Bekenntniß des katholischen Glaubens, und da er die Ueberzeugung hatte, daß die Größe seines Vaters Frucht und Segen dieses Glaubens sei: so suchte er auch auf sich dessen Segnungen herab zu ziehen und schützte das Christenthum durch Gesetze und Maßregeln gegen Häresie und Polytheismus.

Theodosius hatte geglaubt, es sei mit dem Heidenthume jetzt so weit gekommen, daß es durch äußere Unterdrückung sich auflösen werde. Es standen noch die berühmtesten heidnischen Tempel; es wurden noch in Rom und Alexandrien — vielleicht auch noch in anderen Städten — öffentliche Opfer den Götzen dargebracht; es befand sich noch in jeder Provinz

ein Oberpriester, der über das, was zum heidnischen Cultus gehörte, eine Oberaufsicht zu führen hatte, jedoch mehr als Magistratsperson, da man auch zuweilen angesehene Christen von den Heiden dazu gewählt sah. Aber dies Alles erschien dem Theodosius so hohl und so entwürdigend für den zur Erkenntniß der Wahrheit geschaffenen Menschengeist, daß er hoffte, und viele Christen mit ihm, es sei genug, den Heiden zu verbieten, sich mit diesen Seifenblasen zu beschäftigen, um sie alsdann durch ihr unbefriedigtes religiöses Bedürfniß zum Christenthum hinzudrängen. Er gab also verschiedene Gesetze, wodurch der Götterdienst in allen Formen und Gebräuchen, öffentlich und in Privathäusern verboten und mit schweren Strafen bedroht wurde. Libanius, der berühmte Lehrer der Rhetorik, der seine Schule in Athen verlassen und in Antiochien aufgeschlagen hatte, verfaßte eine Schrift gegen die Schließung und Zerstörung der Tempel, worin er unter Anderen den Umstand hervorhebt, daß das Landvolk mit seinen Tempeln seine Götter und mit den Göttern alle Lust zur Arbeit und Thätigkeit verloren habe. Viele dieser Leute hätten freilich die christliche Religion angenommen, doch nur äußerlich, innerlich wären sie dem Polytheismus zugethan, und wenn sie die christlichen Kirchen besuchten und dort beteten, so richteten sie im Herzen ihr Gebet an die alten Götter.

Was Libanius vom Landvolke sagt, galt nicht minder von einer Masse von Heiden aus allen Ständen: sie wurden Scheinchristen und behielten ihre Götzen im Herzen. Daher auch die furchtbare Entartung ihres Lebens, diese Schwelgerei, dieser Ehrgeiz, diese Habsucht, dieser Uebermuth, diese Ueppigkeit, diese Vergnügungswuth, gegen welche die Heiligen jener Zeit in ihren Reden und Schriften mit so bitterer Klage und tiefer Trauer eifern. In den großen Städten, wo großer Reichthum und eine große Anhäufung von Menschen immer die bösen Leidenschaften üppig nähren, herrschte tiefes sittliches Verderben. Das vermodernde Heidenthum verbreitete giftige ansteckende Dünste, vor welchen sich nur Diejenigen retten konnten, die aufrichtig und inbrünstig das Kreuz

umfaßten. Daher die höchste Heiligkeit neben grenzenloser Entsittlichung; daher die gewaltigen Büßer in Klöstern und Wüsten neben den frevelhaftesten Sinnenmenschen; daher die Flucht der gottliebenden Seelen vor dem Pfuhle der Laster, der mitten in der Welt wie ein Krater brodelte, neben Denen, welche sich mit Wohlbehagen darin badeten. Eine Welt voll Heiliger wird die Erde nie sehen, das gehört zu der Wonne des Himmels. Aber glücklich die Zeit, in welcher Laster und Verderbniß ein Gegengewicht finden in einem massenhaften Streben nach Heiligung, wie es sich gerade damals so feurig kund gab, als die Rohheit der barbarischen Völker und das Sinnenleben des Polytheismus mit wilder schlammiger Flut in die junge christliche Kirche hineinbrachen, während sie beschäftigt war, die nicht minder trübe Flut der Irrlehren aus sich heraus zu treiben.

Mochte nun Theodosius eine allzu große Zuversicht zum guten Willen der Menschen haben, die er zum Christenthume hinzudrängen suchte: so ging sie doch Hand in Hand mit jener hohen und nie allzu hohen Zuversicht auf das Walten der göttlichen Gnade, die sich dem schuldlos Irrenden so gern und leicht mittheilt und Tausende von armen Betrogenen flohen zu Christus, dem Ueberwinder ihrer Götzen. Mochte sich das Heidenthum mit Gründen und Scheingründen gegen den Untergang wehren; mochte ein Libanius mit feuriger Beredtsamkeit es vertheidigen; mochte ein Consul Symmachus zu Rom die Wiederaufstellung des Altares der Siegesgöttin im Sitzungssaale des römischen Senates begehren; es war umsonst! Alle Ereignisse, sogar die, welche das Gegentheil befürchten ließen, nahmen eine Wendung, welche dazu diente, das Kreuz zu erhöhen und die Götzen zu stürzen. Das Christenthum sollte allmälig über den Erdkreis sich ausbreiten und mehr und mehr der Menschheit seine Segnungen bringen. Wollte der einzelne Mensch sie verschmähen, wollte er lieber dem Antichrist dienen als Christus: so war das seine Sache und ist es bis zur heutigen Stunde.

Während in Rom die großen Familien der Bassi, der

Paulini, der Probi, die Annier, die Aemilier und Annicier nach und nach anfingen, dem Glanze ihres Namens durch die Bekehrung zum Christenthume einen neuen Adel zu verleihen, verlor das Heidenthum seine Hauptfestung zu Alexandrien: das Serapeum wurde zerstört. Der Archäolog mag das bedauern; der Christ wird sich freuen, daß von der Erde eine Stätte verschwand, an die sich für viele tausend Heiden der Wahn von ihren Götzen mit einer Anhänglichkeit knüpfte, welche sich aus der natürlichen Neigung des Menschen erklärt, angeerbte Ansichten als seine Grundsätze zu betrachten. Mit dem Serapeum fiel aber nothgedrungen das Vertrauen auf den Serapis und der angeerbte Wahn erwies sich als falsch. Dieser Tempel war mit ungeheuerer Pracht gebaut. Um ihn über die ganze Stadt zu erheben, die sehr flach am Meeresufer liegt, hatte man einen künstlichen Hügel aufgeführt, der das riesenhafte Gebäude trug. Die äußeren Vorhöfe waren mit Häusern umgeben, in welchen die zahlreichen Tempeldiener wohnten; um die inneren liefen Portiken, von Säulen getragen, die einen majestätischen Eingang in den eigentlichen Tempel bildeten, in welchem die Bildsäule des Serapis in colossaler Größe stand. Die Heiden behaupteten, sie sei nicht von Menschenhänden gemacht. Das Material des Baues bestand aus dem schönsten Marmor und Granit und die inneren Wände waren mit edlem Metalle incrustirt. Auf hundert breiten Marmorstufen erstieg man den Hügel, in dessen Gewölben manch' schauerliches Geheimniß des heidnischen Aberglaubens an Magie und Beschwörungen sich verbarg.

Der Bischof Theophilus hatte vom Kaiser einen verfallenen Tempel des Bachus geschenkt bekommen, um ihn in eine christliche Kirche zu verwandeln. Die Handwerker fanden, als sie sich an die Arbeit machten, verschiedene Instrumente und Symbole, deren man sich bei dem sehr ausgelassenen und frechen Cultus des Bacchus bediente und Theophilus ließ sie zur Beschämung des Heidenthumes öffentlich in der Stadt umhertragen. Dessen Anhänger fühlten sich sehr beleidigt, die Mysterien der Finsterniß, denen sie huldigten, enthüllt zu

sehen, und der Philosoph Olympus sammelte sie um sich, ermunterte sie, ihren alten angestammten Glauben zu rächen, und begann einen förmlichen Krieg gegen die Christen zu führen. Das Serapeum wurde von den Heiden als ihre Festung benutzt. Sie machten von dort aus ihre Ausfälle, verwundeten und tödteten die wehr- und waffenlosen Christen, schleppten Andere als Gefangene fort und zwangen sie durch Martern, dem Serapis zu opfern; wer sich weigerte, wurde ermordet. Der Präfect Evagrius ließ ihnen sagen, sie begingen ein Staatsverbrechen, indem sie die bürgerliche Ordnung so schwer störten, und würden die härtesten Strafen der Gesetze auf sich ziehen. Umsonst! sie waren gegen die Christen in einer Wuth, welche keiner Vernunft Gehör gab. Inzwischen trafen die kaiserlichen Befehle ein, die den Aufrührern Vergebung, aber dem Tempel Zerstörung brachten. Der Patriarch und der Präfect sollten die bewaffnete Macht in Alexandrien dazu verwenden, daß sämmtliche Tempel niedergerissen würden.

Die Heiden leisteten keinen Widerstand mehr; sie hofften, es werde Feuer vom Himmel regnen oder die Erde sich öffnen bei der ersten Berührung ihres Idols. Als aber ein Soldat einen gewaltigen Hieb mit der Axt auf die Bildsäule that, und weder Himmel noch Erde, wohl aber der Serapis krachte: da überfiel sie Entsetzen und sie flohen davon. Die Bildsäule bestand aus einer Zusammensetzung von Stein, Metall und Holz; sie wurde theils zertrümmert, theils verbrannt. Dann kam die Zerstörung an den Tempel selbst, der nach dem Capitol für das größte und prachtvollste Gebäude im Römerreiche galt. Theophilus ließ ihn zusammenreißen und in einen Schutthaufen verwandeln; nur die Fundamente blieben liegen wegen der ungeheuern Größe und Schwere der Steine. Man war nicht wenig erstaunt, unter den Bildwerken an den Wänden hie und da das Zeichen des Kreuzes zu finden. Man fragte Bekehrte, welche die Hieroglyphenschrift verstanden, die in keinem ägyptischen Tempel fehlt, und man war äußerst verwundert zu hören, daß das Kreuz die Hieroglyphe für das

ewige Leben sei. Welch' eine wunderbare Ahnung mag diesem tiefsinnigen Volke, bevor es in den brutalsten, materiellsten Aberglauben fiel, jene Weissagung eingegeben haben! Noch heutzutage sind die ägyptischen Tempelruinen, Grabkammern, Säulen und Obelisken mit Hieroglyphen bedeckt und sehr häufig sieht man das Zeichen des Kreuzes in den Händen der Göttergestalten. Die Götter sind in ihr Nichts zurückgekehrt und das Kreuz ist von jenen Stätten durch den Halbmond verdrängt; aber es harrt auf die Stunde, wo es den Kindern des Islams, den Söhnen der Wüste, in Wahrheit das Symbol des ewigen Lebens werden soll.

Der Sturz des Serapeums war gewiß für die ganze Bevölkerung von Alexandrien, für Christen und Heiden, ein so wichtiges Ereigniß, daß man hätte meinen sollen, die Theilnahme aller Einwohner müßte sich damit beschäftigt haben. Aber keineswegs! Es fanden an eben dem Tage Wettrennen im Circus statt und dort war das Volk. Bei diesem Wettrennen, welches mit Pferden vor kleinen offenen Wagen gehalten wurde, traf es sich, daß ein Wagenlenker von seinem Wagen herabfiel, und so geschwind sich wieder hinauf schwang, daß er zuerst das Ziel erreichte. Die Mutter dieses Menschen hieß Maria. Da frohlockte das Volk. „Der Sohn Marias ist gefallen, ist auferstanden und hat gesiegt!" und spielte damit auf den Sieg über Serapis an. Von solchem Leichtsinne war es. Nunmehr traf alle Tempel der Stadt dasselbe Loos. War Serapis gestürzt, so konnten sich die übrigen Götter viel weniger erhalten. Ihre Tempel und Bildsäulen, deren eine Unzahl war, fielen nach und nach in ganz Aegypten durch die Obsorge der Bischöfe. Auch der Tempel zu Canope wurde nicht von seinem Idol beschützt, als die Reihe der Zerstörung an ihn kam. Die Stadt Canope, die jetzt spurlos verschwunden ist, lag wie Alexandrien an einer Mündung des Nils im Meere, in einer sehr freundlichen und fruchtbaren Gegend, die dazu beitrug, Fremde anzuziehen. Auch hier wurde der Serapis vorzugsweise angebetet und zwar so sehr, daß man behauptete, der Serapis von Canope sei mäch-

tiger als der von Alexandrien. Mit seinem Tempel war eine in der Heidenwelt hochberühmte Schule verbunden, in welcher die altägyptische Weisheit unter dem Namen der heiligen Wissenschaft gelehrt wurde, die, wenigstens in ihrer letzten Zeit, in Magie und Zauberei ausgeartet war, aber gerade dadurch die heidnische Jugend anlockte. Noch kurz vorher hatte hier der durch seine Weissagungen, Beschwörungen und magischen Künste berühmte Antonin gelehrt, der in seinem Fache durch Niemand übertroffen wurde, als durch seine Mutter, die große Zauberin Sositpatris, welche auf's Tiefste in diese dämonischen Geheimnisse eingeweiht war.

Der entsittlichende Einfluß einer solchen Schule, die unter dem Schleier geheimnißvoller übernatürlicher Weisheit ihre Schüler zum Spielball alles Bösen machte, war unberechenbar. Aufgebläht durch falsche Wissenschaft, schauten ihre Adepten verächtlich auf die Lehren der Wahrheit herab, während der Aberglaube ihren Geist in Finsterniß versenkte und ihre Willenskraft den verkehrten Neigungen und gefährlichen Leidenschaften unterthan machte, an denen das Menschenherz so reich ist. Tempel und Idol von Canope verschwanden; an ihrer Stelle erstand eine große schöne Kirche, mit welcher ein Kloster verbunden und den Mönchen von Tabenna übergeben wurde. In schmerzlicher Erinnerung an die tausend und tausend Beleidigungen, welche gerade hier dem Gott der Liebe, der Wahrheit und der Demuth zugefügt waren, versenkten sich die Mönche mit herber Bußstrenge in das Opfer am Kreuze und führten ein so heiliges abgetödtetes Leben, daß man sie „die Büßenden" und ihr Kloster „den Kerker" nannte. Alle Tempel Aegyptens wurden zerstört, wenigstens so weit, um den Götzendienst darin zu verhindern. Manche aber waren so colossal, daß die Menschenhand an ihnen erlahmte, wie man das noch jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, an den Tempeln von Tentyris, von Theben, von Esne, von Philae und an den Felsentempeln in Nubien sehen kann. Die Zeit, der Wüstensand, die Gelehrten, die Reisenden, die Landesbevölkerung, die sich in ihnen ansiedelt,

alles Das, jedes in seiner Weise, treibt an ihnen das Werk der Zerstörung, ohne sie zu zerstören; und die Säulen des sogenannten Königsaales in Theben mögen noch aufrecht stehen, wenn der Halbmond bereits gesunken ist.

Von Aegypten ging der Idolendienst aus und in Aegypten wurde er zuerst entwurzelt. Dann kam die Reihe an Syrien, wo der Sonnengott Baal und seine Schwester, die Mondgöttin Astarte, ihre Tempel und Cultus hatten. Ihr größtes Heiligthum war in Baalbek, das die Griechen Heliopolis nannten, am Fuße des Antilibanon. Es sank dahin. Von der alten Herrlichkeit sind wunderschöne Ruinen übrig geblieben: ein kleiner Tempel, über den die Ornamente an Kränzen und Gewinden, Laub und Blumen, Reben und Aehren, tanzenden Genien und Amoretten in solcher Fülle ausgegossen sind, daß man es überladen nennen würde, bedächte man nicht, daß er der Sonne gewidmet und mit diesem Frühlingsgarten als Sinnbild ihrer Wirksamkeit geschmückt ist; — und ein großer Tempel, von dem die prächtigen Gewölbe des Unterbaues, aber außerdem nur sechs herrliche korinthische Säulen erhalten sind, die schlank wie Cypressen, lichtgelb wie Gold von der Sonne angefärbt, graziös das Architrav tragen. Die zarte und scharfe Ausarbeitung der Ornamente, die man an den Trümmern ganz in der Nähe bewundern kann, zeigt den Stein wie mit der Nadel gestickt. Auf diese Ruinen wurde eine Kirche gebaut, wie überall. Die Erde ist des Herrn und Er sollte sein Eigenthum wieder in Besitz nehmen und es geheiligt den Menschenkindern zurückgeben; das war die Meinung des großen Kaisers und diese Absicht verfolgten auch seine beiden Söhne. Der Polytheismus hatte sein unüberwindlichstes Bollwerk jetzt nur noch da, wo er es immer haben wird: im verkehrten Menschenherzen. Welche Neigung es hat, ihm Opfer und Altäre zu widmen, dafür legt ein gewichtiges Wort Zeugniß ab: das Wort Gottes selbst, der in seinem Ersten Gebote sagt: „Du sollst keine Götter haben neben mir.“

Zweites Kapitel.

Antiochien, das früh die christliche Glaubenslehre empfangen, den Apostel Petrus zum Oberhirten der christlichen Gemeinde gehabt und zuerst den Christen ihren Namen gegeben hatte, theilte mit Rom, Constantinopel und Alexandrien die Ehre, eine der vier Hauptstädte des römischen Weltreiches und im außerweltlichen Reich der Kirche ein Patriarchensitz zu sein. Es besaß alle Vor- und Nachtheile der großen Städte: bedeutende Lehranstalten, mannigfache Bildungsmittel, ausgezeichnete Männer, beträchtliche Vermögen, heftige Neigung zum Wohlleben in allen seinen Verzweigungen, tiefen Sittenverfall und große Gefahren, besonders für Jünglinge. In solchen großen Städten bildet sich das ganze Leben zu scharfen Contrasten aus, weil sich durch heftige und beständige Reibung die Gegensätze bestimmt entwickeln und scheiden. Da ist die nagende Armuth und der übermäßige Reichthum zu Hause, die abschreckendste Rohheit neben der feinsten Bildung, das gröbste Laster neben der reinsten Tugend, die tiefste sittliche Verkommenheit neben großer Heiligkeit. Da sind die gewaltigen Versuchungen zu Hause, und je nachdem man sich ihnen hingibt oder ihnen widersteht, bilden sich die schneidenden Gegensätze.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts lebte zu Antiochien eine jener Frauen, an denen das christliche Alterthum so reich ist. Sie hieß Anthusa, war von angesehener und wohlhabender Familie und mit Secundus, dem Befehlshaber der Reiterei in Syrien, jung vermählt; denn er starb, als sie zwanzig Jahre alt und Mutter von zwei Kindern war. Mit der Liebe, die keinem Zweiten gilt, hatte sie an Secundus gehangen und lehnte sie jede fernere Bewerbung ab. Sie wollte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit im äußeren Leben wie im Herzen Wittwe sein und sich ganz i ren Kindern widmen, deren Erziehung leiten und deren Vermögen verwalten. Im höchsten christlichen Sinne erfaßte sie ihre Aufgabe; Erziehung, Bildung, Verhältnisse, Alles wurde zur Ehre Gottes gelenkt, damit weder Selbstgefälligkeit, noch Prahlerei die guten Gaben vergifte. Anthusa's Tochter entschwindet

dem Blick. Ihr Sohn hieß Johannes, später zubenannt Chrysostomus, der goldene Mund. Es entwickelten sich früh glänzende Talente in dem Knaben, und Anthusa, die mit heiliger Freude jede gute Gabe pflegte, ließ ihn von den tüchtigsten Lehrern der Wissenschaften unterrichten. Alle Kosten seiner Erziehung bestritt sie von ihrem Vermögen; das Vermögen der Kinder blieb unberührt. Sie besorgte dies Alles mit einer Klugheit und Umsicht, welche durch die lauterste Frömmigkeit geheiligt wurden und ihr eine so allgemeine Hochachtung gewannen, daß im Hinblick auf sie die Heiden sogar ausriefen: „Welche bewunderswürdige Weiber sind doch unter den Christen!" Anthusa's zärtliche Sorgfalt fand ihren reichen Lohn in den glücklichen Fortschritten ihres Sohnes, der mit einem Fleiß, welcher die glänzenden Talente nicht immer begleitet, dem Studium sich hingab. Allen Muth und allen Eifer, den Johannes im späteren Leben auf einem anderen Gebiete im größesten Maße entwickeln sollte, wendete er in seiner Jugend dem Fleiß und der Ausdauer im Studieren zu.

Die Beredsamkeit bildete damals den wesentlichsten Theil der gelehrten Bildung, wurde zugleich mit der Rechtskunde betrieben und öffnete die Bahn des Staatsdienstes zu den höchsten Aemtern. Berühmte Meister in der Beredsamkeit gehörten zu den Berühmtheiten der Zeit, versammelten die wißbegierige und ehrgeizige Jugend in unglaublicher Menge um sich und wurden durch die Wichtigkeit ihres Lehramtes so hoch geschätzt, daß ein tüchtiger Meister der Rhetorik einen jährlichen Gehalt von 600,000 Sestertien aus dem Staatsschatze erhielt. Libanius nahm in Antiochien den Lehrstuhl der Beredsamkeit ein und Johannes wurde sein ausgezeichnetster Schüler. Libanius war so erfreut und überrascht durch die Fähigkeiten des Jünglings, daß er einst in einer Versammlung von Kennern eine Rede vorlas, welche Johannes zum Lobe der Kaiser aufgesetzt hatte. Alle Meister der Kunst äußerten Beifall und Bewunderung, und Libanius rief aus: „Glücklich der Redner, der solche Kaiser zu loben hatte, und glücklich die Kaiser, die in einer Zeit geherrscht haben, wo

die Welt einen solchen Schatz besaß!" Wie Libanius sein Leben lang Basilius den Großen verehrte und mit Bewunderung dessen Schritten folgte: so hatte er auch immer vor Johannes die größte Achtung. Als er um das Jahr 390 auf dem Sterbebette lag, fragten ihn seine Freunde, ob er nicht einen seiner Schüler zum Nachfolger auf seinem Lehrstuhle bestimmen wolle. „Ich würde Chrysostomus wählen," gab Libanius zur Antwort, „wenn die Christen ihn mir nicht weggenommen hätten." Diese Wegnahme seiner besten Schüler durch das Christenthum machte den Libanius aber nicht aufmerksam auf die christliche Glaubenslehre; er starb im Polytheismus.

Chrysostomus verwendete Eifer und Fleiß aber nicht ausschließlich auf die Studien; er arbeitete auch mit Kraft und Beharrlichkeit an sich selbst und seiner Vervollkommnung. Er war von Natur zum Zorn geneigt, und sein Talent, sich im Reden frei, sicher und bestimmt auszudrücken, hatte ihm den Vorwurf der Eitelkeit und des Uebermuthes zugezogen. Er kämpfte also mit unermüdlicher Anstrengung, um sich die Tugenden der Sanftmuth und Demuth, welche der göttliche Heiland vor allen anderen durch Wort und Beispiel lehrt, gründlich anzueignen, und es gelang ihm so vollkommen, daß er sogar Meister der inneren Aufwallungen und ein Muster von Sanftmuth, Bescheidenheit und zärtlicher Nächstenliebe, verbunden mit einem äußerst einnehmenden und würdevollen Benehmen wurde. Eine solche aus evangelischen Grundsätzen entsprungene Liebe zur Tugend erwärmt und gewinnt das Herz für die göttliche Liebe und gibt ihm Kraft in bedenklichen Wendepunkten. Als Chrysostomus etwa zwanzig Jahre alt war, hatte er seine Studien vollendet. Ein reicher Schatz von Kenntnissen, ein feines und scharfes Urtheil, eine außerordentliche Fertigkeit, der Fülle seiner Gedanken einen edlen Ausdruck zu geben, stand ihm zu Gebote und wurden getragen von seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und seiner guten Herkunft. Nun war zwar etwas in ihm, das ihn von den Ehren und Freuden der Welt hinweg und zum ausschließ-

lichen Dienste Gottes hinzuziehen suchte; allein er gab dieser zarten Stimme noch nicht Gehör und betrat die Bahn eines Anwaltes. Die unbestimmten Hoffnungen und Phantasien der Jugend, das bewegte Leben und Treiben der öffentlichen Gerichtshöfe, seine Talente, die gerade auf diesem Schauplatz ihren Spielraum fanden, das Alles fesselte ihn an die große Welt. Er hielt als Sachwalter einige Reden mit glücklichem Erfolg, er wurde bewundert und aufgesucht. Er nahm Einladungen an, die er in seiner Laufbahn nicht ablehnen durfte und die ihn zur weiteren Theilnahme an gefährlichen Unterhaltungen veranlaßten. Er besuchte die Theater, die öffentlichen Spiele, erst aus Gefälligkeit, dann zu seinem Vergnügen. Er war im Begriff, auf dem breiten Strom der Welt dahin zu schwimmen. Wohl ein Strom, auf dem die nächste Welle den Untergang bringen, an Klippen schmettern und in Strudel versenken kann! Und plötzlich erkannte Chrysostomus diese Gefahr. Plötzlich mißfiel ihm eine Welt, die ihm noch eben sehr gut gefiel, und der Entschluß, ihr ganz zu entsagen, wurde klarer und fester in ihm. Er zog sogleich eine äußere Schranke zwischen sich und der Welt, die ihn vor den Einladungen und Zudringlichkeiten seiner Freunde schützte: er veränderte seine Kleidung und erschien nie anders als in einem ganz armen Gewande. Da das Innere des Menschen sich viel mehr in der Kleidung abspiegelt, als man geneigt ist zuzugestehen, weil man gern auf Rechnung der Mode und des allgemein Gebräuchlichen setzt, was doch eitle Neuerungs- und Gefallsucht, Prahlerei und frecher Luxus ist, so wird die Veränderung in der Kleidung immer eine Veränderung im inneren Leben und die Hinneigung zu den Eitelkeiten der Welt oder die Abwendung von ihnen bezeichnen. Die Freunde des Chrysostomus verstanden sehr gut diese stumme Sprache: bei ihren Festen und Schauspielen paßte ein solches Gewand nicht. Sie machten ihm Vorstellungen darüber, und als diese nichts fruchteten, verlachten und verhöhnten sie ihn; aber Chrysostomus blieb unbewegt und übte sich, dem Spott und der Verachtung gegenüber, praktisch in der Demuth und in

der Selbstverläugnung. Er widmete seine Zeit dem Studium der heiligen Schrift, der Betrachtung der Glaubenslehren und dem Gebet. Alle Tage fastete er, durchwachte halbe Nächte und genoß eine kurze Ruhe auf einer Matte ausgestreckt, die am Boden seines Zimmers lag. So tödtete er äußerlich und innerlich den verzärtelten natürlichen Menschen ab.

Meletius, der fromme Patriarch von Antiochien, wurde bald auf diesen Jüngling aufmerksam, der bei so glänzenden Fähigkeiten eine so strenge Ascese übte. Das konnte kein Alltagsmensch sein! Er suchte den jungen Asceten für den Dienst der Kirche zu gewinnen. Es wurde ihm leicht; denn Chrysostomus hatte nunmehr seine Bestimmung erkannt und erfaßt, die ihn ausschließlich zu Gott hinwies und dessen Ehre und Verherrlichung erstreben ließ. Meletius nahm ihn in sein Haus, unterrichtete ihn selbst, taufte ihn und weihte ihn zum Lector. Die Taufgnade brachte seine Tugenden immer schöner zur Blüthe. Es wurde seit dieser Zeit nie ein verletzendes oder unfreundliches Wort von ihm gehört. Die Aufwallungen eines gerechten Zornes über Sünden und Bosheit der Menschen unterdrückte er fortan immer mit der Bemerkung, wie thöricht es sei, durch fremde Verkehrtheit sich aufbringen zu lassen, anstatt die eigene zu verbessern. Das Stillschweigen übte er mit einer Selbstverläugnung, die bei seiner Redegabe doppelt zu bewundern war. Hätte er sich in der Unterhaltung über einen Gegenstand ausgesprochen, so würden Alle auf ihn gelauscht haben. Aber er floh den Beifall eifriger, als Andere ihn suchen. Er wußte, wie leicht die ungezähmte Zunge in die Schlingen der Eigenliebe verwickelt und wie schwer sie die innere Sammlung macht. Darum schwieg er bescheiden bei der Unterhaltung, hörte den Klugen und Vernünftigen mit der Aufmerksamkeit eines Schülers zu und ertrug langmüthig das Geschwätz der Oberflächlichen, ohne durch eine Sylbe zu verrathen, daß er mehr wisse als sie. Wohl unterhielt er sich mit Gleichgesinnten gern über die ewigen Wahrheiten des Glaubens und über

Dinge der Ewigkeit; aber er mied so viel wie möglich allen Verkehr mit Menschen, weil er stets in der Furcht vor dem Erwachen seiner Leidenschaften schwebte, die in der Einsamkeit leichter abzutödten sind, als da, wo ein beständiger Stachel sie aufreizt. Unverständige nannten ihn einen Menschenfeind. Er ließ sich Alles gefallen und brauchte dergleichen Schmähungen als Mittel gegen die Eitelkeit. Ungefähr drei Jahre brachte Chrysostomus im Hause des Meletius zu, der ihm geistlicher Vater und Führer seines inneren Lebens war; da brach die Verfolgung der Katholiken unter Kaiser Valens aus und zwar in der Weise, daß zuerst die glaubenstreuen Bischöfe weichen mußten, damit die hirtenlose Heerde desto leichter irre geführt werden könne. Meletius wurde, wie so viele andere Bischöfe, in's Exil geschickt. Chrysostomus war äußerst niedergeschlagen über den Verlust, den er selbst und ganz Antiochien dadurch erlitt und er hielt den Augenblick für günstig, um ein längst ersehntes Vorhaben auszuführen: er wollte sich mit einem theuern Jugendfreunde Namens Basilius und mit zwei Studiengenossen aus der Schule des Libanius, die Theodor und Maximus hießen, dem Kloster oder dem Einsiedlerleben widmen. Als Chrysostomus seiner Mutter diese Absicht mittheilte, äußerte sie einen so tiefen und zärtlichen Schmerz, daß sein liebevolles Herz der frommen treuen Mutter nicht wehe thun mochte. „Bleibe bei mir, so lange ich noch lebe; ertrage mich, bis du mir die Augen wirst zugedrückt haben, bat sie unter Thränenströmen. Wenn ich im Grabe bei deinem Vater ruhe, dann führe deinen Entschluß aus; dann betrübt er Niemand. Jetzt aber müßtest du fürchten, Gott zu beleidigen durch den Schmerz, den du deiner Mutter verursachst. Ich will dich ja nicht in das Treiben der Welt und in irdische Sorgen verwickeln, sondern alle Last dir abnehmen, alle Freiheit und Ruhe dir lassen, und dir das Leben leichter und friedlicher machen, als irgend einer deiner Freunde es könnte, weil es unmöglich ist, daß ein Anderer sich dein Glück mehr zu Herzen nimmt als ich." Chrysostomus kehrte also aus dem Hause des Meletius in

das seiner Mutter zurück; und sie hielt Wort: sie störte ihn nicht in seiner stillen Lebensweise, in seiner Bußstrenge, in seiner Verbindung mit seinen Freunden, die sich ebenfalls der Ascese gewidmet hatten. Theodor wurde aber derselben untreu und kehrte in die Welt zurück zur tiefsten Betrübniß des charakterfesten Chrysostomus, der ihm in einer eigenen Schrift „Ermahnungen an Theodor" das Unglück eines Menschen vor Augen stellt, der in die heilige Miliz Jesu eingetreten ist und die Fahne verläßt, zu der er geschworen hat, um wieder den Dienst der Welt anzutreten, in welchem die Reue ihm doch keinen Frieden lassen wird. Er brachte es wirklich dahin, daß Theodor seine Absicht aufgab, sich mit einer gewissen Hermione zu verehelichen und sich mit erneuten guten Vorsätzen wieder seinen Freunden anschloß, die mitten in dem glanz- und geräuschvollen Antiochien, jeder in seinem Zimmer wie in einer Zelle, für ascetische Uebungen und Studien der heiligen Wissenschaften lebten. Diese vier jungen Männer wurden später sämmtlich Bischöfe und Theodor sehr bekannt in der Kirchengeschichte als Bischof von Mopsuestia.

Zwei Jahre lebte Chrysostomus auf diese Weise bei seiner Mutter, die allzu glücklich war, ihn bei sich zu haben, um seine Neigungen für die Abgeschiedenheit zu stören. Eine Reise nach Palästina und zu den Einsiedlern am Euphrat, die Chrysostomus machte, um mehr und mehr dies Leben kennen zu lernen, das so großen Reiz für ihn hatte, unterbrach auf einige Zeit seinen Aufenthalt bei seiner Mutter. Ihr war kein hohes Alter bestimmt. Anthusa starb und ihr Tod gab ihm seine volle Freiheit. Fast hätte er dieselbe in anderer Art verloren! In der Kirchenprovinz, deren Metropole Antiochien war, sollten einige Bischofstühle besetzt werden und die Bischöfe der Provinz warfen ihr Augenmerk auf Basilius und Chrysostomus. Zu deren größtem Entsetzen! besonders erschrack Chrysostomus; denn trotz des tiefen Gefühles seiner Unwürdigkeit ertappte er sich doch auf einer heimlichen Regung des Verlangens nach dem heiligen Amt. Als Basilius angstvoll ihn fragte, was er thun werde? ant-

wortete Chrysostomus ausweichend: es sei noch Zeit, darüber nachzudenken. Er wünschte nämlich sehr, daß Basilius zur bischöflichen Würde gelangen möge; deshalb verbarg er vor dem Freunde, daß er fest entschlossen zum Widerstande sei. Als sich die Bischöfe zur Wahl in Antiochien versammelten, war Chrysostomus verschwunden, Niemand wußte wohin. Basilius aber wurde geweiht und mußte sich unter vielen Thränen dem schweren Amte in schwerer Zeit unterziehen. Als auch der zweite Bischofstuhl besetzt war, kam Chrysostomus aus seiner Verborgenheit hervor. Dies Benehmen zog ihm manchen unverständigen Vorwurf zu. Er antwortete auf dieselben durch seine Schrift „Vom Priesterthum," die als sein vorzüglichstes Werk betrachtet wird, und worin er die Erhabenheit, die Würde, die Verpflichtungen und die Verantwortung des christlichen Priesterthums und vorzugsweise des bischöflichen Amtes darstellt. „Das Priesteramt," schreibt er, „wird auf der Erde ausgeübt; aber im Himmel ist sein Ursprung. Es gehört zu den himmlischen Dingen, weil der heilige Geist dessen Schöpfer ist und den Menschen die Ehre erzeigt, sie zu diesem überengelhaften Dienst zu erheben. Deshalb muß der Priester (Bischof) so lauter sein, als ob er schon zwischen den seligen Geistern wandele. Darf man wohl mit seiner Gesinnung unter den Menschen und hienieden weilen, wenn das Lamm Gottes geschlachtet auf dem Altare liegt und der Priester das erhabene Opfer darbringt und betend für das Volk, das ihn umringt, das heilige Blut in geheimnißvoller Feier vergießt? Der Priester," sagt Chrysostomus weiter, „hat von Gott eine Gewalt empfangen, welche kein Engel besitzt: was er bindet, bleibt im Himmel gebunden; was er löst, bleibt im Himmel gelöst; Gott bestätigt den Richterspruch seiner Diener. Sie erzeugen ein neues Geschlecht durch das Wasser und durch den Geist; sie spenden den Leib des Herrn und führen dadurch in's Himmelreich ein, das sich nur den Theilnehmern an diesem Mysterium erschließt. Darum müssen wir sie höher achten als Könige und Kaiser, und ihnen größere Ehrfurcht erweisen,

als unseren eigenen Vätern. Denn diese haben uns nach der Ordnung der Natur gezeugt; aber jene sind die Urheber des übernatürlichen Lebens, der wunderbaren Adoption Gottes, durch die wir seine Kinder nach der Gnadenordnung werden." Weiter sagt er: „Der Mensch kann dem göttlichen Erlöser keinen größeren Beweis seiner Liebe geben, als indem er ein treuer Hirt und Priester wird. Dreimal fragte Christus den Apostelfürsten: Liebst du mich? und dreimal spricht er auf die Bejahung des Petrus: Weide meine Schafe. Der Herr wußte wohl, daß Petrus ihn liebe; aber er wollte ihm einleuchtend machen, daß Er sein Liebstes und Theuerstes, die Heerde seiner Gläubigen, der Führung dieser Liebe anvertraue. Der Priester ist ein Gesandter Gottes für die Erde und der Fürbitter des sündigen Menschengeschlechtes: in welcher Reinheit und mit welcher Vorsicht muß er leben, um nicht angesteckt vom Verderben der Welt zu werden und seine Seele in geistiger Schönheit zu bewahren."

So trennten sich die beiden Freunde; Basilius ging nach seinem Bischofsitz Raphanea in Syrien; Chrysostomus ging zu den Asceten, welche in den Bergen um Antiochien eine Lebensweise führten, wie Basilius der Große in den Bergen von Pontus und wie die Aegypter auf dem Berge von Nitria. Um Mitternacht erhoben sie sich, durch ihren Vorsteher geweckt, vom Lager, das aus einer Binsenmatte, auf dem Fußboden hingebreitet, bestand. Zu langen gemeinschaftlichen Gebeten versammelten sie sich in der Kapelle. Dann ging Jeder an sein Tagewerk in einsamer Zelle und im tiefsten Stillschweigen. Ihre Beschäftigungen waren nach ihren Fähigkeiten verschieden: während die Einen das Land mit Getreide und Gemüse bebauten, flochten die Anderen Körbe, webten groben Kleiderstoff, und beschäftigten sich noch Andere damit, Bücher zu copiren oder gar zu schreiben. Das Studium der Evangelien und die Betrachtung der Heilswahrheiten war Aufgabe Aller. Ihre Nahrung bestand in Wasser, Salz und Brod, wozu Einige etwas Oel fügten. Die Kranken genossen Gemüse. Ihre Kleidung war ein Gewand aus

Ziegen- oder Kameelhaar roh gewebt, zuweilen aus Fellen zusammengesetzt, immer so dürftig, daß kein Bettler es gewünscht hätte; und trotz des steinigen Gebirgbodens gingen sie stets ohne Sandalen. Nie durften sie das Stillschweigen brechen; ihre Unterhaltung war mit Gott, mit den Propheten und Aposteln, deren Lebensweise sie nachahmten, deren Lehren sie studirten. Diese Richtung auf das Himmlische gab ihnen tiefen Frieden und große Heiterkeit der Seele. Das Mein und Dein war verbannt. Mit einem Herzen und einer Seele lebten und liebten sich Alle in Gott. Was sie erübrigten vom Ertrag ihrer Arbeiten durften sie den Armen mittheilen; und immer hatten sie etwas zu spenden, denn das zufriedene Gemüth fühlt sich immer reich. Fremdlinge wurden gastfrei aufgenommen und bewirthet, gleichviel ob sie reich oder arm waren. Abends, am Schluß des Nachtgebetes, stellten Alle eine Betrachtung über das Weltgericht an, um sich zu christlicher Wachsamkeit anzueifern und sich auf die ernste Rechenschaft vorzubereiten, welche der ewige Richter dann fordern wird.

Außer diesen Asceten im gemeinsamen Leben schlossen solche Genossenschaften auch Einsiedler in sich, die zuweilen für eine Zeit, zuweilen für immer in noch größere Abgeschiedenheit sich zurückzogen, Höhlen im Gebirge bewohnten, die äußerste Bußstrenge Angesichts des üppigen und weichlichen Antiochien übten und sich Sonntags zur gottesdienstlichen Feier und zum Empfange der heiligen Sacramente im Kloster einfanden. Unter diesen Männern war Mancher in Reichthum und Wohlleben aufgewachsen, wie Chrysostomus, der sich um das Jahr 374 den Mönchen anschloß. Seine Beharrlichkeit wurde Anfangs schwer geprüft; die Mühsale einer so strengen Lebensweise dünkten ihn unerträglich. Er hatte sich zwar in Speise und Trank und allen leiblichen Bedürfnissen schon lange ein äußerst kleines Maß gesetzt; allein kein anderes Oel zu genießen, als dasjenige, welches auch in seiner Lampe brannte, und kein anderes Brod zu essen, als das harte und grobe des Klosters, das schien ihm

allzu streng und seine Natur wollte sich tausend Mal dagegen empören. Aber die Gnade zeigte ihm immer wieder und wieder die Besiegung irdischer Begierlichkeit als ein Mittel, um die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, des Himmlischen über das Niedere zu befestigen, und um ihn mehr und mehr auf die Stufe der Vereinigung mit Gott zu erheben, wo Christus in dem Menschen lebt. Und dies Verlangen wurde für Chrysostomus die Waffe, mit welcher er alle Versuchungen zu Boden schlug. Er hatte sich einen frommen und erfahrenen Greis zum Seelenführer gewählt und suchte an dessen Hand und wetteifernd mit den Gottseligsten auf dem Wege der Vollkommenheit vorwärts zu eilen.

In Antiochien herrschte der Weltgeist dermaßen, daß ein solches Streben nach Vollkommenheit auf dem rauben Pfade der Entsagung von Vielen als Wahnwitz betrachtet wurde, von Heiden und Christen. Man darf nicht vergessen, daß Kaiser Valens damals in Antiochien sein Hoflager hielt und den Arianismus mit aller Macht, die einem Kaiser zu Gebote steht, ausbreitete. Die Arianer aber, die ihrer Irrlehre zufolge den menschgewordenen Gottessohn aufgegeben hatten und feindlich dem Christenthume gegenüber standen, haßten und verfolgten deshalb auch alle aus dem Wesen des Christenthumes hervorgehenden Institutionen. Klöster waren ihnen besonders zuwider, weil in den Klöstern der Glaube an den menschgewordenen Gott durch praktische Nachfolge in lebendigster Weise sich kund gab. Da der Arianismus in Flor und Ansehen um den Kaiserthron blühte, so beherrschte er eine Masse von flachen Köpfen und lauen Gemüthern und impfte ihnen seine Ansichten ein. Daher der Widerwille in Antiochien gegen das Klosterleben. Mönche wurden mißhandelt, junge Leute mit Gewalt und durch Drohungen von Verwandten und Bekannten vom Klosterleben zurückgehalten. Hatte ein Christ doch ausrufen können: „Freie Männer von vornehmer Herkunft sehen zu müssen, die alle Freuden der Welt hätten genießen können, und die statt dessen ein so

strenges Leben sich wählen: das kann zur Verläugnung des christlichen Glaubens und zum Altare der Götzen treiben!" In Folge heftiger Wuthausbrüche gegen die armen stillen Mönche in Antiochien wurde Chrysostomus gebeten, etwas zu schreiben, um das Vorurtheil gegen diesen Stand zu beseitigen. Er that es in einer Schrift „Wider die Feinde des Klosterlebens," worin er sagt, daß die ewigen Strafen für alle Uebertreter der göttlichen Gebote bestimmt wären; daß die Welt voll Sünden und Laster sei, wie zur Zeit der Sündflut und wie bei Sodomas und Gomorras Untergang; und daß die Ordensleute weiter gar nichts thäten, als sich vor dem ansteckenden Verderben in die Abgeschiedenheit zu begeben, um den ewigen Strafen zu entgehen, was doch als etwas höchst Vernünftiges allgemein gebilligt werden sollte, da die ewige Glückseligkeit den vergänglichen Genüssen gewiß vorzuziehen sei. „Man sagt freilich," fährt er fort, „es könne sich Jeder in der Welt und in seinem Hause ebensogut heiligen, als in der Wüste. Wollte Gott, daß die Menschen durch ihre Tugenden ihre Häuser in Klöster verwandelten und diese überflüssig machten! Da das aber nicht der Fall ist und so viel Laster in der Welt und so viel Tugend im Kloster gefunden wird, warum denn Diejenigen tadeln, welche jene meiden und dieses aufsuchen möchten?" Er macht eine schauerliche Beschreibung von der Entsittlichung der Jugend in Antiochien und macht die Eltern für die Verirrungen ihrer Kinder verantwortlich, „weil sie viel eifriger in der Vergrößerung des Vermögens, als in der Ertheilung frommer Lehren sind. Durch tausend Worte treiben sie die Kinder an in der Welt zu glänzen, und kein einziges fordert zur Erstürmung des Himmels auf. Verlangen nach Reichthum und nach Ansehen ist die Triebfeder, die ihre Handlungen bestimmen soll."

Zwei sehr fromme Einsiedler baten Chrysostomus, sie zum rechten Bußgeist anzufeuern. Der eine hieß Demetrius. Während sich Alle an seiner Heiligkeit erbauten, hatte er selbst eine so geringe Meinung von sich selbst, daß er oft die

Hände des Chrysostomus küßte, mit Thränen bedeckte und ihn bat: „Hilf mir, mein hartes Herz zu erweichen.“ Chrysostomus schrieb für diese Männer seine Abhandlung „Von der Zerknirschung.“ Er sagt, um gut über sie zu schreiben, müsse man ganz von ihr erfüllt sein und er selbst ermangele des himmlischen Feuers, das die Schwäche der Natur und die Hinfälligkeit des Fleisches verzehre, die Seele ablöse von den erschaffenen Dingen und ihr Flügel gebe, um sich zu den himmlischen zu erschwingen. Dann führt er aus, daß die Zerknirschung nicht abhänge von der Wüste, der Zelle und dem Bußgewande, sondern von einem aus Liebe zu Gott reuigen Herzen, wie König David und der Apostel Paulus, das immer seine Sünden vor Augen hat, immer sein Gewissen unbefleckt zu erhalten sucht, immer eingedenk bleibt, wie fern es ist vom Himmelreich und wie leicht es, durch erneuten Sündenfall verstockt, auf ewig von der Anschauung Gottes verbannt werden könnte.

Nachdem sich Chrysostomus vier Jahre im Kloster aufgehalten hatte, zog er sich in eine Felsenhöhle zurück und lebte dort zwei Jahre ganz versenkt in die Betrachtung der heiligen Schriften. Die feuchte Grotte, die Winterkälte, der Mangel an Schlaf und an kräftiger Nahrung zog ihm aber so schwere Krankheiten und ununterbrochene Leiden zu, daß die Vorsteher der Genossenschaft ihn mehr und mehr hinsterben sahen und ihm deshalb die Heimkehr nach Antiochien und die Herstellung seiner Gesundheit zur Pflicht machten. Chrysostomus gehorchte; aber das Erste war leichter als das Zweite. Er behielt lebenslänglich einen äußerst schwächlichen Körper, „den Leib einer Mücke,“ wie er selbst sagt. Doch hatte diese Schwäche auf seinen Geist und auf seine Thätigkeit nicht den geringsten Einfluß; er lebte, arbeitete, wirkte, als ginge ihn sein Leib gar nichts an. So ging er denn aus einem sechsjährigen Stillschweigen als einer der größten Redner hervor, den je die Welt gehört hat, und in seiner Vaterstadt sollte zuerst sein Licht aufleuchten. Sein verehrter Bischof Meletius war nach dem Tode des Kaisers Valens

aus der Verbannung heimgekehrt und mit Frohlocken in Antiochien empfangen worden und Chrysostomus durfte sich seinem Oberhirten nicht widersetzen, der ihm die Weihe des Diakons ertheilte. Mit heiliger Ehrfurcht übernahm und verwaltete Chrysostomus dies Amt. Während des Exils des Meletius und der arianischen Schreckensherrschaft hatten sich nicht alle Priester vervollkommnet. Manche waren gleichgültig geworden, vollzogen ihre Verpflichtungen mit Nachlässigkeit und behandelten den Unterricht der Catechumenen so oberflächlich, daß zuweilen Hunderte von Menschen getauft, doch nicht gründlich in der christlichen Glaubenslehre unterrichtet waren, zum größten Schaden der einzelnen Seelen, wie der ganzen Gemeinde. Dieser Neugetauften nahm sich Chrysostomus mit aller Sorgfalt an, damit sie über ihren Glauben und ihre Pflichten wahrhaft belehrt würden. Der Unterricht der Armen und Elenden und die Sorge für ihr leibliches Wohlergehen war seine liebste Beschäftigung. Der Tod des heiligen Meletius, der auf dem öcumenischen Concil zu Constantinopel im Jahre 381 erfolgte, schmerzte Chrysostomus um so tiefer, als er den herrlichen Greis mit der Zärtlichkeit eines Sohnes liebte und die kirchlichen Wirren zu Antiochien wieder aufleben sah. Da er sich immer mit der ganzen morgenländischen Kirche zur Partei des Meletius gehalten hatte, so trat er auch in die Gemeinschaft mit dessen Nachfolger Flavian, der ein so ausgezeichneter Priester war, daß nichts an ihm zu wünschen übrig blieb, als das Eine: daß er nicht Priester geblieben war und dem früheren Uebereinkommen gemäß den Paulinus als Nachfolger des Meletius anerkannt hatte. Dem sei wie ihm wolle; Flavian entwickelte auf dem Patriarchensitz alle Tugenden, welche man in Meletius bewundert hatte. Dem Chrysostomus ertheilte er die Priesterweihe im Jahre 386 und machte ihn in der Verkündigung des Evangeliums zu seinem Stellvertreter. Viele Reisen und andere Amtsgeschäfte, besonders aber die neidlose Erkenntniß, daß Chrysostomus unvergleichlich als Prediger und auf der Kanzel vom größten Einfluß sei, veranlaßten

Flavian, ihm die Verkündigung und Auslegung des göttlichen Wortes anzuweisen, was eigentlich zu den Obliegenheiten der Bischöfe gehörte. Antiochien begrüßte diese Anordnung mit gränzenloser Freude. Durch seine Schriften, seinen lehrreichen Umgang, seinen frommen Wandel, seine Liebe für die Armen und Geringen hatte er diese flatterhaften Herzen gewonnen. Er wollte sie aber nicht für sich zur Befriedigung menschlicher Eitelkeit, sondern für Gott und für die Liebe zur christlichen Vollkommenheit gewinnen. Daher war ihm die Kanzel eine heilige Stätte, von welcher, unter dem Beistande des heiligen Geistes, sein Wort sich wie Regen und Thau über dürres Erdreich, über die ihm anvertrauten Seelen ergießen sollte.

Die Zahl der Christen in Antiochien belief sich auf etwa hunderttausend. Um ihnen Allen die Gelegenheit zu bieten, das Wort Gottes zu hören, predigte Chrysostomus mehrmals in der Woche, zuweilen zweimal an einem Tage. Er scheute keine Mühe und Anstrengung, wenn er hoffen konnte, eine einzige Seele zu retten oder zu fördern. Man hörte ihn mit unglaublicher Theilnahme. Der Patriarch selbst versäumte ungern eine seiner Predigten. Die Zuhörer geriethen zuweilen in einen solchen Sturm von Bewunderung, daß sie durch lautes Freudengeschrei und Händeklatschen sich Luft machen mußten, und Chrysostomus beschwört sie oftmals, diese Zeichen des Beifalles zu unterdrücken und ihre Bewunderung durch Ausübung seiner Lehren zu bethätigen, was freilich etwas schwieriger ist. Bald erklärte er ihnen die heiligen Schriften, bald bedroht und straft er Ausschweifung, Laster und öffentliches Aergerniß, bald eifert er gegen verderbliche Neigungen und Gebräuche, bald lobt er, wenn seine Ermahnungen befolgt werden, bald klagt er, wenn sie ohne Frucht bleiben. Auch wichtige öffentliche Ereignisse zog er in den Kreis seiner Vorträge, um Belehrungen daran zu knüpfen. Da sehr viel Irrgläubige, Juden und Heiden in Antiochien lebten und ebenfalls von dem Zauber seiner Beredtsamkeit in die Paläakirche, in welcher er predigte, gelockt wurden: so widerlegte er auch die Irrlehren, bekämpfte

die Irrthümer und hob alle Einwendungen auf, die gegen das Christenthum gemacht wurden. Einst tadelte ihn eine gemeine Frau darüber, daß seine Predigten im Anfange nie deutlich und verständlich genug für die Einfältigen und Ungebildeten sei. Er folgte dem Rath und gab sich Mühe, der großen Menge recht nützlich zu werden. Dabei war er von solcher Liebe zu seiner Gemeinde entflammt, daß er ihr oft betheuerte: wenn es möglich wäre, würde er gern alle Mühseligkeiten eines tugendhaften Wandels für sie übernehmen und ihr mit Freuden die Kronen und Belohnungen der Tugend überlassen. Eine berühmte Homilie hielt er am Neujahrstage über den Ausspruch des Apostels Paulus: „Thut Alles zur Ehre Gottes." Es herrschte ganz allgemein der Aberglaube: wie der erste Tag des Jahres, werde das ganze Jahr sein, und dieser Wahn war die Veranlassung zu einer Menge von Unordnungen. Jeder wollte im neuen Jahre froh und glücklich sein und gab sich alle Mühe, um Freude und Glück an seine Person, sein Haus, sein Geschäft zu fesseln. Die Straßen wurden mit Blumengewinden geschmückt, die Marktplätze, Kramläden und Buden erleuchtet und bekränzt. Kaufleute und Handwerker legten ihre besten Sachen aus, um Käufer anzulocken; singende und tanzende Züge wanderten durch die Stadt; am frühen Morgen fanden schon Schmausereien statt, bei denen sich sogar Weiber berauschten; Freunde und Verwandte beschenkten sich gegenseitig und versammelten sich zu üppigen Festmahlen. Daß Glück und Freude von Gott komme und daß er das neue Jahr segnen müsse, wenn es ein frohes Gedeihen haben solle, daran dachten Wenige. Die allgemeine Aufregung bewirkte einen ansteckenden Rausch, den Jeder empfand. Die Gotteshäuser standen leer. Dieser gefährliche Aberglaube an gute und böse Tage und diese unsinnigen Feierlichkeiten veranlaßten Chrysostomus, sein Volk zu ermahnen, nicht an gewissen Tagen thörichte Feste zu begehen, sondern das ganze Leben zu einem Festtag zu machen, wie er dem Christen geziemend sei.

„Hast du ein reines Gewissen, so hast du einen immerwäh-

renden Festtag, weil dich beständig die herrlichsten Hoffnungen nähren und die Erwartung der ewigen Güter dich erfreut. Diesen dauernden Festtag, der von keinem Umlauf der Jahre, von keinem Wechsel der Zeit beschränkt ist, kann Jeder haben. Dazu braucht man nicht Reichthum, nicht Ueberfluß, nur die Furcht Gottes, diesen Schatz, der alle Güter der Erde überwiegt. Sieh an den Himmel, die Erde und das Meer mit ihren Gebilden, das Firmament mit seinen Gestirnen. Betrachte die Engel und Erzengel, und die Chöre der seligen Geister; das Alles ist Eigenthum des Herrn. Nun wohlan! es ist unmöglich, daß der Knecht eines so reichen Herrn arm sein könne, vorausgesetzt, daß der Herr ihm gnädig ist; und er wird es sein, wenn der Knecht Alles thut zur Ehre des Herrn. Aber, fragst du, wie kann ich essen und trinken zur Ehre Gottes? Rufe einen Dürftigen herbei, laß Christum Theil nehmen an deinem Mahle, so hast du Gott zur Ehre gegessen und getrunken. Oder du fragst: Wie kann ich zur Ehre Gottes ausgehen oder daheim bleiben? Wenn du, statt an den Lustgelagen der üppigen Welt Theil zu nehmen, in der Kirche dem Gebete obliegst oder in deinem Hause die Verrichtungen übst, welche dein Stand dir zur Pflicht macht. Oder: Wie kann ich zur Ehre Gottes mein Kind, meinen Diener, über die ich oft aufgebracht bin, strafen? Wenn du siehst, daß sie unbekümmert um ihre Seele sündigen, Freuden nachlaufen und Gott beleidigen, dann verweise und strafe. Versehen sie aber etwas gegen dich, so vergib es ihnen. Beides ist zur Ehre Gottes. Mache dir Freunde zur Ehre Gottes, indem du dir solche erwählst, die deiner Seele durch Beispiel, Ermunterung, Rath und Gebet förderlich sind. Und mache dir, wenn es sein muß, Feinde zur Ehre Gottes, indem du Schwelger und Lasterhafte unerbittlich fliehst. Weine zur Ehre Gottes über die Sünden der Welt, über den Fall deines Nächsten; und freue dich zur Ehre Gottes über die Rettung einer Seele, über die Tugenden deines Bruders. Schweige zur Ehre Gottes, wenn man dich kränkt und verläumdet; und rede zur Ehre Gottes von himmlischen Dingen

und kein unnützes leeres Geschwätz. Wer einen Becher kaltes Wasser um Gottes willen gibt, dem hat der Herr das Himmelreich versprochen. Wie groß wird deine Belohnung sein, wenn du Alles zur Ehre deines Gottes thust. Also wolle nichts, sage nichts, thue nichts, wodurch du nicht das Wohlgefallen Gottes erlangst. Denke daran, daß Einer betete und dadurch Gott beleidigte! ich meine den Pharisäer. So viel hat es auf sich, wenn man etwas nicht zu Gottes Ehre thut."

Drittes Kapitel.

Bald darauf sammelte sich ein schweres Ungewitter über Antiochien. Kaiser Theodosius hatte eine außerordentliche Steuer zu Gunsten seines Staatsschatzes, der durch die Kriege mit den Barbaren erschöpft war, ausgeschrieben und alle Städte des Reiches hatten sie willig gezahlt. Die öffentliche Bekanntmachung dieses Befehles rief in Antiochien auf der Stelle Klagen und Murren hervor. Wie immer in den reichen großen Städten war viel Pöbel da und viele Tagediebe, welche die Sache gar nichts anging, welche aber ihren bösen Leidenschaften in öffentlichen Unruhen Luft machen konnten und im Trüben zu fischen hofften. Sie rotteten sich zusammen, verbreiteten Mißstimmung durch die ganze Stadt, theilten sich dann in verschiedene Haufen, welche durch die herbeiströmende neugierige Menge mehr und mehr anschwollen und plötzlich war Antiochien in Aufruhr, indem sich Einer an des Anderen Wuth entzündete, ohne eigentlich zu wissen, weshalb man wüthe. Der Statthalter wurde in seinem Palast bestürmt und mit dem Tode bedroht. Die prächtigen warmen Bäder wurden geplündert und verwüstet, die Bildsäulen des Kaisers, seiner beiden Söhne, seines Vaters, sogar die der verstorbenen Kaiserin Flaccilla umgerissen, zerschmettert, in Bruchstücken von den Kindern durch die Straßen geschleift; das Haus eines vornehmen und reichen Mannes ohne allen

Grund in Brand gesteckt. Die Obrigkeit, welche im Beginne dem Aufruhr hätte steuern sollen, verkroch sich feig und erst am Mittag rückte der Oberst der Bogenschützen gegen die Empörer aus. Als Einige verwundet waren und der Statthalter endlich erschien und ihnen zuredete, lief das Volk auseinander, ganz bestürzt über seine Missethaten.

Die Obrigkeit suchte alle Schuld von sich abzuwälzen und die Feigheit durch Grausamkeit gut zu machen. Sie füllte die Gefängnisse mit Schuldigen und Unschuldigen an, um die Anstifter und Theilnehmer des Aufruhres ausfindig zu machen, und harmlose Menschen, die zufällige Zuschauer des tollen Treibens gewesen, Knaben, die vom Muthwillen der Jugend hingerissen waren, wurden wie Verbrecher zur Verzweiflung ihrer Familien gestraft. Dazu kamen Schreckensgerüchte, denen die unbestimmte Angst des Volkes leichtgläubig das Ohr lieh. Bald hieß es, der Kaiser wolle die Stadt der Plünderung der Soldaten Preis geben; bald, der Zehnte der Einwohner sollte niedergehauen werden. Wer fliehen konnte, floh: in Nachbarstädte und auf's Land, in's Gebirg und in die Wüste. Jeder schleppte von seiner Habe mit sich, was er eben eilig zusammengerafft hatte. Die Aermeren litten mit Weib und Kind große Noth. Alle Gemüther waren verstört. Vornehme Frauen verbargen sich vor den Schrecknissen, die da kommen sollten, in Felsenhöhlen. Sogar von den Senatoren ergriffen viele die Flucht. Alle Bemühungen der kaiserlichen Regierungsbeamten, die Menschen zurückzuhalten, waren vergeblich. Wer in der Stadt bleiben mußte, verhielt sich still in seiner Behausung. Niemand öffnete seine Werkstatt, seine Bude. Die öffentlichen Plätze, sonst wimmelnd von Volk, brausend von Thätigkeit, überfüllt mit Müssiggängern, waren still und leer, und sogar, als höchster Ausdruck einer ungeheuern, von Jedermann empfundenen Calamität, Theater und Rennbahn geschlossen. Der Statthalter hatte den Kaiser sogleich durch Eilboten von dem Vorfalle benachrichtigt und zagend erwartete man deren Rückkehr. Inzwischen kamen einige verständige und angesehene Leute auf

den Gedanken, ihrerseits dem Kaiser einen Boten zu senden, aber einen solchen, der, wie die Taube zu Noe's Arche, ihnen den Oelzweig zurückbringe; einen Fürsprecher für die Stadt. Von jeher waren Bischöfe als Vermittler zwischen Macht und Schwäche als Beschützer der Bedrängten angesehen worden. Ihre so gewiß überweltliche Stellung als Väter der Seelen gab ihnen eine Freiheit von irdischen Rücksichten, die dem Vermittler nothwendig ist. Flavian also sollte nach Constantinopel reisen und im Namen der Stadt Theodosius um Verzeihung bitten und willig trat er die weite und beschwerliche Reise an.

Der Kaiser, von Natur sehr heftig, war empört über die Vorfälle in Antiochien. Er hatte der Stadt immer Beweise des Wohlwollens gegeben und in der Absicht, zuweilen dort sein Hoflager aufzuschlagen, zwei herrliche Paläste erbauen lassen, den einen für den Winter in der Altstadt, den anderen als Sommeraufenthalt im benachbarten Haine der Daphne. Jetzt aber sollte Antiochien kein kaiserliches Hoflager werden, sondern ein Dorf, der Stadt Laodicea untergeordnet; ihre Theater, Bäder, Tanzsäle, Rennbahn sollten geschlossen werden und die Brodspenden an die Dürftigen aufhören, welche täglich in Antiochien, wie in Rom und Constantinopel aus den öffentlichen Mitteln statt fanden. Mit der Ausführung dieser allgemeinen Strafe, zu welcher dann noch die besondere für einzelne Schuldige kam, beauftragte der Kaiser seinen Hofkanzler und den Feldherrn Hellebikus, zum Glück zwei sehr rechtschaffene Männer von milder Gesinnung. Mit banger Ehrerbietung empfing man sie und erfuhr von ihnen, daß zur Zeit ihrer Abreise der Patriarch noch nicht angekommen war. Am anderen Tage löste sich die bange Spannung in Trauer und Wehklage; es begannen gerichtliche Untersuchungen und Verhaftungen. Da überließ man sich einer gränzenlosen Verzweiflung. Die Frauen, die Mütter, die Kinder umlagerten den Gerichtssaal und jammerten um Erbarmen mit ihren Gatten, Söhnen und Vätern; die Priester verwendeten sich flehend für ihre Mitbürger; ja, die frommen

Asceten kamen aus ihren Zellen und Einsiedeleien, um für dies Volk zu bitten, das in seinen übermüthigen Tagen nur Schmähungen und Verfolgung für sie hatte.

Unter ihnen befand sich der heilige Macedonius, ein ganz schlichter Mann ohne wissenschaftliche Kenntnisse, aber in dem unmittelbaren Verkehre mit Gott, dessen die einfachen reinen Herzen zuweilen gewürdigt werden. Die Kunde der jammervollen Zustände war in seine Felsenhöhle gedrungen. Er eilte in die Stadt und sogleich begegneten ihm der Kanzler und der Feldherr zu Pferde. Er fiel ihnen in die Zügel und hieß sie absteigen. Mit unaussprechlichem Erstaunen blickten die Herren auf den kleinen, unscheinbaren, armseligst gekleideten Mann herab, der ihnen eine solche Zumuthung machte. Kaum erfuhren sie aber, daß dies Macedonius, der berühmte heilige Einsiedler sei, so stiegen sie ab und ließen sich in's Griechische dolmetschen, was er auf syrisch ihnen sagte: „Thut kund dem Kaiser, daß auch der Herrscher ein Mensch sei. Er befiehlt über Menschen, die gleicher Natur mit ihm und nach dem Bilde Gottes geschaffen wurden. Empfindet er so tief die Beleidigung, die seinen seelenlosen Bildnissen widerfahren ist, so scheue er sich doch ja, gegen Menschen zu wüthen, welche die lebendigen Ebenbilde Gottes sind. Sollen Menschen geopfert werden, um Erz zu rächen? Mit leichter Mühe hat man ihm seine Statuen wieder aufgerichtet. Er aber, Kaiser wie er ist, vermag nicht ein Haar der Menschen wieder herzustellen, die er etwa möchte tödten lassen." Darauf kehrte Macedonius um und ging in seine Wüste zurück. Die Herren waren ganz bestürzt über diese kurze kühne Rede, und als nun tausend Stimmen sich mit der Bitte erhoben, kein Urtheil an den Strafbaren vollziehen zu lassen, bevor man seine Gnade angefleht habe: da gaben sie das Versprechen, warten zu wollen auf die Entscheidung des Kaisers. Wie ein Blitz der Hoffnung flog diese Erklärung schnell durch die ganze Stadt und rief in diesen beweglichen Gemüthern einen solchen Jubel hervor, als sei nun alles Unheil abgewendet. Vor dem Gerichtshofe wurden die

beiden Herren von Schaaren des Volkes umringt, die ihnen Segenswünsche zujauchzten bis spät am Abend.

Unterdessen war Flavian in Constantinopel angelangt und vor Theodosius erschienen, traurig und demüthig, als laste die Schuld der Empörung auf seinem grauen Haupte. Der Kaiser empfing ihn gütig, klagte aber über den Undank einer Stadt, die er mit Wohlthaten überhäuft habe; was Flavian durchaus anerkannte. Um den Kaiser mild zu stimmen, erinnerte der Patriarch ihn an eine Aeußerung der Milde, die er einst selbst gemacht hatte. Als Theodosius das Gesetz gab, daß vor dem Osterfeste die Gefangenen befreit werden sollten, rief er aus: „O könnte ich auch die Todten wieder erwecken!“ Und an Constantin erinnerte Flavian, der, als er hörte, Aufrührer hätten mit Steinen nach seiner Bildsäule geworfen, lächelnd mit der Hand über das Gesicht fuhr und sagte: „Ich fühle mich nicht verwundet.“ So eindringlich und feurig wußte der Greis zu sprechen und zu bitten, und so beweglich das heilige Gebet: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern,“ dem Kaiser vorzustellen, daß dieser nachdenkend und gerührt wurde. „Gedenke des letzten Tages,“ sagte Flavian endlich, „wo wir Alle über unsere Handlungen Rechenschaft ablegen müssen; und bedenke, daß es heute in deiner Macht steht, dir ein günstiges Gericht von dem Herrn zuzusichern. Du wirst dein eigenes Urtheil aussprechen. Du wirst dem Beispiele des gekreuzigten und verzeihenden Erlösers folgen.“ Theodosius antwortete mit Thränen im Auge: „Hat Jesus Christus, unser höchster Herr, seinen Peinigern vergeben und sogar für sie gebetet: so darf ich nicht zögern, Denen zu verzeihen, die mich beleidigt haben, mich, der ich auch nur ein sterblicher Mensch und Diener desselben Herrn bin, wie sie.“

Der Patriarch warf sich dankbar ihm zu Füßen und freundlich drängte der Kaiser ihn zur schleunigen Rückreise zu seiner bekümmerten Heerde. Flavian schickte aber einen Eilboten mit den kaiserlichen Begnadigungsbriefen vor sich her, welcher Nachts in Antiochien eintraf und dieselben sogleich dem Hel-

lebikus einhändigte. Ein Eilbote aus Constantinopel war ein zu wichtiges Ereigniß, um nicht alsbald durch die Stadt sich zu verbreiten, und am nächsten Morgen umlagerte schon die Volksmenge den Gerichtshof, bevor Hellebikus erschien. Als dieser nun öffentlich erklärte, der Kaiser nehme alle und jede strafende Maßregel von der Stadt wie von den Einzelnen zurück und bedauere sehr, daß die Obrigkeit vor der Ankunft seiner beiden Bevollmächtigten einige Aufrührer habe hinrichten lassen, da wollte das Frohlocken und die Heil- und Segenswünsche für den Kaiser nimmer enden. Die Bäder wurden sogleich geöffnet, Tische in die öffentlichen Hallen gesetzt, Abends mit Fackeln die Stadt erleuchtet, die einem großen Festsaal glich, den das Volk freudetrunken durchwogte. Hellebikus nahm innigen Antheil an dem Jubel. Die Stadt in ihrer Dankbarkeit setzte ihm und dem Hofkanzler Bildsäulen. Einige Tage später langte der Patriarch an. Wie ein Friedensengel wurde er begrüßt. Die Straßen, durch die er ging, waren mit Blumengewinden geschmückt, mit wohlriechenden Wassern besprengt, und als ob der Tag nicht ausreiche für alle Freudenbezeugungen, schwamm Antiochien abermals Nachts in einem Meere von Fackellicht. Der Patriarch sprach nie über seine Unterredung mit Theodosius und sagte nur, Gott habe das Herz des Kaisers gerührt. So gingen die Tage der Trübsal für Antiochien zu Ende und es feierte einen fröhlichen Ostertag mit dem ehrwürdigen Oberhirten.

Während dessen Abwesenheit hatte Chrysostomus die Obsorge für die christliche Gemeinde, welche sich nach dem bewährten Sprichwort: Noth lehrt beten, zahlreich in den Gotteshäusern einfand. Da sah man Männer, die sonst versunken in die Gier des Erwerbes waren, und Jünglinge, denen sonst der Besuch der Spiele des Circus und des Theaters die Zeit ausfüllte, und Frauen, die keine andere Beschäftigung sonst kannten, als die mit ihren Kleidern und ihren Vergnügungen. Alle diese Leute, die es sonst höchst überflüssig fanden, an den lieben Gott zu denken, wurden durch die

Furcht zu ihm hingetrieben, und flehten zu dem alleinzigen Helfer in allen Nöthen. Auch Trost und Ermunterung begehrten sie, denn, wie die ungeordneten Gemüther sind! sie überließen sich ebenso leicht dem Uebermaß von Verzweiflung, als sonst dem Uebermaß der Weltfreude. Chrysostomus hielt in dieser Zeit, welche gerade in die große Faste fiel, seine zwanzig berühmten und bewunderten Homilien „Ueber die Bildsäulen.“ Er benutzte dies Ereigniß, um die christliche Gemeinde zu ermahnen, das zeitliche Weh als heilsame Aufforderung zur Buße zu betrachten, als dringenden Weckruf aus dem Schlaf der Lauheit, aus dem Taumel der Sünden. Er wendet ihren Blick von dem Zorne eines sterblichen Menschen auf den Zorn des Weltrichters gegen die Bösen hin und lehrt sie, die Leiden der Zeit auf der Wage des Glaubens abwägen gegen die ewigen Wonnen der vollendeten Kinder Gottes. Allen Schwung der Begeisterung, alle Zärtlichkeit der Liebe, allen Ernst der Ueberzeugung wendet er an, um seine Zuhörer zu ermahnen, in sich zu gehen und aus der Drangsal den Wendepunkt ihrer gründlichen Bekehrung zu Gott zu machen. Die Donner des Sinai und die Tröstungen von Golgatha tönen in seinen Reden, die von dem Geiste Zeugniß ablegten, welcher den Redner selbst heiligte. Und wirklich folgte eine Besserung des christlichen Lebens, eine Hebung des religiösen Sinnes ihnen nach. Chrysostomus sorgte dafür, daß die neubelebte Flamme immer genährt und angefacht werde. Er war unermüdlich in evangelischen Arbeiten, die Stütze und der Mund seines Patriarchen, der Stolz und die Wonne Antiochiens und des ganzen Orients. So lebte er zwölf Jahre in seiner Vaterstadt. Da ließ ihn im Anfange des Jahres 398 Asterius, der Statthalter des Orientes, zu sich einladen, um mit ihm die Gräber der Martyrer zu besuchen, die sich unweit der Stadt befanden. Chrysostomus freute sich arglos über diesen frommen Wunsch des Asterius und war gern bereit, ihn zu begleiten und ihm alle Auskunft über die heiligen Blutzeugen zu geben. Sie stiegen in den Wagen und die Fahrt ging schnell vor-

wärts; aber nicht auf's Land, sondern auf der großen Straße von Constantinopel bis zum ersten Nachtquartier. Denn dies war keine Spazierfahrt; es war eine Entführung auf Befehl des Kaisers Arcadius.

Viertes Kapitel.

Nectarius, der Patriarch von Constantinopel, war im Herbste 397 gestorben. Sein erledigter Sitz war das Ziel mancher Intrigue. Nach dem Bischof zu Rom war dies der vornehmste Platz in der christlichen Kirche, der durch die Hauptstadt des oströmischen Reiches und durch das Hoflager des Kaisers großen äußeren Glanz bekam. Ueberdas waren ihm eilf Bischöfe Kleinasiens, eilf in der Provinz Pontus und sechs in Thracien untergeordnet; und außerdem befand sich fast immer eine große Zahl von Bischöfen in Constantinopel, die in Angelegenheiten ihrer Kirche oder ihrer Person, bald in Geschäften, bald aus unapostolischer Neigung am Hofe sich aufhielten, wodurch denn auch über sie der Patriarch nicht ohne Einfluß blieb. Für den Ehrgeiz war dies eine ersehnte Stellung. Manche Priester der Stadt gelüstete nach dem erhabenen Sitz. Um ihn zu besteigen, schmeichelten Einige dem Volke, Einige den Großen; Andere versuchten heimlich durch Geld zu bestechen. Dem Volke mißfiel dies Treiben; es bat den Kaiser um einen würdigen Bischof und die große Mehrzahl des Klerus unterstützte diese Bitte. Den Kaiser bitten, hieß an Eutropius sich wenden, der die Regierung führte. Er hatte schwerlich eine Ahnung, was das sei: ein würdiger Bischof, und ihm für seine Person wäre es auch wohl höchst gleichgültig gewesen, ob Heiligkeit oder Simonie auf den Patriarchalsitz befördert hätte. Allein er fand es recht zweckmäßig, durch eine Gefälligkeit, die ihn nichts kostete, in der Gunst des Volkes sich zu heben und der Kaiserstadt den Glanz zuzuwenden, den Chrysostomus, dies Wunder von Heiligkeit, von Geist und von Beredsamkeit, über Antiochien ver-

breitete. Er gab also dem Gesuch der Geistlichkeit und des Volkes den Ausschlag, indem er es bei dem Kaiser unterstützte. Arcadius hatte keine andere Ansicht als sein Oberkämmerer, und so wurde in der Hand Gottes ein Eutropius das Werkzeug, um einen Chrysostomus zu erhöhen. Es erging nun jener Befehl an Asterius, wodurch aller Widerstand des heiligen Priesters und alle Einwendungen der Stadt Antiochien abgeschnitten wurden. Chrysostomus wurde, wie ein kostbarer Schatz, vom Statthalter an zwei Abgesandte des Kaisers abgeliefert, die ihn höchst ehrerbietig empfingen und nach Constantinopel geleiteten. Sein Staunen über diese außerordentliche Wendung seines Lebens war nicht geringer, als der Schmerz der Gemeinde von Antiochien, die ihrem geliebten Lehrer untröstlich nachweinte und bitter für die Perlen und Diamanten des Evangeliums die Fassung des „goldenen Mundes" vermißten. Welchen Kämpfen und Kronen, welchem Kreuz und welcher Verherrlichung Chrysostomus entgegenging, wußte Gott allein.

Um die Inthronisation recht feierlich zu machen, hatte der Kaiser, außer vielen Bischöfen, auch den Patriarchen von Alexandrien, Theophilus, eingeladen, einen Mann von großen Geistesgaben und rastloser Thätigkeit, dem nichts fehlte, um ein ausgezeichneter Bischof zu sein, als die apostolische Richtschnur. Daher hatte er Fehler, welche derselben gerade entgegenliefen; war herrschsüchtig, schlau und stolz. Er hatte gewünscht, einen Alexandrinischen Priester gewählt zu sehen, um durch denselben der Quelle weltlicher Macht näher zu sein, daher verdroß ihn die Berufung des Chrysostomus. Sein Verdruß steigerte sich, als er mit scharfem Blicke erkannte, daß dies ein ächter und rechter Nachfolger der Apostel sei. Verwegen wie Theophilus war, wollte er versuchen, den Heiligen zu verdrängen und, allerlei Beschuldigungen ersinnend, versagte er ihm die Consecration. Chrysostomus nahm in tiefster Demuth, ohne ein Wort der Klage oder der Vertheidigung die Kränkung hin. Nicht so Eutropius. Er ließ Theophilus rufen und erklärte ihm, daß

nicht gegen Chrysostomus, wohl aber gegen ihn höchst bedenkliche Anklagen der Hochverrätherei und der Hinneigung zu dem Gegenkaiser Maximus schon seit zehn Jahren vorlägen; er möge sich also nicht mit Anschuldigungen Anderer abgeben, wenn er nicht wolle, daß man seine Sache zuerst untersuche. Theophilus sträubte sich nicht länger und weihete am 28. Februar 398 den Chrysostomus; aber er wurde dessen Todfeind.

Der neue Patriarch fand in Constantinopel ein ungeheures Feld für seine apostolische Thätigkeit; er fand heilige Seelen, die mehr und mehr zur Heiligkeit hinstrebten; er fand verkommene Seelen gerade unter denen, welchen Stand, Amt und Beruf die Heiligung zur Pflicht machte. Nectarius, sein Vorgänger, hatte während seiner sechszehnjährigen Amtsführung so fortgelebt, wie er, ein bejahrter Mann, es längst gewohnt war: im Purpur der Senatoren und in gutmüthiger Schlaffheit. Dies Beispiel und dieser Mangel an heilsamer Strenge hatte einen sehr schlimmen Einfluß auf manche Geistliche und Ordensleute, so wie auf manche weibliche Personen, Wittwen und Jungfrauen, die ihr Leben ein gottgeweihtes — nur nannten. Mißbräuche und Ungebührlichkeiten aller Art hatten sich eingeschlichen, wurden geduldet, sogar mit der allgemeinen Neigung der Kaiserstadt zur Ueppigkeit und zum Wohlleben entschuldigt. Aber ach! wenn die Hirten „im Thal voll Todesschatten sitzen,“ wer soll die Heerde zum Lichte Christi hinleiten! Und sind die Pfleger der himmlischen Dinge in die irdischen versunken, wer soll in den Pflegbefohlenen ein himmlisches Verlangen wecken! Chrysostomus wendete seine erste Sorge, von der er nie ablieߟ, der Geistlichkeit zu und suchte Diejenigen, welche auf verschiedene Abwege gerathen waren, wieder zu derjenigen Lebensweise zurückzuführen, deren Regel die Canones der Kirche waren. Dazu wendete er freundliche Ermahnung, ernste Warnung, strenge Drohung an. Er stellte ihnen vor, daß die Ueppigkeit und Hoffart des Lebens unfehlbar die Vernachlässigung des Gottesdienstes nach sich ziehe, und daß die Theilnahme an den Schmausereien und Festgelagen der Reichen und Vornehmen sie den Hütten der

Armen und Elenden entfremde. Offenbar gottlose, mit großen Sünden Befleckte entsetzte er des heiligen Amtes; so einen Diakon, der sich eines Mordes schuldig gemacht hatte; auch Unverbesserliche, welche in den Augen des Volkes die Achtung vor der priesterlichen Würde gefährdeten. An ihre Stelle brachte er gottselige Männer, die ihn in seinen Arbeiten für das Reich Gottes unterstützten, und von denen Einige später durch ihren himmlischen Wandel auf Bischofsitze erhoben und als Heilige verehrt wurden.

Welchen Einfluß auf die Seelen fromme Ordensleute haben, wußte Chrysostomus aus eigener Erfahrung. Aber Alles, was großen Einfluß übt, kann ihn auch zum Bösen gewaltig üben, wenn es die Bahn der Gnade verläßt und als Irrlicht über einem Sumpfe schwebt. Deßhalb lagen ihm die Ordensleute ungemein am Herzen und mit väterlicher Liebe sorgte er für ihr zeitliches und geistiges Wohl; allein streng wachte er darüber, daß sie treu ihrem Berufe, Männer des Gebetes, der Buße, der Betrachtung in einsamer Zelle, ungekannt von der Welt, lebendige Schlachtopfer für die Sünden der Welt, untergetaucht im Blute, im Kreuze, in der Liebe Jesu wären. So faßte er den Ordensstand, so wollte er ihn erfaßt sehen und nicht dulden, daß Mönche ohne Auftrag, ohne Zweck, müssig, neugierig, arbeitsscheu in der Welt umherschweiften und, wenn auch durch nichts Anderes, schon durch ihre bloße ungerechtfertigte Erscheinung ein Aergerniß gaben. Diese heilige Strenge, welche die Frucht einer übernatürlichen Liebe ist, zog ihm die Feindschaft Derjenigen zu, welche sich nicht bessern wollten. Besonders der Frauen, die sich Gott geweiht hatten oder die, durch ihren Wittwenstand zur Eingezogenheit angewiesen, nun sehr ungöttlich lebten und sich die Rüge des Patriarchen gefallen lassen mußten; sie wurden ihm bitter feindlich. Haßt das Weib, so haßt es, vielleicht nicht stärker, aber giftiger als der Mann, weil es weniger offen damit auftritt. Und doch war Chrysostomus die Liebe, die Barmherzigkeit selbst. Den sicheren Sünder suchte er mit der Posaune des Weltgerichtes

aus dem Todesschlaf zu wecken, der in ewige Abgründe stürzt. Dem Schwachen, der sein Elend fühlt und dagegen ringt, ruft er zu: „Seid ihr in eine zweite Sünde gefallen, so thut Buße zum zweiten Mal; und fallt ihr tausend Mal, so thut tausend Mal Buße.“ Das wurde ihm nun wieder von den Novatianern, den herben Häretikern, die von keiner Vergebung der Todsünde etwas wissen wollten und die schwer Gefallenen für immer von der Kirchengemeinschaft ausschlossen, als frevelhafte Erschlaffung der Zucht gedeutet. Aber eine Milde, welche die Schwachen vor Verzweiflung, und eine Strenge, welche die Verstockten vor dem Untergange bewahrt, sind Zwillingsblüten einer heiligen Liebe. Ihm wurden sie zum Vorwurfe gemacht.

Seine Einkünfte waren sehr groß und seine Bedürfnisse sehr klein; sein sechsjähriges Zellenleben hatte ihn auf das kleinste Maß des Nothwendigen beschränkt und dabei blieb er. Das Einkommen wurde zu Almosen und frommen Anstalten verwendet. Das große Armenhaus unterstützte er reichlich und er stiftete ein Krankenhaus für Fremde, reiche und arme, gleichviel! da ein kranker Fremdling in einer großen Stadt gar übel daran ist. Es wimmelte von Fremden in Constantinopel; bei der Apostelkirche war ein Hospiz, wo die Dürftigen unter ihnen Unterkunft und Verpflegung fanden. Chrysostomus forderte seine Gläubigen auf, dieses und andere Hospitäler fleißig zu besuchen; ja, er ermahnte sie, in ihren Häusern e i n Zimmer in eine Herberge Christi zu verwandeln, und darin entweder Arme zu speisen oder Kranke zu pflegen. Was er ihnen rieth, that er selbst. Er untersuchte persönlich die Hospitäler, um sich zu überzeugen, daß es an Nichts fehle; er ging in die Kerker und erbarmte sich der oft so schrecklich vernachläßigten Gefangenen; er nahm sich unglücklicher mißhandelter Sklaven an und der unschuldig Unterdrückten, und verwendete sich für sie bei ihren Herren und bei der Obrigkeit. Alle Ausgaben, welche für die Tafel des Patriarchen, für seine häusliche und persönliche Einrichtung gemacht worden waren, strich er. Fußteppiche und

kostbare Kleiderstoffe verbat er sich. Allzu prächtige Geräthschaften fand er so ungeziemend, daß er sie verkaufte. Diese Einschränkungen mißfielen Manchen und die Lieferanten wußten wohl warum. Er aß immer allein, nahm nie eine Einladung an und lud auch Niemand ein. Wie waren auch die Gastmahle beschaffen! Gregor von Nazianz beschreibt sie: „Hohe, schwellende Polster sind uns nicht behaglich genug; es müssen prächtige seidene Decken über sie hingebreitet werden, damit wir uns nur ja recht weichlich zum Mahle lagern. Der Fußboden muß, wie mit einer frischen Mosaikarbeit, mit seltenen Blumen bestreut und der Tisch mit den zartesten und kostbarsten wohlriechenden Wassern besprengt werden, damit wir desto mehr in's andere Geschlecht ausarten. Knaben im Festgewande, mit fliegendem gekräuselten Haar und anderem weibischem Schmuck, müssen in einer Reihe stehen und zierlich mit den Fingerspitzen die Becher uns darbieten oder uns mit breiten luftigen Fächern Kühlung zuwehen. Die Tafel muß mit Fleischspeisen besetzt werden, welche Erde, Luft und Wasser uns liefern, und Köche und Zuckerbäcker müssen wetteifern, uns mit ihren leckeren Künsten fast zu ersticken, während der Kellermeister uns zur Auswahl die feinsten und feurigsten Weine bietet, welche uns zur Trunkenheit oder darüber hinaus führen."

Ein Chrysostomus und ein solches Gelage!! Seine Gäste waren die Armen, die er speisen ließ! Auch seine Zeit war ihm zu kostbar, um sie auf solche Weise zu verschwenden; lieber wollte er für ungesellig gelten und für einen Menschen, der nicht weiß, wie man sich in der vornehmen Welt zu benehmen hat. Er war ihr aber fremd, weil er mit dem Himmel so vertraut war; nicht aus Mangel an guter Erziehung. Sein stiller Ernst, der ihm durch fortgesetzte Betrachtung der ewigen Dinge und durch seine Zellen- und Wüsteneinsamkeit zur anderen Natur geworden war, kam den Weltmenschen abstoßend vor, obgleich er äußerst höflich im Umgange war; und sein Gespräch, das sich nie auf dem Felde des Tagesgeschwätzes bewegte, war ihnen so unerträglich, wie

das Licht kranken Augen: sie flohen es unter dem Vorwande, er sei ein hochmüthiger Sonderling. Freilich war es sehr auffallend, Alles zu verschmähen, was in den Augen der Welt groß macht und Beifall erwirbt; aber er wollte sein Volk aus keiner anderen Absicht lieben und von ihm geliebt werden, als um es auf dem Wege des Evangeliums zu Christus zu führen. Der Beifallssturm, der häufig seine Vorträge unterbrach, freute ihn wohl, theils weil er Mensch war, wie er selbst sagt; theils weil er hoffte, die Bewunderung werde Früchte des Heiles in den Seelen reifen. Bemerkte er aber, daß die feurigsten Bewunderer am wenigsten in der Tugend fortschritten, so wehklagte er über einen Beifall, der mehr dem Theater als der Kirche gezieme. Wie ein zärtlicher Vater mit seinen Kindern ging er auf der Kanzel mit seinen Zuhörern um. Sie hörten ihn außerordentlich gern gegen die Irrlehren der Arianer, Anomäer, Novatianer ꝛc. predigen; das traf sie nicht und so konnten sie sich mit einem gewissen selbstgefälligen Behagen an dem Zauber seiner Rede erfreuen, obzwar Chrysostomus sie immer ermahnte, durch heiligen Wandel und durch Gebet das Ihre zur Bekehrung der Irrgläubigen beizutragen. Plötzlich entzog er ihnen dies Vergnügen und erklärte, er werde erst dann wieder gegen die Irrgläubigen reden, bis die Gläubigen bewiesen hätten, daß sie seiner Ermahnungen nicht mehr bedürften. Zu einer anderen Zeit waren sie von seinen Vorträgen über den Apostel Paulus entzückt. Chrysostomus unterbrach dieselben mit der Bemerkung: er werde sie fortsetzen, sobald die Gemeinde anfange, die Tugenden des Apostels nachzuahmen. Er begnügte sich nicht damit, sein Volk auf der Kanzel zu unterrichten: Jedem gewährte er freien Zutritt, der mehr Aufklärung zu haben wünschte. Er bat auch, daß man ihm Rathschläge und Fingerzeige geben möge, „denn,“ sagte er, „es ist unmöglich, daß ich bei der Last von sorgenvollen Arbeiten, die auf mir liegt, nicht zuweilen fehlen sollte; man rüge es, damit ich es bemerke und mich bessere.“ Mit der äußeren Andacht seiner Gemeinde, die oft nur auf Gewohn-

heit, Nachahmung und Eitelkeit beruht; mit der Theilnahme am Gottesdienste, dem Besuche der Predigt und des allgemeinen Gebetes begnügte Chrysostomus sich durchaus nicht. Das Alles sind nur Mittel, um die Wunden der Seele zu heilen, welche die Sünde schlug. Als der zärtlichste Liebhaber der Seelen, mußte er der größte Widersacher der Laster sein und zu deren Bekämpfung hindrängen, als zum eigentlichen Beginn des christlichen Lebens. Die Nothwendigkeit dieses Kampfes sollte die Predigt einleuchtend machen und beten und fasten und Almosen geben, sollten die Gnade der Beharrlichkeit im Kampfe von Gott erflehen. In tausend Wendungen kommt Chrysostomus immer auf diesen einen Punkt, den eigentlichen Lebenspunkt des Christenthumes zurück, und alle Ergründung der Tiefen der heiligen Glaubenslehre und aller Aufschwung zu den lichten Höhen der Hoffnung und der Liebe in unserer himmlischen Religion, dienten ihm dazu, um das volle Licht der Wahrheit auf das Eine, was Noth thut, zu werfen: auf die Nachfolge Jesu. Nun gab es aber eine Stätte in Constantinopel, wo man sich um die standesgemäße Nachfolge Jesu gar wenig bekümmerte und die dem heiligen Patriarchen minder zugänglich war, als seine Priester, seine Mönche, sein Volk der Laien; das war der Hof. Arcadius war ein milder Herr, schwach an Verstand und Charakter, der die Last der Regierung zu schwer für seine Schultern fühlte und Demjenigen dankbar war, der sie ihm abnahm. Wäre er ein Tyrann gewesen, so hätte er für sein Reich nicht verderblicher sein können, als er es jetzt aus Schwäche war. Er war auch fromm, aber in beschränkter Weise und wendete nicht die Frömmigkeit an, um sich durch sie über seine Pflichten aufzuklären und in ihrer Ausübung sich zu stärken. Er hätte sich auch von einem rechtschaffenen Manne lenken lassen; aber Rechtschaffenheit und Verdienste wurden durch den Schwarm der Schmeichler und der Ehrgeizigen verdrängt.

Durch den Emporkömmling Eutropius bekam der ganze Hof und die ganze Regierung einen gemeinen Anstrich, denn

es wimmelte von Emporkömmlingen, die sich die höchsten Stellen erschmeichelt oder erkauft hatten, oder die zu des Eutropius Freunden aus alten Tagen gehörten, wie z. B. Leo, ein Wollhechler, der jetzt als einer der ersten Befehlshaber der Armee prangte. Solche Beispiele machten Tausende lüstern; und da man durch Geld zu Allem gelangen konnte, was des niederen Menschen Verlangen reizt, so wurde die Geldgier, diese entwürdigendste aller Leidenschaften, die den Menschen zum Sklaven einer Erdmasse macht, eine fast allgemeine Seelenkrankheit. Geld erwerben, gewinnen, erpressen, rauben, Geld aus den Thränen der Unterdrückten, Geld aus dem Blute der Mißhandelten herausquetschen, Geld um jeden Preis, heiße er Ehrlosigkeit, heiße er Erniedrigung, heiße er Ungerechtigkeit, Geld, um den Ehrgeiz zu befriedigen und die Genußsucht zu sättigen — Geld!! Darauf richtete sich das hauptsächlichste Streben am Hofe des Arcadius; das beseelte Männer und Weiber, Jugend und Alter, den Tagedieb auf der Gasse, der gern ein Oberkämmerer geworden wäre und den Oberkämmerer Eutropius, der Consul des römischen Reiches zu werden gedachte; ja die Kaiserin selbst! sie nahm Geschenke von den Beamten an und gewährte ihnen dann Fürsprache und Schutz. Sie war übel berathen, die Kaiserin. Als ihr Vater Bauto starb, empfahl er Eudoxia als junges Kind seinem Freund Promotus, der, wie er, einer der tüchtigsten Feldherren des Kaisers Theodosius war. Bei der Frau des Promotus wuchs Eudoxia auf und aus deren Hause wurde sie auf den Kaiserthron geführt. Sie behielt eine kindliche Anhänglichkeit und ein blindes Vertrauen für ihre Pflegemutter, die Marsa hieß und Alles bei ihr galt. Promotus war schon im Jahre 391 gegen die Gothen gefallen. Er hinterließ seiner Wittwe ein großes Vermögen und den Glanz seines Namens und seiner Würde; er war Consul gewesen. Marsa war klug, stolz und gewandt; sie wußte das Alles geschickt zu benutzen und gab für die vornehme Frauenwelt in Constantinopel den Ton an. Mit ihren beiden Freundinnen, der Castricia, Frau des Feldherrn

Saturninus und der Wittwe Eugraphia, die ihr gleich an Rang und Reichthum waren, wetteiferte sie in Luxus, in Verschwendung, in frecher Pracht, in Ränken und Cabalen, zum größten Schaden aller Frauen, die sich bemühten, diesem Beispiel zu folgen, um ebenso in der Welt zu glänzen, zu herrschen und angestaunt zu werden, wie Marsa und ihre Freundinnen, die man täglich in der Gesellschaft der Kaiserin wußte. Chrysostomus, mit seiner tiefen Gleichgültigkeit gegen alle Weltherrlichkeit und mit seinem tiefen Abscheu gegen die Laster, welche so leicht aus ihr hervorgehen, suchte in seinen Predigten diese Ausgießung der Seelen in Aeußerlichkeiten zu hemmen und die traurigen Folgen für Zeit und Ewigkeit hervorzuheben, die aus solcher Schwelgerei in irdischem Wohlbehagen entspringen. Hatte aber Lucifer seinen Anhang in der vornehmen Welt — Christus hatte ihn auch.

Fünftes Kapitel.

Aus dieser Welt waren kürzlich zwei ausgezeichnete und allbekannte Männer, ergriffen von jener unaussprechlichen Liebe, welche die Heiligen bildet, entflohen. Der eine hieß Arsenius und war Erzieher des Arcadius, als er aus dem Kaiserpalast in die Wüste Scete ging und so still sich vergrub, daß man erst nach Jahren von seiner Existenz Kunde erhielt. Der andere hieß Nilus, bekleidete ein hohes Amt in Constantinopel, war ein höchst geistreicher Mann, glücklich als Gatte und Vater, glücklicher noch, als er sich mit seinem Sohne Theodul zu den Mönchen des Sinaï, seine Frau in ein Kloster begab. Diese Männer konnten nicht der Sehnsucht Meister werden, die sie aus diesem so fürchterlich irdischen Treiben hinaus und zur Entsagung einer Irdischkeit trieb, in welcher die Seele, trotz alles Glückes, namenlos unbefriedigt bleibt und gerade dadurch, durch diese quälende Leere, die immer in innerer Unruhe erhält, so leicht vom Pfade des Lichtes abweicht. Und eben wieder hatte ein

anderer ausgezeichneter Mann die Flucht ergriffen, um nicht in tödtliche Schlingen zu fallen. Evagrius von Pontus, ein Schüler des Gregor von Nazianz und durch Gregor von Nyssa zum Diakon geweiht, wurde von diesem dem Nectarius überlassen, der einen tüchtigen Prediger und Bekämpfer der Irrlehren für Constantinopel begehrte. Evagrius wurde als solcher ungemein beliebt. Aber jung, einnehmend und beredt wie er war, traten ihm Gefahren nahe, denen er sich nur durch schleunige Flucht entziehen konnte. Er ging nach Jerusalem, zu Melania der Aelteren [1]) und dann, durch deren klaren stillen schönen Geist beruhigt, in die Wüste Scete, wo er unter den gewaltigsten Büßern eines der gewaltigsten Bußleben führte.

Auch unter den gottgeweihten Jungfrauen, die theils in klösterlicher Gemeinschaft, theils in ihren häuslichen Umgebungen lebten, waren Perlen der Reinheit und Demuth, häufig aus vornehmen Familien und in Fülle des Ueberflusses aufgewachsen. Sie verpflichteten sich zu einem sehr strengen Leben, gingen immer barfuß, fasteten immer bis zum Abend, hatten keine andere Kost, als Bohnen, Oliven und Feigen, schliefen Nachts nur wenige Stunden auf einer großen Strohmatte, weil sie die meisten Stunden im Gebete hinbrachten. Sie hatten arme kranke Weiber aufgenommen, die sie zärtlich verpflegten und bedienten, und nebenbei spannen sie und webten grobe Stoffe zu Gewändern für sich und ihre Pfleglinge. In gleicher Weise lebte die selige Jungfrau Nikareta, deren Andenken die Kirche feiert. Aus edlem Geschlechte, sehr reich und sehr schön, widmete sie sich in zarter Jugend dem Dienste des Herrn der Herrlichkeit — in den Armen. Ein ungerechter Richterspruch beraubte sie fast ihres ganzen Vermögens. Es that ihr nur deshalb wehe, weil sie ihre Almosen beschränken mußte, aber es machte sie um so thätiger in persönlichen Liebeserweisen. Mit ein Paar frommen treuen Dienerinnen lebte sie so sparsam in ihrer kleinen

---

1) Siehe „Väter der Wüste" Seite 486.

stillen Wohnung, daß ihr immer noch Mittel blieben, arme Anverwandte und Hülfsbedürftige zu unterstützen. Sie besuchte die Hütten des Elendes, pflegte und säuberte die abschreckendsten Kranken, kochte für sie, bereitete ihnen Arzenei und war so erfinderisch in ihren Heilmitteln, daß sie Leuten das Leben rettete, welche von den Aerzten aufgegeben waren; den Nikareten steht himmlische Wissenschaft zu Gebote. Chrysostomus hätte ihr gern das Amt einer Diakonissin übergeben, das ihr im Auftrage der Kirche die Armenpflege und die Aufsicht über die weiblichen Catechumenen zugewiesen hätte. Aber der friedliche Schatten der unscheinbarsten Eingezogenheit war ihr Lebenselement; und sie lehnte den Antrag ab. Da äußerte er den Wunsch, sie möge die Vorsteherschaft eines Klosters übernehmen und durch ihr Beispiel Andere für Gott entflammen. Nikarete entsetzte sich noch mehr. Ihrer Demuth war es unerträglich, aus der Verborgenheit gezogen zu werden. Nun ließ der heilige Patriarch sie gewähren und auf ihren stillen Wegen und in der freiwilligen Erniedrigung demüthiger Liebe zur Eroberung des Himmelreiches fortwandeln. Er machte zur Diakonissin Pentadia, die edle Wittwe des Timasius, die sich, nachdem Eutropius ihren Gemahl gestürzt hatte, aus einer Welt zurückzog, welche immer ohne Reiz für sie gewesen war. Der Gruppe von Frauen gegenüber, welche sich um Eudoxia gebildet hatte, fand also Chrysostomus eine andere, deren Mittelpunkt die Liebe zum göttlichen Heiland war und die eben so viel Muth, Kraft und Begeisterung für die ewige Wahrheit und Schönheit, als jene Anhänglichkeit an vergängliches Blendwerk hatte. Die Chorführerin dieser Frauen ist die heilige Olympias. Der irdischen Abstammung nach, sagt ihr alter Lebensbeschreiber Palladius, Bischof von Helenopolis, war sie eine Tochter großer Herren; dem Geiste nach eine Tochter Gottes. Sie war die Nichte jener Olympia, die mit dem Kaiser Constans verlobt war und nach dessen Tode Königin von Persien wurde. Ihr Vater hieß Anisius Secundus. Er besaß ein unermeßliches Vermögen und Olympias

war sein einziges Kind. Um das Jahr 368 wurde sie geboren und ihre Mutter starb früh. Aber eine vortreffliche Frau übernahm die Erziehung des glücklich begabten Kindes. Sie hieß Theodosia, war die Schwester des heiligen Amphilochius, Bischof von Iconium, und Wittwe. Als Olympias auch ihren Vater verlor, wurde ihrem Oheim Procopius die Vormundschaft und Verwaltung ihres Vermögens übertragen. Ihr Vater lebte und starb im Heidenthume und in der Fülle heidnischer Herrlichkeit wuchs das Kind auf. Allein Theodosias christliche Tugenden gewannen das reine kindliche Herz und sie bemühte sich, früh dieselben nachzuahmen. Bei siebenzehn Jahren war sie eine vollendete Schönheit und verband die glänzendsten Gaben des Geistes mit den gediegensten des Herzens. Daß ihr die Bewerber nicht fehlten, versteht sich von selbst. Ihre Wahl war früh getroffen: der Geliebte ihrer Seele war Christus. Procopius drang aber auf ihre Vermählung und versicherte, daß sie im Ehestande mit einem würdigen Gatten gerade so gut Gott dienen könne, als unverehelicht. Sie gehorchte ihrem Oheim und vermählte sich mit Nebridius, Intendanten der kaiserlichen Besitzungen, der bald darauf Präfect von Constantinopel wurde. Aber sie führte an seiner Seite ihr jungfräuliches Leben fort.

Im Jahre 386, zwanzig Monate nach der Vermählung, riß der Tod den Nebridius aus seinen glänzenden und glücklichen Verhältnissen und Olympias war Wittwe bei achtzehn Jahren. Es gibt für eine Frau keine Stellung, die schwieriger wäre, als die einer jungen Wittwe. Der Reiz, den die Welt für die Jugend zu haben pflegt, ist lebendig in ihr, und dabei genießt sie eine Freiheit, welche kaum für das reifere Alter ohne Gefahr ist. Aber Olympias faßte ihr Schicksal anders auf. Sie sah darin eine Fügung Gottes, um sich vor den Lockungen der Welt zu retten. Ihrem Gemahl zu Liebe hatte sie doch einigermaßen wie alle Frauen ihres Standes leben müssen, und obzwar sie sich die größte Einfachheit und Eingezogenheit zum Gesetze gemacht und jede freiwillige Verzärtelung ängstlich gemieden hatte, gab es doch

tausend Veranlassungen, wo sie das Alles nicht nach Wunsch beobachten konnte. Die ganze Lebensluft der orientalischen Damen war, wie die der römischen, weichlich und üppig. Nur eine heldenmüthige Seele konnte sich an das Unternehmen wagen, sich derselben zu entziehen. Olympias that es unter dem Beistande der Gnade. Sie fühlte den Luxus in Kleidern, Schmucksachen, Dienerschaft, Wohnung und Nahrung, in den millionenfachen Behaglichkeiten und Verschwendungen, als eine schwere Verantwortung für die Seele, welche ja dereinst über ihr ganzes Thun und Treiben, über all' ihr Handeln und Wandeln auf Erden genaue Rechenschaft abzulegen hat. Sie fühlte in diesen Geweben von Purpur und Gold, in diesen Schnüren von Perlen und Diamanten unsichtbare Fäden, die ein Netz von Eitelkeit und Gefallsucht um das Herz weben und es oft so fest verstricken, daß es seine Richtung auf Gott darüber verliert. Sie fühlte die Prachtgewänder und die Halsbänder von Juwelen so fürchterlich schwer auf ihren Schultern, daß die Flügel, welche himmelwärts tragen sollen, sich nicht entfalten können und der irdische Mensch erdwärts sinkt. Die Oberflächlichen und Irdischgesinnten haben dies nie, die Heiligen haben es immer begriffen.

Olympias begann in ihrem prächtigen Palaste als eine Arme Jesu Christi zu leben. Welch' ein Entschluß! achtzehn Jahre, königliche Reichthümer, Schönheit, Geist, herzgewinnende Anmuth, hoher Rang: lauter Dinge, die ihn erschweren; überdies rings umher die Pracht des Hofes, der Großen des Reiches, der Kaiserstadt; wohin das Auge schaute prachtvolle Gebäude, Kirchen, Paläste, Bäder, Theater, Portiken, getragen von Marmorsäulen, geschmückt mit Bildsäulen und den edelsten Kunstwerken der alten griechischen Sculptur, und alle diese Herrlichkeiten, wie ein umgestürzter Schmuckkasten, ausgeschüttet über die Hügel von Tracien, die lieblichsten der Erde, die sich mit ihren Hainen von Platanen und Cypressen und ihren Gärten voll Citronen-, Lorbeer- und Granatbäumen, voll Jasmin- und Rosenhecken in das lieblichste Meer der

Welt, in die Propontis hinabsenken. Und dazwischen ein junges einsames Wesen, das sein schönes Auge auf all' diesen reizenden, glänzenden, verführerischen Bildern nur ruhen läßt, um sie alle zu verschmähen. Welch' ein Entschluß! welch' eine gränzenlose Demuth, um diesen Riesenbau geistiger Vollkommenheit zu unternehmen! Er fand denn auch zahlreiche Widersacher in den Männern, welche sich um ihre Hand bewarben; in den Frauen, welche sich durch ein solches Beispiel beschämt fühlten; in Olympias Anverwandten, welche sich in ihrem Glanze zu sonnen gedachten und ihre verschwenderische Freigebigkeit gegen fremde Noth eifersüchtig bewachten; endlich — in dem Kaiser selbst. Sein Neffe Elpidius, ein reicher junger Spanier, befand sich unter ihren Bewerbern. Sie lehnte diesen wie jeden anderen Antrag mit der Erklärung ab: sie habe sich entschlossen, ihr Leben im Wittwenstande zuzubringen. Elpidius wendete sich an seinen Oheim und bat ihn um sein mächtiges Fürwort. Theodosius wiederholte also den Antrag, fand aber kein Gehör. Da entbrannte der große mächtige Kaiser in heftigen Zorn gegen diese arme junge Frau, und um sie für ihren Trotz zu strafen oder auch um sie auf andere Gedanken zu bringen, erlaubte er sich eine schreiende Ungesetzlichkeit: er befahl dem Präfecten von Constantinopel, ihr ganzes Vermögen in Verwahrung zu nehmen und sie bis zu ihrem dreißigsten Jahre unter Vormundschaft zu halten. Nicht einen Augenblick kam Olympias aus ihrer Fassung. Hochherzig und demüthig, wie sie war, schrieb sie dem Kaiser: „Mein Herr und Gebieter! du hast mir eine Gnade erwiesen, die nicht nur eines Kaisers, sondern wahrlich auch eines Bischofs würdig ist, indem du mich durch Verwahrung meiner Güter vieler Sorgen über deren gute Anwendung enthoben hast. Um meine Freude vollkommen zu machen, wolle befehlen, daß sie den Kirchen und den Armen zugetheilt werden. Schon längst befürchtete ich Regungen der Eitelkeit, die so leicht erwachen, wenn man selbst die milden Gaben spendet. Auch könnten die zeitlichen Güter mein Herz von den ewigen abwenden, die geistig und göttlich sind."

Dieser bewundernswürdige Brief machte gar keinen Eindruck auf den Kaiser: so verblendete ihn der Wunsch, Olympias mit seinem Neffen zu vermählen. Bald darauf zog er in den Krieg mit dem Gegenkaiser Maximus und blieb drei Jahre von Constantinopel abwesend, Olympias aber in der ganzen Zeit abhängig vom Präfecten. Dieser, um dem Kaiser und dem Elpidius dienstwillig zu sein, bevormundete außer Olympias Vermögen auch ihre Person. Begierig wie sie war nach sicherer Leitung auf dem Wege des Heiles und voll Ehrfurcht vor den Vätern der Kirche, den Nachfolgern der Apostel, hatte sie nie versäumt, fromme Bischöfe, die sich in Constantinopel einfanden, aufzusuchen und sich ihren Rath und ihren Segen zu erbitten. Diese Besuche untersagte ihr der Präfect. Er hoffte ohne die heiligen Rathschläge werde ihre Widersetzlichkeit leichter zu brechen sein. Aber er irrte sich! Olympias Entschluß war ihr von Christus selbst eingegeben durch sein Wort: „Wer es fassen kann, der fasse es." Die Härte des Präfecten konnte ihr wohl schmerzlich sein, jedoch nicht sie umstimmen. Nun ging er noch einen Schritt weiter und zu persönlichen Quälereien über: Olympias durfte nicht mehr die Kirchen besuchen. Da machte sie ihren Palast zu einer Kapelle und pries Gott wo sie ging und stand, daß er sie würdige, um der Liebe Jesu willen Gefangene und Sklavin zu sein. Ihre Verwandten fanden dies Alles aber höchst empörend und schalten Olympias, daß sie durch ihr unvernünftiges Benehmen sich selbst und ihnen solche Beleidigungen zuziehe. Manche Personen, die sie früher reichlicher unterstützt und mit Wohlthaten überhäuft hatte, waren frech genug ihr vorzuwerfen, daß ihre eigene Thorheit sie in eine beschränkte Lage versetze. Ja unter ihrer Dienerschaft fanden sich Einige, welche meinten, man sei ihr nicht mehr die frühere Ehrfurcht schuldig, da Kaiser, Verwandte und Obrigkeit ihre Lebensweise tadelten und mißbilligten. Zu diesem täglichen und stündlichen Ungemach gesellten sich schwere Krankheiten, welche sich Olympias durch ihre Fasten und Nachtwachen zuzog. Sie hatte einen zarten Körper, der

durch die verzärtelnden Gewohnheiten im Hause ihres Vaters und ihres Gatten sehr verweichlicht worden war. Aber sie beachtete das gar nicht, fastete in kranken, wie in gesunden Tagen, genoß nie Fleischspeisen und widmete sich so beharrlich dem Gebete, besonders dem nächtlichen, daß ihr endlich das Wachen zur Natur wurde. Bis sie es aber dahin brachte, hatte sie viele Leiden auszustehen.

Das stürmte nun Alles zusammen in jenen drei Jahren auf sie ein; aber ihr „goldenes Gemüth," wie Chrysostomus es nennt, wurde dadurch mehr und mehr geläutert. Sie sah in all' den Widerwärtigkeiten das Kreuz, welches die Nachfolge Jesu mit sich bringt, und pries sich selig, daß der göttliche Meister zu seiner Jüngerin sie berufen habe. Wer ihr Vorwürfe machte, dem dankte sie; wer sie quälte, für den betete sie; wer ihr übel wollte, den liebte sie. Ihre Sanftmuth war unüberwindlich, ihre Milde unzerstörbar. Nie hat man aus ihrem Munde ein Wort gegen die Nächstenliebe gehört; nie eine Regung der Eitelkeit und des Hochmuthes an ihr wahrgenommen. Abgetödtet wie ihr Leib waren auch die bösen Neigungen der Natur. Inmitten einer Flut von Quälereien und von peinlichen Prüfungen führte Olympias ein seliges Leben, beschützt vor aller Unbild, froh in aller Trübsal, geborgen am durchwundeten Herzen des göttlichen Gekreuzigten.

Im Jahre 391 kam Kaiser Theodosius zurück. Er hatte den Maximus besiegt; Olympias besiegte ihn. Als er von ihrem himmlischen Wandel hörte, ging er in sich und gab ihr volle Freiheit hinsichtlich ihrer Person sowohl, als ihres Vermögens. Sie freute sich des Reichthumes nur, um ihn auszuspenden, denn sie selbst blieb in der Lebensweise der Armuth, welche sie angetreten hatte und welche es ihr möglich machte, erstaunlich große Almosen zu spenden. Sie betrachtete sich als Gottes Schaffnerin in der Verwaltung ihres Vermögens. Sie beschenkte Kirchen, Klöster, Hospitäler; sie unterstützte die Verbannten; sie erkaufte fremden Sklaven die Freiheit und stattete ihre eigenen Freigelassenen reichlich aus.

Fremden Bischöfen gab sie große Summen für ihre Kirchen und Gemeinden, und man sagt, es sei kaum eine Provinz des Reiches gewesen, die keine milde Gabe von Olympias empfangen hätte. In Constantinopel verband sie mit ihrer Freigebigkeit auch ihr persönliches Wirken. Sie nahm arme Kranke in Pflege und speisete täglich eine Anzahl von Armen. Dadurch wurde es ihr möglich, manch' verstocktes Herz zu erweichen, manche verirrte Seele von Abwegen zu retten.

Der Patriarch Nectarius bewunderte Olympias so sehr, daß er sie trotz ihrer Jugend zur Diakonissin machte. Nun war sie am Ziele ihrer Wünsche: sie legte das Gelübde ewiger Keuschheit, zu dem die Diakonissinnen verpflichtet waren, um sich ungetheilt dem Dienste der Kirche weihen zu können, in die Hände des Patriarchen ab und widmete sich ganz ihren heiligen Verrichtungen. Von der vielfachen äußeren Thätigkeit, die der Besuch der Armen und Kranken, die Vertheilung der Almosen, die Sorge für diejenigen Catechumenen, die von ihren Familien verstoßen oder sonstwie hülflos waren, nach sich zog, ruhte Olympias aus in glühenden Gebeten vor den Altären des lebendigen Gottes und in der Zelle, die sie in ihrem Palast zum Wohngemach sich eingerichtet hatte, in welcher sie mit zärtlicher Sorgfalt die Tücher bereitete, die bei der Feier der heiligen Geheimnisse zur Bedeckung der Altäre nothwendig sind. Diese mannigfachen Beschäftigungen hielten sie nicht ab, ihrem Geiste die kräftigste Nahrung und edelste Bildung durch Lesen und Betrachten der heiligen Schriften zuzuwenden. Wo sie Männer fand, die ihren Durst nach höherem Verständniß Genüge thun konnten, bat sie dieselben um ein geistliches Almosen, wie sie den heiligen Gregor von Nyssa um eine Erklärung des Hohenliedes bat. Wer war froher als Olympias, da nun der Durchforscher und Ergründer der heiligen Schriften, Chrysostomus, ihr Oberhirt wurde. In der edlen Pentadia gab er ihr eine Gefährtin als Diakonissin und andere gottselige Frauen schlossen sich ihnen an und bildeten einen Kranz von lieblich duftenden Tugendblumen. Daß Olympias Großmuth zuweilen miß-

braucht wurde, versteht sich! Sie wollte lieber betrogen werden, als hartherzig sein. Chrysostomus rieth ihr aber bei ihren Gaben etwas weniger die Foderungen und etwas mehr das wahre Bedürfniß zu berücksichtigen; und als sie demüthig gehorchte, zog ihm auch das manche Feinde zu.

Sechstes Kapitel.

Chrysostomus betrachtete seine Diöcese wie ein großes Hospital voll Kranker, Lahmer und Blinder, die um so mehr zu bemitleiden waren, wenn sie ihren kläglichen Zustand nicht kannten. Um die Wunden der Seelen zu heilen, die Lähmung des Willens zu heben, das Auge des Glaubens zu öffnen, predigte er mit Feuereifer und bestrebte sich, die Lehren des Evangeliums klar und eindringlich zu machen. Er hielt neunzig Homilien über das Evangelium des heiligen Matthäus, achtundachtzig über das des heiligen Johannes, zweiunddreißig über den Römerbrief, vierundvierzig über den ersten und dreißig über den zweiten Corintherbrief, siebenundsechszig über das erste Buch Moyses, achtundfünfzig über die Psalmen; diese und noch viel, viel mehr alle in Antiochien. In Constantinopel ging das eben so fort! Ueber den Apostel Paulus hielt er sieben Homilien, über dessen Brief an die Hebräer vierunddreißig, an die Philipper sechszehn, an die Colosser zwölf rc. rc., und immer entwickelt er aus den Heilswahrheiten die großen und gewichtigen Lehren der christlichen Sittlichkeit mit einer Fülle, einer Kraft, einer Klarheit, welche nur der Seele eigen sind, die in der Ausübung der Tugenden zu Hause und ganz durchdrungen vom Inhalte der Gedanken ist, in denen sie sich ausströmt. Diese Uebereinstimmung zwischen dem Lehrer und der Lehre trug mächtig dazu bei, einen gewaltigen Eindruck hervorzurufen. Isidor, Abt zu Pelusium in Aegypten, bewundert wegen seiner Heiligkeit und seiner Schriften, ein Schüler des Chrysostomus, sagt von ihm: er habe die Fabel von Orpheus

gleichsam zur Wahrheit gemacht; denn wie die wilden Thiere, von den Tönen seiner Leier besänftigt, dem thrazischen Sänger nachgefolgt wären, so habe Chrysostomus der rohesten Menschen Leidenschaften besiegt, die Feindseligen friedlich gestimmt, die Sittenlosen keuscher Zucht unterworfen.

Da Chrysostomus die Hinfälligkeit der menschlichen Natur wohl kannte, so kommt er mit tausend Wendungen immer auf die Buße zurück, „die den Habicht zur Taube, den Wolf zum Lamme macht, indem sie nicht die Natur, aber den bösen Willen ändert. Sie erschüttert den Sünder, heilt seine Wunden, tilgt seine Verbrechen, gibt ihm Zuversicht zu Gott, bringt ihm die Rüstung wider den Satan, ist das Schwert, welches ihm den Kopf abschlägt, weckt die Hoffnung auf die Seligkeit und besiegt die Verzweiflung, welche sich oftmals des Sünders bemächtigt. Darum rede ich so häufig von der Buße, weil die Zuversicht, den Satan zu überwinden, die Seele kräftigt im Kampfe. Du bist ein Sünder? verzweifle nicht. Du sündigst täglich? thue täglich Buße. Du bist in Sünden alt geworden? erneuere dich durch die Buße. Aber auf sie allein baue ich deine Seligkeit nicht; nicht ihr traue ich zu, dich von deinen Uebeln zu befreien. Weil sie aber die Gnade des Herrn auf dich herabzieht, darum hoffe ich auf deine Seligkeit. Deine Bosheit hat doch ein gewisses Maß; aber ihr Heilmittel, die Güte Gottes, ist ohne Maß. Deine Bosheit ist menschlich beschränkt; aber die Gnade Gottes ist gränzenlos. Stelle dir einen Feuerfunken vor, der in's Meer fällt; wird er darin fortglühen können? Was ein Funke gegen das Meer, ist deine Bosheit gegen die göttliche Gnade. Ja das Meer, so groß es ist, ist doch endlich; aber die Güte Gottes hat kein Ende. Ich sage das nicht, um euch in der Trägheit zu bestärken, sondern um euch zur Buße anzueifern. Wie oft habe ich euch ermahnt, die Schule aller Laster, die Theater, nicht zu besuchen. Du hast meine Ermahnungen in den Wind geschlagen und bist doch hingegangen. Aber komme nur wieder her und höre abermals meine Ermahnungen. Wie darf ich

wiederkommen? sagst du vielleicht; ich war ja ungehorsam. Daraus geht hervor, daß du dich schon deines Ungehorsams schämest und erröthest. Also komme nur wieder. Du bist betrübt? Du flehst zu Gott? Sieh! so weit bist du schon vom Falle aufgestanden. Höre wieder meine Ermahnungen und beobachte sie künftig besser. Wenn dir der Arzt ein Heilmittel verordnet und es hilft nicht gleich, so wird er es dir morgen wieder verordnen. Soll ein Baum gefällt werden, so greift man zur Axt und haut in die Wurzel. Da muß mancher Schlag wiederholt werden, bis er umgehauen ist. Deine bösen Leidenschaften sind ein solcher unfruchtbarer Baum, der dein Herz ganz durchwurzelt hat. Wundere dich also nicht, daß sich die Streiche zwei und drei Mal, hundert Mal, tausend Mal wiederholen müssen, um das Uebel auszurotten. Suche nur die böse Gewohnheit zu überwinden. Die Juden aßen himmlisches Manna und sehnten sich nach den ägyptischen Zwiebeln. Auch uns ist wohl in unserem Aegypten! Etwas so Niedriges und Schlimmes ist die böse Gewohnheit. — Lerne zwei Dinge betrachten, die Sünde, welche eine Wunde deiner Seele, und die Buße, welche ihre Arznei ist. Schäme dich der Sünde, aber nicht der Buße. Der Satan kehrt die Ordnung um und bewirkt, daß sich der Mensch freudig in die Sünde stürzt, von der Buße aber hinwegschleicht; ohne Scham das Verbrechen begeht, aber sich schämt, es zu bekennen. Durchschaue diese List des Satans! er will dich auf ewig fesseln; du bleibst in seinen Schlingen, so lange du sündigst; und du wirst sündigen, so lange du dich der Sünde nicht schämst, hingegen die Buße als eine Schande betrachtest. — Gedenke des letzten Tages und komme dem Tode und dem Gerichte durch Bekehrung und Buße zuvor; denn diese Arznei hilft nur auf der Erde, in der Hölle nicht."

Ueber die Gleichgiltigkeit und Lauheit Derjenigen, die ihre Neugier in der Predigt befriedigen wollen und, wenn das geschehen ist, nicht mehr die Kirche besuchen; und über den Mangel an Theilnahme für die Auslegung des Evange-

liums, ließ er sich zuweilen am Eingange seiner Predigten, wenn er eben die Kanzel bestiegen hatte, mit heiliger Entrüstung aus: „O Himmel!“ ruft er einmal aus, „kann man dies ertragen? kann man es mit gleichgültigen Augen ansehen? alle Tage nimmt die Zahl unserer Zuhörer ab! die Stadt ist so volkreich und die Kirche so leer! der Markt, die Spaziergänge, die Theater sind übervoll; das Haus Gottes ist verlassen! Doch, um die Wahrheit zu sagen, die Stadt ist öde und die Kirche voll Menschen. Denn es ist nicht genug, einen menschlichen Leib und eine menschliche Stimme zu haben, um wahrhaft Mensch zu sein; dazu gehört auch noch die Seele und die Gesinnung eines Menschen. Das Merkmal einer solchen ist: daß das Herz entbrenne in Liebe zum Worte Gottes, so wie die Verachtung des göttlichen Wortes das sichere Kennzeichen einer unvernünftigen, ja thierischen Seele ist.“

Dann ermahnt er seine Zuhörer, zu beten für die Bekehrung dieser Leichtsinnigen und Bethörten, wie er denn überhaupt das Gebet als den milden Regen betrachtet, der den Samen des göttlichen Wortes im Herzen befruchten und nähren muß, wenn auf die Anhörung des Evangeliums die Ausübung folgen soll. Er selbst besaß den Geist des Gebetes in jenem hohen Grade, der Hand in Hand mit der Heiligkeit geht. Er kannte aus Erfahrung das Gebet als den Kanal der Gnaden, durch welche der Seele himmlische Neigungen und Begierden zufließen, himmlische Eingebungen sie vom Irdischen ablösen und reinigen, himmlische Kräfte sie in der beständigen Vereinigung mit Gott halten. Er lebte in dieser Versenkung seines Lebens in das göttliche Leben und er suchte auf alle Weise den Geist des Gebetes in seiner Gemeinde zu entflammen. Er führte in Constantinopel öffentliche nächtliche Gebete nicht bloß für die Geistlichkeit, sondern auch für die Laien ein. „Die Handwerker,“ sagt er, „wachen, um ihre Arbeit zu vollenden; die Soldaten wachen auf ihrem Posten. Und ihr könntet euch weigern, wegen des Gebetes zu wachen?“ Er hatte die Freude, diesen nächtlichen Got-

tesdienst sehr besucht zu sehen. Das weibliche Geschlecht war streng von demselben ausgeschlossen. Aber Chrysostomus räth den Frauen ebenfalls, ihren Schlaf zu unterbrechen und in der Stille der Nacht, welche den Gefühlen der Andacht, der Inbrunst, der Zerknirschung so günstig ist, ihren Gebeten diese Weihe zu geben, ohne die Gott kein Wohlgefallen an ihnen hat. Auch ihre Kinder sollen sie an diese heilige Uebung gewöhnen, sie wecken in der Stille der Nacht und ihre kleinen zarten Herzen durch ein kurzes Gebet zu Gott erheben, „damit alle Häuser der Christen in eben so viele Kirchen verwandelt werden möchten.“

Die Arianer wußten noch immer sich mit einem herausfordernden Trotz in Constantinopel geltend zu machen. Obzwar sie keine Kirchen in der Stadt besaßen, zogen sie doch jeden Samstag Abend und an den Vorabenden von Festtagen in öffentlichen Umgängen umher und sangen unter den Säulengängen, welche die öffentlichen Plätze umgaben, oder unter den Portiken der Kirchen und Paläste Lieder, welche ihre Glaubenslehre enthielten und die katholische verhöhnten. Die Gläubigen mußten zu ihrer größten Betrübniß Verse anhören wie diese, durch welche die heilige Dreifaltigkeit verachtet wurde:

Wer sind Jene, die da sagen,
Drei — sind Eine gleiche Macht?

Chrysostomus schlug den Gläubigen vor, sie möchten, statt sich an den Arianern zu ärgern, ihrerseits Umgänge halten und Loblieder Gottes singen. Mit Freuden gingen sie darauf ein. Da ihre Zahl viel größer war, als die der Arianer, und da die Kaiserin Eudoxia sie auf ihre Unkosten mit silbernen Kreuzen und Wachskerzen versehen ließ: so wurden ihre Umgänge viel glänzender. Das versetzte die Arianer in solche Wuth, daß sie eines Abends die Katholiken feindselig anfielen. Diese setzten sich zur Wehr, es blieben Todte und Verwundete auf beiden Seiten, und die Folge davon war für die Arianer das Verbot, ihre Umgänge zu halten und ihre Lieder zu singen. Die Katholiken blieben aber bei diesem

Gebrauch, den Chrysostomus in Antiochien vorgefunden hatte, wo der heilige Ignatius ihn eingeführt haben sollte. Zum Arianismus bekannten sich die meisten Gothen, deren es sehr viele in der Stadt gab. Nur wenige waren katholisch. Da sie die griechische Sprache nicht verstanden, lebten diese ohne Seelenpflege dahin. Chrysostomus in seiner Liebe für alle Seelen sonderte aus ihnen einige der Frömmsten aus, weihete sie zu Priestern, gab ihnen eine Kirche und predigte ihnen selbst zuweilen das Evangelium mit Hülfe eines Dolmetschers.

In der Charwoche dieses Jahres wüthete ein so furchtbarer Orkan am Bosporus, daß man eine gänzliche Verwüstung der Felder und Wälder zu befürchten hatte. Die Schiffe im Hafen wurden wider einander geschmettert, die Gebäude bebten, der Erdboden schien zu wanken, Menschen und Thiere wurden niedergeworfen und betäubt. Entsetzen überfiel das Volk. Man floh in die Kirchen, betete, fastete, seufzte, spendete Almosen, vergaß alle Zerstreuungen und Unterhaltungen. Man hörte keinen anderen Gesang als Psalmen und Hymnen. Die Kirchen waren zwei Tage und zwei Nächte voll bußfertiger Menschenschaaren. Da fiel der Orkan: der Charfreitag brach an — und was geschah? die Gefahr war verschwunden und Gott vergessen! das Volk eilte in den Circus zu den Wettrennen der Wagen; am Charsamstag in den babylonischen Feuerofen der Schauspiele. Das ging dem heiligen Patriarchen durch's Herz. Es drang das Beifallstoben der Menge im Circus bis in sein stilles Zimmer und wie summende Bienen schwärmte das Volk, trunken von den aufregenden Spielen, auf den Gassen. Da hielt Chrysostomus am Ostertage seine berühmte Predigt wider die circensischen Spiele, die er mit dem Ausrufe begann: „Was müssen wir erleben! ist das zu dulden! richtet euch selbst! kann ein Volk, das Christus liebt, sich so betragen, sich so unsinnig in die wildeste Thorheit stürzen! Und an welchem Tage! An dem Tage, da das große Opfer vollbracht und Christus gekreuzigt wurde! da der Heiland das Paradies aufschloß, den

Schächer in sein altes Vaterland zurückführte, den Fluch aufhob, die Sünde hinwegnahm, dem Kriege ein Ende machte und den erzürnten Gott mit dem menschlichen Geschlechte versöhnte: an dem Tage hast du die Kirche, das heilige Opfer, die christliche Traurigkeit, den Ernst der Fastenzeit verlassen und vom Satan als sein Gefangener zu jenen Spielen dich fortführen lassen! Ist das zu dulden! kann man das aushalten! ich muß dieser Klage freien Lauf lassen, um meinen Schmerz zu lindern. Sagt mir nicht, daß nur Wenige sich von der Heerde verirrt haben. Der Schaden ist unermeßlich groß, wenn's auch nur Zehn, nur Zwei, nur Einer ist. Um die eine Seele ist alles Sichtbare geschaffen, sind alle Gesetze und Gebote angeordnet, sind so viele Wunder geschehen, hat Gott seinen eigenen Sohn nicht verschont. Für die eine Seele ist ein göttliches Lösegeld gezahlt: sieh also ihre Seligkeit nicht als etwas Geringes und Gleichgültiges an. Nein! ich verlange auch die eine Seele. Ich bin unersättlich. Nicht mit Wenigen und nicht mit Vielen kann ich mich begnügen. Ich muß sie Alle selig machen. Geht eine einzige verloren, so fürchte ich selbst verloren zu gehen." Am Schlusse bedroht er Diejenigen, welche den lasterhaften Gräuel der heidnischen Schauspiele nicht meiden würden, mit Excommunication, so daß sie an dem Empfange der heiligen Eucharistie nicht würden Theil nehmen dürfen. Da wurde die ganze Versammlung schmerzlich bewegt; man schlug an die Brust, vergoß Thränen, bat um Gnade, und Viele, die zuvor leidenschaftliche Anhänger des Circus und der Bühne waren, mieden sie fortan gänzlich.

Siebentes Kapitel.

Der gothische Heerführer Gaïnas, welcher im Einverständnisse mit Eutropius den Rufinus umgebracht hatte, war inzwischen ein bitterer Feind des Oberkämmerers geworden. Er sah diesen von einer Ehre zur anderen gelangen, während

er selbst immer nur Heerführer der Gothen blieb. Eutropius setzte es bei dem Kaiser durch, im Jahre 399 zu der höchsten Ehrenstelle und Würde des römischen Reiches, zum Consul und Patrizius ernannt zu werden. Diesen Triumph erlebte ein Sklave, dessen größte Geschicklichkeit im Haarkräuseln bestand! er erlebte, daß ihm Statuen errichtet wurden, wie für die Kaiser und deren Familie und für ganz große, ausgezeichnete Männer; allein damit war der Becher seines Glückes überfüllt. Während Eutropius immer frecher wurde, immer übermüthiger gegen alle Menschen sich benahm, sogar die Kaiserin zur Todfeindin sich machte, indem er ihr erklärte: wenn sie mit seinen verschiedenen Anordnungen nicht zufrieden sei, werde er sie vom Throne stoßen, auf den er sie gesetzt habe; während Chrysostomus der einzige war, der ihm die herbe Wahrheit sagte, ihn vor Uebermuth warnte, ihn aufmerksam machte auf den allgemeinen Haß, den er durch Ehrgeiz und Habsucht gegen sich entzündete und dafür nichts erntete als Unwillen und Zorn: spann sich heimlich ein Netz des Verderbens um den allmächtigen Günstling und riß ihn zu Boden.

Im Einverständniß mit Gaïnas empörte sich dessen Vetter Tribigild, Oberst der gothischen Reiterei in Kleinasien. Eutropius schickte eine Armee unter Anführung seines Freundes Leo über den Hellespont. Dieser gute Mann, der bei seiner Wollhechel nie von kriegerischen Großthaten und von Besiegung der Gothen das mindeste geträumt hatte, ließ sich freilich über den Hellespont setzen, verharrte aber in Todesangst an der Küste, dachte nicht entfernt daran, Tribigild zu bekämpfen und starb endlich buchstäblich aus Furcht. Gaïnas, der ihn ersetzen sollte, spielte eine Comödie mit dem armen Kaiser, stellte ihm Tribigild als einen ganz unüberwindlichen, eroberungssüchtigen Feldherrn vor und rückte endlich mit der Erklärung heraus, Tribigild werde nur dann die Waffen niederlegen, wenn Arcadius in die Entsetzung und Auslieferung des Eutropius willige. Nichts konnte der ganzen Bevölkerung Constantinopels, ja des oströmischen Reiches willkommener sein,

als den Krieg mit den gefürchteten Gothen durch den Sturz des Eutropius zu beenden. Sobald man eine Ahnung von dieser Friedensbedingung hatte, wurde Arcadius mit Vorstellungen bestürmt, bei denen unter dem Vorwande des allgemeinen Besten und der Ehre des Thrones auch viel persönlicher Haß und Neid gegen den elenden Günstling sich verbarg. Es fielen schreckliche Auftritte vor: einerseits Eutropius, der seinen ganzen Einfluß auf den Kaiser, die Gewohnheit vieler Jahre, seine vorgeblichen Verdienste um den Staat, seine Anhänglichkeit an die Persönlichkeit des Arcadius hervorzuheben und sich an ihnen festzuklammern suchte; andererseits das Heer seiner Gegner, die seine Gründe mit ihren Gegengründen bekämpften, und um so feuriger, als ihnen nur die Wahl blieb zwischen Eutropius Sturz oder Rache; und in der Mitte der Kaiser, schwankend, zagend, unentschlossen, dem Einen und den Anderen sein Ohr leihend, unfähig zum klaren Urtheil und zur männlichen Handlung. Die Kaiserin gab der Sache den Ausschlag. Sie nahm ihre beiden kleinen Töchter auf ihre Arme und ging zu ihrem Gemahl. Weinend fiel sie ihm zu Füßen, klagte ihm alle Unbilden, welche sie seit vier Jahren schweigend von Eutropius hingenommen habe und wie er dadurch nur immer frecher werde und eine Beleidigung auf die andere häufe, so daß er ihr das Leben unerträglich mache. Sie zerfloß dabei in Thränen und die kleinen Kinder fingen auch zu weinen an nach Kinderart, als sie die Mutter weinen sahen. Genug: Arcadius, der vernünftigen Vorstellungen kein Gehör gegeben hatte, wurde durch diese Thränen so erschüttert, daß er den Oberkämmerer auf der Stelle rufen ließ, ihn all' seiner Würden entsetzte und ihn von seinem Angesichte verbannte. So wurde Eutropius durch Eudoxia gestürzt. Der Elende wußte wohl, daß er nun verloren sei. Damals folgte auf des Monarchen Ungnade immer die Verbannung in irgend ein fernes wildes Land und in klägliche Verhältnisse; zuweilen der Tod.

Kaum war der Ruf dieser Ungnade in Constantinopel erschollen, kaum war der geborgte Abglanz der Majestät von

Eutropius gewichen, so brach der allgemeine Abscheu, dessen Gegenstand er trotz Würden und Bildsäulen gewesen war, in frohlockendem Geschrei, drohenden Verwünschungen, lauten Hohn aus. Wie eine Meute athemloser Hunde über ein halbtodt gejagtes Wild, fiel Alles über ihn her, um ihn zu zerreißen, zu steinigen. Er entwich aber und floh in dieser Todesnoth zu der Stätte, die er für edleres Unglück als das seine geschlossen hatte — floh in die Kirche. Nach dem Gesetze, das er dem Kaiser dictirt hatte, durfte er mit Gewalt vom Altare hinweg gerissen werden, und Arcadius schickte auch wirklich Soldaten, die ihn fortführen sollten. Leichenblaß, bebend vom Scheitel bis zur Sohle, zähneklappernd stand er da und umfaßte eine Säule neben dem Altare. Wer konnte ihn in diesem Augenblicke schützen? Nur der, welcher den Unwillen des Kaisers, die Wuth des Volkes, den Haß von Eutropius Feinden nicht fürchtete; nur Chrysostomus! vor seiner Erhabenheit traten die Soldaten schüchtern zurück und vollführten nicht den Befehl des Kaisers. Da ließ dieser den Patriarchen rufen, der ebenso unerschrocken im Palaste als in der Kirche erschien und Arcadius anflehte, dem Unglücklichen den Schutz des Altares zu gönnen. Die verwegenen Soldaten hatte Chrysostomus so eben eingeschüchtert; dem schüchternen Kaiser gab er Muth; denn nun sammelte sich das ganze Heer in Waffen vor dem Palaste und verlangte stürmisch den Tod des Eutropius. Arcadius erschien, sagte, man müsse nicht bloß der Frevel gedenken, sondern Erbarmen üben und sich der heiligen Stätte erinnern, zu welcher sich der Elende geflüchtet habe. Und als ob ein Nachhall von der Beredsamkeit des Chrysostomus seine Worte beseele — die Truppen gingen besänftigt von dannen.

Nicht so das Volk. Am anderen Tage versammelte es sich zornentbrannt in der Kirche und begehrte, seine Rache zu kühlen. Nun erhob sich Chrysostomus und in Gegenwart des unglücklichen Flüchtlings, der seinen Platz nicht verlassen hatte, hielt er seine berühmte Rede über dies Ereigniß, die mit dem Ausruf beginnt: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! und Alles ist

Eitelkeit! dies Wort ist immer wahr, aber selten tritt uns diese Wahrheit so lebendig entgegen wie heute. Wohin ist aller Glanz, alle Macht, alle Würden, alle Herrlichkeit, alle Schmeicheleien, aller Beifall! Es ist Alles dahin. Es war Alles Schatten der Nacht, der vor dem Tage flieht; Blumen des Frühlings, die mit ihm verwelken; Morgennebel, welchen die Sonne zertheilt. Da nun die meisten Menschen solche Blendwerke, Einbildungen und Larven für Wahrheit halten, so sollte Jeder seinem Nächsten das Wort zurufen: O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist Eitelkeit!"

Dann wendet sich Chrysostomus gegen Eutropius, rügt die Nichtigkeit seiner früheren Größe und die Verkehrtheit seines Wandels und zeigt ihm das Volk, das er zu gewinnen gesucht, indem er ungeheuere Summen aus dem Staatsschatze an Rennbahnen und Theater verschwendet habe, jetzt ohne Erbarmen, gierig nach seiner Marter, seinem Tode, ihm drohend mit Blick, Geberde und Wort. „Das sage ich aber, um euere Herzen zu erweichen," so wendet er sich wieder an die Zuhörer, „damit ihr euch mitleidig mit der Strafe begnügt, die er jetzt durch seine beständige Todesangst erleidet und damit ihr nicht auf uns erzürnt seid, weil wir ihm die Kirche geöffnet haben. O meine Geliebten, ihr solltet Jubellieder singen, weil er zur Kirche seine Zuflucht und den Schutz in Anspruch nahm, den er Anderen nicht gönnen wollte. Denn Gott hat die Umstände so gelenkt, daß er die Macht und die Gnade der Kirche kennen lernen sollte, die ihn jetzt, da Alle ihn verlassen, mit ihrem Schilde bedeckt, ihre Flügel über ihn ausbreitet und alle seine Beleidigungen vergißt. Da hat ihr Gott zu einem herrlichen Siege verholfen! Wie eine zärtliche Mutter öffnet sie, sie ganz allein, ihm ihre Arme und setzt sich seinetwegen dem Zorn des Kaisers, der Wuth des Volkes, dem allgemeinen Unwillen aus. Das ist ein Ruhm für unsere heiligen Altäre! Sage nicht: Wie kann das ein Ruhm für die Kirche sein, wenn ein Bösewicht den Altar umfaßt. O sage das nicht! Umfaßte doch ein Weib, welches ihr Leben in Sünden zugebracht hatte, die

Füße des Heilandes und es gereichte dem Erlöser nicht zum Vorwurfe, nur zum Lobe. Ihre Nähe befleckte seine Reinheit nicht, hingegen heiligte der Allheilige die Sünderin. Denke auch nicht an erlittenes Unrecht. Wir sind die Knechte des Gekreuzigten, der da betete: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Siehe, er kommt ja selbst, um die Ungerechtigkeit seines Gesetzes anzuerkennen. Er hebt es selbst auf vor den Augen der ganzen Welt. Sein Unglück sei eine Warnung für Andere. Wir müssen nunmehr auch unsere Schuldigkeit thun, um mit gutem Gewissen beten zu können: Vergib uns unsere Schuld. Mit welchem Herzen wolltet ihr nach beendigter Versammlung an den hochheiligen Geheimnissen des Altares Theil nehmen, wenn ihr jetzt das Gericht über den armen Sünder fordern wolltet. O nein! jetzt ist nicht die Zeit des Gerichtes, sondern der Gnade. Kein Urtheil sollt ihr sprechen, aber Erbarmen haben. Warum ist heute das Gotteshaus so überfüllt, wie am hohen Ostertage? warum sind die Häuser leer und die Plätze verödet? warum haben sich Männer, Weiber, Jungfrauen in schweigender Uebereinstimmung Alle hier eingefunden? Ist es nicht, um ein lebendiges Bild der Nichtigkeit irdischen Glückes und der Vergänglichkeit weltlicher Größe zu sehen? Nun wohlan, meine Geliebten, verhärtet eure Herzen nicht gegen ein so jammervolles Schauspiel, zertretet nicht Den, welcher von seinem Sturz betäubt und kläglich am Boden liegt, seid eingedenk, daß Gott durch den Mund seines Propheten auch euch zuruft: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer! und laßt uns sämmtlich zu unserem gnädigen Kaiser gehen und bei seiner Liebe zu der Kirche ihn anflehen, er möge dem Altar den Schuldigen schenken, damit dieser für seine Verbrechen Buße thun könne. Allenthalben in heiligen Schriften fordert Gott von uns die Barmherzigkeit und macht sie zur Bedingung unserer Lösung von Sünden. Seht! Er selbst bietet uns nun ein Mittel an, durch das wir uns mit ihm versöhnen, das uns ablöst von unserer Schuld. Ergreifen wir es, so wird der leutselige Kaiser uns loben, das ganze Reich uns

Beifall zurufen und wir werden der Kirche zur Ehre und zum Schmuck dienen und hoffen dürfen auf jenen himmlischen Lohn, den der Herr im ewigen Leben für die Barmherzigen in Bereitschaft hält. Laßt uns vor ihm auf die Knie fallen und vor ihm weinen und flehen und bitten und beten, daß er uns so herrlicher Güter theilhaft machen wolle durch die Gnade und Menschenfreundlichkeit unseres Herrn Jesu Christi, dem sei Ehre ꝛc."

Chrysostomus fiel auf die Knie und die ganze Versammlung, in Thränen schwimmend, zerknirscht und seufzend, fiel auch auf die Knie. Man beruhigte sich; für den Augenblick war der Friede hergestellt. Eutropius wurde des Consulats, des Patriziats und seiner Hofämter entsetzt, seine Güter eingezogen, seine Bildsäulen gestürzt, sein Gesetz wider die Freistatt am Altare aufgehoben und er selbst nach der Insel Cypern in Verbannung geschickt. Aber Gaïnas beharrte in seiner Feindseligkeit, begehrte den Tod des Eutropius und der Kaiser, ebenso schwach, um seine Günstlinge zu beschützen, als blind, sie zu wählen, gab dem drohenden Gothen nach und Eutropius wurde hingerichtet.

Nunmehr suchte Gaïnas die Macht, welche er zuerst dem Rufinus, jetzt dem Eutropius entwunden hatte, in seine Hand zu bekommen. Um den Kaiser von rechtschaffenen Männern und tüchtigen Rathgebern zu entblößen, begehrte er, abermals in Tribigilds Namen als Friedensbedingung, die Auslieferung des Consuls Aurelian und des Saturninus, eines der Großen am Hofe. Beide Männer waren hochherzig bereit, dem Tode entgegen zu gehen und Arcadius lieferte sie dem Verräther aus, der, nur durch den schmalen Bosporus von Constantinopel getrennt, mit seinem gefürchteten Heer von Chalcedon herüber drohte. Die Furcht lähmte alle Herzen; nur eines nicht. Chrysostomus begab sich zu Gaïnas und legte seine Fürbitte für Aurelian und Saturninus ein. Sie fand Erhörung. Beide Männer wurden in ein kurzes Exil geschickt. Allein nun begehrte der stolze Gothe, der Kaiser selbst müsse zu Friedensunterhandlungen nach Chalcedon kommen.

Und abermals gehorchte Arcadius und schloß in der Kirche der heiligen Euphemia (Martyrin in der Diocletianischen Verfolgung) einen Vertrag mit den beiden Empörern, der ihn ganz in ihre Hände gab. Tribigild starb bald darauf. Gaïnas aber trat mit einer neuen Forderung auf. Er war Arianer und begehrte eine Kirche in Constantinopel für seine Glaubensgenossen. Da regte sich auf einmal in Arcadius ein Etwas vom ächten Sohne des Theodosius. Er konnte sich nicht entschließen, das Werk zu vernichten, welches sein großer Vater als das wichtigste und heilsamste seiner Regierung betrachtet hatte; aber zaghaft berief er den Patriarchen, um ihn zu fragen, was nun zu machen sei. Chrysostomus bat um Erlaubniß, in des Kaisers Gegenwart mit Gaïnas sprechen zu dürfen. Wer war froher, als Arcadius! Der Oberfeldherr wurde gerufen, erschien, prahlte mit seinen Verdiensten und begehrte zur Belohnung eine Kirche. Chrysostomus erwiederte, als Belohnung seiner Verdienste trage er den consularischen Schmuck und sei er reichlich bedacht mit Glücksgütern und großen Würden; allein das Gesetz des großen Theodosius lasse sich nicht zur Belohnung für irgend Jemand aufheben, umsoweniger, als sämmtliche Kirchen Constantinopels ihm offen ständen, und Kaiser Arcadius würde lieber Krone und Reich aufgeben, als dies Gesetz. Damit brachte Chrysostomus den Mann zum Schweigen, vor dem Kaiser und Reich zitterten. Die Kirchen waren gesichert; der Thron war es nicht. Gaïnas ging bald zu entschiedener Empörung über und begann die Stadt zu belagern. Wie gelähmt zu jedem männlichen Widerstande, bat Arcadius den Patriarchen, er möge abermals seine Beredsamkeit üben und den stolzen Gothen besänftigen. Chrysostomus entzog sich nicht dem gefährlichen Auftrage. Als Gaïnas erfuhr, daß der große Patriarch zu ihm komme, ging er ihm mit seinen Kindern weit entgegen und begrüßte ihn mit den Zeichen der höchsten Ehrfurcht; aber seinen Vorstellungen gab er kein Gehör.

Inzwischen ernannte der Kaiser einen anderen Gothen,

Fravitas, zum Befehlshaber seiner Armee und nach verschiedenen Wechselfällen sah sich Gaïnas genöthigt, über die Donau zu entfliehen, wo er von den Hunnen im Jahre 400 umgebracht wurde. Der Kaiser war somit auch von diesem Tyrannen befreit. Aber von seiner Schlaffheit ermannte er sich so wenig, daß Eudoxia jetzt sein Tyrann wurde. Durch ihre Leidenschaft für Reichthümer verblendet beging sie oft große Ungerechtigkeiten und brachte die Vermögen von unschuldigen Menschen, die fälschlich verklagt wurden und deren Sache sie nicht gründlich untersuchen ließ, an sich und an ihre Günstlinge. Chrysostomus mit seiner tiefen Nichtachtung aller Güter der Erde und mit seinem heiligen Erbarmen mit allen Schwachen und Unterdrückten hielt es für seine Pflicht, der Kaiserin darüber geeignete Vorstellungen zu machen, da ihre Seele ihm nicht weniger als alle anderen am Herzen lag. Sie begriff das gar nicht; wollte nicht an Intriguen und Verläumdungen glauben und behauptete, sie verwende ihre Reichthümer auf die edelste Weise. Zum Theil war das richtig; sie war sehr freigebig gegen Arme und für Kirchen, und mit Freuden erkannte Chrysostomus es an; nur war es übel, daß sie zu ihren Reichthümern nicht auch auf die edelste Weise gelangte und er sich folglich der Verwendung nur mit halbem Herzen freuen konnte. Auch begünstigte sie den übermäßigen Luxus der Damen und die wenig anständige Art der Kleidung, in welcher sie sich öffentlich zeigten — zwei Unsitten, gegen die Chrysostomus mit der ganzen Schärfe des Wortes sich erhob und eigene Predigten wider sie hielt. Ohne Scheu ließ er seine Entrüstung aufflammen und Funken sprühen, und wohin die fielen, da gab es ein Brandmal. Viele Damen fühlten sich getroffen und entbrannten ihrerseits in Zorn, daß sich ein Patriarch um ihre Tracht und ihre Moden tadelnd zu bekümmern wage. Ganz besonders Eugraphia. Chrysostomus hatte einmal die Gelegenheit benutzt, als er in den Gemächern der Kaiserin sie traf, um sie zu ersuchen, sich zu kleiden, wie es sich für eine Wittwe und Matrone gezieme. Die „Matrone" konnte sie ihm nie ver-

geben. Wo es ihm nur irgend möglich war, lobte und pries er die Kaiserin, damit sie williger seine Ermahnungen aufnehmen möge. Sie war in der Religion sehr gut unterrichtet durch den gelehrten und frommen Pansophius, der später Bischof von Nikomedien wurde, und erfaßte mit ihrem hellen Verstande den wunderbaren Zusammenhang des Gesammtlebens der Kirche ganz vortrefflich. Daher war sie auch immer bereit es zu ehren, zu heben, zu fördern, wie die Umstände es mit sich brachten; nur suchte sie nicht mit demselben Eifer wie nach Außen und durch äußere Mittel das Reich Gottes in sich auszubreiten.

Einst sollten Reliquien des heiligen Apostels Thomas in die Kirche übertragen werden, die ihm zu Ehren in Drypia erbaut war. Dies war eine Stadt einige Stunden von Constantinopel, ebenfalls am Bosporus gelegen. Der Patriarch wollte, der heißen Jahreszeit wegen, die Prozession mit den Reliquien in nächtlicher Frühe halten, und siehe! um Mitternacht erschien die Kaiserin in der Sophienkirche, wohnte den Gebeten bei und schloß sich der Begleitung der Reliquien einfach und ohne alles Gepränge an. „Sie war mitten unter uns," sagt Chrysostomus, „sie, die im Kaiserpalast nicht einmal allen Kämmerlingen zu Gesicht kommt." Die Reliquien wurden in einer goldenen Kapsel getragen, über die ein prachtvoller Schleier gehängt war. Eudoxia faßte das eine Ende dieses Schleiers und legte in dieser Weise den ganzen Weg nach Drypia zu Fuß zurück. Es war eine herrliche Nacht; Mond und Sterne leuchteten am Himmel und spiegelten sich in den blauen Wellen des Bosporus, während sich an dessen Ufer, wie eine feurige goldene Kette, die unabsehbar lange Prozession mit zahllosen Lampen und Fackeln feierlich fortbewegte. Der Kaiser hatte sich ihr auch anschließen wollen; aber Eudoxia fürchtete, durch Trabanten, Waffen und Alles, was zur Begleitung eines Kaisers gehörte, könnten Frauen von der Prozession zurückgeschreckt werden und sie ordnete deshalb seine Wallfahrt nach Drypia für den nächsten Tag an. In der Rede, die Chrysostomus bei dieser

Gelegenheit hielt, lobt er Eudoxia's Eifer, Glauben und Demuth, und nennt sie eine andere Mirjam, welche lobsingend den Zug der Kinder Israels angeführt habe. Ueber die Verehrung heiliger Reliquien sagt er dann: „Wie groß ist doch die Kraft der Martyrer: gestern haben sie die Kaiserin und die ganze Stadt, heute den Kaiser mit dem ganzen Heere herbei gezogen. Der Kaiser, der gewöhnt ist, Gnaden in der halben Welt zu spenden, kommt, um Gnaden zu empfangen und erscheint hier nicht in der Meinung, eine Wohlthat zu üben, sondern Wohlthaten der Heiligen sich einzusammeln. Darum hat er Krone und Purpur abgelegt und aller Pracht sich entäußert, und die Trabanten sind ohne Schild und Lanze; und Alle kommen mit einem so demüthigen Herzen, als wenn sie von der Erde in den Himmel eingingen, wo aller äußere Glanz verschwindet und wo Tugenden nur in ewig heiterem Lichte schimmern. Ist die Macht der Martyrer schon in diesem Leben so groß, wie groß wird sie erst im Himmel sein."

Bald darauf kam der heilige Bischof Porphyrius von Gaza nach Constantinopel und bat den Patriarchen um seine Fürsprache bei dem Kaiser, daß der Tempel des Marnas, dies heidnische Heiligthum der alten Philistäerstadt, doch endlich zerstört werden möge. Aber Chrysostomus gab ihm zur Antwort: seine Verwendung bei dem Kaiser würde die Sache gefährden, statt sie zu fördern, weil die Kaiserin, welcher er die Besitznahme eines ungerechten Gutes vorgeworfen habe, eben jetzt ungehalten auf ihn sei; Porphyrius möchte sich aber durch den frommen Kämmerer Amantius mit seinem Gesuch um Fürsprache an Eudoxia selbst wenden. Das geschah und Eudoxia empfing ihn sehr freundlich und versprach ihm, die Sache dem Kaiser vorzutragen, welcher schon einmal früher den Befehl gegeben hatte, den Marnastempel zu schließen. Es waren aber mehr Götzendiener als Christen in Gaza, und jene vereitelten durch Bestechung die Ausführung des Befehles. Im Hinblicke auf die zahlreiche heidnische Bevölkerung Gaza's war Arcadius auch jetzt nicht

geneigt, den Tempel zerstören zu lassen. Eudoxia sagte traurig: „Der Herr wird seinen Knechten, den Christen, schon Hülfe schaffen, wir mögen wollen oder nicht;" ließ die Sache für den Augenblick fallen und bat den Bischof Porphyrius um sein Gebet. Nach einigen Tagen schenkte sie dem Kaiser einen Sohn. Mitten in ihrer eigenen Freude, der des Kaisers und der ganzen Stadt vergaß Eudoxia keineswegs den Marnastempel. Sie hieß den Bischof Porphyrius seine Bittschrift aufsetzen und am feierlichen Tauftage ihres Sohnes dieselbe dem Kinde darreichen, wenn der Zug sich aus der Kirche zurückbewege; für das Weitere wolle sie sorgen. Die Bittschrift um Zerstörung des Marnastempels wurde aufgesetzt und überreicht; statt des Kindes nahm ein Kämmerer sie an und las ein Paar Worte daraus vor, worauf Derjenige, welcher das Kind trug, laut ausrief, indem er dessen kleinen Kopf ein wenig senkte, als ob es das Gesuch bewillige: „Seine Hoheit gewährt die Bitte." In ihre Gemächer zurückgekehrt, bat Eudoxia den Kaiser, die Bittschrift zu lesen. Er that es und war nicht erfreut durch den Inhalt; aber endlich überwanden ihn die Bitten und Vorstellungen der Kaiserin und er sagte: „Die Gewährung wird mir schwer; aber noch schwerer, den ersten Befehl meines Sohnes zu vereiteln." So hartnäckig im Wesen und liebenswürdig in der Form, wußte Eudoxia ihren Willen durchzusetzen. Das Heiligthum des Marnas und sieben andere Götzentempel wurden zerstört, und über den Trümmern des ersteren ließ Eudoxia eine prachtvolle Basilika, die ihren Namen trug, erbauen. Wie ein Wrack im Meere liegt das jetzige Gaza im Sande, den drei Wüsten, die syrische, die arabische und die ägyptische, um die Stadt ausschütten. Da ist nicht die leiseste Spur mehr von den vielen geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an Gaza knüpfen. Da sind die alten kriegerischen Philistäer, die Todfeinde des israelitischen Volkes, da sind Samson und Dalila, da ist der Marnas mit seiner heidnischen Götzenwelt gerade so tief im Grabe des Sandes und der Vergessenheit untergegangen, wie der heilige Hilarius mit seinen zahlreichen

Klöstern und wie die Basilika der schönen Kaiserin Eudoxia. Der Reisende, der aus Palästina kommt und durch eine der Wüsten gehen will, schlägt außerhalb Gaza in einem kleinen Palmenhain sein Zelt auf und sorgt für Kameele, für Trinkwasser und andere Lebensbedürfnisse der Wüstenreise. Darin besteht jetzt Gaza's Berühmtheit.

Achtes Kapitel.

Der Patriarch hatte im Jahre 400 ein Concil gehalten, auf welchem der Erzbischof Antonin von Ephesus der Simonie angeklagt wurde. Handel zu treiben mit den Gaben des heiligen Geistes war eine so schwere Anklage, daß Chrysostomus sich entschließen mußte, die Reise nach Ephesus zu machen, um Zeugen und Zeugnisse an Ort und Stelle zu vernehmen. Die Entweihung des Sitzes von Ephesus war ihm doppelt schmerzlich, weil die Erinnerung an den heiligen Evangelisten Johannes, der so lange dort gelebt und gewirkt hatte, über Ephesus eine himmlische Weihe breitete. Für die Zeit seiner Abwesenheit machte er den Bischof Severian von Gabala zu seinem Vicar und reiste mitten im Winter ab, denn Klerus und Volk von Ephesus schrien zu ihm um baldige Abhülfe. Er hielt verschiedene Synoden in Ephesus und den benachbarten Bischofssitzen, und Antonin mit sechs Bischöfen wurden der Simonie überführt, abgesetzt und ihre Stühle würdigen Männern übergeben.

Nach einer Abwesenheit von hundert Tagen kehrte Chrysostomus gleich nach dem Osterfeste 401 zu seiner geliebten Gemeinde zurück. Da waren seltsame Dinge vorgefallen! Bischof Severian, in welchen der Patriarch volles Vertrauen setzte und dessen schönes Rednertalent er herzlich bewunderte, war durch den Glanz seiner Stellung dermaßen geblendet worden, daß er versuchen wollte, Chrysostomus zu verdrängen. Da er ein sehr angenehmer Redner war, sich nicht damit abgab, die Laster der Weltlinge zu rügen und weder der

Kaiserin noch den Damen des Hofes in's Gewissen redete, so wurde er am Hofe ungemein beliebt. Auch in der Stadt gab es Leute genug, denen seine Predigten mehr zusagten, als die des Patriarchen. Der Ernst heiliger Liebe ist nicht Allen willkommen. Das weichliche Gemüth ist empfindlich, fühlt sich da verletzt, wo es sich unterstützt fühlen sollte und Eudoxia war dem Severian weit mehr zugethan als dem Patriarchen. Der Kern der Gemeinde aber nicht; sie frohlockte über dessen Rückkehr und er setzte mit immer gleicher aufopfernder Treue seine Sorge für ihre Seelen fort. Bald nachher erschien eine Schaar von Einsiedlern als Flüchtlinge in Constantinopel. Es waren Aegypter, abgetödtete, bejahrte Männer, die aus ihren stillen Wüsten vertrieben kläglich umher irrten. Theophilus, der Patriarch von Alexandrien, hatte sie aus der Gemeinschaft der Kirche verstoßen als Anhänger des Origenes. Ein Irrthum dieses großen Schriftstellers bestand in seiner Annahme, daß die Seligen im Himmel Geist ohne Leib sein würden. Viele fromme Männer, viele Mönche und Einsiedler hingen diesem Irrthume an, namentlich in Aegypten. Die ganz ideale Richtung dieser Männer erklärt es, daß diese Lehre, welche die Kirche damals noch nicht verdammt hatte, ihnen zusagte. Eine andere bildete sich im Gegensatze zu ihr aus, die, daß Gott selbst einen Körper mit menschlichen Gliedern habe; und auch diese fand unter den Zellenbewohnern Anhänger: sie hießen Antropomorphiten. Diese Benennung, so wie die der Origenisten wurden förmlich Parteinamen, die man sich gegenseitig zur Beschimpfung zuwarf.

Theophilus war ein leidenschaftlicher Mann, den Stolz, Ehrgeiz und Habsucht zu mancher Ungerechtigkeit verleiteten. In der Wüste Nitria lebten vier leibliche Brüder als ungemein fromme Einsiedler. Wegen ihrer ungewöhnlichen Leibesgröße nannte man sie: die großen oder langen Brüder. In der Verfolgung des Valens waren sie Bekenner geworden. Theophilus riß drei von ihnen aus der Wüste, weihete den einen, Namens Dioskorus, gegen dessen Willen zum Bischof

von Hermopolis und zwei andere nöthigte er, in Alexandrien zu leben, wo er sie in Geschäften der Kirche arbeiten ließ; alle drei unterwarfen sich demüthig ihrem Oberhirten. Als aber Euthymius und Eusebius Zeugen seiner willkürlichen und ungesetzlichen Amtsführung wurden, verlangten sie zurück nach ihrer Wüste, zu ihrem vierten Bruder Ammon und verhehlten dem Theophilus auch nicht den Grund, als er in sie drang, bei ihm zu bleiben. Er gerieth in heftigen Zorn, aber sie flohen in ihre stillen Einsiedeleien. Kurz zuvor hatte Theophilus die Antropomorphiten, die sich durch rohe Schwärmerei auszeichneten und das Volk sehr aufregten, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen; jetzt schloß er die Origenisten aus und bezeichnete als solche die langen Brüder und andere Asceten in der Wüste Nitria. Es fanden sich fünf Elende unter diesen Asceten, welche sich als falsche Ankläger ihrer Brüder brauchen ließen, und es kam so weit, daß sie als Zauberer und Schwarzkünstler dem Volke ein Abscheu wurden. Loses Gesindel, rohe Haufen und bewaffnete Soldaten stürmten die Klöster von Nitria, gedachten zu plündern, fanden aber nur die heilige Armuth und verwüsteten jetzt aus Ingrimm Alles, was ihnen unter die Hände fiel. Einige Einsiedler kamen um's Leben. Viele flohen und zerstreuten sich dahin, dorthin. Achtzig gingen mit den langen Brüdern nach Palästina, wurden aber dort nicht einmal geduldet und wußten sich nun nicht anders zu helfen, als daß sie zu einem Patriarchen flüchteten, der dem ihren so ganz unähnlich, und zum Kaiser, welcher ja der Beschützer aller Unterdrückten war. Fünfzig Greise mit schneeweißem Haar fielen dem Chrysostomus zu Füßen und flehten um seine Verwendung bei Theophilus, daß es ihnen doch vergönnt sein möge, in ihren Einsiedeleien zu leben und zu sterben, sie wären sich keines Frevels wider Gott bewußt. Chrysostomus gewährte ihre Bitte. Zur Kirchengemeinschaft ließ er sie nicht zu, weil sie von ihrem Oberhirten excommunicirt waren; aber er wies ihnen in den Nebengebäuden der Kirche zur heiligen Anastasia eine Wohnung an und übertrug die Sorge für ihren Lebensunter-

halt an Olympias, die Mutter der Armen. Die guten Einsiedler trugen durch ihre Handarbeit, die hauptsächlich im Flechten von Matten bestand, dazu bei, daß ihre ohnehin so spärlichen Bedürfnisse der frommen Olympias keine große Kosten verursachten. So hatte Chrysostomus die Liebe gewahrt; nun wollte er suchen Frieden zu stiften. Er schrieb an Theophilus und bat ihn zärtlich und dringend, den Einsiedlern die Heimath und die Wüste wieder zu öffnen. Theophilus würdigte ihn keiner Antwort, schickte aber die fünf falschen Ankläger nach Constantinopel mit einer Klageschrift über die Irrlehre der langen Brüder und ihrer Gefährten. Der ganze Hof gerieth in Empörung über das Zauberwesen, dessen sie beschuldigt wurden, und im Palast wies man mit Fingern auf sie, als auf Geisterbeschwörer und Teufelsbanner. Um den Verdacht einer Irrlehre von sich zu entfernen, sprachen die Einsiedler gegen jede ohne Ausnahme das Anathema; überreichten aber zu gleicher Zeit dem Patriarchen ihre Klageschrift gegen Theophilus, welche sie, dem Kaiser einhändigen wollten. Chrysostomus bat sie von der Klage abzustehen, die schwere Folgen haben könne; schrieb auch nochmals an Theophilus, um ihn zur Milde zu bestimmen; aber umsonst! Während er nur Gedanken der Liebe und des Friedens hatte, gährten wilde Leidenschaften rings um ihn her. Die Einsiedler bestanden darauf, die Reinheit ihres Glaubens öffentlich gerechtfertigt zu sehen; wären sie all' der Frevel schuldig, die man wider sie vorbringe, wollten sie gern die Strafe hinnehmen; wären sie aber unschuldig, so müßten die Kläger gestraft werden. Auch verlangten sie, daß Theophilus nach Constantinopel komme und sich in ihrer Angelegenheit dem Ausspruche des Chrysostomus unterwerfe. Da dieser sie nicht besänftigen und auch nicht ihr Anliegen befürworten konnte, faßten sie es in einer Bittschrift zusammen, und als die Kaiserin eines Tages zum Gebet in die Kirche der heiligen Anastasia gekommen war, folgten sie ihr und überreichten ihr die Schrift in der Sakristei. Eudoxia hatte viel von ihren Schicksalen gehört, empfing sie sehr huldreich,

bat um ihren Segen, empfahl sich mit Gemahl, Kindern und Reich ihrem Gebete und versprach ihnen die Berufung eines Concils, vor welchem Theophilus erscheinen solle. Inzwischen ergab sich bei der gerichtlichen Untersuchung gegen die Einsiedler nicht die mindeste Schuld auf ihrer Seite und die fünf Ankläger gestanden, Theophilus habe ihnen Alles in die Feder gesagt.

Die Versammlung der Bischöfe wurde einberufen. Theophilus wußte sehr gut, wie in Constantinopel der Wind wehe, und daß die Kaiserin trotz aller Ehrfurcht, die sie zuweilen dem Patriarchen erwies, ihm durchaus nicht hold sei; er beschloß die Sache so zu wenden, daß nicht er, sondern Chrysostomus sich vor dem Concil vertheidigen solle wegen des Schutzes, den er der Irrlehre des Origenes in der Person der großen Brüder zukommen lasse. Unter den Bischöfen waren einige, wie Severian von Gabala, Feinde des Patriarchen aus Gründen der Eitelkeit und der Ehrsucht. Die von ihm abgesetzten waren es aus Rachbegier. Auf dem Concil durften diese freilich nicht erscheinen; allein Theophilus setzte sich mit ihnen in Verbindung, weil er sie für seinen Plan nöthig hatte. Endlich wußte er sogar einen Mann in denselben hineinzuziehen, der wegen seiner Tugenden im ganzen Oriente, ja in der ganzen katholischen Kirche in höchstem Ansehen stand: den heiligen Bischof Epiphanius von Salamin, Metropolit der Insel Cypern. Dieser vortreffliche, gottselige Mann hatte, man kann wohl sagen, das Unglück, ein so leidenschaftlicher Widersacher der Origenisten zu sein, daß er dabei in seinem Eifer kein Maß kannte. Theophilus hatte ihn früher als Antropomorphiten bei dem Papste verklagt; jetzt gewann er ihn durch die Bitte, Epiphanius möge die Schriften des Origenes durch ein Concil der Bischöfe von Cypern ebenso verdammen lassen, wie er es durch die ägyptischen Bischöfe gethan habe; und möge auch bei anderen Metropoliten zu demselben Schritte hinwirken. Epiphanius that beides mit Freuden und faßte ein großes Vertrauen zu Theophilus. Unter den Bischöfen, welche er zur Verdam-

mung der origenistischen Schriften aufforderte, befand sich auch Chrysostomus, der nicht weiter darauf einging. Als Epiphanius jetzt von Theophilus erfuhr, die vier langen Brüder, die weltberühmten, wären Origenisten und Chrysostomus habe sie in seine Kirchengemeinschaft aufgenommen, sogar den Dioskorus, der schmählich seinem Bischofssitze zu Hermopolis entflohen sei, und ein ganzer Schwarm origenistischer Einsiedler vergifte Constantinopel: so setzte sich der übereifrige Greis zu Schiff und reiste seinerseits dahin. Er wollte Chrysostomus nöthigen, jenes Verdammungsurtheil der cyprischen Bischöfe zu unterschreiben und die unglücklichen Einsiedler wieder in die weite Welt zu jagen. Chrysostomus mit seinem lichthellen erhabenen Geiste war von dem Sectenwesen nie berührt worden. Er wurzelte mit seinem tiefen vollen Wesen so ganz in der Lehre der Kirche und sog einen solchen Ueberfluß der geistigen Schätze aus ihr, daß er sich als Anhänger irgend einer Secte ungemein beengt und arm gefühlt haben würde. Seine apostolische Größe vertrug sich mit keiner Art von Einseitigkeit. Er war weder Origenist, noch Antropomorphit; allein, was er einst zu Antiochien gepredigt hatte: man müsse mit dem Bann nicht allzu eilfertig sein, zumal nicht gegen die Todten; das übte er auch.

Der Palast Hebdomon liegt nahe an der Propontis. Dort landete Epiphanius, begab sich sogleich in die unferne Kirche Johannes des Täufers und weihete dort ohne Erlaubniß des Patriarchen einen Diakon. Chrysostomus übersah mild diese Verletzung der Canones, schickte dem geehrten Greise seine ganze Geistlichkeit entgegen und ließ ihn einladen, in seinem Palaste Wohnung zu nehmen. Epiphanius antwortete, er könne weder bei ihm wohnen, noch in Kirchengemeinschaft mit ihm treten, so lange er nicht die Schriften des Origenes verdammen und die vier großen Brüder vertreiben werde. Sie waren freilich alle vier beisammen und Dioskorus auch wirklich von seinem Bischofssitz entflohen, jedoch aus keinem andern Grunde, als um den Verfolgungen des Theophilus zu entgehen. Chrysostomus antwortete, das Concil werde über

beide Fragen bestimmen. Da versammelte Epiphanius die Bischöfe, welche zum Concil anlangten, in seiner Angelegenheit und bat sie, den Beschluß der cyprischen Bischöfe gegen Origenes zu unterschreiben. Einige thaten es, Andere nicht. Theotimus, ein frommer Bischof aus Scythien, erklärte, er werde nie das Andenken eines Mannes schmähen, der in der Gemeinschaft der Kirche gestorben sei. Epiphanius war keineswegs mit dem Erfolg seiner Bemühungen zufrieden. Feinde des Patriarchen benutzten diese Verstimmung und riethen ihm, einen großen öffentlichen Schritt zu thun, nämlich in die Apostelkirche zu gehen, wenn alles Volk zum Gottesdienste versammelt sei, das Anathema über die Schriften des Origenes und über die großen Brüder feierlich auszusprechen und Diejenigen zu rügen, welche Irrlehren beschützten. Epiphanius in seinem blinden Eifer war gern dazu bereit. Chrysostomus hatte bis dahin den Greis schalten und walten lassen; als er aber von dieser Absicht Kunde erhielt, schickte er ihm den Diakon Serapion, der ihm das große Aergerniß und die Verletzung der Canones vorstellen mußte, und Epiphanius, der eben aus seinem Hause getreten war und im Vorhofe den Diakon empfing, besann sich und kehrte um. Die großen Brüder gingen auch einmal zu ihm und Ammon fragte ihn, ob er je ihre Schriften gelesen oder ihre Jünger gekannt habe. Epiphanius verneinte. „Nun wohlan," sagte Ammon, „auf welches Zeugniß verdammst du uns denn? wir haben es anders gemacht; wir haben deine Schriften gelesen und haben dich vertheidigt wie einen Vater, wenn Jemand behauptete, sie enthielten Irrlehren." Epiphanius entließ sie freundlich. Ob er fühlen mochte, daß er gegen Chrysostomus zu weit gegangen sei, oder ob er nach und nach die unedlen Feinde des heiligen Patriarchen erkannte: genug, Epiphanius verließ plötzlich Constantinopel, ohne die Ankunft des Theophilus zu erwarten. Einige Bischöfe begleiteten ihn zum Schiffe und suchten noch immer ihn zurückzuhalten. „Nein," sagte er, „ich muß von hinnen eilen. Euch überlasse ich die Stadt, den Palast und das Theater." Mit diesen

Kindern des Weltgeistes wollte er nichts zu thun haben. Er wurde krank auf dem Meere und starb, bevor er Cypern erreicht hatte. Epiphanius war von solcher allbekannten Lauterkeit des Herzens, daß auch die, welche seine Ansichten nicht theilten, ihn wegen seiner reinen Absicht verehrten.

Nicht wie ein Angeklagter, sondern wie ein Triumphator in zahlreicher Begleitung ägyptischer Bischöfe verließ Theophilus Alexandrien und hatte so wenig Hehl seiner Absicht, daß er laut äußerte, er gehe nach Constantinopel, um Chrysostomus abzusetzen. Er nahm den Landweg durch Palästina, Syrien und Kleinasien, und verkehrte überall mit denjenigen Bischöfen, die dem Patriarchen entweder schon abgeneigt waren oder die sich leichtgläubig durch Theophilus gegen ihn einnehmen ließen. Was man ihm eigentlich vorwerfen konnte, ist schwer zu begreifen. Es war die Wiederholung des arianischen Hasses gegen Athanasius; oder richtiger, des Hasses der Pharisäer gegen Christus. „Weil ihre Werke finster waren, haßten sie das Licht." Es war eine Fortsetzung der Tragödie von Golgatha. Man hatte nach Antiochien geschickt, um die Vergangenheit des Chrysostomus durchspähen zu lassen. Ueber fünfzig Jahre hatte er dort gelebt, wie leicht ließ sich in fünfzig Jahren ein Staubkorn entdecken! es fand sich aber auch das nicht! Mit großem Gefolge langte Theophilus bei dem Bischofe von Chalcedon an, der Cyrinus hieß, ein Aegypter und ihm ganz ergeben war. Chalcedon lag auf der asiatischen Küste des Bosporus, Constantinopel gegenüber. Dort machte Theophilus Halt, wartete auf andere ägyptische Bischöfe, die zu Wasser reisten, nahm die von Chrysostomus Abgesetzten freundlich auf, verband sich mit Severianus von Gabala und anderen Gleichgesinnten und hielt endlich, als neunundzwanzig ägyptische Bischöfe bei ihm waren, einen prächtigen Einzug in Constantinopel. Dort empfing ihn eine Menge Matrosen aus Alexandrien, welche Getreide aus Aegypten gebracht hatten, mit lautem Jubel. Die Einladung des Chrysostomus, Wohnung bei ihm zu nehmen, schlug Theophilus aus, bezog ein Haus vor der Stadt und

besuchte den Patriarchen weder in seinem Palaste, noch betrat er seine Kirche. Hingegen fing er gleich an so zu leben, wie die Welt es gern hat. Er gab Gastmahle, schmeichelte hier, bestach dort, empfing freundlich die schlechten und abgesetzten Kleriker, und wußte sein Gold so reichlich und seine Worte so geschickt anzubringen, daß freilich bei der gerichtlichen Untersuchung wegen Verläumdung der großen Brüder ihre Ankläger als Verläumder verurtheilt wurden, daß aber für Theophilus selbst, den Anstifter der Verläumdung, gar keine Rede von Strafe war. Der Kaiser hatte gewünscht, Chrysostomus möge Richter in dieser Untersuchung sein; allein dieser weigerte sich, weil die Canones bestimmen, daß ein Bischof nur in seiner Kirchenprovinz zu richten sei.

Die Kaiserin war wieder einmal in einer ihrer leidenschaftlichen Verstimmungen gegen Chrysostomus. Er griff in seinen Predigten häufig den wunden Fleck der Menschen, die Gebrechen der Gegenwart, die Sünden der Zeit an. Daß es Fehler und Sünden auf Erden gebe, gestehen die Menschen allenfalls ein; daß dieselben aber in ihrer Zeit und in ihrer Stadt herrschen, hören sie äußerst ungern; denn dadurch rücken ihnen die Gebrechen so nahe, daß am Ende der Nächste glauben könnte, s i e wären ebenfalls mit Gebrechen behaftet, ja, daß sie sogar sich selbst dies Geständniß machen müßten. So ginges auch der Kaiserin. Chrysostomus hatte in einer Predigt den weltlichen Sinn und Wandel der Frauen und das Unheil gerügt, welches sie dadurch in der Familie und in der Welt stifteten, besonders wenn Stellung und Reichthum ihnen äußeres Ansehen und großen Einfluß verliehen. Da gerade diese Uebel einen so sehr wunden Fleck bildeten, war es gewiß höchst nothwendig, ihn zu berühren. Der Kaiserin wurde aber hinterbracht, Chrysostomus habe mit besonderer Beziehung auf sie gepredigt, und Marsa mit ihren Freundinnen thaten ihr Möglichstes, um das Feuer des Zornes in Eudoxia zu schüren. Als nun auch der Bischof Severian, der ihr angenehm war, dazu kam und Oel in die Flamme goß, konnte Theophilus darauf rechnen, daß der Kaiser seinen Plan

nicht durchkreuzen werde. All die Stimmungen und Neigungen des Hofes erfuhr er vornehmlich durch Eugraphia, mit der er sich befreundet hatte und in deren Hause er häufig Berathungen hielt. Bei ihr wurde beschlossen, den Kaiser zu ersuchen, daß er dem Chrysostomus befehlen möge, sich vor einem Concil zu rechtfertigen über siebenundvierzig Anklagepunkte, z. B. daß er Bischöfe, Priester und Diakone abgesetzt, daß er einigen Klerikern Schmähworte gesagt, daß er Kirchengut verkauft und den Erlös verschleudert, daß er die heilige Communion an Solche gespendet habe, die nicht nüchtern waren u. s. w. Die Anklagen des Hochverrathes und eines unsittlichen Lebens sollten den Abscheu des Hofes und der großen Welt gegen diesen scheinheiligen Sittenprediger steigern; daß ein Ankläger sie wirklich geglaubt habe, ist kaum anzunehmen. Der Kaiser, der vor Kurzem den Theophilus vor Gericht gerufen, störte ihn nicht in seinem Treiben, obzwar das Gericht ihn nicht freigesprochen hatte, und Theophilus versammelte ein Winkelconcil, das unter dem Namen „an der Eiche" so berüchtigt geworden ist. Die innige Anhänglichkeit des Volkes an den Patriarchen wohl kennend, wagte er doch nicht, in der Kaiserstadt selbst zu bleiben. Er ging nach Chalcedon hinüber, dessen Bischof ihm ganz zugethan war. Dort hatte der Präfect Rufinus in einer Vorstadt, die ihren Namen von einer uralten Eiche führte, eine herrliche Kirche mit einem Palast erbauen lassen; dort hielt Theophilus seine Versammlungen, die aus sechsunddreißig Bischöfen bestanden, unter denen freilich neunundzwanzig ägyptische waren.

Neuntes Kapitel.

Im Patriarchenpalast hatten sich unterdessen zum Concil vierzig Bischöfe eingefunden, welche tief die Schmach empfanden, die im Patriarchen der Kirche zugefügt wurde, und welche entschlossen waren, treulich im Kampfe zu ihm zu halten. Er besorgte im heiligen Gleichmuth seine Geschäfte, sein Amt,

seine Predigten. Sein Wahlspruch, den er immer im Munde führte, war: „Gott sei gepriesen für Alles;“ und der gab ihm auch jetzt seine unerschütterliche Ruhe. Wenn er seine Bischöfe niedergeschlagen sah, so hatte er immer Worte des Trostes für sie: die Wahrheit habe ja nicht mit ihm angefangen und werde also auch nicht mit ihm enden. Als sie einst das Aeußerste für ihn befürchteten und bis zu Thränen gerührt waren, empfahl er sich ihrem Gebete und sagte mit dem großen Apostel: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.“ Da erschienen zwei Abgeordnete von Theophilus und brachten ihm die Vorladung vor das Concil an der Eiche. Er antwortete: er wisse nicht, daß Jemand Grund habe, ihn anzuklagen. Wolle man jedoch seine entschiedenen Feinde — diejenigen, von deren Feindschaft bereits auf den Schaubühnen gesungen werde — als Richter ausschließen, als Kläger nicht: so sei er bereit, nicht bloß an der Eiche, sondern vor einem Concil der ganzen Welt zu erscheinen. Eine andere Antwort werde er nie geben. Statt seiner begaben sich drei seiner Bischöfe zur Eiche, um den Theophilus zu erinnern, daß sie versammelt wären, um seine Vertheidigung über schwere Anklagen zu vernehmen, aber nicht, um ihn die Canones von Nicäa verhöhnen zu sehen, welche keinem Bischofe die Gerichtsbarkeit außerhalb seines Bezirkes gestatten. Mit einer Frechheit, die deutlich zeigte, daß Theophilus eine andere Richtschnur habe, als kirchliche Canones, schickte er abermals eine Vorladung an Chrysostomus, und zwar durch zwei Ueberläufer aus dessen Klerus. Zugleich erschien ein Geheimschreiber des Arcadius mit dem kaiserlichen Befehle, Chrysostomus möge sich an der Eiche einstellen. Er gab diesem wie jenen eine Wiederholung seiner ersten Antwort.

Das Volk war durch diese Vorfälle höchst aufgebracht. Er suchte es zu beruhigen durch seine Ruhe. In einer Rede sagt er: „Die Wogen gehen hoch und die Fluten steigen. Wir aber fürchten nicht zu versinken, denn wir stehen auf einem Felsen. Wüthe das Meer! den Felsen schwemmt es nicht fort. Steige die Flut! das Schifflein Jesu geht nicht

unter. Ich verlasse mich nicht auf eigene Kraft, ich habe des Heilandes Pfand und Handschrift. Ihre Worte lese ich; sie sind mir Wall und Mauer: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Christus ist mit mir; wen werd' ich fürchten? Hielte mich nicht die Liebe zu euch fest, so hätte ich schon gestern keinen Anstand genommen zu gehen; denn immer sage ich: Herr, Dein Wille geschehe! Nicht was dieser oder jener will, sondern was Du willst! Das ist mein unerschütterlicher Felsen. Will Gott, daß ich gehe, so sage ich ihm Dank. Will er, daß ich hier sei, so sage ich ihm Dank. Wo er will, daß ich ihm danke, da danke ich ihm. Was ich euch immer gerathen und gewünscht habe, ihr möchtet die irdischen Dinge verachten, die Fesseln der Sinnlichkeit lösen, der Welt widersagen, seliger Erkenntniß zustreben: das ist jetzt mein Trost, meine Wonne, meine Krone, mein Leben.“ So sprach er täglich zu den Gläubigen, um eine Stimmung in ihnen zu wecken, die mit Ergebung den kommenden Ereignissen sich unterwerfe. Er selbst wußte wohl, daß er unterliegen müsse.

An der Eiche hatte man so sicher darauf gerechnet, ihn erscheinen zu sehen, daß schon die Bande für ihn in Bereitschaft lagen. Man wollte sich durchaus seiner Person bemächtigen. Er vereitelte aber diese Absicht durch seine Weigerung. Das versetzte den Theophilus in einen solchen Zorn, daß er die drei vom Patriarchen zu ihm gesendeten Bischöfe thätlich mißhandeln ließ. Am Hof wurde man unruhig über den Verlauf der Sache und wünschte ihr Ende herbei. Ein kaiserlicher Laufer brachte dem Theophilus die Mahnung, es zu beschleunigen. Einige unwürdige Priester aus dem Klerus des Patriarchen drangen noch heftiger darauf. Da zauderte Theophilus nicht länger und das Winkelconcil an der Eiche sprach das Urtheil der Entsetzung des heiligen Patriarchen, nicht wegen irgend eines erwiesenen Verbrechens, nur wegen seines Ungehorsams, sich nicht gestellt zu haben. Dem Klerus und dem Kaiser wurde das Urtheil sogleich mitgetheilt; Letzterem mit der Bemerkung, Chrysostomus sei auch auf Hochverrath angeklagt, der nicht zur kirchlichen Gerichtsbarkeit

gehöre; der Kaiser möge also das Weitere thun. Der Hochverrath bestand darin, daß seine Feinde behaupteten, er habe einmal von der gottlosen Königin Israels Jesabel gepredigt und darunter die Kaiserin verstanden. Man weiß ja, wie so oft mißliebigen Rednern die falschesten Worte und Absichten untergeschoben werden!

Indessen war Eudoxia doch zu klug, um diesen Hochverrath gelten zu lassen, und so ging denn auch Arcadius nicht darauf ein, bestätigte aber die Entsetzung und gab Befehl, den Patriarchen aus der Stadt zu führen. Dessen Berufung auf ein rechtmäßiges Concil beschleunigte nur seine Verbannung. Ein Beamter geleitete ihn am nämlichen Abende zum Hafen, schiffte sich mit ihm ein, und das Volk, das ihm in ungeheurer Menge, tief traurig, aber ohne wilden Aufruhr, bis zum Ufer folgte, sah den geliebten und verehrten Patriarchen einsam, ohne Freunde, in dunkler Nacht über den Bosporus fahren und verschwinden. Der Bischof Severian war sogleich nach Constantinopel geeilt und bestieg am anderen Morgen die Kanzel in der Sophienkirche, um den Gläubigen zu beweisen, daß Chrysostomus mit vollem Recht entsetzt sei. Statt zu beschwichtigen, reizte er den Schmerz auf. Es erhoben sich Klagen und Weherufe, die Einen brachen in Thränen aus, die Anderen riefen: „Lieber verschwinde die Sonne vom Himmel, als daß der Mund unseres Vaters für uns verstumme!“ Alle begehrten die Rückkehr ihres Patriarchen. Die ganze Versammlung war so schmerzlich bewegt, daß sie einer großen Familie von Leidtragenden glich. Um das Volk ein wenig zu trösten und zu gewinnen, söhnte sich Theophilus mit den Einsiedlern aus, die sehr bei dem Volke in Gunst standen und sich auch des Schutzes der Kaiserin erfreuten. Da Chrysostomus auch ohne die Anklage auf Origenismus gefallen war, so brauchte er sie nicht länger zu verfolgen und nahm sie in seine Kirchengemeinschaft wieder auf. Von ihrem Origenismus war keine Rede mehr. Aber nur zwei der großen Brüder kehrten mit ihren Leidensgenossen in die Wüste zurück. Dioskorus war schon gestorben und Ammon

starb eben jetzt in Chalcedon. In dem Mönchskloster bei der Eiche wurde er begraben und Theophilus, vor wenigen Tagen sein wüthender Verfolger, vergoß nun Thränen über seinen Tod und erklärte, seine Zeit habe keinen vollkommneren Mönch gesehen. In solche Widersprüche fällt der Mensch, der sich von seinen Leidenschaften regieren läßt.

In der folgenden Nacht kam ein gränzenloses Entsetzen über die Kaiserstadt: ein Erdbeben. Das Volk sah darin den Zorn Gottes über die Ungerechtigkeit der Menschen. Es verließ die erschütterten Häuser und irrte klagend auf den Plätzen und Straßen umher. Auch der Kaiserpalast war erschüttert worden und die Gemächer der Kaiserin hatten durch den Stoß gelitten. Der Schrecken und die Ungewißheit, ob das Erdbeben nicht noch stärker eintreten werde, und der Jammer des Volkes, das überall auf den Knien lag und zu Gott flehte und um Chrysostomus weinte, beängstigten Eudoxia auf's Heftigste. Auch Arcadius war voll Furcht. Immer bereit, die Befehle zu geben, die man von ihm verlangte, und in größter Besorgniß, als Eudoxia mit Thränen im Auge ausrief: „Wir verlieren das Reich, wenn wir Johannes nicht zurückrufen!“ erlaubte er ihr sehr gern, die erforderlichen Schritte zu thun. Sie schrieb eigenhändig an Chrysostomus: „Ich bitte deine Heiligkeit, fest überzeugt zu sein, daß ich von all' diesen traurigen Vorfällen nichts gewußt habe. Ich bin unschuldig an deinem Blut. Schlechte boshafte Menschen haben dieses Complot gegen dich gestiftet. Gott ist Zeuge der Thränen, die ich ihm als Sühnopfer darbringe. Ewig werde ich eingedenk sein, daß deine frommen Hände meine Kinder getauft haben.“ Es ist schwer, an die Unwissenheit der Kaiserin hinsichtlich eines so wichtigen Ereignisses, das eine ihrer vertrautesten Damen gefördert hatte, zu glauben, da der Kaiser nichts ohne ihre Zustimmung zu thun pflegte. Indessen, sie schrieb den Brief und schickte ihn durch einen Abgesandten nach dem anderen Ufer des Bosporus hinüber. Man hatte Chrysostomus an der Küste von Bythinien ausgesetzt und ihn dort sich selbst über-

lassen, Niemand hatte Kunde von ihm und der Abgesandte kam unverrichteter Sache zurück. Eudoxia gerieth in lebhafte Sorge und schickte andere Boten aus und bald darauf noch andere, so daß der Bosporus mit ihren Nachen und ihren Abgesandten bedeckt war. Endlich fand Brison, ihr Kämmerer, der dem Patriarchen sehr ergeben war, ihn auf einem Landhause bei Pränete.

Schnellruderer brachten der Kaiserin die ersehnte Nachricht, er sei gefunden und folge bald nach, und sie ließ eilig die ganze Stadt davon in Kenntniß setzen. Ein unbeschreiblicher Jubel brach aus. Alles warf sich in Nachen, um ihm entgegen zu ziehen, um ihn einen Augenblick früher zu sehen. Die Mündung des Bosporus in die Propontis wimmelte dermaßen von Nachen, daß man trockenen Fußes von einem Ufer zum anderen hätte gehen können. Er landete in einer Vorstadt bei einem Landhause der Kaiserin, und verlangte vor einem rechtmäßigen Concil sich zu rechtfertigen, bevor er zu seinem Patriarchensitz zurückkehre. Man sagte ihm aber, dies errege des Volkes Argwohn, ob er auch wirklich vom Kaiser zurückberufen sei und Arcadius ließ ihn durch einen Geheimschreiber einladen, nicht länger zu zögern. Von dreißig Bischöfen geleitet und vom Volke umwogt, das brennende Kerzen in Händen trug und freudige Hymnen sang, begab sich Chrysostomus in die Kirche der heiligen Apostel, ertheilte der Menge seinen Segen und, als sei sie ganz ausgehungert von Verlangen, nicht bloß ihn zu sehen, sondern auch ihn zu hören, entließ sie ihn nicht, bevor er einen kurzen Vortrag hielt, der mit den Worten begann: „Gott Dank für Alles! das sagte ich scheidend, das sag' ich heimkehrend, das hab' ich während meiner Abwesenheit gesagt. Die äußeren Umstände sind verschieden; aber die einen wie die anderen sind Fügungen, Schickungen, Zulassungen Gottes und deshalb müssen wir mit gleichmäßiger stiller Seele ihm Dank sagen für seine väterliche Vorsehung. Seht, wie gütig er eben jetzt in Sturm und Ungewitter für uns Alle war. Der Feind, statt uns zu schaden, hat uns genützt. Der Eifer ist neu ent-

zündet, die Liebe frisch entflammt, das Wohlwollen für mich gesteigert. War ich früher den Gläubigen werth, so achten mich heute Juden und Heiden. Von den Meinen wollte man mich trennen und heute hängen Fremdlinge mir an. Es werden circensische Spiele begangen und Niemand besucht sie heute, und Alle strömen der Kirche zu. Das ist die Gnade des Herrn, der menschliche Verkehrtheit zur Verherrlichung seines armen Knechtes wendet. Erhebt also euere Stimmen im einmüthigen Dank zu Gott. Das Gebet, dies Zeugniß euerer Liebe, ist für mich glorreicher als ein Diadem. Die heiligen Apostel, deren Kirche ich zuerst betreten wollte, lehren uns durch ihr Beispiel, daß die ewigen Kronen den Leidenden aufbewahrt sind."

Am nächsten Tage hielt er in Eudoxia's Gegenwart eine andere Rede, durch welche er sich bemüht, die Mißstimmung des Volkes gegen den Hof zu heben. Dies arme Volk, das nur Prunk und Genußsucht, nur Intriguen und Leichtsinn, nur Habgier und Ungerechtigkeit, aber wenig Ehrenvolles, wenig, wodurch ein Reich gekräftigt und beglückt wird, am Hof und vom Hof ausgehen sah, hatte sich an Chrysostomus geschlossen, wie an einen liebenden Vater, der für seine armen und reichen, seine vornehmen und geringen Kinder mit gleichem Maße mißt. Es betrachtete seine Entsetzung als eine Cabale der Großen, welche neidisch auf diese Anhänglichkeit waren. Chrysostomus hob also die Huld des Kaiserpaares dankbar hervor, namentlich Eudoxia's, weil man sie ihr am wenigsten zutraute, und sagte, nachdem sie heiße Thränen über sein Exil und die verwaiste Kirche geweint, habe sie keine Ruhe gefunden, bis er derselben wiedergegeben sei und gleich bei seiner Ankunft habe sie ihn beglückwünschen und ihm sagen lassen, nunmehr sei ihr Tod und Leben gleichgültig, da der Hirt seiner Heerde wiedergegeben sei. Eine solche Theilnahme hätten die Herrscher gewöhnlich nur für Kriege, für Staatsangelegenheiten, aber für die Kirche nicht. Das Volk, ganz entzückt, ein so ausgezeichnetes Kaiserpaar zu besitzen und seinen Patriarchen wieder reden zu hören, brach in eine

Art von freudiger Raserei aus und endete so gar nicht seine Beifalls- und Freudenbezeugungen, daß Chrysostomus seine Rede nicht zu Ende bringen konnte. Vor den Kaiser brachte er sein ernstes Gesuch, er sowohl als die Versammlung an der Eiche möge durch ein rechtmäßiges Concil gerichtet werden. Theophilus und seine Genossen suchten dies durch ihre Partei zu hintertreiben und saßen noch immer ganz frech zu Chalcedon. Als Arcadius aber dennoch das Concil ausschrieb, entwichen sie Einer nach dem Anderen und Theophilus schiffte bei Nacht und Nebel gen Aegypten. Severianus, gestützt auf die Gewogenheit der Kaiserin, erholte sich aber bald von seinem ersten Schreck und ging nach Constantinopel, um neue Ränke anzuspinnen.

Nur ein Paar Monate dauerte dieser ruhige Zustand. Da wurde die vierte Tochter des Kaisers geboren und Marina genannt. Eudoxia benutzte die Freude ihres Gemahls, um auf einem Sockel von Porphyr ihre silberne Statue errichten und in allen Provinzen ihre Bildsäule mit der feierlichen Verehrung aufstellen zu lassen, welche man bis dahin nur für die Bildsäulen der Kaiser beobachtete. Sie trieb dies Gepränge so weit, daß Kaiser Honorius sich darüber, als etwas ganz Unstatthaftes bei seinem Bruder beschwerte. In Constantinopel stellte man diese prachtvolle Statue auf dem Platze auf, der zwischen der Sophienkirche und dem Palaste des Senats lag. Es war üblich, bei solcher Veranlassung dem Volke große Feste zu geben; Tänze, Schmausereien, Schauspiele fanden statt, bei denen viel Unsittliches vorkam; das lärmende Getöse, die Musik, die sehr wenig christlichen Lieder störten den Gottesdienst, beleidigten Auge und Ohr der Andächtigen und verführten Manchen, statt zum Gebet — zum Tanze zu gehen. Diese Nähe der Possenreißer und aller Zügellosigkeit veranlaßten den Patriarchen, sich bei dem Präfecten zu beklagen, daß man die Festlichkeiten vor der Thüre der Kirche veranstaltet habe. Die Klage galt dem Anordner derselben; aber der Präfect, ein heimlicher Manichäer, gab der Kaiserin zu verstehen, der Patriarch habe gegen

sie, die das Geld für das Fest gebe, Klage geführt. Chrysostomus hielt auch mit seinem gewohnten Eifer eine Predigt, in welcher er die Nichtigkeit dieser Feste, die Beleidigungen Gottes, welche sie durch tausendfache Uebertretungen und Sünden veranlassen, und die Thorheit, große Summen für solchen Unfug zu verschwenden, freimüthig hervorhob. Er soll damals jene Worte gesprochen haben mit Bezug auf die Kaiserin: „Herodias tanzt und begehrt das Haupt des Johannes," welche man in einer seiner Homilien findet. Eudoxia, immer von Personen umgeben, die jede Handlung des Patriarchen verschwärzten, jedes Wort mißdeuteten, die volle Empfindlichkeit ihres Stolzes aufregten und ihre Erbitterung fort und fort wach hielten und stachelten: Eudoxia kam jetzt zum festen Entschluß, ihn zu stürzen. Sie betrieb feurig die Ausschreibung des Concils, aber eines solchen, welches den Beschluß an der Eiche bekräftige. Theophilus wurde eingeladen, nicht als Angeklagter, sondern als Richter zu erscheinen. Er fürchtete aber den wohlverdienten Volkshaß, lehnte die Einladung mit dem Vorwande ab, er dürfe nicht auf's Neue Alexandrien verlassen; schickte aber drei Bischöfe, denen er die Gesetze eines Arianerconcils zu Antiochien mitgab, wonach kein Bischof, der von einem Concil entsetzt sei, ohne ein solches wieder Besitz von seinem Stuhle nehmen dürfe. Dies Gesetz war im Jahre 341 von den Arianern gemacht und gegen den heiligen Athanasius gerichtet, den sie für abgesetzt erklärt und zur Flucht gezwungen hatten. Es war also für die katholische Kirche ebenso ungültig, als die Entsetzung des Chrysostomus durch das Winkelconcil an der Eiche. Aber Theophilus wußte, daß die beleidigte Gewalt das Ungültige schon für gültig und den Unschuldigen für schuldig erklären werde.

Während sich die Bischöfe nach und nach einfanden, trat das Weihnachtsfest ein. Der Kaiser pflegte es immer in der Kirche zur heiligen Sophia zu feiern, wo der Patriarch celebrirte. Jetzt ließ er demselben sagen, er werde nicht kommen, weil er unmöglich Kirchengemeinschaft mit Jemand halten

könne, der sich noch nicht gegen seine Ankläger gerechtfertigt habe. Dies war das Zeichen zum Kriege; denn plötzlich schlossen sich eine Menge Bischöfe, die bisher sämmtlich mit dem Patriarchen in Kirchengemeinschaft getreten waren, der Erklärung des Kaisers an; unter ihnen Männer von großer Frömmigkeit, aber umgarnt von Hinterlistigen. Die Feinde des Patriarchen sahen zu deutlich ein, daß alle Beschuldigungen wider ihn, zu ihrer Schande, nicht zu der seinen, auslaufen würden; da er aber dennoch durchaus verurtheilt und abgesetzt werden sollte, so steiften sie sich desto hartnäckiger auf jenes Gesetz von Antiochien. Wiederum hielten zweiundvierzig Bischöfe treu zum Patriarchen, erkannten das Winkelconcil an der Eiche nicht an, folglich auch nicht die rechtmäßige Entsetzung des Patriarchen und den daraus gefolgerten Schluß, daß er ein Eindringling sei; allein die Mehrzahl wurde dahin gerissen durch die Heftigkeit seiner Gegner und bekräftigte seine Entsetzung. Dann gingen einige der Aufgeregtesten zum Kaiser, zeigten ihm das Urtheil an und ersuchten ihn, zehn Bischöfe von des Chrysostomus Partei — Johanniten, wie man sie spöttisch nannte — rufen zu lassen, um ihnen den Beschluß in des Kaisers Gegenwart mitzutheilen; sie mochten hoffen, noch einige Ueberläufer zu gewinnen. Statt solcher erschienen ruhige milde Männer, die sich erboten zu beweisen, daß die Häretiker zu Antiochien jenes Gesetz gegen den großen Athanasius verfaßt hätten. Ihre Gegner wurden laut und stürmisch. Da bat Elpidius von Laodicea, ein fester Anhänger des Chrysostomus, den Kaiser, er möge die Gegner fragen, ob sie wohl das Glaubensbekenntniß jenes Concils zu Antiochien unterschreiben würden? Der Kaiser sagte lächelnd, der Vorschlag sei billig. Nun geriethen die Gegner in Verlegenheit, ermannten sich aber und sagten, sie würden es thun. Man weiß nicht, worüber man mehr sich wundern soll: ob über einen solchen Haß von Seiten der Bischöfe, oder über die Schwäche des Kaisers, der eine solche Sache mit einem Lächeln aufnimmt

und abmacht; — abmacht gegen einen Unschuldigen, von dessen Unschuld er überzeugt ist!

Kurz vor dem Osterfeste gingen Severian von Gabala, Antiochus von Ptolemaïs und Akacius von Beröa zum Kaiser mit dem Ersuchen, den Chrysostomus, dessen Schuld ja erwiesen sei, nunmehr auch von seiner Kirche und aus der Stadt zu vertreiben. Arcadius schickte demnach diesen Befehl an den Patriarchen. Dieser antwortete, Gott habe ihm die Kirche anvertraut, um darin zu arbeiten für das Heil der Seelen. Verlassen dürfe er sie nicht. Wolle der Kaiser ihn mit Gewalt herausjagen, so bleibe sein Gewissen unverletzt. Höchst ungern entschloß sich Arcadius zu diesem Schritt. Wenn er auch zu beschränkten Geistes war, um es klar zu erkennen, so fühlte er doch instinktmäßig, daß ein Mann, wie Chrysostomus, die Stütze eines Thrones und eines Reiches sein könne, wenn alle anderen Stützen wankten; allein die Kaiserin und ihre ganze Umgebung ließen ihm keine Ruhe. Er mußte Männer des Palastes entsenden, die wirklich den Patriarchen aus der Kirche rissen und ihm den Befehl brachten, sein Haus zu hüten. Aber am Charsamstage, diesem in der alten Kirche so hoch gefeierten Vorabende des Auferstehungsfestes, kam Arcadius in die Sophienkirche und fand den unverzagten Patriarchen daselbst. Die Heiligkeit des Tages und Furcht vor einem Auflaufe des Volkes veranlaßten ihn, Akacius und Antiochus rufen zu lassen und ihnen seine Bedenken gegen strenge Maßregeln zu äußern. Sie erwiederten: „Herr, wir nehmen des Johannes Entsetzung auf unser Haupt." Die zweiundvierzig getreuen Bischöfe nahmen sich öffentlich ihres Patriarchen an, gingen in die Kirche der heiligen Martyrer, wohin sich Arcadius und Eudoxia begeben hatten und flehten den Kaiser an, um der Liebe Jesu Christi willen sich zu erbarmen und den Oberhirten nicht seiner Heerde zu rauben, namentlich nicht in dieser heiligen Zeit, wo die Catechumenen das Bad der Wiedergeburt empfangen sollten und die Christenheit ihr höchstes Fest feiere. Sie fanden kein Gehör. Da sagte einer dieser

Bischöfe zur Kaiserin: „Fürchte Gott, erbarme dich deiner Kinder, entweihe nicht durch vergossenes Blut den heiligen Ostertag.“ Allein Eudoxia wendete sich ab und traurig gingen die Bischöfe heim.

Am Abend des Charsamstages waren die Gläubigen in der Kirche versammelt, um nach alter Sitte die Nacht mit Anhörung der Lesungen aus den heiligen Schriften und mit Gebet zu durchwachen und in erster Frühe die Auferstehung zu feiern. Unter ihnen befanden sich dreitausend Catechumenen, welche, ebenfalls nach alter Sitte, in dieser Nacht das Sacrament der Taufe empfangen sollten. Plötzlich drangen Soldaten in die Kirche ein, um Chrysostomus zu suchen. Sie umringten Chor und Altar, verdrängten Priester und Volk, stürmten in die Sacristei, dann in's Battisterium, aus dem die erschreckten Catechumenen flohen. Einige Frauen, Priester und Diakonen wurden verwundet. Unter den Soldaten befanden sich Heiden; sie rissen den Tabernakel auf und das Hochwürdigste Gut heraus; dann stürmten sie wieder fort; denn Chrysostomus war nicht da. Die verjagten Priester sammelten mit größter Besonnenheit das Volk in den Bädern des Constantius, wo sie das heilige Amtsgeschäft dieser feierlichen Nacht fortsetzten. Die Kirchen aber blieben verödet. Das mißfiel dem Severian. Was würde der Kaiser sagen, wenn er, in der Frühe des Ostermorgens die Kirche besuchend, sie leer fände! Das Volk, das so eben aus der Sophienkirche verscheucht war, sollte nun wieder hinein getrieben werden. Es wurden also vierhundert neugeworbene Thracier unter Anführung eines gewissen Lucius in die Bäder des Constantius geschickt, um die Taufe dort zu verhindern. Das Wasser war schon geweiht; nun wurde es mit Blut bespritzt; denn die Thracier brauchten Gewalt, schlugen und mißhandelten Geistliche und Laien, führten Einige in's Gefängniß, jagten Andere aus der Stadt, plünderten die Bäder, trieben tausend Unfug; Alles ohne Wissen und Willen des Kaisers. Dennoch wurde Severian's Absicht vereitelt! am Ostertag waren die Kirchen leer, einige sogar verschlossen. Das Volk war

auf's Land geflohen und in den herrlichen umwaldeten Thälern bei Constantinopel feierte es mit seinen Priestern das Auferstehungsfest. Nachmittags lustwandelte Kaiser Arcadius vor der Stadt und sah von Weitem in einem Haine von Platanen etwas seltsam Weißes über eine Wiese gebreitet. Es waren die dreitausend Neugetauften in ihren weißen Neophytenkleidern, die sich dort gelagert hatten und von den Geistlichen Unterricht empfingen. Dem Kaiser wurde aber gesagt, es wären eine Art von Ketzern. So täuschte man ihn immer! In der Stille schickte man Soldaten ab, um die friedliche Versammlung zu zerstreuen, in welcher viele vornehme Männer und edle Frauen waren. Letztere wurden zugleich beraubt und in so roher Weise, daß man ihnen die Mäntel von den Schultern, ja die Ringe von den Fingern und aus den Ohren riß und sie dabei verletzte. Dann warf man Geistliche und Laien in Kerker und wandte Zwangsmittel, ja die Folter an, um sie dahin zu bringen, sich gegen ihren Patriarchen zu erklären und die Kirchengemeinschaft mit ihm aufzuheben.

Er schrieb während dieser stürmischen Zeit an den Papst Innocentius einen Bericht über alle diese Vorfälle und dasselbe thaten auch die zweiundvierzig getreuen Bischöfe und der treue Theil des Klerus von Constantinopel. Noch immer hatte er den bischöflichen Palast inne; aber seine Feinde sannen auf andere Mittel, um sich seiner zu entledigen, da der Kaiser aus Verehrung für ihn und aus Furcht vor Volksaufruhr, verbunden mit seiner eigenthümlichen Unentschlossenheit, ihn in der Stadt ließ. Eines Tages fand man einen Menschen mit einem Dolche bewaffnet in seiner Wohnung. Als man den Unglücklichen ertappte, gab er sich für besessen aus. Aber das Volk schleppte ihn vor den Präfecten und wollte ihn gestraft wissen. Eilig schickte Chrysostomus zum Präfecten und bat um Gnade. Bald darauf drang der Diener eines erklärten Feindes des Patriarchen mit drei Dolchen bewaffnet in dessen Wohnung ein, wurde aber zurückgewiesen und verwundete im Zorn sieben Menschen, von denen vier

starben. Diesmal führte das Volk den Mörder vor den Kaiserpalast und schrie nach Gerechtigkeit. Er wurde zwar der Obrigkeit übergeben, doch gleich wieder entlassen. Da verbanden sich Viele zu abwechselnder Bewachung ihres geliebten Patriarchen. Dessen Ruhe, dem Grimm der Feinde gegenüber, und die unerschütterliche Anhänglichkeit des Volkes werfen tröstende Lichtstrahlen auf dies traurige, finstere Bild entfesselter menschlicher Leidenschaften.

Zehntes Kapitel.

Papst Innocenz hatte an Chrysostomus geschrieben, er bleibe in seiner Kirchengemeinschaft und auf einem Concil des Morgen- und Abendlandes, von welchem sowohl seine als des Theophilus Feinde unter den Bischöfen auszuschließen wären, müsse diese Angelegenheit untersucht werden, und zwar nach den Canones von Nicäa, nicht von Antiochien. Kaiser Honorius schrieb an Arcadius in demselben Sinne, meldete ihm, der Bischof von Rom und andere in Italien erklärten die Verurtheilung des Chrysostomus für nichtig, tadelte die Verfolgungssucht von dessen Gegnern und drang auch auf ein rechtmäßiges Concil. Arcadius war beängstigt durch diese verschiedenen Ansichten, die sich um ihn herum kreuzten, und als das Fest des heiligen Geistes kam, war Chrysostomus noch immer bei seiner Kirche. Nun aber verloren die Gegner alle Geduld. Die Aussicht auf ein Concil spornte sie zur Eile an. War Chrysostomus nur erst fort, so ließe sich jenes leichter hintertreiben. Sie gingen am Donnerstag in der Pfingstwoche zum Kaiser und erklärten ihm, um alle Regung seines Gewissens zu unterdrücken, er verletze die Gesetze der Kirche und ihr Ansehen, indem er den Beschluß eines Concils nicht in Ausführung bringe und dem stolzen Patriarchen allzu lange Schonung beweise. Seufzend ließ Arcadius noch über eine Woche verstreichen; dann schickte er seinen Geheimschreiber Patricius zu Chrysostomus mit dem

Befehle, die Stadt zu verlassen. Dieser machte sich sogleich auf und bat einige Bischöfe, die bei ihm waren, mit ihm in die Kirche zu gehen, um zu beten und um, wie er sagte, „Abschied zu nehmen vom Engel der Kirche.“ Ein vornehmer frommer Mann ließ ihm rathen, er möge nicht zu seiner Gemeinde reden, denn Lucius mit seinen Thraziern sei in der Nähe, um ihn daran zu hindern und mit bewaffneter Macht hinweg zu führen.

Tiefbewegt nahm Chrysostomus von den anwesenden Bischöfen und von den Geistlichen, die er im Chore fand, Abschied, empfahl sich ihrem Gebet und ging mit Thränen im Auge in die Sakristei, um den frommen Frauen, die er dahin beschieden hatte, seinen letzten Segen zu geben. Das waren Olympias, Pentadia, Procla, ebenfalls Diakonissin, und Salvina, eine mauritanische Fürstentochter, Wittwe von einem Vetter des Kaisers Arcadius, aber fremd dem Hoftreiben und dem Weltleben und Freundin der Heiligen. Er sagte ihnen, er glaube am Ende seiner Laufbahn zu sein und bitte sie, treu zu beharren im Dienste der Kirche und einem anderen Bischofe so ergeben zu sein, wie ihm, vorausgesetzt, daß derselbe auf rechtmäßige Weise das heilige Amt antrete. Sie sanken vor ihm nieder und umfaßten und küßten seine Füße und den Saum seines Gewandes mit heißen Thränen. Er ließ sie von einem Priester zurück geleiten und entfernte sich aus der Kirche durch eine Nebenthüre, damit Niemand seine Entfernung bemerke. Zwei Bischöfe begleiteten ihn. Lucius mit seinen Bewaffneten führte ihn still zum Hafen und eine Barke nahm den Verbannten auf und brachte ihn abermals nach Bythinien. Es war der 20. Juni 404. Sechs Jahre und vier Monate hatte seine Wirksamkeit in Constantinopel gewährt. Für alle Liebe und Treue, Mühe und Arbeit dieser Jahre war dies der Lohn. Er sah die lieblichen Hügel der Kaiserstadt und die reizenden Gestade des Bosporus und der Propontis nie wieder.

Das Volk in Constantinopel war in dumpfer Unruhe; sie verwandelte sich in Entsetzen, als plötzlich in der Sophienkirche Feuer ausbrach. Die Kirche mit ihren Nebengebäuden

brannte nieder, ausgenommen jene Sakristei, in welcher das kostbare Altargeräth aufbewahrt wurde. Dann übersprang die Flamme einige Häuser, ergriff den Palast des Senats und verwandelte ihn mit seinem reichen Schmuck der schönsten Bildwerke von Marmor und Erz in einen Aschen- und Trümmerhaufen. Wie das Feuer ausgebrochen sei, begriff Niemand. Das Volk behauptete, es sei als ein Zeichen des göttlichen Zornes vom Himmel gefallen, um die Stätte zu vertilgen, von welcher man frevelhaft den Patriarchen vertrieben habe. Andere glaubten, seine Gegner hätten die Gläubigen in der Kirche verbrennen wollen. Sie begnügten sich aber mit ihren Muthmaßungen. Die Gegner machten es jedoch anders! Chrysostomus selbst und die Johanniten sollten der Unthat schuldig befunden werden! Akacius von Beröa meldete es sogar dem Papste Innocenz als eine Thatsache. Der Präfect ließ peinliche Untersuchungen bei einigen Personen anstellen, welche dem Patriarchen besonders ergeben waren; es wurde sogar die Folter angewendet, aber kein Geständniß der Schuld erpreßt. Der Kaiser befahl, die Verhafteten frei zu geben, da ihre Unschuld erkannt sei und die Sache schien abgethan zu sein.

Inzwischen betrieb die Kaiserin die Ernennung eines Patriarchen, der ihr genehm war und von dem sie weder durch Tadel, noch durch heiliges Beispiel Belästigung zu fürchten hatte. Ein Greis von achtzig Jahren, der Arsacius hieß und ein Bruder des Patriarchen Nectarius war, sollte Nachfolger des Chrysostomus werden. Er war, obgleich Erzpriester des Klerus von Constantinopel, ein Ueberläufer zum Winkelconcil an der Eiche gewesen. Was Eudoxia wollte, setzte sie durch, ohne sich im Geringsten stören zu lassen durch ein Schreiben von Papst Innocenz an Klerus und Volk, das sie zur Anhänglichkeit an Chrysostomus ermahnte und die Ernennung des Arsacius für ungültig erklärte. Auch war es ihr höchst gleichgültig, daß alle Bischöfe des Abendlandes und viele im Morgenlande ihm die Kirchengemeinschaft entzogen. Ueber die goldenen Schranken ihres Hoflagers sah

sie so wenig hinaus, als ob ein Kaiserleben irdisch unsterblich sei. Und als sie mit dieser Angelegenheit zu Ende war, da legte sie sich hin und starb. In einem unglücklichen Wochenbett, unter großen Leiden, kam sie um's Leben, die junge, schöne, übermüthige Eudoxia. Es war der 6. October 404. Sie hinterließ ihrem Gemahl vier Kinder; das älteste derselben war Pulcheria, die zukünftige Heilige im Purpur.

Arsacius war der treuen katholischen Gemeinde in Constantinopel ebenso unwillkommen, wie der ganzen Kirche. Sie weigerte sich seiner Gemeinschaft und hielt gesonderte Versammlungen. Arsacius erwirkte ein Verbot gegen dieselben und sie wurden auf kaiserlichen Befehl durch Soldaten mit Steinwürfen und Stockschlägen auseinander gesprengt. Manche Personen verließen die Stadt, in welcher nur Knechtung und Mißhandlung sie erwartete und suchten anderwärts eine Stätte für ihren Gottesdienst. So machte es die fromme Nicarete und eine Schaar gottgeweihter Jungfrauen, die sich ihr anschloß. Dadurch wurde die Gemeinde des Arsacius aber nicht größer und so schritt man zu Mitteln, von denen man sich mehr Wirkung versprach. Die Branduntersuchung wurde mit furchtbarer Grausamkeit wieder aufgenommen und Angst vor der Folter, vor Verbannung und Tod sollte die Menschen mürbe und zu Allem willfährig machen. Es geschahen viele Verhaftungen. Eutropius, ein ungemein frommer Jüngling, Lector und Kirchensänger, wurde so grauenvoll mit eisernen Krallen zerfleischt und mit Fackeln in den Wunden gebrannt, daß er in diesen Qualen seinen Geist aufgab. Der Priester Tigrius überlebte sie und wurde nach Mesopotamien exilirt. Andere Männer, auch Frauen und Jungfrauen, mußten Aehnliches erdulden.

Der Präfect Optatus, ein Heide, ließ Olympias vor seinem Richterstuhl erscheinen und fragte sie ohne Weiteres, warum sie das Feuer angelegt habe? Sie antwortete mit ruhigem Lächeln: „Von dieser Beschuldigung sollte mein vergangenes Leben mich wohl freisprechen. Wer viel Geld auf Bau und Herstellung der Kirchen verwendet, wird sich schwerlich damit

beschäftigen, sie niederzubrennen." Der Präfect sagte: „Ich weiß wohl, wie du lebst." — „Nun wohlan," entgegnete sie, „so werde mein Ankläger und laß einen Anderen richten." Dann erklärte sie ihm, nichts werde sie vermögen, in die Kirchengemeinschaft des Arsacius einzutreten. Vor der Hand ließ man sie in Ruhe, weil sie in eine schwere Krankheit fiel, welche den ganzen Winter dauerte; aber sie mußte eine große Geldsumme zahlen. Nun kam die Reihe an Pentadia, die gottselige Wittwe, von der Chrysostomus sagt, sie habe nur ihre Zelle und die Kirche gekannt. Aus der Zeit her, wo der Consul Timasius, ihr Gemahl, in Verbannung und Tod geschickt wurde, hatte auch sie noch immer Feinde, welche begierig nach ihrem Vermögen waren, das sie den Armen austheilte und selbst wie eine Arme lebte. Sie wurde der Brandstiftung angeklagt und man fing gleich damit an, sie wie eine gemeine Verbrecherin von Schergen ergreifen und vor den Richterstuhl führen zu lassen. Da fand sie verläumderische Ankläger und falsche Zeugen; da mußte sie sehen, wie einige Personen grausam gefoltert wurden. Allein sie ließ sich weder betäuben noch einschüchtern und wies mit Freimuth und Gelassenheit jede Anklage zurück. Ihre Leidensgefährten schöpften Kraft aus der Art, wie sie sich vertheidigte, und leisteten Widerstand gegen alle Qualen, so daß dies Verhör zur größten Beschämung der Kläger hätte enden müssen, wenn diese der Beschämung fähig gewesen wären. Pentadia wurde noch einige Mal in Haft genommen und verhört; sie blieb immer in ihrer klaren Standhaftigkeit. Die Diakonissin Procla, der edle Peanius, einer der hervorragendsten Männer, des hohen Ansehens genießend, das große Tugenden und große Aemter geben, die besten und frömmsten Menschen, die freilich eben deshalb treue Anhänger des Chrysostomus waren: sollten plötzlich Alle zu Mordbrennern geworden sein und hatten Unsägliches auszustehen. Gefängniß, Mißhandlung, Folter, Geldstrafen, Verbannung, sogar der Tod traf Die, welche nicht in die Kirchengemeinschaft des Arsacius eingingen. Aber fast das ganze Volk, Vornehme

und Geringe, Männer und Weiber, Reiche und Arme, hatte einen solchen Abscheu gegen unrechtmäßige Bischöfe, daß es lieber Hab und Haus und Leben opferte und jede Unterdrückung duldete, als von seinem rechtmäßigen Patriarchen abzulassen. Der Palast des Peanius war in diesen betrübten Zeiten ein wahrer Rettungshafen für viele Verfolgte, die bei ihm Rath, Schutz, Obdach suchten und fanden. Obwohl auch er zu den Verfolgten gehörte, nahm er sich doch Aller an, die durch Stand und Verhältnisse hülfloser waren als er. So machte es auch Olympias. Arme, gottgeweihte Jungfrauen flüchteten sich zu ihr und lehnten sich an ihre Besonnenheit und ihren Starkmuth.

Dies Alles ging unter den Augen des Kaisers vor. Ob er es nicht erfuhr? ob er es wußte und geschehen ließ? ob man ihn über den Erfolg und den Grund täuschte? Genug, die Verfolgung ging weiter und immer weiter, ging aus der Stadt auf das ganze Reich über, denn man verfolgte jene Bischöfe, die nicht Kirchengemeinschaft mit Arsacius halten wollten, entsetzte sie und erhob Andere auf ihre Stühle, von deren Willfährigkeit man überzeugt war. Flavian, Patriarch von Antiochien, war bald nach der Entsetzung seines theuern Chrysostomus gestorben und man wünschte ihm einen heiligen Priester Namens Constantius zum Nachfolger zu geben, der innig mit Chrysostomus befreundet und in dessen Geist gebildet war. Aber Severian, Akacius und Antiochus, die alle drei Bischöfe in Syrien waren und zur Metropole Antiochien gehörten, intriguirten dermaßen gegen Constantius, daß sie lieber einen ganz unwürdigen Priester, der Porphyrius hieß, in aller Eile consecrirten und auf den altehrwürdigen Stuhl von Antiochien setzten, als daß sie denselben von einem Freunde des Chrysostomus hätten einnehmen lassen. Kaiser Arcadius mußte sogar ein Gesetz geben, demzufolge kein Bischof und kein Priester, welcher sich nicht zur Kirchengemeinschaft des Arsacius halte, im morgenländischen Reiche auf Reisen Gastfreundschaft finden solle. Die abgesetzten Bischöfe gingen nach Rom und brachten Klagebriefe ihrer

unterdrückten Mitbischöfe mit. Die ersten Familien Roms nahmen die ehrwürdigen Flüchtlinge bei sich auf; so Melania die Jüngere und ihr Gemahl Pinianus. Chrysostomus schrieb ihnen tröstend: „Der Muth eines einzigen Bischofs, um der Verfolgung Widerstand zu leisten, ist ein mächtiges Bollwerk, das allen Kirchen des Erdkreises zu gute kommt.“ Der durch fromme Schriften, namentlich über die ascetischen Altväter, bekannte Cassianus, Diakon der Kirche von Constantinopel, brachte ein Klageschreiben des dortigen treuen Klerus an Papst Innocenz, der liebevoll und tröstend Alle aufnahm, welche um ihrer Treue willen so Bitteres leiden mußten und aus allen Kräften nach der Einberufung eines zahlreichen Conciles strebte.

Abgesehen von dem Widerstande, welches die herrschende Partei in Constantinopel der Einberufung einer rechtmäßigen Kirchenversammlung in den Weg legte, waren die äußeren Zeitverhältnisse ungünstig und hemmend. Von allen Seiten strömten die barbarischen Völker wie Flüsse, die ihre Ufer überschwemmen, in das gedrangsalte oströmische Reich. Die Hunnen drangen aus ihren Steppen theils über die Donau in Thracien und Illyrien, theils über den Don in Armenien und Kleinasien ein, so daß sie mit zwei furchtbaren Armen das Reich umklammerten und mit Tod und Verderben jeden Schritt bezeichneten. Tausende von Menschen kamen durch sie um's Leben, Städte wurden verheert, Dörfer in Asche gelegt. Noch mehr Schaden that das wilde Bergvolk der Isaurier, welches das Gebirg des sogenannten rauhen Ciliciens inne hatte und es zu einer Festung machte, in der es der ganzen römischen Macht Trotz bot. Während der guten Jahreszeit durchbrachen sie die unzugänglichsten Gebirgspässe, schwärmten beutelustig und kriegerisch umher, setzten nicht bloß Kleinasien, sondern die Insel Cypern, Syrien und Palästina in Schrecken, bedrohten sogar Jerusalem, raubten, was ihnen unter die Hände fiel, auch Weiber, und kehrten gegen den Winter in ihre heimischen Berge wie hinter Wall und Mauern von Eis und Schnee zurück. Ein Feldherr wurde ihnen entgegen geschickt, dessen überlegene Waffenmacht sie vermuthlich

aufgerieben hätte. Allein sie bestachen ihn mit geraubtem Golde; er richtete nichts gegen sie aus und sie trieben ihr Unwesen fort. Die Statthalter trafen keine Maßregeln, um sie im Zaume zu halten. Die ganze Verwaltung des Reiches war schlaff wie die Hand, welche den Scepter führte. Er war sehr beängstigt, der arme Kaiser Arcadius! auch die Natur schickte ihre Drangsale. Erdbeben erschütterten häufig Constantinopel und ein furchtbarer Hagelschlag verwüstete die Fluren von Thracien und Bythinien.

In seiner Rath- und Hülflosigkeit suchte Arcadius die heilige Fürsprache eines Mannes auf, den er für einen großen Freund Gottes hielt. Er schrieb dem heiligen Nilus und empfahl sich und sein Reich dessen Gebet. Nilus kannte den Kaiser, den Hof und die Zustände in Constantinopel ganz genau, da er dort lange ein angesehenes Amt bekleidet hatte. Die Schwierigkeit, sich in den dortigen Verhältnissen rein und lauter zu erhalten, war ein Grund gewesen, der ihn in die sinaïtischen Wüsten trieb. Er antwortete dem Kaiser: „Wie darfst du hoffen, Constantinopel befreit zu sehen von den Heimsuchungen des Himmels, da du so viele Verbrechen darin begehen und so ungestraft das Laster herrschen läßt? Wie verlangst du, daß ich für diese vom Zorne Gottes erschütterte Stadt, die den seligen Bischof Johannes, das Licht der Wahrheit und die Posaune Jesu Christi, vertrieben hat, beten soll! Wie soll ich beten um Heil und Segen, da ich um die Sünden, die jetzt in Byzanz begangen werden, meine Seele in Traurigkeit, meinen Geist in Unruhe, mein Herz von Leiden zerrissen fühle. Du hast nicht recht gethan, daß du aus übergroßem Leichtsinn dem Rathe unweiser Bischöfe folgtest und das große Licht der Zeit, den Johannes, in's Elend schicktest. Da du nun die katholische Kirche um ihr ächtes goldenes Lehrwort gebracht hast, wirst du nicht ohne Herzeleid durchkommen.“ So wurde dem Kaiser von allen Seiten, vom Throne, aus der Kirche, aus der Wüste derselbe Rath zugerufen: die Verbannung des Patriarchen zu enden; aber er befolgte ihn nicht.

Eilftes Kapitel.

Chrysostomus ging gelassen auf seinem Kreuzweg fort. Zuerst brachte man ihn nach Nicäa, wo er schon leidend ankam. Sein äußerst schwächlicher Körper war nie recht gesund, seine Brust angegriffen durch das beständige Predigen. Jetzt kam die Sommerhitze dazu, die furchtbar drückend in Kleinasien ist, sobald man sich von der Meeresküste entfernt. Man hatte ihm nicht gestattet, einen Diener mitzunehmen; aber die prätorianischen Soldaten, die ihn begleiteten, waren so von Ehrfurcht durchdrungen, daß sie ihn wie fromme Söhne mit zärtlicher Sorgfalt bedienten. In Nicäa erfuhr er auch den Ort der Verbannung, den die Kaiserin, die damals noch lebte, ihm bestimmt hatte. Es war Cucusus, ein armes Städtchen in Klein-Armenien, in öder, rauher Gegend, häufig heimgesucht durch die Streifzüge der Isaurier. Er mußte also ganz Kleinasien von einem Ende zum anderen durchreisen in einer Jahreszeit, welche die ohnehin spärlichen Quellen und Brunnen jener Länder nicht selten austrocknet. Nachdem er in Nicäa sich etwas erholt hatte, ging die Reise weiter, Tag und Nacht, durch Gegenden, in denen oftmals kein Trinkwasser, zuweilen kein eßbares Brod zu finden war. Er wurde vom Wechselfieber ergriffen und dabei immer zur Eile gedrängt. Er lag in seiner Sänfte wie ein Sterbender; der schwere Tritt der Maulthiere, welche die Sänfte trugen, verursachten ihm quälende Kopf- und Brustschmerzen. In Ancyra war ihm der Bischof Leontius, sein heftigster Gegner, so feindlich, daß er nicht wagte, Rast zu machen. Auf der Gränze von Kappadocien wurde er im Namen des Erzbischofs Pharetrius von Cäsarea freundlich begrüßt; allein Chrysostomus traute diesen Worten nicht recht, da er wußte, daß Pharetrius aus Furcht nicht zum Concil gekommen sei und sich hernach zu seinen Feinden gehalten habe.

Wegen seiner Krankheit mußte sich Chrysostomus in Cäsarea aufhalten, wo er eine ruhige Wohnung, Arzt und Arzneien nahm. Warme Bäder, gesunde Nahrung, ärztliche Pflege kräftigten ihn. Boten seiner Freunde erwarteten ihn. Pea-

nius, Olympias und Andere hatten zuverlässige Diener auf verschiedene Stationen seines Weges geschickt, die ihn mit Briefen, Grüßen und Nachrichten erfreuten und wiederum seine Schreiben in Empfang nahmen und zurückbrachten. Er war ja immer Mittelpunkt und Oberhaupt der Kirche von Constantinopel, auch in babylonischer Gefangenschaft. Ganz Cäsarea, Klerus, Mönche, Volk und Vornehme, sogar Nonnen, suchten Zutritt bei ihm zu haben, ein Wort aus seinem Munde zu hören, seinen Segen zu empfangen; nur der Erzbischof selbst besuchte den Kranken nicht und schien die Theilnahme ungern zu sehen, welche die ganze Stadt ihm bewies. Plötzlich wurde diese in ängstliche Bewegung versetzt, denn die Isaurier zeigten sich in der Nähe. Der Feldoberst zog mit seinen Truppen wider sie aus und die Bürger, sogar Greise, rüsteten sich zur Bewachung der Stadt. Während Alles in Spannung und Beklommenheit war, brach in der Frühe des Morgens ein heftiges Getümmel vor dem Hause aus, das Chrysostomus bewohnte. Es war eine Schaar von Mönchen, die, zu einem wilden Fanatismus aufgeregt, sein Haus zu verbrennen drohten, wofern er nicht sogleich die Stadt verlasse. Sie waren in solcher Wuth und Aufregung, daß die guten prätorianischen Soldaten, die ihn mit Liebe bewachten, für sein Leben besorgt wurden und flehentlich um seinen Aufbruch baten. Sie wollten lieber mit den Isauriern zu thun haben, versicherten sie, als mit jenen wilden Thieren. Der Statthalter von Kappadocien, voll Theilnahme für den kaum halbgenesenen Chrysostomus, ersuchte den Erzbischof Pharetrius, die Mönche zur Ordnung zu rufen. Es geschah für den Augenblick, doch am anderen Morgen kam die wilde Rotte stürmisch wieder und erneuerte ihre Drohungen. Seleucia, eine vornehme Frau in Cäsarea, stellte ihm ihr Landhaus zur Verfügung, und so ließ sich Chrysostomus in der vollen Hitze eines Sommermittags und eines Fieberanfalles in seine Sänfte legen und machte sich dahin auf den Weg. Das Volk umringte ihn, jammerte laut und verwünschte den Pharetrius, der den Heiligen in solches Elend hinein stoße.

Einige Geistliche begleiteten ihn ehrfurchts- und liebevoll, und als der Eine große Befürchtungen wegen der Isaurier äußerte, sagte der Andere zu Chrysostomus: „Fürchte nicht die Isaurier, noch sonst irgend Etwas. Eile nur von hinnen, denn überall wirst du sicherer sein als hier."

Das Landhaus war bequem eingerichtet, und Seleucia, die ihn dort empfing, hatte ihrem Verwalter befohlen, mit bewaffneten Landleuten Alle abzuwehren, die etwa Chrysostomus würden beunruhigen wollen. Sie schlug ihm dann vor, ob er nicht auf ihrem Schloß, welches eine Bergfestung war, Wohnung nehmen wolle, bis die unruhige Zeit mit den Isauriern vorüber sei. Er dankte ihr aber, da alle Reisen ihn ungemein ermüdeten und er vor Allem Ruhe bedurfte, und Seleucia kehrte nach Cäsarea zurück. Alsbald ließ Pharetrius sie vor sich rufen und stimmte sie durch Drohungen so ganz um, daß sie die Gastfreundschaft bereute, welche sie dem Patriarchen erwies, und sich doch schämte, sie ihm geradezu aufzusagen. Die Isaurier mußten ihr einen Vorwand bieten. Mitten in der Nacht schickte sie dem Priester Evethius, der den Patriarchen begleitete, durch einen Boten die falsche Nachricht, die Barbaren wären ganz in der Nähe und es sei am gerathensten für Chrysostomus, seine Reise schleunigst fortzusetzen. Evethius eilte zu ihm, weckte ihn mit dem Angstrufe: „Die Barbaren kommen! sie sind schon nahe! stehe auf!" und bestand auf der augenblicklichen Abreise. In dunkler Nacht wurden Maulthiere und Sänfte vorgeführt, Chrysostomus mußte aufstehen, so abgemattet er auch war, Fackeln wurden angezündet und so ging es fort, bergan, auf einem unebenen und steinigen Wege. Aus Furcht, daß die Fackeln den Isauriern die Flüchtlinge verrathen könnten, befahl Evethius, sie auszulöschen. Da glitt eines der Maulthiere, das die Sänfte trug, auf dem steilen Felsenwege aus; sie schlug um, Chrysostomus stürzte unsanft zu Boden, Evethius sprang von seinem Maulthiere ab, faßte ihn bei der Hand und führte oder schleppte ihn vorwärts. Endlich, nach unsäglichen Beschwerden und Anstrengungen, langte er halbtodt in

Cucusus an, siebenzig Tage, nachdem er Constantinopel verlassen hatte.

Er schrieb an Olympias über seine Reise: „Wenn ich mich aller Widerwärtigkeiten und Gefahren erinnere, die ich ausgestanden habe, so bin ich freudentzückt und glücklicher, als wenn ich mir alle Schätze der Erde gesammelt hätte. Freue dich mit mir, frohlocke und preise den Herrn, der mir die Wohlthat erwiesen hat, so viel leiden zu dürfen. Ist Trübsal wohl noch ein Unglück zu nennen, wenn man so viel dabei gewinnen kann? Ich habe es dir schon oft gesagt und werde es noch öfter sagen: nichts ist ein Unglück als die Sünde. Alles Andere ist Staub und Rauch. Im Kerker liegen, gefesselt sein, verwiesen und des Vermögens beraubt werden, ist denn das Unglück? O nein! es sind nur Worte des Grams; aber kein wahrhaftes Unglück. Der Tod? nun, das ist eine Schuld der Natur, die jeder Mensch abtragen muß. Das Exil? was ist es anders, als mehr Städte und Länder kennen zu lernen. Einziehung der Güter? o welche Befreiung von großer Last! Laß dich also nicht niederschlagen durch Das, was mir begegnet; es wäre deiner nicht würdig. Gedenke der Kronen, die mir daraus geflochten werden. Und sprich mit Niemand über die Vorfälle in Cäsarea. Peanius schreibt mir, der Klerus des Pharetrius sei sehr aufgebracht auf ihn und wolle nicht in der Kirchengemeinschaft mit unseren Widersachern bleiben. Ich will aber die Verwirrung nicht vermehren, darum bitte ich dich, über Alles zu schweigen und auch Andere zum Schweigen zu bringen. Die prätorianischen Soldaten, fürchte ich, werden genug zu erzählen wissen."

Im Spätsommer traf Chrysostomus in Cucusus ein. Es war ein armseliges Städtchen, wo nicht nur die Bequemlichkeiten des Lebens, sondern fast dessen Bedürfnisse fehlten. Es gab keine öffentlichen Bäder, eine Entbehrung, die dem Orientalen so schwer fällt, als die von Wasser und Brod. Es gab keine Medicamente, die einem Kranken nothwendig sind. Aber Chrysostomus fühlte sich ganz zufrieden, denn er fand Freunde, Ruhe und Stille. Der Bischof von Cucusus

empfing ihn mit der größten Ehrerbietung und hätte ihm gern den kirchlichen Lehrstuhl überlassen. Doch wußte Chrysostomus allzu gut, welche Verdrießlichkeiten es für den Bischof nach sich ziehen würde, wenn er öffentlich predige und dankbar lehnte er diesen Beweis von Liebe und Vertrauen ab, indem er sagte, die Ausübung heiliger Amtsgeschäfte gebühre ihm, dem Abgesetzten und Verbannten, nicht. Einer seiner Freunde, der Güter in Kleinarmenien besaß und sich eben jetzt dort aufhielt, Dioskorus, hatte ihm schon nach Cäsarea geschrieben, er habe sein Haus in Cucusus ganz für den Patriarchen eingerichtet und alle Veranstaltungen getroffen, damit ihn die Winterkälte, die in jener Gegend sehr scharf ist, nicht belästige. Dioskorus selbst bezog ein nahgelegenes Landgut, nachdem er Chrysostomus in Cucusus empfangen und mit zartester Aufmerksamkeit für ihn gesorgt hatte. Andere Grundherren Kleinarmeniens, die von ihren Gütern abwesend waren und größtentheils Chrysostomus nur dem Namen nach kannten, hatten ihre Verwalter beauftragt, sich ihm mit allen Diensten zur Verfügung zu stellen. Ueberdas hatte er die große Freude, seinen alten Freund aus Antiochien, den Priester Constantius, vorzufinden uud die ehrwürdige Diakonissin Sabiniana, „meine vielgeliebte Frau," wie er an Olympias schreibt, „die recht abgemattet und entkräftet und in den Jahren ist, wo man die Ruhe bedarf. Im Gemüth aber ist sie heiter und ruhig und so jugendfrisch, daß sie gar keiner Beschwerden achtet. Sie will nicht nach Antiochien zurückkehren, sondern sich hier bei uns aufhalten und unserem Hause dienen; und da die Rede geht, ich solle nach Scythien gebracht werden, so ist sie bereit, uns auch dorthin zu begleiten. Der Bischof hat sie sehr liebreich aufgenommen und ihr eine passende Unterkunft angewiesen."

Die Augen der ganzen Welt, die einen mit liebenden, die anderen mit zürnenden Blicken, waren auf dies kleine unbekannte Städtchen geheftet. Seine Feinde wünschten ihn in eine noch größere Ferne und Einöde zu verbannen; seine Freunde gaben sich alle Mühe, ihm einen angenehmeren

Aufenthaltsort zu erwirken. Olympias, die durch ihre vielfachen Verbindungen und durch ihr Gold trotz aller Verfolgung sehr einflußreich war, hoffte, ihm ein milderes Exil zu verschaffen. Er schrieb ihr darüber: „Sei nicht bekümmert, daß es hier einsam und öde ist. Was könnte mir angenehmer sein nach so langer Unruhe, als der Aufenthalt an diesem Ort, wo ich eine ungestörte Ruhe, eine friedliche Stille, eine vollkommene Gesundheit genieße; wo Jedermann mir auf das Gütigste begegnet; wo mir, wie aus unerschöpflicher Quelle, durch den Bischof und durch meinen Wohlthäter Dioskorus Alles reichlich zufließt, was sogar mehr zum Ueberflusse als zum Bedarf des Lebens gehört. Der vortreffliche Patricius wird dir sagen, wie heiter, wie vergnügt, wie bequem wir hier leben, d. h. so bequem, als es an einem Orte möglich, wo nichts feil zu haben ist. Auch die Isaurier fürchten wir nicht. Für den Winter haben sie sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen und die hiesigen Truppen sind sehr muthig. Thue also keine Schritte, um mich von diesem Orte wegbringen zu lassen, es sei denn an die Meeresküste von Bythinien. Das würde ich gern annehmen, aber sonst das Hierbleiben als eine Wohlthat und eine Veränderung als eine schwere Prüfung betrachten.

Nicht nur konnte Olympias kein milderes Exil erwirken, sondern sie zog sich neue Feindseligkeiten der Widersacher zu. Im Frühling 405, kaum genesen von langwieriger Krankheit, mußte sie abermals vor Gericht erscheinen und wurde mit solcher Grausamkeit behandelt, daß sich die Soldaten erfrechten, sie zu mißhandeln. Man nahm ihr einige Güter und verkaufte sie öffentlich. Ungestraft durfte der Pöbel ein herrliches Landhaus plündern, das sie am Bosporus besaß. Endlich wurde sie nach Cyzicus verbannt, einer Insel der Propontis, welche durch einen Damm mit der Küste von Bythinien verbunden war. Wäre es nicht ein Exil und die Ursache desselben so namenlos traurig gewesen, so hätte sich Olympias einen Sommeraufenthalt in Cyzicus gefallen lassen können. Die Luft ist herrlich, die Gegend unvergleichlich

schön. Die Propontis breitet ihren ewig blauen, vom zartesten Silberschmelz überhauchten Meeresspiegel vor Cyzicus aus. Die Prinzeninseln liegen golden, rosig und violet gefärbt, je nachdem der Sonnenstrahl auf sie fällt, wie neun Edelsteine in dem schimmernden Silberbecken. Manche sind kahler, schroffer Fels; andere haben Dörfer und Gärten. Zahllose Barken, mit Früchten und Gemüsen, schwimmen von den Inseln und von der bythinischen Küste durch die Propontis in den Bosporus und nach Constantinopel. Behend und eilig rudern sie durch die silberigen Wellen und hinter ihnen ziehen sich blaue, geschlängelte, bewegliche Streifen wie ein Netzwerk über das Meer. Wendet sich das Auge von dieser Frische, dieser Mannichfaltigkeit, diesem Formenreiz und Farbenglanz, diesem eigenthümlichen Zauber der südlichen Meere und ihrer Gestade landeinwärts: so fällt es auf die Nebenbuhlerin der Meeresschönheit, auf die Schönheit der Berge. Kleine, weiche, grüne Hügel, die sich wie Kinderköpfchen zusammendrängen, klettern und steigen höher und höher zu Bergen auf, als wollten sie dem riesigen Greise in's Antlitz schauen, dem sie nur bis an's Knie reichen: dem bythinischen Olymp, der sein schneegekröntes Haupt in den klaren Himmel hinein hebt und auf die heitere Landschaft majestätisch wie auf einen bunten köstlichen Teppich tritt.

Aber Olympias thränenvolle Augen beachteten diese Schönheit der Natur nicht. Sie ruhten auf der himmlischen Schönheit, der Braut Christi, der heiligen Kirche, die so viel Schmach erdulden, so schimpfliche Fesseln tragen, in solche Knechtschaft gerathen mußte; sie ruhten auf dem Heiligen in der Verbannung und auf dem Triumph der Ungerechten; auf der Verwirrung in so vielen Seelen, dem Elend in so vielen Schicksalen, dem Verderben im innersten Kerne so mancher Leben. Olympias härmte und grämte sich dermaßen, daß ihre immer schwankende Gesundheit außerordentlich litt und daß Chrysostomus ihr die dringendsten Vorstellungen machte, sich nicht von einer Traurigkeit überwältigen zu lassen, welche des Christen unwürdig ist und seinen Fortschritt

in der Tugend hemmt. Einmal schreibt er ihr: „Schon in deiner Kindheit hast du das irdische Blendwerk unter die Füße getreten und dich der himmlischen Weisheit ergeben und du konntest dir einbilden, ein ruhiges und vergnügtes Leben hienieden zu führen? Wie wäre das möglich? Wenn Menschen wider Menschen kämpfen, so empfangen sie in der Schlacht unzählige Wunden und Verletzungen, und du, da du den Kampf wider die Gewalten, die im Thal voll Todesschatten dieser Welt herrschen, begonnen und so manche Siegeszeichen dir erobert hast; du bist überrascht, auf Drangsale und Widerwärtigkeiten immer neue, immer andere zu stoßen? Es ist ein Beweis der unaussprechlichen Liebe Gottes zu dir, daß er dir so viele Prüfungen zuschickt und dich auch immer wieder zu seiner Zeit davon befreit. Wie wolltest du denn die herrlichste aller Tugenden, Geduld in der Trübsal, üben und dereinst ihren Lohn empfangen, wenn du ein Leben ohne Leiden führtest? Alles, was dich trifft, paßt genau zu deinen Bedürfnissen; die Nerven deines Gemüthes werden gestählt, geben dir mehr Kraft, mehr Eifer zum Kampfe und die Folge davon ist eine unaussprechliche Freudigkeit. Das ist die Frucht der Leiden, wenn sie eine edle tapfere Seele treffen. Wie sich das Gold im Feuer bewährt, so strahlt das goldene Gemüth glänzender im Feuer der Trübsal. Darum freue ich mich in meiner Einsamkeit über dich, wenn auch Rotten von Widersachern und Heerden von Wölfen dich umringen, und obzwar ich deinen Drangsalen ein Ende wünsche, so gestehe ich dir doch, daß ich, wenn Gottes Wille dir neue Prüfungen senden sollte, für deine goldene Seele ganz außer Sorge bin. Du hast früh die Kunst des Leidens in der Schule des Kreuzes gelernt und wirst dich mehr und mehr und wie auf starken Flügeln über alle Stürme und Ungewitter hinauf schwingen. Also beklage nicht dich, nicht mich, nicht die Verfolgten, die Unterdrückten, die zu Tode Gequälten; aber beklage, beweine und bemitleide Die, welche all' dies Unheil angestiftet haben. Auch das geziemt sich für deine Frömmigkeit. Lieben, wer uns liebt, das ist natürlich. Aber Denjenigen lieben, wel-

cher uns nicht liebt, ist eine Tugend, die von der Gnade kommt."

Nie spricht sich die leiseste Klage über sein Schicksal in den Briefen aus, die Chrysostomus seinen vertrautesten Freunden schrieb. Seine Seele ruhte im Willen Gottes ebenso zufrieden in Cucusus, wie auf dem Patriarchensitz und wie in der Ascetenzelle seiner heimischen Berge. Er gibt an Olympias immer Nachricht von seinem Befinden, das manchmal recht schlecht ist, weil ihm die strenge Winterkälte Brust und Magen angriff, und weil kein Feuer im Kamin und keine warme Kleidung ihn gegen deren Schärfe schützen konnte; er dankt auch für Medicamente und bittet um frische; aber Alles ganz gelassen, als gehöre er nun einmal nach Cucusus. Sein eigentliches Leben war in großen Gedanken und Thaten für Gott; die Seligkeit ganzer Völker lag ihm am Herzen und wie ein König auf seinem Thron beschäftigte er sich mit umfassenden Planen. Er hatte einen sehr frommen Priester, Maruthas, als Bischof und Missionär nach Persien geschickt, wo derselbe auch kräftig und erfolgreich für das Christenthum wirkte. Maruthas kam eben aus Persien zurück, als das Winkelconcil an der Eiche saß, fiel demselben in die Hände, kannte nicht den wahren Stand der Dinge, wurde falsch berichtet und dahin gebracht, sich zu den Gegnern des Chrysostomus zu gesellen. Dieser schrieb nun an Olympias: „Ich bitte dich, gib dir um den Bischof Maruthas alle Mühe. Suche ihn aus dem Abgrunde zu retten, in den er gefallen ist. Kläre ihn auf über die Lage der Verhältnisse. Laß es nicht an dir fehlen. Wir haben seine guten Dienste in Persien sehr nöthig. Erkundige dich bei ihm, weshalb er nach Constantinopel gekommen ist, was er bei den Heiden ausgerichtet hat und ob er hofft, noch mehr auszurichten. Ich hätte mich gern mit ihm darüber unterredet. Will er mir schreiben, desto besser! Will er nicht, so laß dir wo möglich Alles genau erzählen."

Olympias schickte ihm große Summen, um die Mission in Persien und eine andere in Phönicien zu unterstützen, wo

noch der Götzendienst viele Anhänger hatte. Es kamen aus allen Weltgegenden Geistliche nach Cucusus, um ihre Verehrung für Chrysostomus an den Tag zu legen, und immer ging ein segensreicher Einfluß von ihm aus. Bald belehrte er sie, bald feuerte er ihren Eifer an, bald gewann er sie für schwere apostolische Arbeiten. Das ganze Leben der Kirche war ihm gegenwärtig und in's Herz gesenkt; darum schöpften Unzählige aus seiner unversieglichen Fülle und wurden reich. Einmal schrieb er an Olympias: „Es sind sogar gothische Mönche bei mir gewesen, zu denen sich der Bischof Serapion geflüchtet hat. Sie haben mir erzählt, der vortreffliche Unilas, den ich unlängst zum Bischof consecrirt und zu den Gothen geschickt habe, um die Rechtgläubigen zu sammeln und zu stärken, und wo möglich die Irrgläubigen zu gewinnen, sei gestorben, nachdem er Großes leistete. Jetzt sei der Diakon Moduarius nach Constantinopel gekommen mit Briefen vom Könige der Gothen, worin dieser um einen anderen Bischof bittet. Nun gib dir alle ersinnliche Mühe, um zwei Dinge zu verhüten, die mich ungemein betrüben würden; erstens, daß kein neuer gothischer Bischof von den Anstiftern alles Unheiles eingesetzt werde, und zweitens, daß man auf der anderen Seite ohne reife Ueberlegung keine Wahl treffe. Beides würde die traurigsten Folgen haben. Könnte Moduarius in der Stille, ohne Aufsehen, zu mir kommen, so möchte das von großem Nutzen sein. Thue, was du irgend vermagst; bringst du dann auch nichts zu Stande, so wird dein Lohn dafür doch so vollkommen sein, als hättest du die herrlichsten Erfolge errungen. Der Herr begehrt nur unsere Mühen und Anstrengungen, nicht den glücklichen Ausgang. Das ist seine Sache.“

Zwölftes Kapitel.

Im November 405 riß der Tod den Arsacius vom Patriarchensitz hinweg und ein Anderer aus dem Klerus von

Constantinopel, Atticus, bestieg ihn, nachdem Viele darum gebuhlt hatten. Die Kirche blieb also in ihrer Zerrissenheit und Chrysostomus in seiner Verbannung. Kaiser Honorius, der Papst, alle Bischöfe des Abendlandes und viele des Orients drängten gemeinschaftlich dem Kaiser Arcadius die Berufung eines Concils ohne feindselige und verdächtige Elemente ab. Es sollte in Thessalonich Statt finden, das zum oströmischen Reiche gehörte und wo der Erzbischof zugleich Vicar des Papstes für Illyrien war. Fünf italienische Bischöfe, mit Vollmachten der ganzen abendländischen Kirche versehen, begaben sich dahin auf die Reise. Vier morgenländische Bischöfe, welche diese Angelegenheit in Rom betrieben hatten und als treue Anhänger des Chrysostomus von ihren Stühlen verjagt waren, begleiteten jene. Es war eine Gesellschaft der ehrwürdigsten, weisesten, frommsten Männer. Sie hatten die Meerfahrt dem langen und beschwerlichen Landwege vorgezogen, gedachten in Constantinopel ihr Schiff zu verlassen, dem Kaiser Arcadius sich vorzustellen und dann weiter nach Thessalonich zu gehen. An der Küste von Griechenland kam ihnen ein kaiserlicher Feldoberst entgegen und zwang sie, ihr Schiff zu verlassen und zwei kleinere zu besteigen, welche sie ungefährdet und schnell nach Constantinopel brachten. Als sie dort sich ausschiffen wollten, wurden sie eine Zeitlang durch Zöllner daran verhindert; und plötzlich setzten sich beide Fahrzeuge wieder in Bewegung und stießen vom Lande ab; die erstaunten Bischöfe wußten nicht warum und wohin. Es war Abend. Man brachte sie nach Athyrus, einem thracischen Schlosse am Meer. Dort angelangt, wurden sie wie Gefangene behandelt, die Abendländer in ein gemeinschaftliches Zimmer, die Morgenländer jeder in eine Kammer gesperrt, und ohne Bedienung und Nahrung gelassen.

Am anderen Morgen forderte ein Abgeordneter des Kaisers den italienischen Bischöfen ihre Briefe ab, und als sie erwiederten, sie würden dieselben persönlich dem Kaiser einhändigen, warf sich ein Feldoberst mit solchem Ungestüm auf

den Bischof Marianus, daß er ihm den Daumen zerbrach und die Briefe mit Gewalt entriß. Bald darauf erschien wieder Jemand bei ihnen und bot ihnen eine große Geldsumme, wenn sie die Kirchengemeinschaft mit Atticus einzehen und des Chrysostomus ferner nicht erwähnen wollten. Sie wiesen empört den Antrag ab. Da ließ der Feldoberst sie aus dem Schloß führen, in Begleitung von zwanzig Soldaten ein Schiff besteigen und ohne Umstände nach Calabrien zurückfahren. Zu solchen Maßregeln griff die Gegenpartei des Chrysostomus aus Furcht vor einem rechtmäßigen Concil. Zu so schmachvoller Treulosigkeit ließ sich Arcadius mißbrauchen. Was aus den vier orientalischen Bischöfen geworden sei, welche gewagt hatten, in Rom die Hülfe des Abendlandes gegen die schreiendste Ungerechtigkeit in Anspruch zu nehmen, erfuhr man später. Anfangs hieß es, sie wären in's Meer gestürzt; aber sie wurden an die äußersten Gränzen des oströmischen Reiches in eine solche Verbannung geschickt, daß sie wie verloren zwischen wilden Völkern und wie begraben in Wüsten waren. Eulysius wurde tief nach Arabien verbannt, wo die Sarazenen umher schweiften; Palladius nach Syene, der südlichsten Stadt Aegyptens, in der Nachbarschaft der wilden Blemmyer, der grausamsten Völkerschaft Aethiopiens; Demetrius in die entfernteste Oase Lybiens, die von den Streifzügen der räuberischen Mazikeu beständig heimgesucht wurde; Cyriacus endlich nach Palmyra, jenseits der großen syrischen Wüste, an der Gränze von Persien. Die prätorianischen Soldaten, welche diese ehrwürdigen Männer in's Exil führten, behandelten sie mit muthwilliger Härte. Bald mußten sie doppelte Tagereisen machen, bald auf ungesattelten Pferden reiten, bald war die Nahrung ungenießbar, bald mußten sie in öffentlichen Schenken zwischen gemeinem Gesindel übernachten. Manche Bischöfe, durch deren Städte sie kamen, freuten sich ihres Elendes. Andere bezeigten ihnen innige Theilnahme, wurden aber von den Prätorianern verhindert, Labung und Erleichterung ihnen zukommen zu lassen.

Atticus fühlte sich tief gekränkt durch die Anhänglichkeit so vieler Bischöfe und des größten Theiles seiner Gemeinde an Chrysostomus. Man rühmte seine Gelehrsamkeit, seine Rednergabe, seine Milde, seine Thätigkeit. Verblendet durch das Lob und durch seine natürlichen Gaben, und erfüllt von Selbstgefälligkeit, verlor Atticus ganz aus den Augen, daß es nicht die Person des Chrysostomus, sondern seine, von einer erhabenen Persönlichkeit getragene, rechtmäßige Stellung in der Kirche sei, die ihn zum Mittelpunkte der Liebe und Theilnahme aller Gläubigen machte. Atticus erwirkte einen Befehl des Kaisers, wodurch dieser alle Bischöfe des oströmischen Reiches von ihren Sitzen stieß, welche nicht in Kirchengemeinschaft traten mit Atticus, mit Theophilus von Alexandrien und mit Porphyrius von Antiochien. Ein Federzug von der schwachen Hand des Arcadius, und die verdienstvollsten Männer wanderten in's Elend! Einige gingen nach Rom, Andere in Klöster; noch Andere lebten als Privatleute in großer Dürftigkeit und immer von Spähern umringt und belauert. Priester und Diakonen, Mönche und Einsiedler, Alle, welche die Unrechtmäßigkeit als eine Befleckung der heiligen Kirche verabscheuten, traf Verfolgung. Kaiser Honorius schrieb umsonst seinem Bruder: „Was soll hieraus entstehen, als Spaltungen in der allgemeinen Kirche? Müssen nicht aus so traurigen Verhältnissen Häresien entspringen, welche der Einheit so schädlich sind? Dem Volke ist es nicht zuzurechnen, wenn es wegen der verschiedenen kirchlichen Parteien auch in bürgerliche Zerwürfnisse fällt. Die öffentliche Macht selbst hat den Grund zum Unfrieden gelegt und den Zunder des Aufruhrs angefacht.“ Kaiser Honorius war kein sehr tiefblickender Geist, allein die Tragweite dieser Ereignisse lag ihm doch klar vor Augen. Arcadius aber sah nichts mehr, als mit den Augen seiner Umgebung an.

Chrysostomus schrieb den verfolgten Bischöfen und Geistlichen mit derselben übernatürlichen Freudigkeit, die er in seinen eigenen Leiden empfand. „Selig seid ihr wegen Ketten und Bande! selig seid ihr wegen Kerker und Exil! selig, und

mehr denn dreimal selig seid ihr! Wie Johannes, der Rufer in der Wüste, der beleidigten Rechte der Ehe sich annahm, und die Ehre davon trug, der erste Martyrer zu sein: so habt ihr euch der beleidigten Rechte der Braut Christi, der Kirche, angenommen und, dem Willen und der Standhaftigkeit nach, bereits tausend Mal den Martertod erduldet." An Papst Innocenz schrieb er um dieselbe Zeit: „Wäre es auf dich angekommen, heiliger Vater, so wäre jetzt allen Aergernissen ein Ende gemacht, die Ruhe überall hergestellt, die Kirche in den Genuß eines sicheren Friedens eingesetzt und die verletzten und beleidigten Gesetze und Verordnungen derselben wären vertheidigt und wieder aufgerichtet. So viele Mühe hast du dir gegeben und nichts von dem Allen ist geschehen, hingegen ein Verbrechen auf das andere gehäuft; und doch bitte ich dich, theuerster heiliger Vater, würdige die Stifter des Unheils, obzwar sie keiner Besserung fähig zu sein scheinen, noch ferner deiner Wachsamkeit. Es betrifft ja die höchsten Güter der Erde: Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in den zerrütteten Kirchen, des Ansehens der verachteten und beleidigten kirchlichen Gesetze; das Heil der verschüchterten und verwirrten Gemeinden; die Rettung des bedrängten Klerus; die Rückkehr heiliger Oberhirten. Ich flehe dich an, heiliger Vater, um so wachsamer zu sein, je größer der Sturm ist. Wir dürfen ja hoffen, daß diesen Ungesetzmäßigkeiten abgeholfen werden könne. Sollte es aber nicht geschehen, so bleibt dir bei der Barmherzigkeit Gottes deine Krone gewiß für die flammende Liebe, mit der du Alle getröstet hast, welche Unrecht leiden müssen. Mich tröstet diese gütige, eifrige, wahre Liebe ungemein in der Pest, dem Hunger, der Einsamkeit, der Lebensgefahr unter den isaurischen Schwertern. Und sollte ich an einen noch wüsteren Ort und in noch größeres Elend verwiesen werden, so wird sie mir eine Kräftigung in all' meiner Trübsal sein."

Er hatte neben seinen Leiden um die Kirche, und neben seinem Schmerze, zur Unthätigkeit verdammt zu sein, während sein Herz vor Eifer für das Heil der Seelen brannte, auch

persönlich manche Noth auszustehen. Der Winter des Jahres 406 war ungeheuer streng, sogar für Armenien. Alle Wege verschneiten und wurden unzugänglich. Das benutzten die Isaurier, die mit den Beschwerden der Jahreszeit vertraut waren und um so dreister wurden, als sie sich vor den Truppen sicher wußten. Sie schwärmten ungestört umher, überfielen Dörfer und Städte, raubten, verwüsteten Habe und Haus, schleppten Männer und Weiber in die Gefangenschaft und verbreiteten ein solches Entsetzen, daß die Menschen mitten im Winter ihre Wohnsitze verließen, ihre Häuser der Plünderung Preis gaben und vor diesen Barbaren in Höhlen und Felsenklüften sich verbargen. Chrysostomus war sehr krank; allein auch er mußte flüchtig werden, sein bequemes Haus in Cucusus verlassen und nach Arabissa gehen, einer Stadt im taurischen Gebirge, deren festes Schloß ihn aufnahm. Das gewährte Obdach und Schutz, doch weiter nichts. Es hatten sich viele Bewohner des Landes in diese Burg geflüchtet; der Raum war überfüllt und wegen seiner engen Wohnung litt er viel Ungemach und wurde noch kränker. Im Sommer kehrte er nach Cucusus zurück und schrieb an Olympias: „Ich bin von einer schweren Krankheit glücklich befreit; aber uns bedrohen jetzt Pest und Hungersnoth, diese Früchte der isaurischen Kriegszüge. Sie machen alle Wege so unsicher, daß Reisende in keine geringe Lebensgefahr gerathen. Andronicus ist, wie er sagt, in ihre Hände gefallen und, beraubt, mit dem nackten Leben davon gekommen. Darum bitte ich dich, schicke mir keine Boten mehr. Wenn Jemand, mir zu Gefallen, herreiste und den Tod fände, so weißt du wohl, wie schmerzlich mir das sein würde. Erfährst du aber, daß irgend ein zuverlässiger Mann in eigenen Angelegenheiten herreist, so gib ihm Briefe mit.“ Für ihn, der seinen Freunden so zärtlich zugethan war, daß er sonst immer um Nachrichten bittet und öfters versichert, ihre Briefe wären die Labung seiner Einsamkeit und die größte Entbehrung für einen Menschen sei die Trennung von den Freunden — für ihn war es keine geringe Prüfung, daß er nun auch dieser

Freude entsagen sollte. Indessen gingen die Reisen zu ihm fort und fort und Olympias schickte ihm beträchtliche Geldsummen, um arme Leute auszulösen, welche in isaurische Gefangenschaft gerathen waren. Das machte ihn sehr glücklich; er hatte Mitleid mit jedem Elend und ruhte nicht, bis er nach Kräften Abhülfe geschafft hatte. Der Bischof von Arabissa, an dem er einen warmen Freund gefunden hatte, beglückte ihn durch Zusendung heiliger Reliquien von Martyrern. Chrysostomus ließ sie dem gottseligen Priester Rufinus zukommen, der in Phönicien das Evangelium verkündete, und fügte eine Geldsendung hinzu, damit über diese ehrwürdigen Ueberreste Gotteshäuser errichtet werden möchten.

Den Winter des Jahres 407 brachte er so erträglich zu, „daß alle Armenier darüber erstaunen,“ schreibt er an Olympias, „wie ich mit einem Leibe, der schwach wie eine Spinnwebe ist, den Winter so gut ertrage. Ich muß freilich immer in meinem Hause wie in einem Kerker eingeschlossen bleiben. Was ich in Arabissa und durch die Flucht vor den Isauriern ausgestanden habe, hätte mir wohl den Tod bringen können und statt dessen erfreue ich mich eines ungestörten Wohlbefindens. Ich denke, daß dir das ein großer Trost sein wird. Aber genug von der Gesundheit! — Ich schicke dir eine kleine Abhandlung über den Satz zu: daß Niemand Demjeniger schaden kann, der sich nicht selbst schadet. Lies sie fleißig; sie wird dir, hoffe ich, eine heilsame Arznei sein. Gibst du aber meinen Ermahnungen kein Gehör und läßt du dich von Gram überwältigen: so werde ich dir auch keine langen Briefe mehr schreiben. Wohl ist es traurig zu hören, daß hier eine Kirche zu Grunde geht, und dort eine andere von Wind und Wellen bestürmt wird; daß diese statt eines Hirten einen Wolf, jene statt des Arztes einen Henker und eine dritte statt des Steuermannes einen Seeräuber habe. Wem ginge solche Trübsal nicht zu Herzen? Also darfst du dich betrüben, aber mit Maß. Es ist schon gefährlich, sich wegen eigener Vergehungen übermäßig niederschlagen zu lassen, um wie viel mehr ist es ein wahrer Ruin der Seelen, wegen fremder Sünde in untröstliche Trauer zu versinken.

Sieh, du solltest allzeit fröhlich sein, wie die Engel, solltest dich freuen, jubelnd deine Stirne bekränzen und statt dessen erleichterst du dem Satan den Angriff auf deine heilige Seele, indem du einer ungeordneten Traurigkeit Thür und Thor öffnest.“ Man sieht aus diesen Ermunterungen an Olympias, daß auch die Heiligen ihre Fehler haben; jedoch Fehler, die bei gewöhnlichen Menschen Tugenden sein würden. Welch' ein Glaube an die göttliche Sendung und Thätigkeit der Kirche und an ihren heiligen Einfluß auf die Menschheit liegt in diesem gränzenlosen Schmerz über das Einschleichen eines unheiligen Geistes!

Bald darauf schickte Chrysostomus eine zweite Abhandlung an Olympias, ein Büchlein für Diejenigen, die Anstoß genommen haben an den Leiden des gläubigen Volkes und der Priester und an dem Abfall Einiger. Es gibt allzeit Menschen, welche schwach im Glauben sind und es nicht fassen, warum die Frommen und Tugendhaften oftmals so schwer mit Leiden heimgesucht werden; und Andere, welche am Glauben sich irr machen lassen, weil sie sehen, daß auch Gläubige fallen und abfallen, und weil sie nicht berücksichtigen, daß die Annahme der Glaubenslehre ohne den standhaften Willen, sie praktisch auszuführen, nur eine Schwäche des Einzelnen ist und keinesweges ein Mangel an objectiver Kraft des Glaubens. Solche schwache und verstörte Gemüther gab es denn auch unter den Rechtgläubigen in Constantinopel, und die Schriften, welche Chrysostomus an Olympias schickte, waren zum Trost, zur Kräftigung, zur Aufklärung der Zaghaften, der Gequälten und der Unwissenden geschrieben. „Täglich sieht man Leute, sagt ihr, die ein Aergerniß nehmen an den Leiden sowohl wie an den Verbrechen innerhalb des Christenthums. Das ist wahr; aber das beweist auch, daß diese Leute keine wahren tapfern Streiter Christi sind. Die starken, gottliebenden Gemüther lassen sich durch die Erfahrungen von menschlicher Schwäche und menschlicher Bosheit keinesweges im Glauben erkälten. Jener arme Schächer auf Golgatha nahm kein Aergerniß daran, den Sohn Gottes gekreuzigt und die Juden über ihn triumphiren zu sehen; und das erwarb ihm das Paradies. Dergleichen Ereig-

nisse sind Zulassungen Gottes, damit sich die Guten bewähren und die Bösen bekehren. Hätte Christus nicht sein erhabenes Opfer am Kreuze darbringen sollen, weil dadurch Einige an seiner Gottheit irre wurden? Hätte das Kreuz nicht erscheinen sollen, weil es, wie der Apostel sagt, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit ist? Nicht in der Natur des Kreuzes liegt der Anstoß, sondern in der Thorheit Derjenigen, welche sich daran stoßen. Die heilige Schrift ist die Quelle zahlloser Ketzereien geworden. Darf man deshalb Anstoß an ihr nehmen, sie für unheilig erklären, sie abschaffen? Keineswegs! lächerlich wäre es, an der göttlichen Offenbarung Anstoß zu nehmen; nur der Mißbrauch, den boshafte und verkehrte Lehrer mit ihr getrieben haben, ist anstößig. Hätte man im Zeitalter der Apostel Anstoß daran genommen, die Christen auf der Folter und im Kampfe mit wilden Thieren, Einige aber als Ueberläufer zum Götzendienste zu sehen: so würden wir jetzt gar kein Christenthum haben. Es kam aber ganz anders! während dreihundert Jahren diente die Verfolgung nur zur Ausbreitung und zur Bewährung des Christenthumes. Also nehmet keinen Anstoß an der Trübsal der Gegenwart, die gering ist im Vergleiche zur Vergangenheit. Brandmarkt euch nicht selbst mit dem Stempel armseliger Schwäche. Blickt auch nicht beständig auf die Gefallenen; blickt vielmehr auf die Beharrlichen, die Unerschütterlichen, die standhaften Bekenner, deren Zahl Jene weit überwiegt. Wäre es aber auch gerade umgekehrt, so bedenkt, daß vor Gott ein einziger Getreuer mehr gilt, als tausend Uebertreter."

In seiner Liebe zu Gott und dem Gekreuzigten, die solche Wunder der Liebe gethan haben, um die Seelen zu retten, und in seiner tiefen Verachtung aller Dinge der Erde, mögen sie Glück, mögen sie Mißgeschick heißen, rief er aus: „Wer die himmlische Liebe empfindet, dem sind die Wonnen des Irdischen ein eitles Nichts. Diese Sprache ist uns unverständlich; das darf uns nicht befremden: wir sind ja nur Fremdlinge in dieser himmlischen Tugend. Wer von dem heiligen Feuer der Liebe Jesu angeglüht ist, wird gegen Ehre

und Schmach gänzlich gleichgültig sein; wird sich von irdischem Blendwerk so wenig angezogen fühlen, als sei er allein auf der Welt; wird alle Drangsale der Verfolgung so ruhig hinnehmen, als ertrüge er sie in einem fremden Leibe; wird sich gegen jede Versuchung zum Genuß thörichter Freuden verhalten, wie gegen einen Leichnam; wird befreit vom Joche der Leidenschaften rein sein, wie geläutertes Gold."

In dieser himmlischen Seelenstimmung lebte Chrysostomus in Cucusus. Aber daß er so lebte, so geheiligt durch seine Schicksale, so verehrt, so bewundert, so geliebt von der ganzen gläubigen Welt, so aufgesucht von Fremden und Freunden, aus der Nähe wie aus der Ferne; daß er in seinen taurischen Bergen der Gegenstand größter Theilnahme für den Kaiser Honorius, für den Papst, für die ganze Kirche des Abendlandes war; daß die dringendsten und eifrigsten Verwendungen für ihn bei Kaiser Arcadius nie aufhörten: dies Alles reizte seine Gegner immer heftiger gegen ihn auf. Sie konnten nicht mehr ertragen, daß er lebe. Er war ihnen ein beständiger heimlicher Vorwurf, eine beständige heimliche Furcht. Es wurde ein kaiserlicher Befehl erwirkt, der ihn im Juni 307 nach Arabissa verbannte. Der Bischof und die Einwohner von Cucusus nahmen von ihm mit schmerzlicher Theilnahme Abschied und mit freudiger begrüßte man ihn in Arabissa. Doch bald wurde anders über ihn verfügt. Er sollte Armenien verlassen und nach der Provinz Colchis, der äußersten des römischen Reiches, sich begeben. Die Stadt Pityusa, am östlichen Gestade des schwarzen Meeres, wurde ihm zum Aufenthalte angewiesen. Zwei Offiziere der kaiserlichen Leibwache wurden eigens aus dem Hoflager nach Arabissa geschickt, um diesen Befehl zu überbringen und Chrysostomus nach Pityusa zu begleiten. Es hieß, sie hätten den Auftrag gehabt, dafür zu sorgen, daß er unterwegs umkäme. Ihr Verfahren gegen ihn macht diesen Verdacht nicht unwahrscheinlich.

Mitten im Sommer mußte Chrysostomus die lange beschwerliche Reise antreten und ungewöhnlich große Tage-

märsche zurücklegen. Weder die Sonnenglut im ebenen Lande, noch Ungewitter, Sturm und Regengüsse in den taurischen Gebirgen hemmten die eilige Reise. Der eine Offizier war menschlich gesinnt und hätte dem heiligen Patriarchen wohl etwas Ruhe gegönnt; aber der andere war desto grausamer. Nie ließ er in Städten übernachten, wo Chrysostomus eine bequeme Herberge, Bäder, Medicamente, gesunde Nahrung gefunden hätte. Mit einer grimmigen Bosheit trieb er zum Marsch, wenn die Sonne am heißesten stach und der Regen am heftigsten strömte. Chrysostomus war zuweilen so durchnäßt, daß seine Kleider ringsum trieften, und sein kahles Haupt litt furchtbar durch die Hitze. Todtkrank langte er zu Comana in Pontus an. In dieser ansehnlichen Stadt hätte er Alles gefunden, was ein Kranker zu seiner Herstellung braucht. Statt dessen wurde ihm nicht eine Stunde Rast gegönnt! er wurde hindurch und nach einer Kirche zwei Stunden außerhalb der Stadt geführt. In deren Nebengebäude übernachtete er. Diese Kirche war dem heiligen Blutzeugen Basiliskus geweiht, der im Jahre 312 auf dieser Stelle den Martertod gefunden hatte und dessen Ueberreste in der Kirche begraben waren. Chrysostomus fühlte sich zum Sterben krank. In der Nacht erschien ihm der heilige Basiliskus und sagte: „Sei getrost, mein Bruder; morgen sind wir beisammen.“ Da erwartete er seine nahe Erlösung und bat am anderen Morgen die Wache, den Aufbruch bis gegen Mittag zu verschieben; er hoffte, bis dahin würden seine Leiden ihr Ende erreicht haben. Aber sein Peiniger trieb ohne Erbarmen vorwärts und so schleppte er sich noch anderthalb Stunden weiter. Allein seine Schwäche und seine Schmerzen im Kopfe nahmen überhand. Er sank zusammen und mußte zur Kirche des heiligen Basiliskus zurückgebracht werden, wenn man ihn nicht auf der Landstraße umkommen lassen wollte. Der Priester dieser Kirche nahm ihn wieder freundlich auf und Chrysostomus bereitete sich mit stiller Freude zu seinem Einzug in den Himmel vor, eingedenk des Wortes seines göttlichen Meisters: „Selig seid ihr, wenn ihr um der

Gerechtigkeit willen verfolgt werdet." Dieser verheißenen Seligkeit ging er entgegen. Er legte seine Reisekleider ab und ein schönes weißes Gewand an, um im bräutlichen Kleide bei dem himmlischen Hochzeitsmahle des Lammes zu erscheinen. Dann vertheilte er seine Habseligkeiten an die Anwesenden. Er war nüchtern geblieben; der Priester reichte ihm die heilige Wegzehrung im theuersten Sacramente und betete mit ihm. Dann streckte sich der Heilige ruhig aus, wie zum Schlafe, sagte den Wahlspruch seines Lebens „Ehre sei Gott in allen Dingen!" bezeichnete sich dabei mit dem heiligen Kreuze und hauchte mit dem letzten Amen seine Seele aus. Es war der 14. September des Jahres 407. Er wurde neben dem heiligen Martyrer Basiliskus, unter großem Zusammenfluß frommer Gläubigen, feierlich begraben. Die hellste Fackel der Kirche des Morgenlandes, flammend von himmlischer Liebe, strahlend von himmlischer Weisheit, war erloschen.

Am 1. Mai 408 starb Kaiser Arcadius in der Blüthe des Lebens, nachdem er dreizehn Jahre zugesehen hatte, wie seine verschiedenen Günstlinge das oströmische Reich regierten. Sein siebenjähriger Sohn, Theodosius der Jüngere, bestieg den Thron. Dreißig Jahre später hatte Constantinopel ein merkwürdiges Schauspiel: die Reliquien des heiligen Chrysostomus wurden auf Betrieb des nunmehrigen Patriarchen Proclus, seines gottseligen Jüngers, der Kirche zurückgegeben, die noch immer die Trennung von ihrem heiligsten Patriarchen betrauerte. Mit begeisterter Freude fuhren die Gläubigen, Männer und Frauen, in tausend Barken, mit Kerzen und Fackeln der entseelten Hülle entgegen, um im Wiederschein des majestätisch erleuchteten Bosporus Demjenigen die letzte Ehre zu erweisen, der einst in dunkler einsamer Nacht über diesen Bosporus wie ein Verbrecher und als ein Geächteter in die Verbannung ziehen mußte. In der Kirche der heiligen Apostel, der Grabstätte der Kaiser und der Patriarchen, wurden seine Reliquien beigesetzt. Mit tiefer Andacht wohnten Kaiser Theodosius und seine Schwester Pulcheria der Feier-

lichkeit bei, und verehrten Den im Tode, den ihre Eltern im Leben verfolgt hatten. Das war der Ausgang dieser Tragödie der Geschichte. Es ist so recht eine von denen, welche die Tugend im Kampfe mit dem Laster, äußerlich besiegt, innerlich unüberwunden — irdisch zertreten, himmlisch verklärt zeigt.

Die Jüngerin des heiligen Meisters folgte ihm bald in die Ewigkeit. Im Jahre 410 starb Olympias. Der Schatten des Kreuzes, der ihr lieber war, als der Glanz der Welt, und in den sie sich ihr Lebenlang mit Wonne verborgen hatte, ruht so tief auf ihren letzten Lebensjahren, daß alle Nachrichten über sie aufhören. Nach dem schönen Ausdrucke ihres heiligen Lehrers ging sie durch die Welt wie durch eine Wüste, und in dieser Wüste entschwindet sie dem menschlichen Blicke. Aber sie gehört zu den großen und zärtlichen Seelen, an denen jene alten Tage so reich sind, welche das Glück der Liebe in der Liebe zum Leiden finden, die sie theilen mit „dem Gott ihres Herzens, ihrem Erbe und Antheil in Ewigkeit."